LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Die Grenzboten

69. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber:

Paul Mahn George Cleinow

Nr. 14

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Inhalt

Nationalstaat oder Wirtschaftsverband? Von G. Cleinow . . . 1

Liborius und Franziskus. Von Börries, Freiherrn von Münchhausen 8

Fideikommisse. Von O. O. S. 14

Intellektualismus und Dekadenz. Von Léon Bazalgette 19

Briefe und Tagebücher des deutschen Volkes aus Kriegszeiten. Von v. Ubisch 30

Im Kampf gegen die Uebermacht. Von Bernt Lie 33

Maßgebliches und Unmaßgebliches 42

Reichsspiegel: Die Romreise des Reichskanzlers.

Von neuen Büchern. Von Heinrich Spiero. (Schluß) 44

50 Pf. das Heft.

Verlag der Grenzboten G. m. b. H. Berlin SW. 11.

6 Mark. das Vierteljahr.

Disconto-Gesellschaft

Berlin – Bremen – Frankfurt a. M. – London – Mainz
Höchst a. M. — Homburg v. d. H. — Potsdam — Wiesbaden

Kommandit-Kapital . . M. 170 000 000
Reserven . . . . . rund M. 60 100 000

Wechselstuben und Depositenkassen in Berlin:

W, Unter den Linden 35 *
W, Unter den Linden 11 (vorm. Meyer Cohn)
W, Potsdamer Str. 99, nahe Bülowstr.
W, Potsdamer Str. 129/130, nahe Eichhornstrasse.
W, Kleiststr. 23 *, Ecke Bayreuther Str.
W, Motzstr. 53 *, Ecke Bamberger Str.
C, Königstrasse 43/44
C, Rosenthaler Strasse 45, nahe dem Hackeschen Markt
S, Oranienstr. 141, nahe Moritzplatz
SW, Leipziger Str. 66, nahe Spittelmarkt
SW, Belle-Alliance-Strasse 5*, Ecke Teltower Strasse
SO, Brückenstrasse 2
NO, Große Frankfurter Strasse 106 (Strausberger Platz)
NW, Alt-Moabit 83c, Ecke Crefelder Str.
Charlottenburg, Joachimsthaler Str. 2, nahe dem Bahnhof Zoologischer Garten
„ **Kantstrasse 137 *,** Ecke Schlüterstrasse
„ **Bismarckstrasse 68 *,** Ecke Windscheidstrasse
Friedenau, Kaiser-Allee 140 *, nahe dem Ringbahnhof Wilmersdorf-Friedenau
Schöneberg, Bayerischer Platz 9*, Ecke Grunewaldstrasse

An- und Verkauf börsengängiger Effekten, Wechsel und Schecks.

Einlösung von Kupons und Dividendenscheinen.

Depositen- und Scheckverkehr.

Besondere Abteilung für den Handel in Kuxen und in sonstigen Wertpapieren ohne offizielle Börsennotiz

Aufbewahrung von Wertgegenständen, verschlossenen Depots und Verwaltung von Wertpapieren.

Versicherung gegen Kursverlust bei der Auslosung.

Vermietung von feuer- und diebessicheren Stahlkammerfächern (Safes) unter Mitverschluss des Mieters.

Ausgabe von **Welt-Kreditbriefen,** die ohne vorheriges Avis in allen wichtigeren Plätzen der Welt zahlbar sind.

Beschaffung und Begebung von Hypothekengeldern.

Die mit einem * bezeichneten Depositenkassen besitzen **Stahlkammern.**

Die Grenzboten

69. Jahrgang. Zweites Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber:

Paul Mahn George Cleinow

69. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Berlin

Verlag der Grenzboten G. m. b. H.

1910.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

AP30
G7
v.89:2

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1910. Zweites Vierteljahr

(R. bedeutet Reichsspiegel)

Politik, Kolonialwesen, Militär.

	Heft	Seite
Adel, Der — in der Armee, von Oberst a. D. von Poellnitz	15,	49
Belgische Königspaar, Das — in Berlin	R. 23,	474
v. Bethmann Hollweg, Glossen zum Besuche des Reichskanzlers — in Rom und den Urteilen der Presse	R. 14,	42
v. Bethmann Hollweg, Rede über die Wahlrechtsreform im Herrenhaus	R. 16, 133;	18, 231
v. Bethmann Hollweg und die Parteien	26,	622
„Bismarck-Dogma", Das — in der Politik	R. 20,	336
Bismarck und England. Eine historisch-politische Auseinandersetzung über „Weltpolitik" und die „britische Gefahr", von Maximilian v. Hagen	24,	489
Borromäus-Enzyklika, Besprechung der — im Abgeordnetenhause	R. 24,	524
Borromäus-Enzyklika, Notenwechsel zwischen Preußen und dem Vatikan um die	R. 25,	570
Borromäus-Enzyklika, Die Protestanten und die	R. 26,	625
Dernburg, Rücktritt des Staatssekretärs	R. 24,	521
Deutsche Tageszeitung, Die — über die Grenzboten	18,	231
Eduard der Siebente, König von England, †	R. 19,	279
— — , Beisetzung	R. 21,	383
Elsaß-Lothringen, Gedanken über	17,	145
do. Die Verfassungsfrage in	R. 18,	231
Elsaß-lothringische Fragen. Die Autonomie, von L. F. Clemens	26,	585
Georg der Fünfte, König von England, Thronbesteigung	R. 19, 281;	21, 382
Grenzboten, Die Deutsche Tageszeitung über die	18,	231
v. Gwinner, Direktor der Deutschen Bank, gegen Finanzminister v. Rheinbaben im Herrenhause	R. 23,	476
Indiens, Das Kastensystem —, sein Wesen und seine Bekämpfung, von Dr. Freiherrn v. Mackay	19,	256
Italiens Interessen auf der Balkanhalbinsel	R. 15,	85
Kolonialpolitik, Die neuere —, von Rudolf Wagner	16,	97
Landtags, Schluß des preußischen	R. 25,	574
Liberalismus und Organisation, von Paul Feucht	22,	416
Ministerwechsel in Preußen (v. Moltke — v. Dallwitz, v. Arnim — v. Schorlemer)	R. 26,	621
Mittelparteien, Zur Auffrischung der —, von „Y."	15,	86
Nationalstaat oder Wirtschaftsverband?, von George Cleinow	14,	1
Persien, Deutschland in —	R. 21,	385
Pichon, Unterredung des französischen Ministers des Auswärtigen — mit Kaiser Wilhelm in London	R. 22,	432
Politische Stimmung im Reich und in Preußen bei Beginn der Parlamentsferien	R. 20,	334
Polnischen Volksbanken in Oberschlesien, Die —, von Dr. Ernst Sontag	19, 241;	20, 319
Reichstagsersatzwahl im Wahlkreise Oletzko-Lyck-Johannisburg	R. 16,	135
Reichstagsersatzwahl in den Wahlkreisen Usedom-Wollin und Friedberg-Büdingen	R. 26,	625
Reichs-Wertzuwachssteuer s. „Wertzuwachssteuer".		
v. Rheinbaben, Finanzminister — und v. Gwinner im Herrenhause	R. 23,	476
San Giuliano, Marchese di —, italienischer Minister des Auswärtigen, in Berlin	R. 23,	474
Schumann, Robert —, der Achtundvierziger (Zum hundertsten Geburtstag), von Wilhelm Kleefeld	23,	463
Sozialdemokratie, Die — als Regierungspartei oder Ein Schwabenstreich, von Prof. P. Feucht	19,	282
Turkestan, Senatorenrevision in —, von Dr. F. v. Papen	25,	553
Vereinigten Staaten, Die —, ihre innere und äußere Tagespolitik, von F.	21,	364
Wahlrechtsdemonstrationen in Berlin, Die Polizei und die — (vgl. auch Band I, R. 10, 477 und 11, 523)	R. 15,	83
Wahlrechtsvorlage, Die preußische — (Die Konservativen und die letzten Spuren der Blockära)	R. 15,	85
Wahlrechtsvorlage, Die preußische — im Herrenhause	R. 16, 133;	18, 230
Wahlrechtsvorlage, Die preußische —; Die Haltung der Konservativen	R. 17,	178
Wahlrechtsvorlage, Die preußische —; Aussichten eines Kompromisses zwischen Konservativen und Nationalliberalen	R. 19,	281
Wahlrechtsvorlage, Die preußische —; Zurückziehung durch die Regierung	R. 22,	429
Wehrsteuer, Die Frage der	20,	335
Wertzuwachssteuer-Entwurf im Reichstage	R. 16, 135; 17, 179;	18, 230
Wertzuwachssteuer-Entwurf, Aufschub der Beratung bis zum Herbst	R. 19,	281
Wilhelms des Zweiten, Unterredung des Kaisers — mit dem französischen Minister des Auswärtigen Pichon in London	R. 22,	432
Wirtschaftliche Einflüsse auf die nationale Stellung der Deutschen Österreichs, von Paul Samassa	23,	441

Volkswirtschaft, Sozialwesen, Verwaltung.

	Heft	Seite
Alkoholfrage, Zur	24,	511
Baugewerbe, Die Krisis im	R. 15,	84
Fideikommisse, von O. O. S.	14,	14
Frauenbewegung, Der praktische Nutzen der —, von Dr. Käthe Schirmacher	19,	251
Kali-Arbeiter, Zentrum und	R. 18,	229
Kaligesetz, Das — im Reichstage (s. auch „Reichs-Kaligesetz")	R. 17,	179

203778

Heft Seite

Kalipreise . . . . . R. 18, 229
Kastensystem Indiens, Das —, sein Wesen und seine Bekämpfung, von Dr. Freiherrn v. Mackay 19, 256
Reichs-Kaligesetz, Das neue —, von Heinr. Hirt 18, 211
Reichsschatz, Ein — für nationale Not, von Herm. Ehrhard 26, 610
Stellenvermittlergesetzes, Der Entwurf eines —, von Geh. Reg.-Rat Dr. Seidel 18, 206
Steuerquelle, Eine verschüttete —, von K. Schn. 17, 180
Verwaltung, Einzelheiten aus den Personalverhältnissen der preußischen 18, 193
Verwaltungsorganisation, Die preußische — früher 15, 61
Verwaltungsorganisation, Die preußische — jetzt 16, 115
Volksbanken, Die polnischen — in Oberschlesien, von Dr. Ernst Sontag 19, 241; 20, 319
Wehrkraft und Sport, von W. Scheibert . . 25, 580
Wertzuwachssteuer s. unter „Politik".
Wirtschaftliche Einflüsse auf die nationale Stellung der Deutschen Österreichs, von Paul Samassa 23, 441

Rechtswesen, Unterricht, Kirche.

Arbeiten, Die häuslichen 19, 285
Borromäus-Enzyklika, Die päpstliche — s. unter „Politik".
„Christusmythe", Die deutsche Theologie und die —, von Prof. Dr. Faut 19, 263
Gilgamesch, von Pastor Lic. G. Wustmann . 23, 481
Haftstrafe, Bedeutung und Vollzug der — nach dem Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch, von Dr. jur. B. v. Katte . . . 17, 163
Körperliche Züchtigung in höheren Schulen, von „Jurist" 18, 232
Kulturproblem, Das — und die Religion, von Karl König 17, 151
Reichsgericht, Der Kampf um ein geistig hochstehendes —, von Dr. Wilhelm Krüger . . 16, 136
Steuerquelle, Eine verschüttete — (Stempelgebühr für Prozeßvollmachten), von K. Schn. 17, 180
Strafrechtsreform, Zur —, von „Jurist" . . 23, 477
Volksschullehrer, Der — und die deutsche Sprache, von Erich Schlaikjer 25, 537
Wissenschaft, Die Freiheit der —, von Prof. Dr. von Hansemann 21, 345; 22, 393

Philologie, Philosophie und Naturwissenschaften, Länder- und Völkerkunde.

Antikes in neuer Form, von Bernhard Münz 22, 433
Argentinien, von Oberst a. D. von Kornatzki 22, 409
Freundschaft, von Jos. Aug. Lux 23, 484
Gespräch, von Gottfried Benn 22, 404
Indiens, Das Kastensystem —, sein Wesen und seine Bekämpfung von Dr. Freiherr v. Mackay 19, 256
Intellektualismus und Dekadenz, von Léon Bazalgette, übersetzt von E. v. Kraatz, geb. Gräfin Baudissin 14, 19
Konstantinopel, Tagebuchblätter einer jungen Türkin, von E. Lindberg-Dovlette 20, 326; 21, 373; 22, 423
Lichtenbergs Skeptizismus, Über —, von Guido Dinkgraeve 25, 546
Luftschiffahrt, Das Frankenbergsche Orientierungssystem für — 16, 138
Paracelsus, (Theophrastus —), von Hans Benzmann 18, 235
Plato für die Gegenwart, von Kurt Hildebrandt 23, 449

Kunst und Kultur.

Bürgerliche Kultur, Entwicklungstendenzen der modernen, dekorativen Kunst, von Ernst Schur 21, 388
Direktorium, Gesellschaft, Sitten und Salons unter dem — (1795 bis 1799), von Friedr. M. Kircheisen 20, 302
Freimaurer, Die Idee der Humanität und die —, von Z. 20, 297
Intellektualismus und Dekadenz, von Léon Bazalgette, übersetzt von E. v. Kraatz, geb. Gräfin Baudissin 14, 19
Kulturproblem, Das — und die Religion, von Karl König 17, 151
Kunstausstellungen in Berlin, Die fremden —, von Berthold Haendcke 15, 93
Kunstgewerbes, Die Geschichte des —, von Jos. Aug. Lux 16, 142
Kunstkrieg in Bayern, von Eugen Kalkschmidt 20, 340
„Manet" (Zur Ausstellung seiner Werke im Kunstsalon Cassirer), von Ernst Schur . . 15, 88
Sezession, Die 20. Ausstellung der Berliner —, von Hans Rosenhagen 18, 217
Zeitungen, Über den gegenwärtigen Stand der Frage der Sammlung deutscher —, von Dr. St. Kekule v. Stradonitz 23, 456

Literatur, Theater.

Amerika, Unsere Literatur über 17, 181
Briefe und Tagebücher des deutschen Volkes aus Kriegszeiten, von v. Ubisch 14, 30
Büchern, Von neuen —, von Heinr. Spiero (Schluß aus Heft 13) 14, 44
Chantecler (v. Rostand), von Richard M. Meyer 19, 289
Dramas, Zur Rettung des —, von Werner Richter 23, 480
Falke, Gustav, von Heinr. Spiero 21, 355
Fontane, Theodor — und Bernhard von Lepel 15, 54
Freiligrath, Ferdinand (Gedenkblatt zum 100. Geburtstag), von Prof. Dr. W. Berg 24, 502
Geistigen Güter, Die Verwaltung der —, von Erich Schlaikjer 16, 105
Gespräch, von Gottfried Benn 22, 404
Jacobsen, Jens Peter —, s. „Gespräch" von Gottfried Benn.
Ibsen-Schriften, von E. Jentsch 17, 188
Katholische Literatur 17, 184
Kritik, Der Superlativ in der —, von R. Krauß 18, 201
Lepel, Bernhard von —, s. „Fontane 2c."
Liborius und Franziskus, von Börries, Freiherrn von Münchhausen 14, 8
Lyrik, Die — des siebziger Krieges, von Victor Klemperer 26, 595
Mystik, Über das Studium der —, von Alexander Redlich 15, 71
Napoleon-Literatur, Neue —, von J. R. Haarhaus 19, 284
Sumurun, vom Überbrettl zum Unterbrettl, von Fritz Rumpf 22, 436
Zeitungskultur und Reporterpsyche, von Adolf Petrenz 24, 525

Romane, Novellen, Gedichte 2c.

Austauschprofessor, Der —, Humoreske von Wilhelm Poeck 23, 467; 24, 515; 25, 562; 26, 613
Gebet für ein wachsendes Feuer, Gedicht von Adolf Petrenz 17, 169
Lied am Weg, Gedicht von Armin T. Wegner 24, 514
Mädchen, Das — am Fenster spricht, Gedicht von Armin T. Wegner 16, 126
Mondnacht, In der —, Gedicht von Armin T. Wegner 24, 514
Riviera di Ponente, Gedicht von Armin T. Wegner 19, 266
„Rom", Sonett von Albert H. Rausch . . . 15, 75
Übermacht, Im Kampf gegen die —, Roman von Bernt Lie, übersetzt von Mathilde Mann (Fortsetzung aus I. Bd.) 14, 33; 15, 75; 16, 127; 17, 170; 18, 222; 19, 267
Splitter, von Armin T. Wegner 17, 168

Bücherbesprechungen.

Arnim, Eva von, Vierzig Jahre 15, 54
Vierbaum, Reife Früchte vom —, herausgegeben von Fritz Droop 24, 533

	Heft	Seite
Conrad, Dr. J., Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie	19,	288
Donat, Professor Joseph, Die Freiheit der Wissenschaft	21,	347
Duret, Manet	15,	89
Eilers, Ernst, Haus Ellerbrook	24,	531
Eulenburg, Herbert, Schattenbilder	24,	534
Falke, Gustav, Verschiedene Werke	12,	355—364
Freese, Heinrich, Die konstitutionelle Fabrik	15,	90
Freiligrath-Briefe, herausgegeben von Luise Wiens, geb. Freiligrath	15,	91
Friedrich Karl, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Prinzen — von Preußen, herausgegeben von W. Foerster	25,	574
Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 3. Auflage. IV. Bd.	16,	140
Hauschner, Auguste, Rudolf und Camilla	24,	532
Hengeler, Wilhelm, Sonnige Tage	24,	530
Henning, Hans, Friedrich Spielhagen	24,	534
Heyse, Paul, Heldunkles Leben	24,	530
Hoechstetter, Sophie, Frieda Freiin von Bülow	14,	44
Hoffenthal, Hans v., Lori Graff	24,	533
Hofmiller, Josef, Zeitgenossen	24,	534
Hohenlohe, Fürstin Marie zu — und Ferdinand v. Saar, Briefwechsel, herausgegeben von A. Bettelheim	14,	45
Holzmann, Michael, und Hanns Bohatta, Deutsches Anonymen-Lexikon	25,	578
Ilg, Paul, Der Landstörzer	24,	531
Jensen, Professor, Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur (1906)	23,	481
Jensen, Professor, Moses, Jesus, Paulus. Drei Varianten des babylonischen Gottmenschen Gilgamesch (1909).	23,	481
Junge, Dr., Amerikanische Wirtschaftspolitik	17,	182
Keiters katholischer Literaturkalender	17,	184
Kirchbach, Wolfgang — in seiner Zeit, herausgegeben von Marie Luise Becker und Karl v. Levetzow	24,	533
Knapp, Georg Friedr., Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit	20,	337
Koch, Prof. Hugo, Cyprian u. d. röm. Primat	26,	629
Kurz, Isolde, Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte	14,	46
Kurz Isolde, Florentinische Erinnerungen	14,	47
Lazarus, Nahida, Ein deutscher Professor in der Schweiz	21,	385
Marcks, Erich, Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart	24,	489
Martens, Kurt, Literatur in Deutschland	24,	534
Meisel-Heß, Grete, Sexuelle Krisis	17,	187
Moeschlin, Felix, Hermann Hitz	24,	531
Molo, Walter von, Die törichte Welt	26,	627
Napoleon, Auswahl der Briefe — s, herausgegeben von Kircheisen. II. und III. Bd.	19,	284
Napoleons Leben, Von Ihm Selbst, übersetzt von Dr. Heinr. Conrad	19,	285
Nibelungenlied, Unser —, in metrischer Übersetzung von Dr. H. Kamp	15,	89
Nöldeke, Hermann, Adolf und Otto, Wilhelm Busch	21,	386
Oppenheimer, Franz, Der Staat	25,	577
Pannwitz, Rudolf, Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache	25,	537
Pannwitz, Rudolf, Der Volksschullehrer und die deutsche Kultur	25,	538
Reiche, Emil, Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit	18,	237
Reichsgericht, Der Kampf um ein hochstehendes —, von einem Juristen	16,	136
Religion, Die — in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch, herausgegeb. v. Fr. M. Schiele, I Bd.	16,	139
Reventlow, Graf Ernst zu —, Was würde Bismarck sagen? Zur deutschen Flotte, zu England — Deutschland?	24,	489
Ritter, Constantin, Platon	23,	450
Rosenthal, Dr. Eduard, Ernst Abbe und seine Auffassung von Staat und Recht	25,	578
Scheffler, Karl, „Berlin. Ein Stadtschicksal"	14,	47
Schmitt, Eugen Heinrich, Ibsen als Prophet	17,	188
Schmidt, Expeditus, „Anregungen", Gesammelte Studien und Vorträge	17,	190
Seeliger, Ewald Gerhard, Zurück zur Scholle	24,	531
Sohnrey, Heinrich, Grete Lenz	24,	532
Steffen, Gustaf, Lebensbedingungen moderner Kultur	25,	577
Stegemann, Hermann, Kreisende Becher	24,	532
Stowasser, Josef Maria, Griechen- und Römerlyrik	22,	434
Strunz, Franz, Theophrastus Paracelsus	18,	236
Viebig, Clara, Die heilige Einfalt	18,	234
Waetzoldt, Wilhelm, Die Kunst des Porträts.	17,	188
Werner, Dr. Ludwig Friedrich, Aus einer vergessenen Ecke	20,	343
Wippermanns Geschichtskalender 1909, II Bde.	26,	628
Wolters, Friedrich, Minnelieder und Sprüche	24,	528
Woerner, Roman, Henrik Ibsen	17,	190
Zobeltitz, Fedor v., Friedel Halb-Süß	24,	532

Mitarbeiter-Verzeichnis.

	Heft	Seite
„Aeronaut": Das Frankenbergsche Orientierungssystem für Luftschiffahrt	16,	138
Bazalgette, Léon: Intellektualismus und Deladenz	14,	19
Benn, Gottfried: Gespräch	22,	404
Benzmann, Hans: Paracelsus	18,	235
Berg, Prof. Dr. W.: Ferdinand Freiligrath	24,	502
Boeffer, Studienrat Dr. Ernst: Freiligrath-Briefe	15,	91
C. J.: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, IV. Band	16,	140
Cleinow, George: Nationalstaat oder Wirtschaftsverband?	14,	1
Clemens, L. F.: Elsaß-lothringische Fragen. Die Autonomie	26,	585
Dinkgraeve, Guido: Über Lichtenbergs Skeptizismus	25,	546
Ehrhard, Herm.: Ein Reichsschatz für nationale Not	26,	610
„F.": Die Vereinigten Staaten, ihre innere und äußere Tagespolitik	21	364
Faut, Prof. Dr.: Die deutsche Theologie und die „Christusmythe"	19,	283
Feucht, Professor P.: Die Sozialdemokratie als Regierungspartei oder Ein Schwabenstreich	19,	282
Feucht, Prof. P: Liberalismus und Organisation?	22,	416
Gleichen-Rußwurm, Alex. v.: Die sexuelle Krisis, von Grete Meisel-Heß	17,	187
Gürtler, Dr. H.: Unser Nibelungenlied	15,	89
Haarhaus, J. R.: Neue Napoleon-Literatur	19,	284
Hagen, Maximilian v.: Bismarck und England	24,	489
Haendcke, Berthold: Die fremden Ausstellungen in Berlin	15,	93
Hansemann, Geh. Med.-Rat, Prof. D. v.: Die Freiheit der Wissenschaft	21, 345; 22,	393
Hildebrandt, Kurt: Plato für die Gegenwart	23,	449
Hink, Heinrich: Das Reichs-Kaligesetz	18,	211
Jahn, Georg: Die konstitutionelle Fabrik, von Heinr. Freese	15,	90
Jahn, Georg: Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit, von G. F. Knapp	20,	337
Jentsch, Carl: Ibsen-Schriften	17,	188
— Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie, von Dr. J. Conrad	19,	288
Jentsch, C.: Wippermanns Geschichtskalender	26,	628
Jentsch, Carl: Demokratische Arbeitverfassung	25,	576
„Jurist": Die körperliche Züchtigung in höheren Schulen	18,	282
„Jurist": Zur Strafrechts-Reform	23,	477
K.: Gedanken über Elsaß-Lothringen	17,	145
Kalkschmidt, Eugen: „Die Kunst des Porträts", von Wilhelm Waetzoldt	17,	188
Kalkschmidt, Eugen: Kunstkrieg in Bayern	20,	340
Katte, Dr. jur. Volko von: Bedeutung und Vollzug der Haftstrafe nach dem Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch	17,	163
Kekule von Stradonitz, Dr. Stephan: Über den gegenwärtigen Stand der Frage der Sammlung deutscher Zeitungen	23,	456
Kircheisen, Friedr. M.: Gesellschaft, Sitten und Salons unter dem Direktorium (1795—1799)	20,	302

	Heft	Seite
Kleefeld, Wilhelm: Robert Schumann, der Achtundvierziger	23,	463
Klemperer, Victor: Die heilige Einfalt, von Clara Viebig	18,	234
Klemperer, Victor: Die Lyrik des siebziger Krieges	26,	595
König, Karl: Das Kulturproblem und die Religion	17,	151
v. Kornatzki, Oberst a. D.: Argentinien	22,	409
Kraatz, E. v., geb. Gräfin Baudissin: Übersetzung von „Intellektualismus und Dekadenz“ von Léon Bazalgette	14,	19
Krauß R.: Der Superlativ in der Kritik	18,	201
Krüger, Dr. Wilhelm: Der Kampf um ein geistig hochstehendes Reichsgericht	16,	136
K. Schn.: Eine verschüttete Steuerquelle	17,	180
L.: Die Grundlagen des Papsttums	26,	628
Lie, Bernt: Im Kampf gegen die Übermacht (Fortsetzung) 14, 33; 15, 75; 16, 127; 17, 170; 18, 222; 20, 326; 21, 373;	19,	267
Lindberg-Dovlette, E: Konstantinopel	22,	423
Lux, Joseph August: Die Geschichte des Kunstgewerbes	16,	142
Lux, Joseph August: Freundschaft	23,	484
— Berühmte Väter	26,	626
Mackay, Dr. Freiherr v.: Das Kastensystem Indiens, sein Wesen und seine Bekämpfung	19,	256
Meyer, Richard M.: Chantecler	19,	289
Münchhausen, Börries Freiherr von: Liborius und Franziskus	14,	8
Münz, Bernhard: Antikes in neuer Form	22,	433
— Ein Deutsches Anonymen-Lexikon	25,	578
O. O. S.: Fideikommisse	14,	14
Papen, Dr. F. von: Senatorenrevision in Turkestan	25,	553
Petrenz, Adolf: Gebet für ein wachsendes Feuer (Gedicht)	17,	169
Petrenz, Adolf: Zeitungskultur und Reporterpsyche	24,	525
Poeck, Wilhelm: Das Busch-Buch	21,	386
— Der Austauschprofessor (Humoreske) 23, 467; 24, 515; 25, 562;	26,	613
v. Poellnitz, Oberst a. D.: Der Adel in der Armee	15,	49
Poppenberg, Felix: Theodor Fontane und Bernhard v. Lepel	15,	54
Rausch, Albert H.: Rom (Sonett)	15,	75
Redlich, Alex.: Über das Studium der Mystik	15,	71
Redlich Alex.: „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“. Handwörterbuch, herausgegeben v. Fr. M. Schiele	16,	139
Richter, Werner: Zur Rettung des Dramas	23,	480
Rosenhagen, Hans: Die 20. Ausstellung der Berliner Sezession	18,	217
Rumpf, Fritz: Sumurun. Vom Überbrettl zum Unterbrettl	22,	436
Samassa, Paul: Wirtschaftliche Einflüsse auf die nationale Stellung der Deutschen Österreichs	23,	441
Scheibert, W.: Wehrkraft und Sport	25,	580
Schirmacher, Dr. Käthe: Der praktische Nutzen der Frauenbewegung	19,	251
Schlaikjer, Erich: Die Verwaltung, der geistigen Güter	16,	105
Schlaikjer, Erich: Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache	25,	537
Schmidt, Otto Eduard: Ein deutscher Professor in der Schweiz, von Nahida Lazarus	21,	385
Schur, Ernst: Manet	15,	88
— Bürgerliche Kultur	21,	388
Seidel, Geh. Reg.-Rat, Dr.: Der Entwurf eines Stellenvermittlergesetzes	18,	206
Sontag, Amtsrichter Dr. Ernst: Die polnischen Volksbanken in Oberschlesien 19, 241;	20,	319
Speck, Wilhelm: Aus einer vergessenen Ecke, von Dr. L. F. Werner	20,	343
Spiero, Heinrich: Von neuen Büchern (Schluß aus Heft 13)	14,	44
Spiero, Heinrich: Gustav Falke	21,	355
— Neue Bücher	24,	530
v. Ubisch: Briefe und Tagebücher des deutschen Volkes aus Kriegszeiten	14,	30
Ballentin, Berthold: Friedr. Wolters, Minnelieder und Sprüche	24,	528
Wagner, Rudolf: Die neuere Kolonialpolitik	16,	97
Wartenberg, Carl v.: Die häuslichen Arbeiten	19,	285
— Die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Prinzen Friedrich Karl von Preußen	25,	574
Wegner, Armin T.: Das Mädchen am Fenster spricht (Gedicht)	16,	126
Wegner, Armin T.: Splitter	17,	168
— Riviera di Ponente (Gedicht)	19,	266
— Lied am Weg (Gedicht)	24,	514
— In der Mondnacht (Gedicht)	24,	514
Wustmann, Pastor Lic. Georg: Gilgamesch	23,	481
„Y.“: Zur Auffrischung der Mittelparteien	15,	86
„Z.“: Die Idee der Humanität und die Freimaurer	20,	297

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Nationalstaat oder Wirtschaftsverband?

Wie kommt es, daß das Deutschtum der Gegenwart überall, wo es in nähere Beziehungen zu anderen Nationalitäten tritt, von diesen zurückgedrängt wird? Und wie kommt es, daß die Zurückdrängung um so augenscheinlicher wird, je näher die betreffende fremde Nation an die Hauptmasse des deutschen Volks herangerückt ist? Wie ist es möglich, daß gerade in der Schweiz, im Elsaß, in Dänemark, Litauen, Polen, Schlesien, Böhmen und Tirol die Verwelschung und Slawisierung schnellere Fortschritte gemacht hat als z. B. in Südamerika, in Ungarn und in den baltischen Provinzen Rußlands? und daß diese Fortschritte grade zur Zeit der größten Machtstellung des Deutschen Reichs erheblich zunahmen?

Unter dem Gesichtswinkel dieser Fragen wurden in den „Grenzboten“ verschiedene Beiträge veröffentlicht über das Deutschtum in der Schweiz und im Elsaß wie auch über die Schwaben in Ungarn; weiteres Material ist in meiner „Zukunft Polens“ niedergelegt.

Zwei Aufsätze über innerpolitische Zustände in Deutschland (Nr. 27 von 1909 und Nr. 1 von 1910) weisen uns auf den Weg. Dort war die Frage nach dem Grunde für den Niedergang der politischen Parteien erörtert worden; die Auflösung der Nation in Tausende von Interessenverbänden wurde als letzte Ursache angegeben. Es wurde auch darauf hingewiesen, wie diese organische Entwicklung noch durchaus nicht abgeschlossen sei und daß sie neben gewissen schädlichen Folgen auch die erfreuliche Gewähr in sich trage, den Partikularismus im Reich überwinden zu können. Letzten Endes heißt das: die die Entwicklung hemmenden politischen Grenzen zwischen den Bundesstaaten zu beseitigen. An die Säkularisierung von Fürstenhäusern braucht dabei gar nicht gedacht zu werden, solange die einzelnen Fürsten, der Bundesrat, die

Reichsminister und der Reichstag Verständnis für die Notwendigkeit der eingeleiteten Bewegung haben und widerstreitende Interessen weise zu vereinigen streben.

Anders liegt die Sache, sobald die Interessenverbände an die Reichsgrenze stoßen. Hier kann sich eine wirtschaftliche Bewegung, die sich z. B. dem Lauf der Wasserstraßen anschlösse, nur durchsetzen, wenn politische Faktoren als Rückendeckung machtvoll dahinterstehn. Bei der Frage der Schiffahrtsabgaben ist uns jüngst erst wieder diese Notwendigkeit praktisch zum Bewußtsein gekommen. Und hiermit kommen wir an den wunden Punkt unserer Entwicklung.

Seit der Gründung des Deutschen Reichs hat die natürliche, ruhig aber unwiderstehlich wirkende Expansivkraft der Nation abgenommen; doch sie hat nicht abgenommen wegen eines Rückganges der Energie beim deutschen Volk, sondern infolge des Mangels einer Kraft, die die auf der Grundlage der Reichsverfassung zur Entfaltung gekommenen Elemente wieder zusammenzufassen vermochte. Man ist sich dieser Tatsache sowohl in den maßgebenden Kreisen wie in der Publizistik bewußt geworden, und sucht den scheinbaren Widerspruch auf alle mögliche Weise auszugleichen. Dabei geht man indessen nicht mit der notwendigen Kaltblütigkeit vor. Man greift nicht an die Wurzel der Erscheinung, sondern begnügt sich mit einer Arbeit an der Oberfläche, wobei die bestehenden Verhältnisse als unantastbar scheu geschont werden. Das führt zu künstlichen Konstruktionen. Alles in allem erweckt das das unerfreuliche Bild der Erstarrung, das gern mit dem Schlagwort „Reaktion" umschrieben wird. Einer der markantesten Züge der neudeutschen Entwicklung ist nun die Bedeutung, die das an keine Nationalität gebundene Unternehmertum gewonnen hat. Sie ist möglich geworden durch die Besserung der Technik auf allen Gebieten, durch die siegreiche Überwindung aller Entfernungen und nicht zuletzt durch die wachsende Sicherheit internationaler Rechtsverhältnisse — mit einem Wort durch alles das, was wir schlechthin als „Kulturfortschritt" bezeichnen. Früher ging das Kapital meist nur dann ins Ausland, wenn Landsleute als Vertrauensmänner gefunden werden konnten. Jetzt braucht sich das Kapital nicht mehr an die damit verbundene Sicherheit zu binden. Männer englischer, belgischer oder russischer Staatsangehörigkeit können und sind dem deutschen Kapital häufig viel wertvoller als der Landsmann, und zur Leitung deutscher Unternehmungen im Inlande werden tüchtige Männer aus der ganzen Welt berufen, denen die historische Mission des deutschen Volks noch viel gleichgültiger ist als die historische Entwicklung des Reichs. Die Vereinfachung in den internationalen Beziehungen konnte naturgemäß auch nicht ohne Einwirkung auf die Richtung der Wege bleiben, die die deutsche Arbeit — als Summe für Arbeitshände, Geist und Kapital — genommen hat. In den 1860er und 1870er Jahren ging das deutsche Kapital noch Hand in Hand mit dem deutschen Ingenieur, Kaufmann und Kolonisten den seit hundert Jahren betretenen Weg nach dem benachbarten Osten. Vor den Toren unserer Ostmark entstanden Schutzwälle

gegen die slawische Flut aus Menschen, Geist und Kapital und wir selbst gewannen uns aus den Slawen die besten Elemente zur Stärkung des Deutschtums. Nach dem Berliner Kongreß leitete die rückwärtige Bewegung aus dieser Richtung ein. Trotz der sehr kritischen Lage der russischen Regierung nach dem Frieden von St. Stephano war sie doch mächtig genug, dem Deutschtum den Zugang nach Rußland zu verwehren, und schon zehn Jahre später mußte die deutsche Diplomatie einen Rückzug vor Rußland antreten und das „mächtige" Deutsche Reich mußte zusehn, wie zahlreiche von seinen Söhnen, die an der Einigung des Reichs mitgewirkt hatten, entweder russische Untertanen werden oder ihren Besitz draußen im Stich lassen mußten. Gewöhnlich wird als Grund für diesen Rückzug das Alter Kaiser Wilhelms des Ersten angegeben; häufig wird auch behauptet, Bismarck habe die Aufrollung der Polenfrage vermeiden wollen. Gewiß werden auch diese beiden Gründe mitgewirkt haben, aber man wird doch gut tun, die inneren Triebfedern anderswo zu suchen.

Zur Zeit des Berliner Kongresses und in dem Jahrzehnt darauf schien der Reichsbau in seinen Grundmauern fertiggestellt zu sein und man war längst dabei, die Zimmer einzurichten. Dabei wurde nun ziemlich einseitig auf die Entwicklung der Wirtschaft Bedacht genommen. Bismarck, der Bekämpfer des sozialistischen Materialismus, hat schließlich doch ganz materialistische Politik getrieben, weil er glaubte, „alles übrige werde sich von selber finden". Wie infolge dieser Auffassung noch wichtige Aufgaben ungelöst blieben, ist bekannt. In der Fürsorge für die Wirtschaft geschah es, daß alle Strömungen, die dieser Fürsorge im Moment Schwierigkeiten bereiteten, mit großem Aufwand bekämpft wurden. So kam es, daß die Kräfte zu einer siegreichen Durchführung des Kulturkampfes nicht ausreichten. Es schien viel wichtiger, die Sozialdemokraten und die Freihändler niederzuringen. Alle geistigen und moralischen Kräfte der Nation wurden in den Dienst der Industrie gestellt, die sich hinter immer höher werdenden Zollmauern zu staunenswerten Erfolgen emporhob. Das Ergebnis des Kulturkampfes ist die Zentrumsherrschaft, das der Sozialistengesetze eine in keinem Lande sonst bekannte Belastung der Unternehmer durch Abgaben für soziale Fürsorge. Diese Entwicklung im Innern konnte die internationalen Beziehungen des Reichs nicht unberührt lassen. Die nervenzerreibende Arbeit im Kampf um den Weltmarkt nahm dem deutschen Volk die Lust am politischen und territorialen Drängen, die es noch am Anfang der 1870er Jahre besaß, in der es aber von einer kraftvollen Reichsleitung gezügelt wurde. Wir gerieten in jene Ära von langfristigen Verträgen und Rückversicherungen, die vor allen Dingen die Bewegungsfreiheit der stärksten unter den arbeitenden Nationen hemmen.

Nun wird mir entgegengehalten werden: Dein Bild ist verzerrt, schüttle den deutschen Staub von deinen Füßen, denn du bist ein Nörgler und Pessimist; schau hin auf unsere Kolonien, sieh unsere Stellung im Welthandel, vergleiche

die Handelsbilanzen mit Rußland usw. Dort liegt unsere Energie, die Energie eines friedliebenden, arbeitsfreudigen, aber freien Volkes!

Gewiß, aber gerade da liegt auch unsere Schwäche als Nation.

Diese Entwicklung führt zur Verneinung des Nationalitätsprinzips, auf Grund dessen die Einigung des Hauptteils aller Deutschen zum Deutschen Reich nur möglich war. Der beste Beweis für meine Auffassung ist die Haltung dieses Reichs gegenüber der deutschen Frage. In unsrer amtlichen Politik gibt es keine „deutsche Frage" mehr. Das als Nationalstaat begründete Deutsche Reich hat die ihm aus der geschichtlichen Tradition heraus gestellte Aufgabe, die Einigung aller deutschen Stämme, nicht zu Ende geführt und verneint dennoch das Vorhandensein einer deutschen Frage überhaupt. Die Reichsleitung ist von der Aufgabe zurückgetreten. Sie hat die idealistische Auffassung des Staatsbegriffs, die dem das gesamte Deutschtum umfassenden deutschen Gedanken zugrunde liegt, hingegeben für eine materialistische. Aus dem aristokratischen Kulturträger ist ein durchaus demokratisch empfindender Staatsbürger geworden, der den Zweck seiner Arbeit vor allen Dingen in der Gewinnung einer Altersrente sieht, und der vom Staat nichts anderes verlangt als die Förderung dieser Arbeit. Das gilt besonders vom Bürgertum in den Städten, weniger von der bodenständigen Aristokratie; nur in den Massen lebt dank der Agitation der Sozialdemokratie stärkeres politisches Wollen, das sehr leicht national ausgenutzt werden könnte. Die Preisgabe ideeller Interessen, begangen im Namen einer friedlichen Wirtschaftsentwicklung, fördert wohl das erstrebte Ziel, aber sie untergräbt auch — für die Allgemeinheit lange unmerklich — die Macht des Staates, der ihr huldigt. Wir werden gleich sehn warum.

Der Weg zur Altersrente führt für die Mehrzahl der Staatsbürger durch die Fabrik, die Schreibstuben der Behörden und Unternehmungen aller Art, und für zahlreiche energische, höher begabte Persönlichkeiten, die von Geburt dem Unternehmerstande nicht angehören, durch die Auswanderung. Gerade infolge der Auffassung des staatsbürgerlichen Prinzips, die sehr bequem für die formellen Beziehungen der Staaten untereinander ist, gehn aber die Auswanderer zum größten Teil der Nation verloren. Denn der ihnen Gastfreundschaft gewährende Staat fordert, daß sie entweder loyale Staatsbürger werden oder aber sich von jeder Betätigung an der Politik fernhalten. Unter solchen Voraussetzungen kommt der Altersrenten suchende Deutsche oder die von tausend solcher Deutschen beauftragte Aktiengesellschaft in die Netze des außerdeutschen Interessenverbandes. Will er dem Ziel der Auswanderung dienen, d. h. will er Geld erwerben und voran kommen, dann muß er sich seinem neuen Interessenkreise anpassen, muß mit dem Polen polnisch, mit dem Belgier französisch, mit Chilenen portugiesisch sprechen. Damit ist es aber noch nicht abgetan, der Deutsche muß an der Politik des ihn aufnehmenden Staates mittelbar und unmittelbar teilnehmen und das wieder zwingt ihn in den meisten Fällen, Staats-

bürger in Frankreich oder Rußland oder sonstwo zu werden. Je nach den politischen Beziehungen der gerade in Frage kommenden Länder zum Deutschen Reich wird der Staatsbürger deutscher Zunge dem Deutschen Reich Freund oder Feind sein müssen. In vielen Fällen wird die Haltung des ausgewanderten Deutschen zur einen oder anderen Nationalität auch davon abhängen, welcher Staat imstande sein wird, die materiellen Interessen des Einzelnen am wirksamsten zu schützen. Wer die Verhandlungen, die die letzten Handelsverträge vorbereiteten, verfolgt hat, wird sich erinnern, daß deutsche Firmen sogar, die sowohl im In- wie Auslande Fabriken haben, versuchen, solche Tarife in den Handelsvertrag zu bringen, die geradewegs eine Schädigung einheimischer Unternehmungen und eine Förderung der russischen zum Ziel hatten.

Durch die Auswanderung, die sich nach Schließung der russischen Grenze hauptsächlich nach Amerika wandte, sind dem Deutschen Reiche zahlreiche gute Kräfte verloren gegangen. Eine mangelhafte, durch Formalismus beschwerte Gesetzgebung fördert diese Verluste bis heute. Um diesen Verlusten Einhalt zu tun, ohne es zu einem Bruch mit Rußland kommen zu lassen — diese Rücksicht stand auch im Mittelpunkte der Bismarckschen Politik —, wurde der Erwerb von Kolonien gefördert, auf den zu gleicher Zeit auch rührige Handelsherren aus den Hansastädten bedacht waren. Mit der kolonialen Ära wurde nun freilich erreicht, daß dem Deutschen Reich alljährlich einige tausend „Staatsbürger" erhalten bleiben, aber das „Deutschtum" als solches in der Heimat, auf dem Kontinent wurde nicht gekräftigt. Im Gegenteil, wir sehen im Verlauf der Entwicklung, daß auch die Kolonialpolitik unsere nationale Stoßkraft schwächt, wenn wir auch unumwunden zugeben, daß sie der nationalen Wirtschaft unzählige Betätigungsgebiete eröffnet hat.

Zunächst geht mit der Ausdehnung der Kolonien die Notwendigkeit einer Vergrößerung unproduktiver Ausgaben Hand in Hand. Die Sicherheit unserer Kolonien erfordert die Haltung einer Schutztruppe, fordert die ständige Vergrößerung unserer Flotte. Gewiß, Handel und Wandel beleben sich mächtig. Aber diese Belebung hat, so sehr wir uns ihrer freuen, auch eine Kehrseite. Die unter dem Schutzzoll entstandene Industrie, die die ganze Welt mit ihren Erzeugnissen versieht, stellt diese Erzeugnisse längst nicht mehr mit den eigenen deutschen Händen her, sondern muß, um den Anforderungen des Weltmarkts genügen zu können, viele hunderttausend nichtdeutsche, zum größten Teil sogar ausländische Arbeiter heranziehen. Um unser Kapital an Energie, Geist und Geld beschäftigen zu können, müssen wir Menschen von geringerer Kultur heranziehen. Die Zahl dieser ausländischen Kräfte aber wird um so schneller anwachsen, je besser sich unsere industrielle Entwicklung vollzieht. Aufzuhalten ist diese Entwicklung heute nicht mehr ohne den schwersten materiellen Schaden für das Reich und die Gesamtheit der Staatsbürger. Neben den steigenden Bedürfnissen an Arbeitskräften ist auch die Wiederauffrischung des Bauernstandes in der Ostmark nur ein so winziges Mittel, daß es im Zusammenhang mit der

geschilderten Entwicklung kaum der Erwähnung verdient. Durch dies Mißverhältnis wird unsre wirtschaftliche Stärke die Hauptursache für die Ohnmacht in der inneren wie in der auswärtigen Politik. Aus diesem Grunde offenbaren wir die Ohnmacht nicht etwa erst nach Bismarcks Abgang, sondern schon seit dem Berliner Kongreß eigentlich bei jeder Gelegenheit. Die Rücksicht auf unsere wirtschaftliche Entwicklung hat auch das gute Beginnen Kaiser Wilhelms des Zweiten am Anfang seiner Regierung erstickt, als er mit dem Scharfblick des jugendfrischen Mannes erkannt hatte, wie sehr das Reich seinen Grundaufgaben untreu geworden war.

Eine Übersicht über unsere Stellung gegenüber den Nachbarn wird meine Auffassung bestätigen. Unsere Friedfertigkeit gegenüber Rußland seit den 1880er Jahren hat die russische Regierung nicht zu unseren Freunden gemacht. Im Gegenteil, an der Newa betrachtet man uns mit unverhohlener Feindschaft. Der Deutsche, der einen wichtigen Teil der russischen Gewerbestände ausmacht, nimmt in den gebildeten Kreisen Rußlands gegenwärtig nicht mehr dieselbe hochgeachtete Stellung ein, die man ihm vor fünfzig Jahren unbedingt einräumte; in den demokratischen Kreisen, die sich ihre Bildung vorwiegend auf deutschen Schulen geholt haben, aber wird das Ansehn der Deutschen sogar systematisch verringert. Das Zurückweichen vor Rußland hat uns, freilich im Zusammenhang mit der Entwicklung unseres Handels, in einen Gegensatz zu Großbritannien gebracht. Denn da wir den Weg nach Osten verließen, mußten wir für den Überschuß unsrer Energie andre Wege suchen. Nicht Antipathie zwischen den Völkern, nicht persönliche Spannung zwischen den Herrscherfamilien, nicht Ungeschicklichkeit unserer Diplomatie, sondern unsere gewaltige über das Meer geleitete Entwicklung, die Englands Weltmachtstellung zu beeinträchtigen droht, ist der Urgrund für den immer stärker werdenden deutsch-englischen Gegensatz. Das muß betont werden auch im Hinblick auf die Angriffe, denen die Regierung aus Industrie- und Handelskreisen ausgesetzt ist. Also unsere wirtschaftliche Tüchtigkeit bildet den Stein des Anstoßes! Unser Verhältnis zu Rußland und England ist auch daran schuld, daß wir noch immer nicht zu einem ehrlichen Frieden mit Frankreich kommen können. In Frankreich ist das allgemeine Friedensbedürfnis noch weit stärker entwickelt, weil dort auch der Rentnertypus schon erheblich vervollkommneter ist als bei uns. Frankreich würde heute um das Elsaß keinen Krieg mehr führen; aber es würde sich die Zuweisung des Elsaß als Ergebnis eines englisch-deutschen Krieges gern gefallen lassen. Zwischen Frankreich und Deutschland bestehn nirgends so große wirtschaftliche Gegensätze, wie zwischen Deutschland und England. Es bedarf vor allen Dingen einer geschickten Diplomatie und Kulturpolitik, um den Mangel von Gegensätzen in einen Überfluß von gemeinsamen Interessen zu verwandeln. Wir wären in dieser Beziehung vermutlich über die Marokko-Frage auch schon weiter, wenn wir nicht unter der einseitigen Entwicklung unserer Auffassung bezüglich staatsbürgerlicher Rechte zu leiden hätten.

Am eigentümlichsten hat sich unser Verhältnis zu Österreich gestaltet. Als Bismarck die preußische Armee hinderte, sich den Siegeslorbeer aus der Reichs-

hauptstadt abzuholen, galt Österreich noch als ein deutscher Staat. Wenigstens war die Regierung deutsch und deutsch schien auch das Heer. Schon im Jahre 1872 gestattete diese deutsche Regierung die Austreibung des deutschen Einflusses aus allen Teilen der Verwaltung Galiziens. Dann ist sie Schritt für Schritt vor den Ansprüchen der Ungarn, Polen, Tschechen und schließlich der Italiener zurückgewichen. Die deutschen Führer der Wirtschaft aber begannen die deutschen Stellungen zu räumen, weil ihre wirtschaftlichen Interessen sich immer mehr mit denen ihrer slawischen Arbeiter vereinigen. Der Adel in Böhmen, der durch Jahrhunderte deutsch war, oder wenigstens wegen seiner dynastischen Beziehungen mit dem Deutschtnm hielt, hat seit dreißig Jahren angefangen, sich als einen Teil des tschechischen Volks zu betrachten, weil es gemeinsame Interessen mit den Massen gefunden hat. Arthur Krupp in Berndorf, ein Vetter des verstorbenen Alfred Krupp in Essen, muß im Interesse seiner Unternehmung im Weichbilde der deutschen Stadt Wien eine tschechische Schule einrichten. Es sind somit Anzeichen dafür vorhanden, daß die Slawisierung Österreichs nicht nur in der Politik, sondern auch in der Wirtschaft Fortschritte macht. Die Entwicklung auf dem nördlichen Balkan dürfte zunächst in derselben Richtung wirken; sie treibt Österreich immer mehr zur führenden Stellung in der slawischen Welt. Freilich treibt sie auch zur Auseinandersetzung mit Rußland. In dieser Richtung drängen auch die Wünsche der Polen. Denn nur ein Krieg zwischen den Unterzeichnern des Wiener Vertrages von 1815 kann Aussicht auf weitere Vereinigung ehemals polnischer Landesteile eröffnen. Die gegenwärtige Lage erinnert in dieser Beziehung lebhaft an die Zeit von 1877 bis 1879. Auch damals hofften die Polen auf einen Zusammenstoß der Vertragsmächte, und bei einem Jubiläum in Krakau konnte Stanislaw Kozmian ausrufen, die Warschauer Polen wüßten, wohin sie gehörten. Die Slawisierung Österreichs in dem angedeuteten weiten Maße ist nur möglich geworden, weil das Deutschtum in den habsburgischen Landen keinen Rückhalt an der Hauptmasse des Deutschtums im Reich hat. Die österreichischen Interessenverbände fordern schwarzgelbe Staatsbürger und nicht deutsche Kulturträger. Die Entwicklung der Wirtschaft hüben und drüben hat zwischen die Deutschen hemmende Mauern geschoben.

Ähnlich liegt die Entwicklung im russischen Anteil von Polen. Nur sind die vom Reiche abgeschnittenen Deutschen dort nicht russifiziert, sondern polonisiert. Die deutschen Unternehmer in Lodz und Warschau werden aus demselben Grunde Polen, wie der böhmische Adel tschechisch wird; die russische Regierung kann sie nicht vor der Polonisierung schützen, weil sie weder über kulturelle noch wirtschaftliche Machtmittel verfügt, mit denen sie politisch wirken könnte. In beiden Ländern hat das Deutschtum sowohl die kulturellen wie die wirtschaftlichen Machtmittel in der Hand, darf es aber mit Rücksicht auf die heimische Wirtschaft nicht wagen, sich ihrer politisch zu bedienen.

Die großen Errungenschaften unserer Wirtschaft haben die Fiktion entstehn lassen, als könne alles mit Geld „gemacht", d. h. erzwungen werden. Wir

haben inzwischen über eine halbe Milliarde Mark ausgegeben, um die Ostmark deutsch zu erhalten, aber wir haben nicht durchgesetzt, daß die führenden Unternehmer in Oberschlesien ihre polnischen Arbeiter im deutschen Sinne erziehn. Im Gegenteil, wir erkennen von Jahr zu Jahr mehr, wie das Interesse des deutschen Arbeitgebers mit dem des polnischen Arbeitnehmers zusammenfließt. Vorderhand ist Oberschlesien bedroht — aber auch in Westfalen begünstigt die Gesamtentwicklung die Polen, weil sie Arbeitnehmer sind. Die Gemeinsamkeit der Interessen zwischen deutschen Unternehmern und polnischen Arbeitnehmern muß wachsen in dem Maße, wie sich unsere Beteiligung an der Weltwirtschaft entwickelt und wie infolgedessen die Zahl der polnischen Arbeiter in der deutschen Exportindustrie und der Landwirtschaft zunimmt. Das Zusammenstreben der Interessen zu verhindern ist heute nicht mehr möglich ohne bei der allgemeinen Tendenz unserer Entwicklung ein nationales Unglück heraufzubeschwören, aber die wirtschaftlichen Interessen sind auch nicht so allmächtig, daß wir der Entwicklung mit gefalteten Händen wie etwa der Bewegung eines Lavastromes zuzusehen brauchen. Darum bringen wir die Frage auch zur Erörterung ehe es zu spät wird.

Der Grundgedanke unserer Ausführungen gipfelt in der Auffassung, daß unsere wirtschaftliche Entwicklung zu einer Unterminierung des in der Entwicklung stecken gebliebenen Nationalstaates durch benachbarte Nationalitäten treibt. Es ergibt sich somit die Frage ob es Möglichkeiten gibt, die oben gekennzeichneten Gegensätze zu unserem Vorteil ausgleichen? Wir meinen: ja! und werden die Frage in den „Grenzboten" allgemach entwickeln. Wer sich an ihrer Lösung in positivem Sinne beteiligen will, ist dazu hiermit eingeladen.

G. Cleinow

Liborius und Franziskus

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Wer soll ritzen unsre Runen,
So wir es nicht selber tun!

Es ist Spätnachmittag. Im Lindengange gehen auf und ab Liborius, ein Dichter, und Franziskus, sein Freund.

Franziskus. Ich las heute bei Eckermann einen Satz, der mir so unheimlich gegen dich zu sprechen schien, daß ich ihn mir genau merkte, — denn man soll seinen Freunden nichts ersparen!

Liborius. Ein Goethescher Ausspruch? Weshalb trägst du die üble Angewohnheit jeder Hühneraugenanpreisung, jedes Aufsätzchens über den Wert des Stallmists nun noch in unsere Gespräche? Denn heute fängt man immer mit einem Goethezitat an, wenn man hernach über ganz etwas anderes reden will!

Franziskus. Hör nur und erfahre, daß es diesmal paßt! 1826 sagt Goethe: Ein Dichter muß auch in den Tönen zu singen lernen, die nicht in seiner Kehle liegen; er muß sie eben lernen, so schwer sie ihm anfangs sind. Solange er bloß seine wenigen subjektiven Empfindungen ausspricht, ist er noch kein Dichter zu nennen. Aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöpflich und kann immer neu sein, wogegen eine subjektive Natur ihr bißchen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zugrunde geht. — So heißen die Worte bei Eckermann.

Liborius. Lieber Freund, hast du nicht auch schon die Erfahrung gemacht, daß man bei Goethe für jegliche Ansicht einen Beleg findet? Ich habe heute nicht im Eckermann gelesen, aber ich könnte mir denken, daß ich zufällig zu gleicher Zeit an anderer Stelle das Gegenteil bewiesen gefunden hätte!

Franziskus. Laß das und nimm den Satz, wie er dasteht! Deine Balladen und Lieder sind ohne Zweifel ein Schulbeispiel für diese Goetheweisheit. Du hast dich in den Balladen ganz auf das Heldische gelegt und hast gar in deinen lyrischen Sachen dies Heldische zum Adlichen spezialisiert. Ohne Frage bist du an hundert Stellen damit manieriert geworden. Was nicht hindert, daß ich zweihundert andere für vortrefflich halte.

Liborius. Glaubst du, ich sehe das nicht auch? Vielleicht deutlicher als du, weil bei mir die Frage nicht wie bei dir Thema eines Oskar Wildeschen Dialoges, sondern leider viel mehr als das ist! Ja, auch ich kenne diese hundert Stellen, — und ich leide an ihnen.

Franziskus nach einer Pause. Ich antworte noch nicht, weil ich auf den Nachsatz warte.

Liborius. Welchen Nachsatz? Soll ich mich entschuldigen? Ich will doch nicht die Vortrefflichkeit meiner Verse („meiner göttlichen Gedichte" sagte Heine) hier proklamieren!

Franziskus. Ich bitte dich, es zu tun. Es ist ganz ausgeschlossen, daß ein Künstler, so wie du es eben tatest, unumwunden von den Hauptfehlern seiner Kunst spricht, ohne dabei in seinen Gedanken die Erklärung zu haben, die, mindestens für ihn, auch die Entschuldigung bedeutet.

Liborius. Wie du willst! Nun also: Goethes Satz ist berechtigt für sein Kaliber und gilt außer für ihn nur noch für drei, vier andre Götter neben ihm. Du wirst aber zugeben, daß die Welt langweilig wäre, wenn nicht auch die minores gentes ihre dii hätten, wenn es neben den Göttern nicht auch Halbgötter, ja Viertelgötter gäbe.

Franziskus. Sicher.

Liborius. Nun also: Goethes Satz verurteilt nicht nur mich, weil ich in vielen Tönen schweige, um in einem ganz voll zu klingen. Er verurteilt auch Ludwig Richter, den Manieristen der deutschen Innigkeit, Franz Stuck,

weil er nur Monumentalist ist, Lenbach, der nur Bildnisse schuf, Lenau, den Spezialisten eines schiefgesehenen Ungartumes, Heine . . .

Franziskus lachend. Halt ein, du sägst ja die ganze Literatur kaput . . .!

Liborius. Alle Urteile natürlich im Sinne jenes Goetheschen Satzes gesprochen, daß jeder Dichter alle Töne beherrschen soll! Man könnte auch Dante angreifen, weil seine Liebeslieder so arg ledern und nur die Komödie lesbar ist, oder Homer, weil er nur Epen schrieb!

Franziskus. Du hältst dich also für den Homer des Adels?

Liborius. Ich könnte dir, da du so gerne lachst, jetzt keinen größeren Gefallen tun, als mit einem recht patzigen Ja! Aber laß uns das schöne Thema nicht in Neckereien verzetteln, es könnte wie eine Flucht von mir aussehen, und ich denke den Sieg in der Hand zu haben.

Franziskus. Also im Ernst: Ich sehe ein, daß du recht hast: Wenn man dies Postulat der Vielseitigkeit nicht mehr Postulat sein ließe, sondern es zum Kriterium machte, blieben nur die ganz Großen unzerpflückt. Wirklich Ludwig Richter . . .

Liborius. Gesegnet sein lieber Name!

Franziskus. Ja, aber eine Manier ist auch in seiner Kunst nicht völlig zu leugnen.

Liborius. Laß mich gegen Goethe den Satz aufstellen: In jedem liegt die Möglichkeit vieler Töne, aber nur der wird Wahrhaftiges leisten, der die anschlägt, die ihm seiner ganzen Anlage nach liegen. Ich habe als Junge Zigeunerlieder geschrieben und Vagantenlieder, habe den Asphalt und die großen Maschinen besungen, aber da ich nun mal weder Zigeuner noch Landstreicher oder Fabrikarbeiter bin, waren jene Gedichte unwahrhaftig. Du kennst sie ja und wirst sie nicht loben wollen.

Franziskus. Ich werde mich doch nicht um dein Vertrauen lügen! Sie sind schlecht!

Liborius. Ja, sie sind sogar herzhaft schlecht. Nun höre: Ich habe etwa fünfzehnhundert Gedichte geschrieben und es sind wahrhaftig ebenso viel demokratische dabei wie konservative, gottlose wie fromme, unanständige wie sittenstrenge, alberne wie tiefsinnige. Als es aber ans Sichten ging, da fand nicht ich, sondern ein feinsinniger Freund (der unablich und in vielem mein Antipode ist) zuerst heraus, daß die ablichen just die guten waren. So hab' ich von den fünfzehnhundert nur hundertfünfzig veröffentlicht, nicht weil sie die ablichen, sondern weil sie die guten waren. Was soll mir Goethes Befehl also! Ich habe, wie jeder Künstler im Anfange tut, jahrelang nach ihm gearbeitet, aber — ich war eben kein Goethe, dem alles gelang! Mir mutete der gelesenste Romanschriftsteller unserer Zeit einmal zu, die Ballade des deutschen Bauern zu schaffen. Ich versprach es ihm, wenn er, der ein Landpfarrer war, den Roman des deutschen Adels schreiben wollte.

Franziskus. So soll man nur schreiben, was man selber ist?

Liborius. „Soll?" — ich denke, wir sprechen von der Kunst! Nein, wo bliebe da das dichterische Schauen, das uns die größten Meisterwerke gab. Schiller war doch auch kein Schweizer und schrieb den Tell!! Aber es war eben Schiller! Und Lyrik allerdings kann man nur von sich schreiben.

Franziskus. Und Balladen?

Liborius. Man kann nur die Ballade schreiben, deren Weltanschauung mit der eigenen zusammenklingt. Glaubst du, daß Genosse Singer das ‚Herz von Douglas' hätte schreiben können? Nun also: Ich bin nun mal adlich, — wir können doch nichts dazu! — Also blieb mir nichts anderes übrig, als meinen Stolz, meine Freude und meine Klagen in diesen Liedern auszusingen.

Franziskus. Du hast mal gesagt, du wärest der Dichter des Adels.

Liborius. Ja, das habe ich, — es ist aber keine Eitelkeit dabei gewesen, wahrhaftig nicht! Es konnte nicht simpler klingen, als wenn meinethalben Ephraim Moses Lilien von sich sagte: Ich bin der Zeichner der Juden.

Franziskus. Auch ich bin adlich und gestehe, daß mir dieser Satz direkt peinlich war.

Liborius. Lieber Freund, jetzt stößt die Sonde unseres Gespräches auf den trüben Boden auf! Glücklicher du, der du bloß zu sagen brauchst: Es ist mir peinlich! Vielleicht traust du auch mir einiges Feingefühl für jeglichen Takt zu: Was denkst du wohl, was ich fühle bei all diesen Dingen, der ich mich damit in der plebejischen Öffentlichkeit seit Jahren produziere!

Franziskus. Ich wage nicht die platte Frage zu stellen: Weshalb tust du das? Wenn du es nicht tätest, würdest du vermutlich deinen Wert fortwerfen. Und außerdem im Saft ersticken, wie ein Schößling, dem man die Knospen, die blühen wollen, zubindet.

Liborius nach einer Pause. Das Wesen des Adels, wie jeder Vornehmheit, ist: Still, unauffällig sein. Vor allem aber: Nicht von der eigenen Vornehmheit sprechen. Jede Kunst aber ist ein Lautwerden und wie will ich Lieder eines Adlichen schreiben, wenn ich nicht gelegentlich auch vom Adel reden darf! Deshalb hast du und haben die anderen Freunde hundertfach recht, wenn ihr jede künstlerische Betätigung, sobald sie an die Öffentlichkeit tritt, unvornehm findet.

Franziskus. Erlaube, Verehrtester, jetzt übertreibst du, — das fällt keinem ein!

Liborius. So, — fällt es euch nicht ein? Schade! Da hab' ich euch zu hoch eingeschätzt!

Franziskus. Wir leben doch nicht in der Biedermeierzeit, sondern ...

Liborius. ... in einer durchaus pöbelhaften Gegenwart, willst du hoffentlich sagen! Aber auch das wäre falsch: Wahre Vornehmheit ist immer gleich, und wenn ihr es nicht fühlt, so fühle ich es, daß jeder Schritt, durch den man nicht ein ganz Objektives (wie Politik es ist) sondern etwas Subjektives, wie Kunst, an diese Öffentlichkeit trägt, unvornehm ist. Und ich fühle auch noch

etwas, Franziskus (denn die Scham ist feinfühlig, wie eine Brandwunde an der Fingerspitze!): Ich fühle euere Schonung gegen mich, fühle, daß ihr euer Feingefühl übertäubt, weil ihr gern gebildet, modern, kunstsinnig scheinen möchtet. Im tiefsten Innern fühlt ihr alle wie ich: Künstlerische Betätigung an der Öffentlichkeit ist unvornehm!

Franziskus. Ja, lieber Freund, wenn du so tief pflügen willst . . . dies Bedichten, dies häufige Darstellen des Adels wenigstens ist vielleicht . . .

Liborius. Sag' wieder wie vorhin: peinlich, Franziskus! Es ist ein mildes Wort, und ich verstehe dich doch! Nun denke dir mein Schicksal: Ich glaube aus mannigfachen heftigen Schmähungen und Lobpreisungen der Kritik schließen zu dürfen, daß ich berufen bin als Diener am Wort, — wenn du mir in ernstem Gespräch die blasphemische Parabel erlauben willst. Auf Grund heißer und schwer errungener Überzeugung weiß ich, daß nur die unbedingte Wahrhaftigkeit wahre Kunst gewährleistet, also muß ich auch in meiner Lyrik adlich sein. Und „bedichte" ich den Adel (wie du es eben nanntest), schreibe ich ritterliche Lieder, so begebe ich mich damit gleichzeitig des höchsten Gutes dieser Vornehmheit, indem ich, als Vornehmer, über sie spreche.

Franziskus. Ich empfinde das Erschütternde deiner Lage, lieber Freund, und mag doch nicht trösten. Denn ich weiß, daß jedes wirklich tragische Schicksal eine unsägliche Süßigkeit im Bewußtsein des Leidenden auslöst. Wogegen das tragikomische Schicksal das wahrhaft hoffnungslos traurige ist. Ich will nicht von dem Troste deines jungen Ruhmes sprechen. . .

Liborius. Sprich davon, Franziskus, ich darf auch die bescheidenen Tröstungen nicht wegwerfen, aber nenne das kleine Dingelchen nicht mit so großem Worte! Glaub' ja nicht, daß das ein kleiner Trost wäre, — das Gespräch ist zu ernst, als daß ich mit kokettem Lächeln die Anerkennung so vieler unbekannter Freunde als quantité négligeable auf die Seite schieben möchte! Ich bin eitel, wie wir es alle sind, und wenn ich drei Tage lang keinen Brief von der Art gekriegt habe, so bin ich durstig wie am Abend nach einer Schlittenfahrt!

Franziskus. Und nimm alles in allem: du bleibst doch, was du bist, trotz deiner Bücher. Du bleibst doch ein vornehmer Mensch!

Liborius. Hm — — jeder von uns trägt mehrerlei Naturen in sich, und wer sich einer derselben künstlerisch bewußt werden will, der muß solange wohl oder übel in die andere schlüpfen! Wär' ich den still-glücklichen Gang des juristischen Studiums weiter gegangen, so wäre ich mir nie bewußt geworden, wer ich bin. Aber ich trieb mich unter den liberalsten Bohémiens der Großstadt herum, in heißem Bemühen, ihnen zu gleichen. Und da hat mich einer von ihnen gelehrt — daß es ein köstliches Ding sein müßte, adlich zu sein!

Franziskus lachend. Ein Bohémien lehrte dich's? Ein Demokrat?

Liborius. Laß nur, es war ein Dichter und du könntest ihn also auch Philister und konservativ nennen! Denn ein Dichter ist wirklich wie jene Maske,

die Goethe im Römischen Karneval beschreibt, der Mann mit den beiden Gesichtern. Er sieht immer gleichzeitig nach Norden und nach Süden.

Franziskus. Ich glaube, ich weiß, wen du meinst, (du fürchtest doch nicht, daß ich dir den Namen nenne und dir ein Ja oder Nein abluxe damit?) Es war der, welcher dir vorwarf, deine Balladen seien zu äußerlich und lärmend.

Liborius. Siehst du, da hatte er recht! Sie sind sogar so äußerlich, daß sie ihren Mangel an Innerlichkeit nicht einmal merken! Daß sie sich dessen wohl gar rühmen! Eine innerliche Ballade ist ein Ding wie eine steinerne Boiserie! Innerlich sind die Gefühle, — die Tat aber ist nie anders als äußerlich. Und Ballade ist das Tatgedicht. Darum hat jenes lyrische Licht, das so betrüblich über den Mangel an Innerlichkeit meiner Balladen flackerte, völlig recht. Wenn auch nicht mit dem Werturteil, so doch mit der Sonderbeobachtung. Je besser eine Ballade ist, um so stärker ist in ihr alles Innerliche ins Äußerliche (das ist das Hörbare, Sichtbare, Fühlbare) projiziert. Aber bitte, flicht mir keinen Kranz daraus, wie neulich ein süddeutscher Professor tat: das ist nämlich nicht meine Erfindung, sondern ist das Wesen der Ballade, wie ich sie vorfand.

Franziskus. Wirst du sie ebenso hinterlassen? Glaubst du, daß dir die alte Form weiter zu bilden gelang?

Liborius. Lieber Freund, am Baume kannst du nicht von Jahr zu Jahr den zugewachsenen Jahresring sehen — das behaupten vielleicht die Quartaner, aber die Gärtner lachen dabei. Wer will die Stämme der Kunst so scharf beobachten können! Da gehören Jahrzehnte dazu, um sagen zu können: Hier hat doch ein Wachstum stattgefunden und das verdanken wir dem und jenem. Also lache ich über die kritischen Quartaner, die täglich ganz genau wissen, wieviel Zuwachs ich der deutschen Ballade gebracht habe. Und lache ebenso über die anderen Quartaner, die mit scharfen Augen schon heute sehen, daß die Ballade unter meinen Händen nicht mehr zu wachsen scheint. Ich bin ein Gärtnersmann und arbeite so still vor mich hin mit Roden und Gießen und kann's im übrigen sehr geruhsam abwarten. Eigentlich ist die Entscheidung dieser Frage ja auch gar nicht meine Sache, sondern fällt ins Ressort der Literaturhistoriker. Erlaß mir's, ihnen ins Handwerk zu pfuschen, ich habe Angst, einer von ihnen könnte aus Rache mit Dichten anfangen!

Franziskus. Du bist nicht gut auf deine Kritiker zu sprechen!

Liborius. O Liebster, wie hast du meinen Scherz mißverstanden! Nein, ich liebe sie sogar fast alle, wie man unbekannte Freunde liebt, — ich habe doch auch wahrlich keinen Grund zur Klage! Denn auch die kritischsten unter ihnen waren meist noch milder im Urteile, als ich selbst es bin, wenn ich über mich Gerichtstag abhalte. So hat mir noch keiner gesagt, was mein lebhaftester Schmerz ist: daß meine Balladen seit sechs Jahren keine Entwicklung, keine Änderung mehr zeigen. Stillstand ist Rückgang.

Franziskus. Nein, mein Verehrtester, bisher griff ich an, aber hier laß mich verteidigen: Wenn Stillstand Rückgang ist, so ist es logisch möglich, den

Stillstand auch Fortschritt zu nennen! Aber lassen wir diese bohnenstrohtrockenen Paradoxen, es möchte sonst wirklich, wie du vorhin scherztest, ein Wildescher Dialog werden. Wozu willst du dich ewig ändern, ewig „fortschreiten"? Taten etwa die alten Meister, Maler sowie Dichter, so? Keineswegs! Wer seine Höhe erreicht hatte, der arbeitete mit einer Art (erlaube mir das Wort) Handwerkertüchtigkeit auf dieser Höhe weiter und kein Kritikus rief: Goethes letztes Drama, Rembrandts jüngstes Bildnis, Bachs neueste Fuge zeigt doch keinen rechten Fortschritt gegen das vorletzte Werk. Diese Hast, immer etwas Neues, Unerhörtes sehen zu wollen, ist modern und also unvornehm! Freut euch doch lieber!

Liborius nachdenklich. „Diese Hast, immer was Neues sehen zu wollen, ist modern und unvornehm" — hm! Ich äußerte eben selbst diese Unruhe! — Franziskus, häng' dem Gespräch schnell einen Korkgürtel an, nochmal kann ich nicht in diesen Dingen wühlen, nach denen deine Worte eben wieder herniedersinken.

Franziskus. Was willst du, habe ich dich nicht selbst gegen dich verteidigt. Und war ich nicht ein guter Anwalt deiner Interessen?

Liborius lachend. Mea res agitur, Franziskus! Du hast Entschuldigungen herausgesprudelt, als ob du ein Dichter wärest, der sich gegen einen Kritiker wehren will!

Franziskus stimmt in das Lachen ein. Hüte dich, Liborius! Bist du so sicher, daß ich kein Echo bin?!

Fideikommisse

Von O. O. S.

ie haben recht, lieber Freund, wenn Sie Hermann Krauses neues Buch über die Familienfideikommisse rühmen, wenn Sie es in Stoff und Anschauung fast erschöpfend, im Urteil maßvoll und wohlerwogen, klug und kundig finden. Es drängt eine vielköpfige Herde von Gedanken in eine knappe Hürde zusammen; sie würden einander stoßen und pressen, hütete nicht ein Meister des Ausdrucks strenge Ordnung unter ihnen.

Fruchtbar wie diese Gedanken sind, verführen sie neue zu entwickeln aus denen, mit welchen das Buch schließt, wenn es hervorhebt, was die Fideikommisse ethisch bedeuten. Mehr als er sagt, meine ich, gemeinnütziger noch, als er zeigt.

Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen hier eine Statistik aufmachen will über gemeinnützige Einrichtungen, wohltätige Stiftungen, die gerade auf Fideikommissen blühen, gerade von ihren Herren geschaffen worden sind. Mag sein, daß solche

Statistik durchführbar wäre und lohnend und vielleicht sogar überraschend und schlagend für die Gegner des befestigten Besitzes. Für meine Heimat, für den schönen Teil unseres Vaterlandes, den ich am besten überblicken kann, habe ich Zweifel. Die Fideikommisse sind bei uns jung, selten über anderthalb Jahrhunderte, die gemeinnützigen Einrichtungen meist viel älter, überwiegend vielleicht geboren aus dem grauenvollen Elend, das die Religionskriege und ihre Nachfolger bei uns hinterlassen hatten. Zeiten der Not erwecken die Gebete der Menschen, aber sie erwecken auch mildtätige Herzen zur Hilfe. Keine Zeit der letzten Jahrhunderte hat bei uns auf dem Lande so freigebig gestiftet wie die des endenden siebzehnten Jahrhunderts, niemals sonst hat der Großgrundbesitz seine Hand so reich geöffnet zu milden Einrichtungen für das platte Land, niemals sich so vor aller Welt als ein Organ der Justitia distributiva ausgewiesen.

Soll ich Ihnen sagen, woran ich vor allem denke? Sie wissen, daß geographisch die Volksschule des platten Landes noch bis um 1800 auf den Kirchspielen beruhte, und Sie wissen, welche Fülle von Dörfern und Gütern bei uns ein einziges Kirchspiel zusammenfassen kann. Die Konfirmandenwege von heute, die mit Recht so gefürchteten, waren einst die Schulwege der Kinder. Welche Märsche oder welch lückenhafter Schulbesuch! Zahllos sind es damals, als die nordische Welt wieder zu friedlichem Atem kam, zahllos sind es damals die Gutsherren gewesen, die jeder auf seinem Gebiete elementare Schulen errichteten, oft mehrere auf einem Gute, eine soziale Tat ersten Ranges und das im „dunkelsten Mittelalter", in der Zeit vor 1790 und 1848, bis dies dichte Netz eines Tages ohne ein Wort des Dankes der allmächtige Staat wie ein Geschenk aus ihren Händen vergnügt entgegennahm. Wer denkt noch heute an die längstverjährten Opfer, die ein präfideikommissarischer Grundbesitz hundert oder zweihundert Jahre freiwillig für die Schulbildung seiner Hintersassen gebracht hat; und mit den Armenstiftungen geht es noch schlimmer. Einst eine vielgerühmte Wohltat für die Bedürftigen und Umhergestoßenen, finden sie heute keine Beachtung mehr vor den anspruchsvollen Augen einer hochgespannten Sozialpolitik und den veränderten Anschauungen über den Inhalt der Armenpflege. Sie waren ein sozialer Segen, aber die Gegenwart hat ihn überholt und politische Gegner überzeugen könnte eine Statistik nicht mehr, die sie in die Bilanz der gemeinnützigen Leistungen des Großgrundbesitzes aufnähme trotz aller Opfer, die für sie gebracht sind.

Was wir heute leisten, ist nur ausnahmsweise an die Formen einer Einrichtung, einer Stiftung gebunden, schon die innere Verfassung unserer abgeschlossenen Gebiete begünstigt die freie, fürchten wir das Wort nicht, die patriarchalische Form des Wirkens, und die Erfahrungen, die wir mit den festen Formen gemacht haben, ich meine mit der Versuchung für den Staat, sie zu reglementieren und zu bevormunden, sie zu erfrieren und zu veröden, haben uns mißtrauisch gemacht gegen rechtliche Bande, die uns nur noch Last

und Ärger, aber nicht mehr Einfluß und Freude lassen. Mit wie bitteren Empfindungen haben wir die „Lehrergesetzgebung" aufwachsen sehen, die ein ungenannter Verfasser in den „Grenzboten" neulich so treffend gebrandmarkt hat. Nein, eine Statistik gäbe, darüber sind Sie mit mir einig, lieber Freund, nur ein armseliges, dürftiges Bild von alledem, was wir auf unseren Fideikommissen gemeinnützig schaffen und wovon sich das Beste in ein Schlagwort zusammenfassen läßt. Glauben Sie mir, von allen unseren gemeinnützigen Einrichtungen ist und bleibt die beste: Die Frauen und Töchter unserer Gutsherren.

Beglückender und erquickender als aus ihren Händen strömt kein sozialer Segen über die weiten Gefilde des platten Landes. Höchstens mit der Diakonisse am Krankenbett darf ich sie vergleichen. Engel oft schon in der äußeren Erscheinung, viel öfter in ihrem Denken und Fühlen gehen sie durch ihre kleinen Königreiche und üben mit unnachahmlichem Takt für Maß und Art der Gabe die königliche Kunst des sozialen Ausgleichs, in ihrer reinen und warmen Menschenliebe die beste Rechtfertigung für Reichtum und blaues Blut. In den Herzen unserer Frauen und Töchter liegt der Gipfel der gemeinnützigen fideikommissarischen Tätigkeit. Ihren täglichen reichen Segen erfaßt keine Statistik, und doch ist er so sehr Wirklichkeit, anschauliche Wirklichkeit, daß ich wohl in einer guten Stunde ihn mit so warmer Beredsamkeit darzulegen mir getrauen wollte, daß er selbst auf die Krokodilherzen hartgesottener Parlamentarier mindestens ebensoviel Eindruck machen sollte, wie die zahlenreichste Statistik mit allen ihren Nullen. Denn allenthalben werden deutsche Männerherzen weich, wo deutsche Frauen gerühmt werden.

Große Umwälzungen haben zu allen Zeiten segensreiche Formen unter ihren Trümmern mit begraben. So sind mit der katholischen Kirche in den von der Reformation erfaßten Ländern ohne Zweifel bestimmte Arten sozialen Segens für immer oder für Jahrhunderte verschwunden. Keiner, der sich ernstlich mit Dingen, wie z. B. organisierter männlicher Liebestätigkeit, beschäftigt hat, kann das ernstlich bestreiten. So auch würde in demselben Augenblick, wo der Großgrundbesitz zertrümmert, wo das Reich von Norden nach Süden, von Osten nach Westen nur noch ein einziges Bauerland wäre, jene lichte Blüte deutschen Kulturlebens, jener wertvolle Quell sozialen Segens auf dem platten Lande für immer verdorrt sein oder doch für Jahrhunderte. Unersetzlich durch eine hohe Kultur von Körper und Seele, Geist und Herz, unersetzlich durch Heimatsgefühl und vererbte Erfahrung, ein einzigartiger Typ von unvergleichbarer Wirkung, würden die deutschen Gutsherrinnen und ihre Töchter ausgeschaltet sein aus dem ländlichen Volksleben, eine Quelle des Lichtes und des Segens.

Blicken wir nur auf die wenigen Güter, die ein unseliger Stern in die Hände von Hagestolzen gespielt hat, auf die anderen, deren Besitzer leider, leider städtischen Wohnsitz nehmen; und wir sind belehrt! Oder blicken wir weiter! In einem halben Jahrhundert hat die zielbewußteste Bauernpolitik im

dänischen Norden die politische und soziale Bedeutung des Großgrundbesitzes untergraben und erstickt! Und eben jetzt sehen wir diese neue, üppig emporgeblühte Bauernkultur einen Kampf auf Leben und Tod führen mit den Elementen des städtischen Radikalismus, der seinerseits wieder das alte Ziel verfolgt: ôte-toi, que je m'y mette. Der Stein ist im Rollen!

Sehen wir aber in den Fideikommissen den festen Kern, den Hort des Großgrundbesitzes in schweren Zeiten und seine beste Blüte in guten, so erhält der, der an seiner Bewahrung arbeitet, uns zugleich den kostbaren, ethischen Faktor des Landlebens, von dem ich Sie soeben unterhalten habe. Und wenn wir einmal zu einem guten, einem politischen Zweck mit unseren gemeinnützigen Werten brillieren wollen, so verstecken wir doch nicht unsere klarsten und feurigsten Brillanten in der Kommodenschieblade und warten in einer dürftigen Statistik mit kleinen „Dernburgs" auf.

Eigentlich sollten dies nur Vorbemerkungen gewesen sein und die Hauptsache sollte nun kommen. Aber ich kenne Ihre Ungeduld; ich mache es umgekehrt und werde nun knapp wie Hermann Krauses Buch. Was haben wir von einer staatlichen Fideikommißreform zu fürchten, wogegen müssen wir uns wehren?

Also, erstens keine Teilnahme der Familie an der Verwaltung! Aberglaube, nichts als Aberglaube ist es, Fideikommisse wären eine Familieneinrichtung. Sie sind nichts als eine Standeseinrichtung, eine Einrichtung des Großgrundbesitzes, eine Wehr gegen seinen Zerfall, oft gegründet von den letzten Männern aussterbender Geschlechter. Oder ist etwa die Krone eine dynastische und keine Staatseinrichtung, bloß weil die Dynastie Sukzessions- und einige andere Rechte hat? Nur keine überlebten lehnrechtlichen Anwandlungen von gesamter Hand in einem modernen Fideikommißgesetz, nur nicht den Fehler einiger Landesrechte und Statuten wiederholen! Jüngere Vettern, alte Generale ohne Aussicht, je zu sukzedieren — denn Seitenlinien sterben meistens aus —, mit einer dilettantischen Aufsicht betrauen über den besser unterrichteten Besitzer? Warum nicht aus der Geschichte lernen, daß dies nichts als Unzulänglichkeit, Stillstand, ja Korruption bedeutet? Agnatenkonsense sind eine hochbezahlte Ware. Gerne eine Aufsicht über den Besitzer, aber nur durch Standesgenossen, was die Familienglieder oft gar nicht sind, gerne ein Exekutorensystem von Fremden, aber nur von Fremden. Ausgeschlossen sei ein Kurator aus der Familie, schon wegen des Familienfriedens. Wie war es mit den Stammgütern des alten deutschen Rechtes? Wollte der Besitzer sie veräußern oder belasten, so ging es nicht ohne Vollwort der rechten Erben. Das war alles! Und ein Gesetz von heute wollte weitergehen, wollte den Besitz des Einzelnen zu einer Verwaltung für eine Genossenschaft herabdrücken? Heute, wo alles darauf ankommt, keine Quelle zu verstopfen, aus der männliche Unabhängigkeit fließen kann!

Ferner Erhaltung der Geldfideikommisse! Was sie als Betriebsfonds in unserer kapitalbedürftigen Zeit für freien und gebundenen Großbesitz bedeuten,

hat Krauſe ſo erſchöpfend gezeigt, was ſie geleiſtet haben in den Landesteilen, wo ſie üblich und reichlich ſind, wie bei uns, das wiſſen Sie ſelber ſo gut, daß ich kein Wort weiter verliere.

Keine laufende ſtaatliche Forſtaufſicht! Krauſes Buch zeigt unwiderleglich, wie ausgezeichnet die Fideikommiſſe im ganzen ihren Wald pflegen, und für ein paar Ausnahmen ändert man nicht das Syſtem einer Geſetzgebung. Nur nicht immer haſtig verallgemeinern, aus einer Mücke einen Elefanten machen! Es geht auch ohne Nerven. Als ob die ſtaatlichen Forſtbeamten es fertig brächten, geſunde Betriebspläne für Privatforſten aufzuſtellen; das haben ſie gar nicht gelernt. In Privatforſten, nur ganz große ausgenommen, entſcheidet die Konjunktur, in ſtaatlichen die täglich reviſionsfähige Betriebsordnung über die Hauung; in jenen haben Liebhaberei, Heimatpflege, Landſchaftsſchutz, geſchichtliche Erinnerung hervorragende Rechte. Der Staatsforſt iſt der einſeitigſte, der Privatforſt der vielſeitigſte Organismus, der ſich denken läßt. Welche Bautätigkeit, welche Naturallöhne ſoll der Privatwald befriedigen und auf ſie eingerichtet ſein. Einen von der übrigen Landeskultur iſolierten Wald kennt das Gut nicht, die Entwicklung der Staatsforſten ſeit hundert Jahren hat er mit Recht nur techniſch mitgemacht: Soll es dem Beſitzer verwehrt ſein, große Waldreſerven von abnehmendem Zuwachs ſeinem Nachfolger lieber als ſich ſelber zu gönnen, ſoll er beſchränkt ſein, einmal ſtarke Einſchläge zu machen in kurzer Zeit, um hohe Schuldenzinſen zu vermeiden? Der Wald ſoll der Ausgleich ſeiner Privatbilanz ſein. Aber ſtaatliche Hauungspläne, feſtgelegt auf Jahrzehnte, ach du liebe Zeit! Gerne außerordentliche Reviſionen durch Staatsforſtbeamte. Die werden ſchon heute freiwillig und äußerſt ſegensreich gepflegt. Aber ſich auf ſeinem unzweifelhaften Eigentum vom Oberförſter jährlich die Bäume anzeichnen zu laſſen, die man hauen ſoll, als wäre man eine Landgemeinde. Ach nein, nur mit eigener Verantwortung iſt Berufsfreudigkeit und aufrechte Haltung vereinbar. Eine Säkulariſation verbitten wir uns höflichſt.

Viertens Erhaltung der internationalen Fideikommiſſe. Seit den Kreuzzügen hat den Adel der geſitteten Welt ein gemeinſames, oft durch Heiraten befeſtigtes Band umſchlungen. Ohnedem hätten einſt ſpaniſche und franzöſiſche, jetzt engliſche und amerikaniſche Sitten nie ſo tief bei uns eindringen können. Das iſt vielleicht unerwünſcht, aber dieſelbe Urſache hat auch gute Folgen. Gerade die Beſitzer großer, über mehrere Staaten erſtreckter Fideikommiſſe ſind geborene und feinfühlige Diplomaten, in ſchwierigen Zeiten oft ohne amtliche Stellung das wertvollſte Mittel der Verſtändigung für unſere auswärtige Politik. Hier iſt einmal ein Fall, eine Rechtseinrichtung nicht mit engen nationalen Schranken zu umziehen, ſondern zu bedenken, daß die Geſellſchaft auf ihren Höhen weiter greift als der Staat.

Keine kleinen Fideikommiſſe als Neugründungen. Die Lebenszeit des Beſitzers muß ausreichen, eine ſtandesmäßige Abfindung für die nachgeborenen Kinder aufzuſammeln.

Endlich keine neue Aufsichtsbehörde. Die Oberlandesgerichte haben sich vorzüglich bewährt. Ihr Ansehen, ihre Unbefangenheit, ihre gesellschaftliche Freiheit von dem Verkehrskreis der fideikommißbesitzenden Familien, ihre Tradition in der Erledigung dieser Geschäfte sind Vorzüge, die keine andere Behörde böte. Für den Oberpräsidenten wäre es ein politisches Bleigewicht, Streitigkeiten innerhalb einflußreicher Familien zu entscheiden, und seine Entscheidungen würden die Teile nicht als unbefangen hinnehmen. Weiter: Es ist ein Unfug und eine Schwäche unserer heutigen Verwaltung, Behörden in ihrem traditionellen Wirkungskreis zu „verstärken" durch Experten- oder Laienbeisitzer. Nur nicht die Fideikommißsenate der Obergerichte durch Sachverständige oder Mitglieder anderer Behörden oder Vertretungen bereichern wollen. Neun Zehntel der Sachen interessieren diese unglücklichen Herren gar nicht, die oft von weither zu den Sitzungen angereist kommen, oder würden jedenfalls ebensogut ohne ihren Beisitz erledigt werden. Und für den Rest ist es das allein Vernünftige und für Schonung von Menschenzeit und -kraft Verantwortliche, man macht es so, wie es früher immer gemacht wurde, und zieht vom Landrat oder der Landwirtschaftskammer, vom Landschaftsdirektor oder der Generalkommision in besonderen Fällen ein Gutachten ein. So eilig ist es gewöhnlich gar nicht. Nur nicht eine neue Spezies des deutschen Beisitzerunwesens.

So, mein lieber Freund, hier haben Sie in aller Kürze meine Gedanken über ein neues Fideikommißgesetz. Glücklich, Ihren Beifall zu finden, wäre ich noch glücklicher, Sie zu Betrachtungen angeregt zu haben, die meine bescheidenen Bemerkungen in den Schatten stellten. Allein, Sie sind ein echter Deutscher: Briefe erhalten ist schön, Briefe beantworten ist überflüssig. Wie sagt doch Heinrich Heine? Und ein Narr wartet auf Antwort.

Intellektualismus und Dekadenz *)

Von Léon Bazalgette

Berechtigte Übersetzung von E. v. Kraatz, geb. Gräfin Baudissin

Die Inferiorität der heutigen Lateiner in bezug auf Energie und nationale Lebenskraft ist meiner Ansicht nach kein strittiges Thema, sondern eine sonnenklare Tatsache, die jeder einigermaßen verständige und aufrichtige Mensch wahrnehmen muß. Ich halte es daher für vollkommen unangebracht, mich weiter auf diese spezielle Frage einzulassen.

*) Bei der Überfülle deutscher, sich oft scharf widersprechender Urteile über die Franzosen ist es nicht ohne Wert, sich wieder einmal das Urteil eines ihrer klarsten Köpfe und weit-

Dennoch ist mir häufig das nachstehende scheinbar gewichtige Argument zu Ohren gekommen.

„Ja, die lateinischen Völker nehmen in der Welt nicht mehr die hervorragende Stellung ein, die sie früher innehatten. Sie haben besonders in den letzten hundert Jahren schwere Mißgeschicke zu bestehen gehabt und legen bedenkliche Anzeichen von Entkräftung an den Tag. In ihrem innern Leben verrät sich ein dauerndes Unbehagen, und die Zukunft muß in ihnen inmitten so eifriger Nebenbuhler notwendig Besorgnisse erwecken. Aber eine Sache läßt sich trotz alledem nicht ableugnen: die Summe der in der lateinischen Welt verbreiteten Intelligenz ist sehr groß, vielleicht größer als die der gesamten übrigen Welt. Ziehen wir das feine ästhetische und intellektuelle Gefühl, die Eleganz, den vornehmen „Stil", das geistige Raffinement und die Reichhaltigkeit und Kompliziertheit der Zivilisation in Betracht, so werden Sie angesichts täglicher in die Augen springender Beweise doch nicht bestreiten, daß Frankreich darin an der Spitze des Abendlandes steht und noch lange stehen wird? Die Menge von Geist und Neugier, die es anlockt, sein immer noch lebendiger Nimbus und der eigenartige Zauber, den es auf alle Welt ausübt, bezeugen das doch wohl auf glänzende Weise?"

Dieses Argument ist nur dem Anschein nach stichhaltig. Es beruht auf einem Trugschluß.

In Wirklichkeit muß man einen Unterschied machen. Man darf die Intellektualität und ästhetische Verfeinerung einer nur in ihrer Auslese betrachteten Nation nicht mit dem bloßen moralischen Wert der Gesamtnation verwechseln. Mit andern Worten, man muß zwischen der Energie und Lebenskraft eines nationalen Organismus und seinem Intellekt unterscheiden.

Hinsichtlich der Schärfe des Gehirns, der Feinheit und Differenzierungen der „höheren" Fähigkeiten stehen die lateinischen Nationen im Abendland ohne Zweifel obenan. Diese Stellung nehmen sie auf Grund ihrer alten Kultur und Zivilisation, der von ihnen überkommenen Traditionen und ihrer geistigen „Überheizung" ein. Das ist wahr, und kein Mensch denkt daran, es abzuleugnen. Aber wenn es gilt, aus dieser Vorherrschaft Schlüsse zu ziehen, dann begeht man gewaltige Fehler. Denn es ist nichts weniger als unbestreitbar, daß dieser intellektuelle Vorrang hinreicht, um ihnen als Nation eine tatsächliche Überlegenheit zu sichern.

Es scheint mir vielmehr, daß eine derartige Überlegenheit einen zuverlässigen Beweis für ihre Minderwertigkeit in bezug auf Stärke, Lebensenergie und

---

herzigsten Versteher vor Augen zu halten, der auch manches für deutsche Literatur in Frankreich getan hat. Bazalgette ist unter anderem der Verfasser des Problème de l'avenir latin, des L'esprit nouveau dans la vie artistique, sociale et réligieuse, sowie einer großangelegten Walt Whitman-Biographie — sämtlich Werke, voll von Anregungen für alle, die sich mit Fragen der Gegenwart auseinanderzusetzen wünschen. D. Schriftltg.

organische Kraft bedeutet. Ihre hohe, vielseitige Geistesentwicklung beweist — obwohl sie sich in Wirklichkeit auf eine Auslese beschränkt — ihre körperliche und moralische Entkräftung.

Das Gehirn ist nur deshalb so stark entwickelt, weil eine Welt uralter Ideen und Traditionen darin blüht, und der Preis einer so außerordentlichen Gehirnverschärfung besteht in der Erschöpfung der natürlichen Energie, der instinktiven Lebenskraft und des Stärkevorrats. Hypertrophie setzt Atrophie voraus. Es ist eine Erscheinung, die sich in ähnlicher Weise bei dem Individuum zeigt: das Geistesleben erreicht seinen Höhepunkt beim Greise, nachdem die Lebenskräfte erloschen sind. Wenn die Glieder untauglich für den Lebensgebrauch geworden sind, steigt das Leben empor und sucht Zuflucht im Gehirn.

Der Anspruch auf „Idealismus" — im Sinne von Antirealismus aufgefaßt — und der beständige Appell ans „Ideale" ist in meinen Augen gleichbedeutend mit dem Zugeständnis einer Inferiorität in bezug auf reale Dinge. Der Idealismus ist dann nichts weiter als ein Deckmantel für Schwäche und Ohnmacht.

Deshalb halte ich folgendes für ein Lebensgesetz der Völker: äußerste Kompliziertheit des geistigen Lebens ist ein Beweis für die Entartung des gesellschaftlichen Organismus! Starke und gesunde Völker, die ihre Zukunft noch vor sich haben, sind einfach im Denken und Empfinden. Höchste Verfeinerung auf einer Seite bedeutet Abnutzung und Ermattung auf der andern.

Es gibt in der Vergangenheit gewiß sehr lehrreiche Beispiele, die nicht vergessen werden dürfen. Athen, Alexandria, Rom und Byzanz erstrahlten am Vorabend ihrer sozialen Vernichtung im höchsten intellektuellen Glanz. Von innern Schäden zerfressen und in vollständiger organischer Auflösung begriffen, standen sie in philosophischer und literarischer, in künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht auf der Höhe. Auch jene Städte waren zu ihren Zeiten Mittelpunkte, die alle intellektuell begierigen Blicke auf sich zogen. Die Völker, die sie umringten, waren in ihren Augen nichts weiter als Barbaren, und waren es auch wirklich, denn da sie jung und frisch und einzig und allein bestrebt waren, sich am Leben zu erhalten und ihren Platz an der Sonne zu erobern, so befand sich ihr Gehirn noch in beinah jungfräulichem Zustande. Und doch — wo war Leben, Kraft und Zukunft? Auf welcher Seite lag die Überlegenheit: auf der Seite der Intellektuellen oder auf der Seite der Ungebildeten? Die Geschichte gibt uns Antwort.

Beschränken wir uns auf das Beispiel von Griechenland. Stellen wir uns die Lage der griechischen Welt anderthalb Jahrhunderte vor Beginn der christlichen Ära vor, als der Römer bereits vor den Toren seiner Städte stand. Es ist ein typisches Schauspiel! Auf einer Seite das kleine hellenische Volk, reich an Traditionen, übersättigt mit Kunst, Philosophie und Literatur, mit Recht voller Stolz auf seine intellektuelle Vergangenheit: ein Elitevolk, das Jahrhunderte der Kultur und Verfeinerung in sich vereinigte, das geradezu

wimmelte von Sophisten, Lehrern, Tänzern, Gelehrten, Schauspielern und Philosophen, — dabei aber arm an Männern der Tat, an Charakter und Gewissen, ohne jede Energie, unfähig zum Widerstand, fertig mit seinen organischen Kräften, von nun an machtlos und ohnmächtig. Auf der andern Seite der schwerfällige, altfränkische, plumpe Römer, der mit seiner bloßen brutalen und frischen Kraft, mit der rein tierischen Tatkraft gesunder, starker junger Völker langsam und planmäßig vordringt. Vom rein intellektuellen Gesichtspunkt aus ist jenes diesem bei weitem überlegen; der Kultur und Zivilisation nach ist es das höher stehende Volk, — in einem solchen Grade, daß der Eroberer sich nach dem Sieg die Literatur, die Wissenschaft und Kunst der neuen römischen Untertanen zu eigen macht und sich mit ihrem Geistesleben durchtränkt. Doch was vermochte Griechenland sonst? Was half ihm sein ungeheures Übergewicht an Zivilisation? Nichts! Seine Entwicklung war beendet. Die Paralyse hatte sich seiner Glieder bemächtigt. „Athen" — so sagt ein Historiker — „war nur noch ein Museum und eine Schule, wo viel disputiert wurde, wo man aber nicht mehr handelte." Griechenland war nur noch ein ungeheures Feld der Zersetzung, voller Krankheitskeime. Es mußte verschwinden. Es mußte einer neuen, tatkräftigen und gesunden Ordnung der Dinge Platz machen. Ein andrer Organismus sollte aus seinen Trümmern Nahrung schöpfen, um seinerseits zu zu wachsen und neue Zweige und Blüten hervorzubringen. Und wirklich! beim ersten Anstoß stürzt Griechenland auf seinem von Meisterwerken besäeten Boden in sich zusammen, — fällt, wie eine überreife Frucht es tut, wenn man leise den Zweig berührt. Deshalb handelt der Römer bei all seiner Brutalität oder gar Dummheit in seiner Eigenschaft als junges, unzivilisiertes Volk in Übereinstimmung mit dem Naturgesetz. In diesem Augenblick ist es, eben wegen seines Naturzustandes und Kulturmangels, tatsächlich und dem Leben gegenüber das überlegene Volk. Und später schlägt auch seine Stunde. Es kommt ein Tag, an welchem der unter der Tradition erliegende, von geistiger Überkultur erhitzte, mit Zivilisation übersättigte, maßlos raffinierte Römer die Barbaren von fern her auf seine Tore anrücken sieht. Jetzt ist es Rom, das dem jungen Barbarentum gegenüber die intellektuelle Vorherrschaft auf der Welt darstellt. Sein Nimbus ist ungeheuerlich. Ihm allein streben alle Geister und alle nach Kultur hungernden Seelen zu. In dieser Hinsicht bietet es ein herrliches Schauspiel, nicht nur durch den Glanz der Äußerlichkeiten, sondern durch die Summe der in ihm angesammelten Intelligenz. Da gibt es große, geschmeidige und umfassende Geister in Hülle und Fülle, da wimmelt es von Talenten, da stehen Philosophie, Literatur und schöne Künste in höchster Blüte. Es ist eine der üppigsten Zivilisationsepochen, die es jemals auf der Welt gegeben hat. Und doch! wer vermöchte unter diesem äußern Glanz, diesem Zauber und dieser unsagbaren Verfeinerung nicht den innerlichen Bankrott, die Erschlaffung der Charaktere und die völlige Entkräftung der Rassenenergie zu erkennen? Ein Verwesungsgeruch umschwebt diese spitzfindig klügelnden Gehirne. Dieser ganze

prächtige Organismus ist innerlich zerfressen und scheint nur auf den Ellbogenstoß eines Passanten zu warten, der ihn zum Taumeln bringt und den endgültigen Zusammensturz herbeiführt. Deshalb scheint die blonde Bestie des Nordens, die ebenso viel intensive Kraft aufs Leben verwendet, wie der Mensch uralter Zivilisationen auf Gedanken und Empfindungen, nur eine Aufgabe der kosmischen Hygiene zu verrichten, indem sie ihre unbewußt reinigenden Fluten über diese wunderbare Blüte vielhundertjähriger Kultur ergießt.

Das ist meine Auslegung jenes vom Kulturvorrang der Völker hergeleiteten Arguments — im Gegensatz zu der landläufigen Auffassung. Was andern verheißungsvoll erscheint, ist in meinen Augen eine Gefahr. Ich zittere für die Zukunft der mit Kultur durchtränkten Völker. Ich sehe das am Horizont ihres Geschickes auftauchen, was die naiven Bildermaler unter der Gestalt des Todesengels mit der furchtbaren Sense darzustellen pflegten. Und das kommt daher, daß ich nicht nur die höchsten Schöpfungen der Zivilisation und ihre Gipfel und Blüten betrachte, sondern das große Ganze, nämlich die Glieder, die Muskeln und die Hände, die Stärke, die Äste und den Stamm des sozialen Lebensbaums.

Der erfahrene und hochgebildete Greis kann den nur mit natürlicher Kraft und gesundem Lebensinstinkt begabten Jüngling mißachten, ohne in meinen Augen recht zu haben. Welcher von beiden besitzt Stärke und Lebenskraft, diese höchsten Güter des Lebens?

Wenn man sich so leicht durch den Schein der Überlegenheit alter Zivilisationen mit entkräfteten Gehirnen und Nerven täuschen läßt, so liegt es vor allem daran, daß man gewöhnlich nicht weiß, was die wirkliche Stärke eines Volkes ausmacht, worauf seine Zuversicht auf die Zukunft beruht. Wir haben soeben festgestellt, daß einige der glänzendsten Zivilisationsepochen der Vergangenheit sich am Vorabend des Niedergangs entfaltet haben, und daß der hohe Grad geistiger Verfeinerung eines Volkes nicht beweist, daß es mit seiner Stärke gut bestellt ist. Nicht die Intellektuellen sind es, in denen die Lebenskraft eines Volkes besteht, sondern der Durchschnitt, der große Haufe. Eine Nation ist stark, wenn sie eine Durchschnittssumme von einigermaßen intelligenten, nicht allzu angeregten, aber recht energischen Individuen besitzt, die charakterfest, langsam und schwerfällig ist und instinktmäßig und sicher vorwärts schreitet. Diese sind es, die Schöpferkraft besitzen und die unbewußt, wie der Tag auf die Nacht folgt, zeugen, arbeiten und fortschreiten. Dieser Durchschnitt ist es, der den Gehalt eines Volkes und seine Zukunft ausmacht. Ein solches Volk muß noch weite unbebaute Gebiete und Mengen von rohen, ungehobenen Schätzen in sich tragen: fehlt es ihm an solchen natürlichen Hilfsquellen, so steht sein Untergang nach kurzer oder langer Frist sicher bevor. Wie kann man festen Schritts im Leben vorwärtsschreiten, wenn man ein Greisengehirn besitzt, das mit uralten Dingen und Traditionen vollgepfropft ist, — ein tyrannisches und fossiles Gehirn? Ein Übermaß von Intelligenz erzeugt hauptsächlich Untätigkeit, Zersetzung und folglich Dekadenz. Ein allzu

hoher Grad von Kultur bedeutet den zum Prinzip erhobenen Skeptizismus, den Hang zur Beschaulichkeit und den Instinkt der Vernunftsfolgerung, — kurzum, die schwersten Übel für eine Gesellschaft.

Man darf ohne paradox zu sein behaupten, daß eine Nation sich um so wohler befindet, je weniger Intellektuelle sie zählt. *Nicht der Intellektualismus, sondern vielmehr die Dummheit macht die Stärke eines Volkes aus*: natürlich will ich hier unter „Dummheit" nur verstanden wissen, was uns — die wir unter ausschließlicher Vorherrschaft der Vernunft stehen — bei andern als solche erscheint.

Wohlverstanden nehme ich dabei die berufsmäßigen Kulturträger wie Lehrer und Gelehrte aus, denn diese sind für eine Nation ebenso unentbehrlich wie Bäcker und Schneider. Ich habe auch nicht die Absicht, das Argument auf die Spitze zu treiben, indem ich behaupte, daß eine Nation ohne einen einzigen Intellektuellen dank dieser Tatsache unbedingten Vorrang habe. Ich stelle mir unter einem Volk nicht etwa eine Herde vernunftloser Tiere vor; ich glaube fest an die Wichtigkeit von Verstand und Kultur, solange sie im sozialen Organismus den rechten Platz einnehmen. Ich will nur sagen, daß eine übermäßige Entwicklung der intellektuellen Funktionen lähmend und zersetzend wirkt.

Es gibt eine Art von Fähigkeiten, die vor allen andern ins Auge gefaßt und bewertet werden müssen, wenn man den innern Wert und die Aussichten eines Volkes feststellen will. Ich meine die kernige Kraft der Energie, den Ernst des Glaubens, die Unbefangenheit und Instinktmäßigkeit. Das sind die Haupttugenden für ein Volk, diejenigen, an denen man erkennt, ob es reich oder erbärmlich, stark oder schwach ist, Tugenden, die man meistens in Betracht zu ziehen versäumt, um sich auf die Abschätzung der geistigen Fähigkeiten zu beschränken. Ein höchst beklagenswerter Standpunkt! Denn was ist es im Grunde genommen, was eine Nation vor allem nötig hat? Will eine Gesellschaft ihre normale Existenz zu einer Wirklichkeit gestalten und leben, statt nur zu vegetieren, so muß sie gewisse grundlegende Eigenschaften besitzen, bei deren Ermangelung sie unfehlbar dem Elend, der Irrheit und dem Untergang anheimfallen wird: eine gewisse Dosis *physischer Stärke*, reiner und gesunder tierischer Kraft, die dem Bau ihrer ganzen Existenz als Grundlage dienen wird; eine gewisse Dosis *Charakter*, die sie instand setzen wird, ihren Weg durch die Welt mit Entschlossenheit zu verfolgen, kühn vorwärts zu schreiten, statt auf derselben Stelle zu verharren, zurückzuweichen, am Rande der Straße liegen zu bleiben oder sich in Sprüngen und Unschlüssigkeiten zu erschöpfen; eine gewisse Dosis von *Naivität und Urwüchsigkeit*, d. h. von natürlichem Glauben ans Leben, von instinktivem Vertrauen zu der Welt und den Dingen, so daß sie ihren Glauben auf die Wirklichkeiten und nicht auf Träume und Traditionen gründet, daß sie einfach und verwegen, ernst und lauter im Handeln bleibt. Aber unter diesen Tugenden gibt es eine, die alle andern überragt, die ebenso-

wohl das Individuum wie die sozialen Organismen beherrscht, die mit einem Wort die einzige unerläßliche ist: Energie. Die Energie, die alles übertrifft und alles bewirkt, die zugleich die bloße körperliche Energie — diese Blüte gesunder und mächtiger Organismen — und die innere, die Energie des Gewissens in sich schließt, die die Stetigkeit der Anstrengung, die Beharrlichkeit der Entwicklung, Geduld und Ausdauer mit sich bringt, und das schweigsame, hartnäckige, instinktive, unerschütterliche Vorrücken dem Ziele zu — und der hysterische Erregung, nutzlose und alberne Wut, Schwankungen, Unschlüssigkeiten und Verzerrungen widerstreben. Alle anderen sozialen Eigenschaften mögen wertvoll und köstlich sein; wenn aber diese fehlen, so mangelt es an der eigentlichen Grundlage.

Ich denke mir, daß Goethe etwas ähnliches gemeint hat, als er zu Eckermann sagte: „Die Franzosen haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät", wobei er unter „Pietät" den Glauben an die großen Naturgesetze und Ehrfurcht vor den unausweichlichen und wohltätigen Normen des Kosmos verstand. Um den tiefen Gegensatz zwischen den Prinzipien, von denen die lateinische und germanische Zivilisation beherrscht sind, klar auszudrücken, könnte man auch sagen, daß jene in demselben Verhältnis zu dieser steht, wie ein Ziergarten voll prächtiger, berauschend duftender Blumen zu einem kunst- und schmucklosen Acker. Die blühende Einfriedigung schmeichelt dem Auge und betäubt das Gehirn: dennoch ist es das anscheinend gewöhnliche und urwüchsige Gemüseland, das dem Menschen Blut und Muskeln verleiht. Und dieses ist es auch, das am letzten Ende mehr wahre Schönheit im Schoße trägt.

Unter dem hypnotischen Einfluß des Gipfels einer Zivilisation unterscheidet man nicht scharf genug zwischen dem Intellekt und dem Charakter, d. h. zwischen der geistigen Fruchtbarkeit und dem moralischen Wert, zwischen den Anlagen für intellektuelles Schaffen und den Anlagen für schöpferische Lebenstätigkeit. Ein sehr bedauerlicher Fehler, der viele trügerische Urteile hervorbringt! Man läßt sich vom Anschein blenden. Man staunt über das wahrhaft staunenswerte Schauspiel, das von einer Auslese von Denkern, Schriftstellern, Künstlern, Rednern und überintelligenten, übersensitiven Menschen geboten wird. Gewiß, ein bewunderungswürdiges Schauspiel! Aber man muß auch die Masse, die annähernde Gesamtheit betrachten... Dann tritt der ungeheure Gegensatz und das innere Elend zutage. Da finden wir keinen Charakter, sondern nur Gleichgültigkeit, Routine, Unschlüssigkeit und Schlaffheit. In unserer Geschichte, sowohl der römischen Zeit wie des sechzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, herrscht Mangel an Charakter vor, — trotz aller heldenmütigen und glanzvollen Taten, an denen sie so reich ist. Und immer ist es Charaktermangel gewesen, an welchem die großen Nationen bei jenen furchtbaren historischen Zusammenbrüchen scheiterten, die ein unterm Deckmantel äußerlichen glänzenden Wohlergehens verborgenes ungeheures Elend enthüllten.

Überdies müßte der Wert dieses Geisteslebens und dieser hohen Zivilisation — dieser Quelle unsres Überlegenheitsgefühls und des Überrestes von Nimbus, den wir noch genießen — etwas eingehender beleuchtet werden, als ich es hier zu tun vermag. Ich bestreite keineswegs, daß Frankreich in der Gesamtheit der lateinischen Welt an erster Stelle steht, noch daß es der ganzen Welt gegenüber in gewissen Zweigen menschlichen Wissens und der Industrie die Vorherrschaft ausübt. Aber die Vorzüge dieser verhältnismäßig hervorragenden Stellung und gewisser vereinzelter Überlegenheiten vermögen mich nicht zu widerlegen.

Ein Milieu ungemeiner Zivilisation, Verfeinerung und Kultur, wie Jahrhunderte der Intellektualität, Eleganz und feinen Empfindung es hervorbringen, hat natürlich erhebliche Vorzüge. Es verleiht den Geistern eine Leichtigkeit, eine Geschmeidigkeit, einen Glanz und eine Empfänglichkeit, die langsam und schwerfällig denkende Völker nicht kennen. Das tägliche Umgehen mit Ideen, die Übung in geistigen Dingen erzeugt einen Skeptizismus, der den Menschen befähigt, die Welt und das Leben von oben herab mit überlegener Unbefangenheit zu betrachten. Die Eigenart des echten Lateiners besteht darin, dem Weltschauspiel als von allem zurückgekommener Dilettant beizuwohnen. Wir Eklektiker und Skeptiker haben nur ein schlaues Lächeln für Dinge, in denen das Individuum gesunderer Zivilisationen einen Beweggrund für entschlossenes Vorrücken oder Zurückweichen, für Ansturm, Begeisterung oder Kampf erblickt. Wir haben eine so uralte Tradition und einen so großen Vorrat von Erfahrungen hinter uns, daß wir uns erlauben dürfen, gleichgültig zu sein und unterm Anschein der Satire oder Heiterkeit im Innern unsrer Seele die höchste Verachtung für die ganze Welt zu empfinden. Das ist sehr schön, denn es gestattet uns, in Momenten, wo andre arbeiten und kämpfen, den sorglosen, erhabenen Zuschauer zu spielen. Aber vielleicht sollte man sich doch fragen, ob mit diesem augenscheinlichen Vorteil nicht eine geheime Ursache der Minderwertigkeit und des Niedergangs verbunden ist. Der Skeptizismus und die Erhabenheit, die Philosophie des „leichten Herzens" haben ihren Platz in unserm Leben; aber machen sie das ganze Dasein aus? Das übergeistigte Wesen hoher Zivilisationen bezahlt seine Überlegenheit mit einem Mangel an Glauben an die Dinge. Was ist aber das Leben ohne einen festen, innigen und tatkräftigen Glauben? Der Glaube ist die Seele der Tat, ebenso wie die Tat die Seele des Lebens ist. Von nun an hat der Intellektuelle nur die Illusion des Lebens, statt wirklich zu leben. Das Geschöpf, das sich den Glauben und die Unbefangenheit des einfachen gesunden Naturmenschen bewahrt hat, tritt dagegen mit der Außenwelt in Berührung, beeinflußt sie und wird von ihr beeinflußt. Es lebt mitten zwischen Wirklichkeiten und bewahrt sich dadurch die Schaffens- und Tatkraft. Und das Ergebnis? Da im Lauf der Welt nun einmal alles Arbeit und Bewegung ist, wird der allzu durchgeistigte und empfindsame Mensch von denjenigen überholt, die er als rohe, tief unter ihm stehende Barbaren betrachtet.

Es dürfte ebenfalls gefährlich sein, „Intelligenz" im wahren, umfassenden und normalen Sinne des Wortes mit „Geist" zu verwechseln. Ein Übermaß von Geist verrät manchmal einen Mangel an Intelligenz. Die lateinischen Völker liefern in meinen Augen den Beweis für diesen Satz. Es kommt häufig vor, daß ihre geistige Überlegenheit scheitert, wo der elementarste, gesunde Menschenverstand den Sieg davonträgt. So geschieht es, daß unglaubliche Torheiten begangen werden, daß man beklagenswerte Niederlagen erleidet, wo sich Spitzfindigkeit und Kompliziertheit als schwächer wie Geradheit und Naivität erweisen, und wo die angeblich geistig Armen eine Fähigkeit an den Tag legen, die man notgedrungen als „Intelligenz" bezeichnen muß. Die Natur legt sich eben ins Mittel und rückt die Dinge zurecht. Wie oft haben wir — ohne übrigens Nutzen daraus zu ziehen — die harte Erfahrung machen müssen, daß der gesunde Menschenverstand über die intensive Geistigkeit triumphiert? Wie oft hat sich zumal der vielgerühmte und bewunderte französische Geist unfähig erwiesen, sich gegenüber der Logik, dem gesunden Menschenverstande, oder auch nur gegenüber dem reinen Instinkt eines Naturmenschen mit starken und gesunden Trieben zu behaupten? Das liegt daran, daß der „Geist" zuweilen das Gegenteil von Intelligenz ist, wie ich bereits gesagt habe. Die Nation, die im sichern Gefühl ihrer sprichwörtlichen geistigen Überlegenheit lachend an den höchsten Naturgesetzen und den größten und wichtigsten Tatsachen dieser Welt vorübergeht, ohne sie zu gewahren — die Gesetze und Tatsachen, die sie eines Tages zermalmen werden —, erweist sich ganz einfach als töricht, da sie nicht weiß, daß der Skeptizismus seine Grenzen hat, und daß es ewige Normen gibt, die sich nicht überschreiten lassen. Intelligenz — worunter ich richtiges Verständnis und richtige Deutung der Wirklichkeiten verstehe — ist auf dieser Welt im allgemeinen nötiger als Geist. In dieser Hinsicht haben die lateinischen Völker eine so außerordentliche Torheit, einen so ungeheuerlichen Mangel an Urteilskraft bewiesen, daß man zu ihrer Erklärung notgedrungen auf ein Zitat zurückgreifen muß: Quos vult perdere Jupiter dementat.

Anderseits ließe es sich unschwer beweisen, daß wir uns in mancher Beziehung mehr scheinbar als wirklich um intellektuelle Dinge kümmern, und daß gewisse Völker, die keinen Teil an der römischen Erbschaft haben, uns in bezug auf wahre Intellektualität unstreitbar übertreffen. Unser Intellektualismus besteht vor allem darin, die Welt durch das Prisma einer irrealen Auffassung zu betrachten.

Daß wir so verblendet sind, ist eine natürliche Folge der Tatsache, daß wir in unsern Augen als geistreichstes Volk der Welt allen andern überlegen sind und uns dank unsrer speziellen Intelligenz über alle Realitäten erhaben dünken. Der Hochmut des Lateiners — des Erben der antiken Zivilisation und Repräsentanten Roms und des römischen Gedankens — gehört zu seinen dauernden Eigenschaften. Er wurde uns in die Wiege gelegt, denn schon der

Gallier zeichnete sich durch die verwegenste Überhebung aus, die nur noch zunahm, als die römische Zivilisation aus dem Kaiserreich auf Gallien überging; doch wir finden ihn auch in dem Greise wieder, der sich trotz seines beharrlichen Stillstehens in einer unausgesetzt fortschreitenden Welt immer noch eigensinnig einbildet, in der Vorhut zu marschieren. Madame de Staël schreibt in ihren Betrachtungen über „Deutschland": „Die gute Meinung, die die Franzosen von sich selbst haben, hat immer sehr dazu beigetragen, ihren Einfluß in Europa zu vermehren." Das mag sein, erwidere ich darauf: aber innerhalb der Grenzen der Zeit und des Raums, in denen diese „gute Meinung" sich rechtfertigen ließ. Aber darüber hinaus? Sich für überlegen zu halten, wenn man es tatsächlich nicht mehr ist (wie gewisse betrübende Erfahrungen mehrfach bewiesen haben), das heißt, den Blitzstrahl auf das eigene Haupt herabbeschwören. Denn es kommt unfehlbar ein Tag, an welchem sich diese Überhebung als unbegründet erweist und zusammenbricht, indem sie Nation und Individuum unterm Ansturm der unbarmherzigen Wirklichkeiten unrettbar mit sich ins Verderben reißt. Ganz abgesehen davon, daß die verhängnisvollste Folge der Überhebung in der fortgesetzten Unkenntnis seiner selbst besteht, indem die Einflüsterungen der Wahrheit keinen Zugang finden und alle zur Wiedergeburt führenden Wege dadurch versperrt werden.

Kann es etwas Eitleres und Kläglicheres geben, als sich infolge irgendeiner vermeintlich unerschütterlichen, unbegreiflichen und unverjährbaren göttlichen Verordnung für den Nabel der Welt zu halten? Ein echter Lateiner hat für alles, „was nicht dazu gehört," nur ein mitleidiges, herablassendes Lächeln. Die Grenzen seines Landes sind in seinen Augen diejenigen der „Zivilisation"; jenseits derselben herrscht mehr oder minder gemildertes Barbarentum. Seine Tradition ist die einzig wahre, die einzig schöne, die einzig der Zukunft würdige. Seine „Rasse" ist auserwählt, um Wahrheit und Schönheit in der Welt zu verbreiten, um die höchsten Weltgesetze, die „ungeschriebenen Gesetze" bekannt zu geben. In dieser Hinsicht denken der Franzose, der Italiener und der Spanier von heute genau so wie der antike Mensch und der Mensch der Renaissance: ihre Begriffe haben sich nicht erweitert. Ihr Glaubensbekenntnis ist immer noch dasselbe: „Kein Heil außerhalb der Latinität."

Auch der stolz auf dem Misthaufen thronende Dorfhahn hat dieselbe Weltauffassung, die sich in seinem Benehmen verrät, — was immer noch nicht beweist, daß sie richtig ist.

Man weiß, was Rom für den Stockitaliener bedeutet; selbst wenn die „Ewige Stadt" nur noch eine Nekropole oder ein Museum wäre, wo eine lediglich vom Kommen und Gehen der Archäologen und Reisenden gestörte Totenstille herrschte, würde er immer noch behaupten, in ihr die gegenwärtige und zukünftige Beherrscherin der Welt und die Königin aller Städte zu sehen. Die Verblendung des Iberers ist bekannt. Was den noch nicht durch fremde Berührungen „korrumpierten" Vollblutfranzosen anbelangt, so ist Paris für

ihn ohne Widerrede der moralische und intellektuelle Mittelpunkt der Welt. Sein Leben richtet sich nach den Pulsschlägen dieses Weltherzens. Die Städte und Völker umstehen diese „Ville-Lumière", in der sich Frankreich und das Lateinertum konzentrieren und rühmen, wie Kinder die Mutter oder Erzieherin, von der sie ein gutes Wort oder ein Gebot erwarten. Wir sind nach göttlichem Recht „das erste Volk der Welt", die auserwählte und souveräne Nation! Diese Ansicht entlehne ich nicht etwa dem gemeinen Chauvinismus der Massen, sondern den anerkanntesten, auserlesensten Geistern, den intellektuellen Häuptern der Nation, bei denen man dieses selbe lebendige und geradezu als Dogma angesehene Vorurteil wiederfindet: so bei Viktor Hugo, Michelet, Zola u. a. m. . . Wie tief muß das Gift dieser lateinischen Ideen in Gehirn und Gewissen eingedrungen sein, wenn so große und mächtige Geister sie aufrecht erhalten! Ich will gar nicht darauf eingehen, wie beleidigend und verletzend diese Überhebung für die übrige mißachtete Welt sein muß: ich spreche hier nur von ihrer unheilvollen und lächerlichen Seite. Ja, der in sich selbst und in seine Tradition vernarrte Lateiner wirkt angesichts der Wirklichkeit überaus lächerlich und kindisch.

Gibt es unter denen, die sich nicht von uralten Vorurteilen blenden lassen, wohl einen einzigen, der nicht zu sehen vermöchte, daß die wahrhaft moderne Zivilisation sich überall und vielleicht sogar vornehmlich außerhalb der lateinischen Welt entwickelt? Täten wir nicht besser, wenn wir — mit weit mehr Recht — die Überlegenheit von New York, Berlin, London, Melbourne und San Franzisko, in ihrer Eigenschaft als sichtbare Äußerung einer Zivilisation und einer Rasse, anerkennten? Ich will gewiß nicht bestreiten, daß Paris und gewisse andere lateinische Städte alle Ursache haben, auf einige ihrer Gebiete stolz zu sein: ich sehe es, ich fühle es und ich verkündige es laut, wie jeder andre. Aber selbst wenn das französische Vaudeville, französischer „Esprit", französische Küche, französische Moden und französischer Geschmack noch auf lange Zeit hinaus die Vorherrschaft in der Welt behaupten, würde das doch noch kein Grund sein anzunehmen, daß es überall anderswo nur Einsamkeit, Ungehobeltheit, Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit gebe! Macht das überhaupt den Inhalt des Lebens aus? Wer sähe nicht, daß Paris, Frankreich und die lateinische Welt in bezug auf manche sehr wichtige, ja sehr wesentliche Dinge nicht nur weit entfernt sind, an der Spitze zu stehen, sondern sogar weit zurückbleiben und sich genötigt sehen, gewisse Wahrheiten und gewisse für das moderne Leben unentbehrliche Elemente von der Außenwelt anzunehmen? Was soll also diese Unaufrichtigkeit? Beweist nicht schon das obenerwähnte Gefühl der Ermattung, daß unsre Verblendung auf Lüge beruht? Und wir scheuen uns nicht, der Welt ein solches Schauspiel zu bieten, während Tag für Tag neue unbarmherzige Tatsachen, die keiner Beeinflussung durch Gefühle unterliegen, neue schlagende Beweise für unsre Inferiorität liefern!

Wir müssen aufhören, auf unsre traditionelle lateinische Überlegenheit zu pochen, denn unsre „gute Meinung“ von uns selbst wird künftighin nicht mehr viel Wirkung auf die Welt ausüben, und in uns selbst versperrt sie den Weg, der zu einem neuen Leben führt. Wohl blühen herrliche, duftende und farbenprächtige Blumen auf unserm Boden; dennoch dürfen wir uns nicht der Wahrnehmung verschließen, daß Stamm und Äste des lateinischen Lebensbaums nicht mit ihnen in Zusammenhang stehen. Die römische Medaille zeigt uns auf ihrer Kehrseite ein Bild, dessen Züge uns ernstlich Sorge machen sollten.

Briefe und Tagebücher des deutschen Volkes aus Kriegszeiten.

Im ersten Bande der urkundlichen Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Berlin 1903, finden sich aus den Feldzügen 1756 und 1757 über die Schlachten von Lobositz und Prag achtzehn Briefe preußischer Soldaten und eines Nichtkombattanten abgedruckt. Die Briefe stammen aus dem Fürstlich Stollbergschen Hausarchiv in Wernigerode und sind für den regierenden Grafen Christian Ernst († 1771), einem treuen Anhänger seines Lehnsherrn Friedrichs des Großen, gesammelt worden.

Der Generalstab hat den Briefen eine kritische Würdigung beigegeben: Von Kantonspflichtigen und Kapitulanten, also keinen geworbenen Ausländern, sondern preußischen Landeskindern geschrieben, gäben sie mit ihrem vielseitigen Inhalt Kunde von Eltern, Sippen und Freundschaft, Heimat und Garnison; der vortreffliche Geist der Briefschreiber falle in die Augen, der Gleichmut, mit dem von Hunger, Durst und allen Beschwerden des Krieges gesprochen wird, die Bewunderung für ihren König, die Anhänglichkeit an ihre Offiziere und die große Familie ihres Regiments. Brav, einfach, pflichttreu und hingebend gäben sich diese wackeren Männer, denen eine stille, selbstverständliche Frömmigkeit eigen und das Gefühl der Vaterlandsliebe nicht mehr fremd sei. Es sei, als ob sie schon das Große ahnten, was eine spätere Zeit den Beruf Preußens genannt hat. Naive und unrichtige Mitteilungen über den Gang der Ereignisse kämen vor, doch ließe sich die Grenze, innerhalb deren volle Glaubwürdigkeit vorhanden sei, von dem Kundigen leicht ziehen. Den besonderen Wert der Briefe mache es aber aus, daß sie nicht nur die Erlebnisse, Betrachtungen und Gefühlsäußerungen einzelner, sondern mehrerer enthielten; ihr Inhalt werde dazu beitragen, manche „falsche Ansicht über den Geist des Heeres, mit dem der große König die Schlachten der ersten Jahre des Siebenjährigen Krieges schlug, zu beseitigen“.

Hat dies Urteil der berufensten Stelle, die es dafür geben kann, nicht eine überaus wichtige, über den vorliegenden bescheidenen Fall weit hinausgehende Bedeutung? Wenn jenen an Zahl so geringen, glücklich erhaltenen Briefen aus

dem Siebenjährigen Kriege ein solcher Wert zuerkannt wird, daß sie sogar falsche Ansichten, die bisher bestanden, beseitigen können, so ergibt sich handgreiflich die Wichtigkeit solcher Briefe aus Kriegszeiten. Damit sind wir vor die Frage gestellt, ob die Sammlung von Briefen dieser Art nicht auch für unsere Zeit unbedingt geboten ist, damit sie nicht allmählich spurlos verschwinden, da es sich um ein äußerst vergängliches, dem gewöhnlichen Auge nichts Besonderes bietendes Material handelt. Es wird sich heute im wesentlichen wohl nur noch um die Briefe aus der Zeit Wilhelms I. handeln, wenn auch zu hoffen ist, daß sich noch manches aus den früheren Perioden finden wird. Was würden aber diese Nachrichten, zumal aus dem Einigungskriege von 1870 und 1871 zu künden haben? — und zwar nicht nur die Briefe aus dem Felde, sondern auch aus der Heimat: die Briefe also, welche Mann und Frau, Kinder und Eltern, Freunde und Verwandte, Vorgesetzte und Untergebene, Freund und Feind gewechselt haben, sowie ferner die Tagebücher, in denen die ganz Einsamen oder Wortkargen ihre Gedanken und Eindrücke bei den ungeheuren Erlebnissen ohne jeden Gedanken von Veröffentlichung ausgesprochen haben? Weiß denn heute trotz des überreich scheinenden Quellenmaterials an Zeitungsberichten, Briefabdrucken, Kriegserinnerungen und Memoiren (zumeist also Dinge ohne dokumentarischen Wert) irgendwer genau zu sagen, was alles unser Volk damals erfüllt und am tiefsten bewegt hat? Waren wir damals kriegerisch gesinnt oder friedlich? Heroisch und opferbereit bis zur Hingabe unseres Lebens oder kleinherzig? Stark im Vertrauen auf die Vorsehung und die ewige Gerechtigkeit, welche dem hilft, der seine ganze Pflicht tut? Waren wir haßerfüllt gegen unseren Feind, wie dieser es damals glaubte und wie es die Franzosen auch heut noch vielfach von uns glauben? Auf solche und andere Fragen würde die Antwort nach dem Parteistandpunkt sehr verschieden ausfallen, allein die Beweise dafür hat niemand, und nur jene Dokumente, welche die innersten Gedanken und Gefühle der Gesamtheit des Volkes enthalten, könnten sie liefern. Carlyle spricht den Satz aus, daß „die Geschichte so weniges kennt, was nicht ebensogut hätte unbekannt bleiben können"; nun, der Geschichtsschreiber Friedrichs des Großen würde jene achtzehn Briefe in Wernigerode kaum zu dieser Makulatur gerechnet haben.

Allen, die den Krieg von 1870/71 miterleben durften, wird es das Unvergeßlichste sein, wie stark und konzentriert damals die Stimmung unseres Volkes war — die ganze Volksmasse durchdrungen von der furchtbaren Gefahr und den jedermann deutlich erkennbaren Notwendigkeiten und Zielen. Wie sich das Volk unter erhöhten Pulsschlägen damals spontan vertraulich geäußert hat, das muß das Tiefste und Beste unserer Volksseele gewesen sein, weil es unter so gewaltigem Ernste ausgesprochen wurde, während die Herzen heiß schlugen, alle Erlebnisse viel stärker aufgenommen wurden und das Gefühlsleben in unserem sonst nicht gerade leicht beweglichen Volke den berechnenden Verstand ganz überwog. Wo die durch Temperament und harte Berufsarbeit für gewöhnlich ganz zurückgedrängte Mitteilungslust und Mitteilungsfähigkeit plötzlich frei wird und nun ungehemmt zum Ausdruck kommt, wo plötzlich andere und heißere Sorgen ein Volk ergriffen haben als die Sorge und Bitte um das tägliche Brot, da schreibt ein Volk seine Annalen. So wenig es sich hier um eine Lobrede auf den Krieg handelt, für den es in Deutschland ohne scharfe Herausforderung keinen Boden gibt, so bleibt das bestehen, daß ein mannhaftes treues Volk in solcher Zeit hohe Blüten treibt, sich mit plötzlichem Ruck vorwärts entwickelt, Ernten aus früherer Saat einholt und Zukunftsknospen an-

setzt, welche das Vaterland groß, herrlich und hoffnungsreich machen. Denn wer wollte verkennen, daß es ohne Fehrbellin kein Roßbach und Leuthen gegeben hätte, ohne diese keine Befreiungskriege, kein Wörth, Gravelotte und Sedan.

Liegt somit in den Briefen und Tagebüchern aus Kriegszeiten ein großer Schatz, so soll hier dringend gemahnt werden, diesen schleunigst zu heben. Ihrer Natur nach sind diese Dinge doch täglich und stündlich gefährdet! Die Mitlebenden von damals werden nach den eigenen Erfahrungen ahnen, wie viel schon verloren sein mag. Nicht viel sind einem jungen Volke wie dem unseren alte Briefe; und doch fordern sie dauernde Pflege und sichere Unterkunft, die bei uns, wo die Häuser voll von Kindern sind und die Zeit knapp ist, sehr selten zu finden sind. Die seßhafteren Schichten des Volkes, Bauern- und Bürgerstand, werden indes noch vieles bewahrt haben. Was so erhalten blieb, muß an bestimmten Stellen gesammelt werden. Daß jeder einzelne das Seinige dazu tun würde, dessen vertrauen wir unserem Volke.

Eine so weitschichtige und tiefgehende Sache könnte freilich gar nicht anders als durch Mitwirkung der Behörden gemacht werden. Wenn die Zentralstellen in allen Bundesstaaten den Gedanken bis in die Schulzenämter, Bürgermeistereien und Bezirkskommandos, in die Schul- und Pfarrhäuser, in die Kriegervereine, die Schützen-, Turn-, Gesang-, Arbeiter- und zahllosen anderen Vereine tragen, so wird sich alles und selbst ohne irgendwie erhebliche Kosten machen lassen. Denn an opferwilliger Hilfe und Begeisterung für eine als gut erkannte Sache wird es bei uns nirgends fehlen. Die natürlichen Sammelstellen scheinen uns in den Provinzial-, Stadt- und Staatsarchiven vorhanden zu sein, wo dieses Material auch für die Bearbeitung am zugänglichsten sein würde. Hier also müßte alles, was nicht schon in Familienarchiven gesichert lagert, zusammenfließen. Ohne Zweifel werden viele Familien die Kriegsbriefe, die sie als wertvollen Familienbesitz hegen, nicht fortgeben mögen; um so bereitwilliger werden sie beglaubigte Abschriften liefern, die vollauf genügen. Dringend muß diese Sache unseren Mitbürgern und Behörden ans Herz gelegt werden. Keine Zeit ist zu verlieren.

Es mutet fast wunderlich an, daß diese Sammlung in deutschen Landen nicht schon gemacht ist. Arbeitet denn unser Volk wirklich durchgehends so schwer an den täglichen Aufgaben des Berufs, daß dieser Gedanke so fernab liegt, zumal in einer Zeit, in der sonst nahezu alles gesammelt und vielfach über den materiellen und ideellen Wert hinaus mit Geld aufgewogen wird, und in der ferner die Geschichtsforscher mehr als jemals in Archiv- und Quellenstudien aufgehen? Denn neu ist der Gedanke ja nicht, wie schon jener Graf Stollberg zeigt, der die Friderizianischen Soldatenbriefe sammelte, wie auch schon der Generalstab der Armee Briefe von Angehörigen des Ostasiatischen Korps, unter Zusicherung ihrer Geheimhaltung innerhalb dreißig Jahren, eingesammelt hat. In Frankreich hat man gleichfalls solche Dinge gesammelt, doch ist dort, wo die Regierung kein Interesse zeigte und alles der „Initiative privée“ mit Liebhaber- oder Partei-Gesichtspunkten überließ, soweit zu hören ist, nichts Umfassendes herausgekommen. Nun hat es sich wohlverstanden in all diesen hier aufgeführten Fällen immer nur um Briefe aus dem Felde gehandelt, nicht auch um die Briefe aus und innerhalb der Heimat während eines Krieges, welche das Zeitbild für den Geschichtsforscher und Völkerpsychologen erst vollständig geben können. Nach diesem Gesichtspunkt ist bisher nur in Dänemark verfahren worden. Dort hat Professor Karl Larsen in Kopenhagen die Kriegsbriefe und Tagebücher aller

Stände aus dem Kriegsjahre 1864 gesammelt und die Ergebnisse in einem höchst lesenswerten Buche veröffentlicht, das auch deutsch vorliegt (Karl Larsen, Ein modernes Volk im Kriege. Deutsch von Prof. R. v. Fischer-Buzon, Kiel, Lipsius & Tischer, 1907). Diese Ergebnisse sind so schön und reich, zeigen ein so umfassendes, vielfach neues und überraschendes Bild von der Stimmung eines ganzen Volkes während des Krieges, nebenbei auch häufig eine so verständnisvolle Würdigung des Gegners, daß sich der deutsche Leser davon ergriffen fühlen wird. Die damit ans Licht gekommenen neuen Gedanken geben eben den Beweis, daß die bisherigen Quellen keineswegs ausreichen. Und nun deckt sich auch das oben skizzierte Urteil des Generalstabes der Armee völlig mit Larsens Wertschätzung und Schlußfolgerung aus der von ihm veranstalteten Sammlung, nur daß diese Briefe aus Feld und Heimat ein festeres, individuell unendlich reicheres Bild zeigen. Diese wichtigen Ergebnisse haben den hochverdienten Mann dahin geführt, durch Vorträge und die deutsche Ausgabe seines Buches das deutsche Volk zu einer ähnlichen Sammlung anzuregen.

Wenn die Briefe und Tagebücher unsres Volkes aus Kriegszeiten in den Archiven gesammelt und als neue Abschnitte den Beständen eingefügt sein werden, wird es nur nötig sein, die Zahl der eingegangenen Stücke zu gegebener Zeit an einer Stelle zu veröffentlichen, damit übersehen werden kann, wie sich das Material verteilt und damit für die Erforschung bereit liegt.

Es ist eine schöne große Sache, die auch das gesunde Empfinden im Volke stärken kann.

Berlin, Zeughaus. v. Ubisch

9)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

Pastor Römer war jetzt, während er dort an dem offenen Fenster des Studierzimmers stand, wieder bei dem ursprünglichen Ausgangspunkt seiner Gedanken angelangt.

Herr Foksen war vorhin bei ihm gewesen.

Gedrückt und niedergeschlagen hatte er den Pfarrer um eine Unterredung gebeten. Und nach allerlei Umschweifen erzählte er ihm, daß ein Mädchen, das bis Neujahr in seinem Hause in Dienst gewesen sei, daheim bei ihren Eltern auf Hyfingen ein Kind geboren habe. Und der Vater dieses Kindes sei er — Foksen. Er komme, um den Herrn Pfarrer um Verschwiegenheit zu bitten; das Kind solle am nächsten Sonntag in der Kjelnäser Kirche getauft werden ...

Dies war der Schatten, der über dem Wesen der stolzen Frau lag. Ihr Mann war ihr untreu.

Er hatte ernsthaft und strenge mit Herrn Foksen geredet, der ihn gesenkten Hauptes angehört hatte und dann gegangen war ... ein wenig gebeugt schritt er den Heimweg hinab.

Aber für den Pfarrer, der in seiner Einsamkeit zurückblieb, verbreitete sich, Zug für Zug, Licht über das Bild der verschlossenen, schweigsamen Frau, über ihren Ernst und ihren streng rechtlichen Sinn, mit dem sie ihr großes Haus in unermüdlicher Pflichterfüllung führte.

Und es war ihm, als trete sie ihm näher; ihn überkam ein Verlangen, das Unrecht wieder gut zu machen, daß er ihr im stillen zugefügt hatte. Und in sein tiefes Mitgefühl mischte sich eine warme Menschenfreude darüber, daß ihm die Augen geöffnet waren für eine leidende und kämpfende Seele.

Und er trat an das Fenster und öffnete es, so daß der helle, strahlende Tag hereindrang.

— —

Mit tiefer Empörung dachte er wieder an diesen Herrn Foksen. Er wußte, daß er seinerzeit Prokurist bei dem alten Roß auf Tennö gewesen war, und daß sein ganzer Wohlstand, seine ganze Stellung unter den Ersten hier im Kirchspiel, ja im ganzen Amt einzig und allein auf seiner Ehe mit der ältesten Tochter auf Tennö beruhte. Der Pfarrer hatte früher sogar eine Erklärung für ihr unfreundliches Wesen darin zu finden geglaubt, daß sie vielleicht bereute, in ihrer Jugend einen Mann genommen zu haben, der gewissermaßen unter ihr stand.

Welch blutiges Unrecht hatte er ihr getan!

Dieser charakterlose Wollüstling — der nicht einmal wert war, seiner Frau die Schuhriemen zu lösen ... wie er ihn verachtete!

Schamerfüllt, gebeugt war er von hier weggegangen ...

Da erklang in Sören Römers Erinnerung ein Satz:

„Mein guter Herr! Die höchste Gerechtigkeit ist stets Vergebung."

Und er lächelte.

Ja — das war auch eine Bekanntschaft — und vielleicht die eigentümlichste von allen, die er hier in seiner neuen Gemeinde gemacht hatte.

Der Einsiedler aus dem Björntal.

Aus dem Fjordende hinter Tennö erstreckte sich das Björntal tief in das Land hinein, zwischen den finstern Bergen bis ganz an das blauende Grenzgebirge hinan. Zu beiden Seiten der Björna, die in breitem Lauf das ganze Tal durchfloß, stand dichter, uralter Tannenwald. Kein Übergang konnte überraschender sein, als wenn man vom Meeresufer mit den nackten Felsen in die schwarzen, sausenden Björntalwälder gelangte.

Hier drinnen lebte eine kleine Bevölkerung eingewanderter Finnen ihr eigenes Leben in ihren Ansiedlungen, weit verschieden von dem des Fischervolks an den Fjorden oder auf den Inseln da draußen.

Hin und wieder hatte er den Einsiedler da drinnen im Walde nennen hören; niemand wußte so recht, wer er war, woher er kam, wie er hieß. Er selber nannte sich nur Herr Johannes. Viele Jahre lang hatte er in seiner kleinen Bretterhütte oben im Björntalwalde gelebt, wo er Jagd betrieb und Lachs im Elf fischte. Unten an die See hinab kam er niemals. Auch die Quänen da oben sahen nur wenig von ihm. Aber sie wußten doch nur Gutes von ihm zu berichten. Er galt unter ihnen als eine Art Arzt und hatte zuweilen Kranke mit Medizin geheilt. Im übrigen waren allerlei Sagen über ihn im Umlauf. Er sei wegen eines Verbrechens geflohen, — er habe dem russischen Kaiser einen großen Schatz geraubt und ihn unter dem Fußboden in seiner Hütte vergraben.

Zum erstenmal fuhr der Pfarrer im Herbst in einem Flußboot die Björna hinauf.

Auf der Rückfahrt, flußabwärts, erlitt das Boot Havarie, und der Pfarrer ging an Land, während er darauf wartete, daß die Bootsleute den Schaden ausbesserten. Dies verzögerte sich und die Dunkelheit des Herbstabends brach herein. Er fragte die Leute, ob es weit sei bis zu den nächsten Wohnstätten, wo er Schutz gegen den Regen finden könne, und erfuhr dann, daß die Hütte des Herrn Johannes gar nicht weit von hier entfernt liege.

Er ging am Flußufer entlang, bis er Licht sah. Als er sich über den kleinen, ausgerodeten Platz der Hütte näherte, ward er mit lautem Hundegekläff begrüßt. Die Tür tat sich auf und eine starke Stimme rief hinaus.

Was es war, verstand der Pfarrer nicht, denn es war Quänisch.

„Guten Abend, und Gottes Friede!" rief er zurück.

„Wer ist das?" fragte die Stimme wieder, jetzt auf Norwegisch.

„Ich bin der Gemeindepfarrer. Mein Boot ist leck geworden . . ."

Er wurde mit großer Freundlichkeit aufgefordert, näher zu treten, und blieb schließlich die Nacht bei dem Einsiedler.

Es war ein schöner alter Herr mit wallendem, weißem Bart, einem feinen, von Wind und Wetter gebräunten Gesicht. Auf der Feuerstelle in dem geräumigen Zimmer brannten dicke Tannenscheite und erhellten rotflammend die Balkenwände, die alle mit Geweihen, Fellen, Fisch- und Jagdgerätschaften behängt waren. Die vier Hunde legten sich bald wieder zur Ruhe. Dem Pfarrer ward ein Platz in einem Holzstuhl angewiesen, und Herrn Johannes' Diener, ein alter, hüftenlahmer Quäne, brachte ihm kaltes Geflügel und eine Flasche französischen Wein. Dann ward er zu den Bootsleuten entsendet.

Der Pfarrer vergaß bald die abenteuerliche Situation hier inmitten des dichten Waldes. Sein Wirt unterhielt ihn auf die schlichteste und angenehmste Weise, und bis in die Nacht hinein blieben sie plaudernd am Feuer sitzen. Der alte Jäger entpuppte sich als ein Mann von hoher Bildung und namentlich von umfassenden historischen Kenntnissen. Sie vertieften sich in die große französische Revolution, von der sie eine sehr verschiedene Auffassung hatten, indem Herr Johannes selbst die blutigsten Exzesse auf das wärmste verteidigte. Seine Sprache war rein norwegisch, hatte aber einen Akzent, als habe er viele Jahre eine fremde Zunge gesprochen.

Der Pfarrer fand keine Gelegenheit zu einer Frage persönlicher Art.

„Sie haben lange hier in den Wäldern gelebt?" forschte er.

„Ungefähr ein Menschenalter, wie man zu sagen pflegt."

„Aber wie — wie kamen Sie gerade hier herauf?"

„In meiner frühen Jugend war ich nach dem Friedensschluß mit den Russen gelegentlich einer Grenzregulierung hier oben, und ich fand den Wald so prächtig, daß ich ihn seither nicht wieder vergaß."

Das war alles, was der Pfarrer aus ihm herausbrachte.

Als er am nächsten Tage wieder mit seinen Ruderern im Flußboot saß, erschien ihm das ganze Erlebnis wie ein Traum.

Er hatte Herrn Johannes indessen um Weihnachten einen neuen Besuch gemacht. Er war abermals mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen worden, und ihre Unterhaltung war so fesselnd gewesen und von so tiefem Inhalt, daß sich Sören Römer glücklich pries, hier im Walde doch eine — wenn auch noch so seltene — Gelegenheit zu haben, Gedanken und Ansichten über Dinge höherer geistiger Art auszutauschen.

Ein Ausspruch des Einsiedlers im Bjönntalwalde lautete:

„Die höchste Gerechtigkeit ist immer Vergebung."

* * *

Der Pfarrer blieb auch noch den Dienstag auf Tennö. Und es entsprach nicht ganz der Wahrheit, wenn er das Wetter als Vorwand benutzte. Wohl wehte eine starke Brise aus Westen, und die war voraussichtlich nicht gelinder draußen auf dem Fjord als drinnen in der Tennöer Bucht. Aber das Pfarrboot war daran gewöhnt, in ärgerem Wetter, als dies war, zu segeln.

Der wahre Grund seines Verweilens war, daß er diesmal zum Gottesdienst auf Tennö mit dem Entschluß gekommen war, Anne Kathrine Roß zu fragen, ob sie seine Frau werden wolle. Und dann war erst der Sonntag und dann der Montag vergangen, ohne daß er seinen Plan zur Ausführung gebracht hatte.

Es entsprach ebenfalls nicht ganz der Wahrheit, wenn er sich selber vorredete, daß sich ihm keine Gelegenheit geboten habe. Hätte er sich allen Ernstes bemüht, eine Gelegenheit zu suchen, so würde er sie auch wohl gefunden haben. Der wahre Grund war hier, daß er vor der endgültigen Entscheidung in seinem Entschluß schwankend geworden war.

Anderthalb Jahre waren vergangen, seit er nach Maasvär gekommen war. Und seit mehr als einem Jahr hatte der Gedanke an die liebreizende, gute und kluge Jungfer Roß als passende Gattin für ihn in seiner Seele gedämmert und allmählich immer mehr an Stärke und Klarheit zugenommen. Bis er jetzt zu dem Entschluß herangereift war, gelegentlich dieses Predigtsonntags um sie zu freien. Es war dies der erste Sonntag im neuen Jahr auf Tennö — und der letzte, denn Anne Kathrine Roß wollte auf Besuch zu Verwandten gen Süden reisen.

Er konnte sich selbst nicht erklären, was ihn noch in dem entscheidenden Augenblick zurückhielt. Es war nicht die Furcht, ein Nein von Anne Kathrine zu bekommen. Er war überzeugt, daß sie ihm gut war. Das hatte sie ihm offen und natürlich gezeigt. Sie machte kein Hehl aus ihrer Freude, wenn er kam, sprach gern mit ihm und zeigte ihm ihre Achtung und Neigung auf alle Weise. Daß ihr Herz an keinen andern Mann gebunden war, wußte er von der Schwester, Madame Foksen.

Seit er im vorigen Jahr um diese Zeit das rechte Verständnis für Madame Foksen erlangt hatte, war das Verhältnis zwischen ihm und ihr immer vertrauensvoller geworden. Ihr Schweigen über das, was sie litt und durchkämpfte, war gleich unverbrüchlich; er selber verriet mit keinem Wort und keiner Miene, was er nach dieser Richtung hin in Erfahrung gebracht hatte. Aber es war ihm klar, daß sie, praktisch verständig, wie sie war, sehr wohl wußte, daß er das Verhältnis zwischen ihr und ihrem Manne kannte; daß er als Geistlicher nicht unwissend sein konnte über diesen letzten Fehltritt Herrn Foksens wie über ähnliche frühere Vergehen.

Nach außen hin war keine Veränderung zwischen Madame Foksen und dem Pfarrer zu spüren. Je näher sie einander innerlich traten, um so schärfer sah er ihre ängstliche Wachsamkeit in bezug auf ihre Geheimnisse — und um so vorsichtiger ward er, in keiner Weise seine Mitwisserschaft zu verraten. Denn er war sich klar darüber, daß sie sich von dem Augenblick an für alle Zeiten ihm verschließen und unnahbar für ihn sein würde.

Und sie verstand ihn. Und eines starken und bedeutenden Menschen Dankbarkeit klang ihm tief aus dem verborgenen Grunde ihres Wesens entgegen.

Auf ihre gerade und vornehme Weise hatte Madame Foksen ihn verstehen lassen, daß eine Verbindung zwischen ihm und der Schwester Anne Kathrine ihr ein lieber Gedanke sei. Hierüber war er stolz und froh. Denn Madame Foksen liebte ihre um viele Jahre jüngere Schwester wie ihr eigenes Kind.

Im letzten Sommer, als die Schulkinder zu den Ferien nach Hause gekommen waren und Kameraden aus der Stadt mitgebracht hatten, war auch Anne Kathrine nach Maasvär gekommen und war dort drei Wochen bei der Schwester und dem Schwager geblieben. Das waren herrliche Tage gewesen. Der Sommer war in diesem Jahr ungewöhnlich schön. Und Anne Kathrine hatte Ausflüge mit den Kindern und den Erwachsenen zu See und zu Land veranstaltet, sie waren auf Fischfang ausgezogen und zum Beerenpflücken gegangen. Und Lachen und frohe Stimmen erschallten auf Maasvär, so daß selbst Madame Foksen heiter wurde und lächelte.

In dieser Zeit war der Pfarrer Anne Kathrine eigentlich näher gekommen. Ihre muntre, natürliche Anmut hatte sich in diesem ungezwungenen Verkehr ihm gegenüber so frei entfaltet. Er hatte sich daran erfreut zu sehen, wie sie sich mit den Kindern tummelte, — selbst ein Kind, und stets war sie diejenige, die die Lasten trug, für die Vorräte sorgte, Kaffee kochte und das Wohlsein aller im Auge hatte.

Und dann kam das große Ereignis: die Bischofsvisitation auf Maasvär! Jetzt lachte er, wenn er daran zurückdachte. Aber er hatte nicht gelacht, als ihm dies Schreckliche bevorstand.

Schon zu Anfang des Frühlings im vergangenen Jahr hatte er die Mitteilung erhalten, daß der Bischof im Juli auf seiner Visitationsreise nach Maasvär zu kommen beabsichtige. Und mit aller Kraft hatte er darauf hingearbeitet, Ordnung in seinem Amt zu schaffen, in alle dem, was versäumt und in den Protokollen hinausgeschoben war und in mancherlei anderm. Nach jeder Richtung hin hatte er sich vorbereitet und war schließlich ganz stolz gewesen in dem Bewußtsein, dem Bischof die beträchtliche und tüchtige Arbeit aufweisen zu können, die er in dem einen Jahr, in dem er in der weitverzweigten und vernachlässigten Gemeinde wirkte, ausgeführt hatte.

Die vielen und großen Mängel, die noch vorhanden waren, fürchtete er nicht; denn niemand würde es so wie der alte Bischof wissen und verstehen, welche Kämpfe der junge Pfarrer in seiner Gemeinde hatte bestehen müssen.

Aber dann plötzlich — wenige Tage vor der Visitation — stand er der Frage gegenüber, der er bisher keinen Gedanken geschenkt hatte: Wie sollte er Seine Hochwürden beherbergen? Und wie ihn bewirten? Und mit Grauen erinnerte er sich des Rufes, in dem der gute Bischof stand, daß er in seinen alten Tagen ein sehr wählerischer Herr geworden sei, sowohl in bezug auf das Essen wie auf das Bett. Man erzählte sich die beunruhigendsten Anekdoten über verzweifelte Pfarrerfrauen und entehrte Pfarrer ...

So machte er sich denn daran, Joninas Küche und seinen Vorrat an Betten zu untersuchen. Und beide Teile ergaben ein trübseliges Resultat.

In seiner Not wandte er sich an seine treue Helferin, Madame Foksen. Und sie tröstete ihn.

Am nächsten Tage war sie mit Anne Kathrine im Pfarrhaus, um die Hilfsmittel zu überschauen. Sie erklärten sofort, der Pfarrer müsse während der zwei Tage, die der Bischof sich bei ihm aufhalten werde, nach oben hinaufziehen und dem Bischof sein Schlafzimmer hinter der Studierstube überlassen. Der Pfarrer solle seine Betten mit hinaufnehmen, und für den Bischof wollten die Damen alles Erforderliche aus ihren Fremdenzimmern schicken.

Draußen bei Jonina in der Küche unternahmen die Damen mehrere Proben von verschiedener, unbegreiflicher Art. Sie kamen zwei Tage hintereinander und rasselten mit Kochtöpfen und Herdringen, zündeten Feuer auf dem Herd an und machten überhaupt einen nicht geringen Lärm.

Am zweiten Tage kamen sie beide ein wenig bekümmert zu dem Pfarrer in die Studierstube. Er solle ihnen nur nicht übel nehmen, was sie für nötig erachteten, ihm mitzuteilen! Daß Jonina außerstande sei, ein ordentliches, auch nur annähernd anständiges Visitationsdiner zu kochen, habe im Grunde nichts zu sagen. Der Pfarrer könne nämlich herzlich gern die Foksensche Köchin leihen. Und einen guten Kalbsbraten könnten sie ihm auch versprechen. Die Multebeeren wären jetzt so reif, daß man mit Leichtigkeit genug davon zum Nachtisch beschaffen könne.

Aber der Herd, der in der Küche stehe, habe sich nach eingehender Untersuchung von Madame Foksen, Jungfer Roß und ihrer Köchin als völlig unbrauchbar erwiesen.

Der Pfarrer erklärte in seiner Verzweiflung, daß er diesen Verdacht schon lange gehegt habe — indem er ihn auf die sonderbaren Ergebnisse von Joninas Bestrebungen auf selbigem Feuerherd begründete. Aber was sollte er nur machen —?

„Da sei ja der Ausweg," meinte Madame Foksen, „daß man das Essen aus ihrer Küche in die des Pfarrhauses schaffen könne. Aber das sei ein wenig beschwerlich, und das Essen würde leicht kalt werden . . ."

„Ja, ja, das sehe ich ein!" jammerte der Pfarrer.

„Da haben wir denn gedacht, Sie zu fragen, ob Sie und der Bischof nicht am besten Ihre Mahlzeiten bei uns einnehmen könnten —?"

Und das war dann die endgültige Lösung.

Und der Bischof kam.

Seiner Gewohnheit gemäß hatte er vorher Klüvers in Andsvaag und Roß' auf Tennö besucht. Über Madame Juhls Schwelle setzte er keinen Fuß seit der Geschichte mit dem vorigen Pfarrer. — Es waren dies freundschaftliche Besuche, und sie dienten außerdem zur praktischen Rekognoszierung des Terrains.

Und er war überströmend in seinem Lob dem Pfarrer gegenüber.

Die Visitation verlief nach jeder Richtung hin vorzüglich, und Sören Römer war sehr glücklich.

Der Bischof schien die Einrichtung, daß das Mittagessen und das Abendbrot bei Foksens eingenommen wurden, keineswegs auffallend zu finden.

Am Montag abend erklärte der Bischof gleich nach dem Abendbrot, daß er eine letzte Unterredung unter vier Augen mit dem Pfarrer haben möchte, — außer den amtlichen Konferenzen. So sagten denn die beiden Herren gute Nacht und verabschiedeten sich von der Familie Foksen, um sich in das Pfarrhaus zu begeben.

In dem traulichen Studierzimmer ließen sie sich nieder. Der Bischof hatte seine eigene Pfeife und seinen eigenen Tabak mitgebracht, und der Pfarrer bestellte warmes Wasser bei Jonina. Herr Foksen hatte ihm zwei Flaschen Armagnac überlassen, und Anne Kathrine hatte Kapitän Römers alte, geräumige Zuckerschale mit großen Zuckerstücken gefüllt.

Die Unterhaltung kam in Gang, und sie warteten nur auf Jonina, die das warme Wasser bringen sollte. Gläser, Flaschen und Zucker standen bereit.

Es dauerte lange. Aber endlich kam sie mit einem Krug, den sie mit einem tiefen Knix vor Seiner Hochwürden hinstellte.

Der Bischof braute sich seinen Punsch zurecht, und der Pfarrer tat das gleiche.

„Prost, lieber junger Freund! Dies ist mir eine sehr erfreuliche Visitation gewesen!"

Sie stießen über den Tisch hinüber an und tranken.

Da nahm der Bischof das Glas von seinen Lippen und hielt es gegen das Licht. Er kostete den Inhalt von neuem — sah fragend Sören Römer an, der

ihn nicht verstand, kostete nochmals und setzte das Glas wieder hin. Er stand auf und ergriff den Krug.

„Ich glaube doch, ich will einmal hinausgehen zu ihr — wie heißt sie doch noch?"

„Jonina . . ."

„Jonina, ja. Mit diesem Zeugs. Ach nein, lassen Sie es mich nur selber tun!"

Und Seine Hochwürden ging in die Küche hinaus.

„Hör' einmal, beste Jonina, du hast wohl die Güte, dies Wasser für uns zu kochen. Ich kann nicht gut Punsch aus rohem Wasser trinken!"

Jonina knixte bis zur Erde und nahm den Krug. Und der Bischof kehrte in die Studierstube zurück, wo der Pfarrer ganz unglücklich stand.

„Euer Hochwürden müssen sehr verzeihen . . ."

„Ei was, das arme Mädchen! Sie hat offenbar keine Erfahrung . . ."

Es ward still. Der Bischof blies Rauchwolken unter die niedrige Decke hinauf, versonnen und halb lächelnd.

Dann wandte er sich an den Pfarrer:

„Hören Sie mal, Pastor Römer, — sollten Sie nicht eigentlich sehen, daß Sie eine Frau finden —?"

Sören Römer fühlte, daß er dunkelrot wurde.

Nicht mit einem Wort, nicht mit einem Gedanken oder einer Miene hatte der Bischof bisher auf ihre Unterhaltung vor anderthalb Jahren im bischöflichen Studierzimmer hingedeutet.

„Euer Hochwürden finden meinen Haushalt mangelhaft?" fragte er verwirrt.

„Ich finde alles in schönster Ordnung, lieber Pastor, mit Ausnahme dieses einen: Es fehlt eine Frau hier im Hause!

Nach einer Weile fügte er ernsthaft hinzu:

„Und vielleicht auch — in Ihrer Arbeit."

Der Pfarrer sah fragend auf. Der Bischof nickte:

„Sie überanstrengen sich, lieber Freund. Das kann ich aus allem verstehen, was ich sehe und höre. Sie gehen schonungslos gegen sich selber vor. Und ein Mann, der so arbeitet wie Sie, hat eine gute körperliche Bewegung nötig — nach jeder Richtung hin. Und die kann ihm nur eine gute Gattin angedeihen lassen. Ebenso die guten Ratschläge und Ermahnungen, mit seinen Kräften hauszuhalten. Sie sollten sich eine Frau anschaffen, die Sie liebt und größere Fürsorge und Besorgnis für Sie hat — als Sie selber."

Jonina kam mit dem Krug, und der Bischof braute sich ein neues Glas — zu großer Zufriedenheit.

„Auf das Wohl der Pfarrersfrau in Maasvär, Pastor!" sagte er munter, „Wenn ich in diesen beiden Tagen recht gesehen habe, so ist sie vielleicht gar nicht so fern —!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Anspielung des Bischofs war deutlich. Es handelte sich um Anne Kathrine Roß. Und der Pfarrer mußte staunen über den Scharfblick des alten Herrn, der die Gedanken entdeckt hatte, die sich nur unbestimmt und verborgen in seiner Seele bewegten.

Oder sollte sein Benehmen dem jungen Mädchen gegenüber — ohne daß er selbst sich dessen bewußt war — vielleicht doch wärmer sein als andern gegenüber —? In dem Falle mußte er sich ernstlich bemühen, sich Zwang anzulegen — denn er war weit davon entfernt, so bestimmte Gefühle und Absichten Anne Kathrine gegenüber zu empfinden, daß irgend etwas an Erwartungen bei ihr selber oder bei Madame Foksen darauf aufgebaut werden konnte. . . .

Aber die Worte des Bischofs brachten ihn der Klarheit doch ein gutes Stück näher. Der Herbst verging, und als Madame Roß auf Tennö nach einer neuen Niederkunft in eine schwere Krankheit verfiel, hatte er mehr Veranlassung denn je, Jungfer Roß' aufopfernde Liebe und Tüchtigkeit zu bewundern. Sie pflegte nicht nur ihre Schwägerin, sondern übernahm zugleich die Führung des großen Haushalts.

Weihnachten herrschte wieder Lust und Freude auf Tennö wie auch bei Fokfens auf Maasvär.

Und bei Sören Römer war der Beschluß gefaßt. — — —

Dieser sein zweiter Winter war im Gegensatz zu seinem ersten ziemlich still in bezug auf Meer und Himmel. Auch nicht viel Schnee brachte er. Der wenige, der fiel, schmolz bald wieder in dem milden Wetter mit Regenschauern. Infolge der unbeschneiten Berge und Ufer wurden die Finsternis tiefer und die Tage kürzer und bedrückend schwermütig. Aber für alle Arbeiten waren die Witterungsverhältnisse günstig. Die Fischer kamen rechtzeitig auf ihre Lofotenfahrt. Und der Pfarrer hatte keine Schwierigkeiten in bezug auf seine Reisen zu den Gottesdiensten.

So kam er zur festgesetzten Zeit Anfang Februar zu seinem ersten Gottesdienst nach Tennö.

Für Rossens war es ein langer Kirchweg. Seit uralter Zeit stand die Kirche auf der Kirchenlandzunge drüben am Sund mit der Aussicht auf die Insel.

Die ganze Familie fuhr am Sonntagmorgen zusammen mit dem Pfarrer hinüber und blieb in dem kleinen Kirchenhäuschen auf der Landzunge, bis er am Nachmittag alle seine Angelegenheiten erledigt hatte.

Die Bevölkerung versammelte sich regelmäßig an diesen Gottesdienstagen auf Tennö, wo sie ihre Einkäufe machten. Und der Pfarrer hielt am Montag Sprechstunde bei Rossens ab.

Der Dienstag kam und seine Geschäfte waren beendet, indem die Leute die Insel wieder verlassen hatten.

An dem halbhellen, regnerischen Vormittag machte er einen Spaziergang mit Anne Kathrine. Er war ernst und wortkarg. Das erlösende Wort lag ihm fortwährend auf der Zunge. Aber er brachte es nicht über die Lippen.

Es war, als binde ihn etwas in der Tiefe seiner Seele.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Manch liebes Mal später dachte Sören Römer zurück an seine Wanderung auf Tennö mit Anne Kathrine Roß. Und er hatte die Empfindung, als habe er damals das Glück seines Lebens verscherzt, indem er nicht mit einem festen und treuen Griff Anne Kathrinens kleine, weiße Hand umfaßt hatte, zur Stütze und Rettung in allen Kämpfen!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie wollte verreisen, aber ehe sie mit dem Dampfer nach Tromsö fuhr, sollte sie noch ein paar Tage auf Maasvär verleben.

Und er schob seine Werbung bis zu diesen Tagen hinaus.

Als sie von ihrem Spaziergang zurückkehrten, war da ein Mann, der mit dem Herrn Pfarrer zu reden wünschte.

Es war ein Fischer aus dem Fjordende im Björntal. Er war auf dem Wege nach Maasvär; als er aber hörte, daß der Pfarrer noch auf Tennö war, konnte er sich ja die Reise dahinaus ersparen. Er hatte einen zusammengefalteten, schmutzigen Papierlappen für den Pfarrer. Den hatte ihm Isak Ratama, des Einsiedlers Johannes Diener, gegeben, er war damit an den Fjord hinabgekommen.

Der Pfarrer nahm den Zettel, faltete ihn auseinander und las mit Mühe die unbeholfene Schrift:

„Jo Hans is kran. Paſte muß kom."

„Hat dir Iſak Ratama denn nichts weiter geſagt?" fragte der Pfarrer.

„Iſak hat geſagt, Herr Paſtor ſollten nich' ſagen, daß er geſchrieben hat."

„Aber du ſelbſt, Anders?"

„Iſak weiß, daß ich nich' leſen kann!"

Der Pfarrer begriff. Der alte Jäger war krank geworden. Iſak war beſorgt und hatte zu dem Pfarrer geſchickt, dem Einzigen, deſſen Beſuch ſeinen Herrn erfreute. Aber er hatte ſo ſtrengen Befehl, mit niemand in der Umwelt Verbindung zu ſuchen, daß er ſeine Abſicht auf dieſe vorſichtige Weiſe ausgeführt hatte.

Gleich nach Tiſche machte ſich der Pfarrer auf den Weg in den Fjord hinein.

Er blieb die Nacht über in ſeinem Boot am Ende des Fjordes liegen. Es war ſchon ſo ſpät, daß er Herrn Johannes nicht vor Mitternacht würde erreichen können.

Früh am Morgen lief er allein auf Schneeſchuhen landeinwärts. Der Elf war infolge von Eis unfahrbar. Es war ein langer Weg am Ufer entlang. Aber hier im Walde lag der Schnee tief und die Bahn war gut.

Er fühlte ſich beklommen. Denn Iſak Ratama würde nicht nach ihm geſchickt haben, wenn nicht etwas Ernſtes vorläge! Und wie nie zuvor fühlte er, wie lieb er den eigenartigen, einſamen Mann hier tief drinnen im Walde gewonnen hatte. Er hatte ihn recht häufig beſucht. Im April des vorigen Jahres hatte ihn Herr Johannes auf eine unvergeßliche Schneeſchuhfahrt ins Björntal hinein mitgenommen. Zwei ganze Tage waren ſie da draußen geweſen. Auch im Herbſt war er ein paarmal bei ihm geweſen. Und immer tiefer empfand er die Freude an den Unterhaltungen mit dieſem Mann, der als der einzige in ſeiner Nähe der Welt des Geiſtes angehörte. Auch machte ſich Sören Römer Vorwürfe, daß er den offenbaren Verirrungen des alten Herrn nicht kräftig genug widerſprochen hatte, wenn die Rede auf Gott und Chriſtentum gekommen war. Aus vielen Äußerungen mußte er befürchten, daß Herr Johannes ein Ungläubiger war, den namentlich die Irrlehren der franzöſiſchen Enzyklopädiſten feſſelten. Aber ſeine Rede war ſo beſtrickend, ſein Alter und ſeine großen Kenntniſſe ſtanden ſo hoch über denen des Pfarrers, daß er geſchwiegen hatte.

Er hatte ſeine prieſterliche Pflicht verſäumt.

Und jetzt war die arme, irrende Seele krank — vielleicht war er ſchon tot . .

Schweißtriefend vor Anſtrengung und Spannung langte er zur Mittagszeit bei der Hütte an.

Eine unſägliche Erleichterung empfand er, als er ſchon von weitem den Rauch ganz munter aus dem Schornſtein aufſteigen ſah. Die Hunde liefen loſe umher und fuhren auf ihn ein, aber in aller Freundſchaft, denn jetzt kannten ſie ihn.

Herr Johannes ſaß in ſeinem Stuhl an der Feuerſtätte. Er erhob ſich und ging dem Pfarrer mit großer Mühe entgegen.

(Fortſetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 3. April 1910.

(Glossen zu dem Besuch des Reichskanzlers in Rom und den Urteilen der Presse.)

Der Reichskanzler ist jetzt auf dem Rückwege von seiner römischen Reise begriffen und wird, wenn diese Zeilen unsern Lesern vorliegen, bereits wieder in der Wilhelmstraße seine Tätigkeit fortsetzen. Über die politische Bedeutung der Reise haben wir uns schon ausgesprochen. Wir haben nachgewiesen, daß das Königreich Italien bei der Eigenheit seiner geographischen und wirtschaftlichen Lage sowohl die Verständigung mit den das Mittelmeer beherrschenden Westmächten, als auch die Anlehnung an die beiden mitteleuropäischen Kaisermächte notwendig braucht. Nachdem die Entwicklung im nahen Orient und die damit im Zusammenhang stehenden Ereignisse die italienische Politik etwas weiter in der erstgenannten Richtung, d. h. also an die Seite der „Triple-Entente" Frankreich-England-Rußland geführt und zeitweise sogar in einen fast peinlich wirkenden Gegensatz zu Österreich-Ungarn gebracht haben, ist bei den weiterblickenden, verantwortlichen italienischen Staatsmännern das Bedürfnis erwacht, die andre Seite ihrer Politik wieder stärker zu betonen. Dazu hat ihnen der Besuch des deutschen Reichskanzlers als willkommene Gelegenheit gedient. Wenn bei uns nun kritische Stimmen laut geworden sind, die im Tone der Verärgerung und des empfindlichen Schmollens gegenüber dem schwankenden Bundesgenossen fast so weit gehen, die Zurückweisung der italienischen Annäherung zu empfehlen, weil sie ja doch nicht aufrichtig gemeint und nicht von Dauer sei, so ist ein solcher Standpunkt schwer zu verstehen. Politisch urteilslose Leute mögen sich wohl von dem Eindruck beherrschen lassen, daß ein Bundesgenosse, dessen Presse uns fortwährend Zeichen von mindestens kühler Gesinnung, wenn nicht von Gehässigkeit und Unfreundlichkeit gibt, und auf dessen nachdrückliche Hilfe im Falle einer kriegerischen Verwicklung schwerlich zu rechnen ist, keinen besondern Wert für uns habe. Für politisch denkende Leute können das aber keine Gründe sein, Freundlichkeiten, die uns von dieser Macht aus sorgfältig erwogenen sachlichen Gründen dargeboten werden, zurückzuweisen. Denn sie wissen eben, daß Sympathien und Antipathien dabei keine Rolle spielen, und daß die Wärme und Herzlichkeit, mit der sich Italien immer wieder zu uns zurückwendet, wenn seine Politik eine Zeitlang in andre Bahnen abgeschweift ist, weder auf Gefühlsseligkeit noch auf der Absicht der Täuschung beruht, sondern die im Verkehr zivilisierter Völker selbstverständliche Form und Einkleidung einer sachlichen Notwendigkeit ist. Diese Notwendigkeit müssen wir klar und kühl zu unserm Vorteil benutzen, und es ist dabei zunächst gleichgültig, welcher der beiden Teile von dieser Annäherung den größern Vorteil zieht. Wenn Italien aus der Bundesgenossenschaft mehr Gewinn hat als wir, so liegt darin für uns kein Grund, auf jeden Gewinn daraus zu verzichten; im Gegenteil liegt darin für uns die größere Sicherheit. Es macht deshalb einen kindlichen und geradezu lächerlichen Eindruck, wenn deutsche Blätter sich wieder große Mühe geben, den deutschen Michel mit besondrer weiser Überlegenheit davor zu warnen, daß er die Freundlichkeiten der italienischen Presse und der italienischen Staatsmänner anläßlich des Reichskanzlerbesuchs für bare Münze nehme. Diese Warnungen sind sehr überflüssig, und das dabei stets hervortretende Bedürfnis, das nationale Selbstgefühl dadurch zu unterstreichen, daß man von Italien verletzend und geringschätzig spricht, wirkt sogar direkt schädlich. Schädlich nicht etwa deshalb, weil wir uns nicht erlauben dürften, andern auch einmal gründlich die Meinung zu sagen, wenn es ein vernünftiger Zweck fordert, sondern deshalb, weil diese Art, unser Verhältnis zu

Italien zu behandeln, eine einfache politische Dummheit ist. Als ob damit etwas gewonnen wäre, wenn wir der nach unserm Geschmack etwas zu lebhaften und deklamatorischen südländischen Art, den Wunsch nach freundlicher Annäherung und Aussprache auszudrücken, eine entsprechende Portion nordischer Bärbeißigkeit und gewöhnlicher Unhöflichkeit entgegensetzen! Daß die unabhängige Presse mit der Sprache freier herausgeht als die amtlichen und halbamtlichen Kundgebungen, die die Formen diplomatischer Höflichkeit sorgfältig festhalten müssen, ist selbstverständlich; schwerer verständlich für den nachdenkenden Politiker ist es, wenn deutsche Blätter es sich nicht versagen können, jedesmal ihre Meinung durch Verspottung der amtlichen Äußerungen einzuleiten und zu stützen, anstatt, wie dies in andern Ländern in der Regel geschieht, darin eine Form zu sehen, die in repräsentativer Weise eine allgemeine Stimmung festlegt und gar nicht den Anspruch erhebt, inhaltsreiche Eröffnungen zu bringen. Das trat auch jetzt wieder hervor. Amtliche Mitteilungen hoben natürlich die herzlichen und sympathischen Begrüßungen der italienischen Presse hervor und erwiderten sie gebührend mit entsprechender Höflichkeit und Wärme. Anstatt unter verständnisvoller Festhaltung dieser Grundlage die Schilderung der Lage mit höflicher Zurückhaltung zu ergänzen und zu vertiefen, gefiel sich ein Teil unsrer Presse darin, die erwähnten amtlichen Äußerungen zu verspotten und abfällig zu kritisieren, vor allem darin einen Beweis für die Leichtgläubigkeit, Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit unsrer Diplomatie zu finden. Vielleicht haben diese Betrachtungen wenigstens den Zweck erfüllt, daß sie im Leserkreis dieser Zeitungen den Eindruck besondrer Selbständigkeit und Überlegenheit des Urteils erweckt haben; nach außen konnten sie nur in entgegengesetzter Weise wirken. Namentlich dem Südländer, dem Romanen, müssen sie als ein Zeichen politischer Unkultur erscheinen, als ein Ausfluß zweckwidriger Denkweise. Das Zwecklose und Zweckwidrige aber bedeutet in der Politik dasselbe, was im religiös-sittlichen Leben die Sünde ist.

Wesentlich anders ist die Frage aufzufassen, ob der Besuch des Reichskanzlers in Rom überhaupt notwendig und gerechtfertigt war. In verschiedenen politischen Kreisen Italiens hat, wie nicht zu leugnen, die Auffassung bestanden, daß dieser Besuch ein Ausdruck der deutschen Initiative sei, um seinerseits die Annäherung an Italien zu suchen, und das hat natürlich den Italienern, die nichts vom Dreibund wissen wollen, — und diese sind in den breiteren, der politischen Verantwortung und Erfahrung ferner stehenden Schichten des Volks zahlreich genug, wenn nicht in der Mehrzahl, — gewaltig den Kamm schwellen lassen. Man muß aber die Gegenfrage stellen: Wären diese dreibundfeindlichen Elemente geschwächt und in den Hintergrund gedrängt worden, oder hätte es den Dreibundfreunden etwas genützt, wenn Herr v. Bethmann Hollweg zu Hause geblieben wäre? Wir glauben, es wäre das Gegenteil eingetreten, und zwar wegen des Zusammenhangs dieser Besuchsfrage. Der Austausch von Besuchen zwischen den leitenden Staatsmännern der Dreibundmächte ist bereits zu einem Herkommen geworden. Zuletzt war es Graf Aehrenthal, der sehr bald, nachdem er die Geschäfte vom Grafen Goluchowski übernommen hatte, sich dem Deutschen Kaiser vorstellte und den Fürsten Bülow aufsuchte. Ein Besuch in Wien und die Erfüllung der gleichen Höflichkeit dort war für Herrn v. Bethmann Hollweg im Herbst unvermeidlich. Hätte er sich auf diesen Besuch ostentativ beschränkt, so wäre zwar der Dreibund um deswillen nicht aufgelöst worden, aber zweifellos wäre es in den dreibundfreundlichen Kreisen Italiens als eine Zurücksetzung und somit als eine Erschwerung ihrer Politik empfunden worden; in solchem Sinne wäre es vor allem von ihren Gegnern aufgefaßt und ausgebeutet worden. Die politische Klugheit verbot der

deutschen Politik, den Gegnern des Dreibundes diese Handhabe zu geben, und so ergab es sich von selbst, daß sich der Reichskanzler der Pflicht bundesgenössischer Höflichkeit nicht entzog. Daß dann der Erfüllung dieser Pflicht eine wärmere Form gegeben wurde, war das Werk des Königs von Italien und der italienischen Staatsmänner, und es bestand kein Grund, dem auszuweichen. Strömungen und Stimmungen im italienischen Volke können für uns nicht maßgebend sein. Die Tatsache, daß die Italiener ein kluges Volk von alter Kultur sind, das in allen Beziehungen des modernen Wirtschaftslebens entschieden vorwärts strebt, ist für uns wichtiger als die Einzelerscheinungen ihrer nationalen Eigenart, an denen wir vielleicht manches auszusetzen haben.

Sonderbare Kommentare sind auch an den Besuch des Herrn v. Bethmann Hollweg beim Papst geknüpft worden. In Wahrheit ist die Bedeutung dieses Besuches mit wenigen Worten zu umschreiben. Der Papst ist in seinen Beziehungen zu den weltlichen Mächten völkerrechtlich als Souverän anerkannt, und die preußische Regierung unterhält bei ihm einen diplomatischen Vertreter. Diese einfache Tatsache schließt für den preußischen Ministerpräsidenten bei einem offiziellen Besuch in der Residenz des Papstes die Verpflichtung ein, sich auch dem Papst vorzustellen. Daß diese Gelegenheit benutzt werden sollte, um schwierige kirchenpolitische Fragen zu erörtern, wird jeder, der nicht blindlings den Ausstreuungen der klerikalen Parteipresse oder den ängstlichen Prophezeiungen antiklerikaler Kampfhähne Glauben schenkt, von vornherein für sehr unwahrscheinlich halten. Die Unterredung kann sich nur in unverbindlichen Formen bewegt haben und kann nur dem Zweck gedient haben, persönliche Eindrücke zu gewinnen. Man darf also getrost alle Berichte und Vermutungen, die darüber hinausgehen, in das Reich der Fabel verweisen.

Von neuen Büchern

(Schluß aus Heft 13)

Auf welchem Wege eine weibliche Natur ähnlicher Herkunft wie Lily Braun zwar auch aus dem Banne des Herkömmlichen, aber doch zu ganz andern Zielen gelangt, zeigt das Lebensbild der im vorigen Jahre viel zu früh abberufenen Freiin Frieda von Bülow, das Sophie Hoechstetter (bei Carl Reißner in Dresden) herausgegeben hat. Das Werk fesselt besonders auch deshalb, weil nicht nur von Frieda von Bülow, sondern auch von ihren tapfern Geschwistern die Rede ist, von jener hochbegabten Novellistin Margarethe von Bülow, die bei der Rettung eines Kindes auf dem Rummelsburger See ertrank, von dem Bruder, der in unsern Kolonien das Leben ließ. Wunderschön rundet sich das Bild unsrer ersten Kolonialnovellistin Frieda von Bülow durch die Briefe und Aufzeichnungen, die das Werk von ihrer Hand bringt. Daß es freilich eine volle Charakteristik der Schriftstellerin brächte, kann ich nicht sagen. Ich glaube Sophie Hoechstetter, daß Frieda von Bülow sich nicht ganz in ihren Werken ausgab, oder nicht Dichterin genug war, ihr Letztes heraufzuholen, wenn sie für die Öffentlichkeit schrieb — aber mir fehlt die Analyse, die kritische und ästhetische, dessen, was sie nun gegeben hat. Wir lernen Frieda von Bülow aus dem Buche wohl lieben, aber doch nicht ganz kennen, die tapfere Frau, die als Krankenpflegerin in die Kolonien ging, mit ihrer leidenschaftlichen Energie Neues und heldenhaft Barmherziges schuf und dann als

Erste das Leben unsrer damals noch ganz unbekannten Siedelungen schriftstellerisch zu gestalten strebte und oft genug auch sicher gestaltete. Wenn der Fürst Bernhard von Bülow einmal als besondern Ruhm seines Geschlechts aussprach, daß es nicht nur Helden und Staatsmänner, sondern auch immer wieder Künstler und Schriftsteller hervorgebracht habe, so wird neben Hans von Bülow und neben ihrer Schwester Margarethe ganz gewiß auch diese tapfere und feine Schriftstellerin Frieda von Bülow jenes Familienstolzes, aber auch unsrer aller Neigung wert sein.

Mit dem Buch von Sophie Hoechstetter bin ich auf dem Gebiet der Literaturgeschichte angelangt und möchte da zunächst einen kostbaren Briefwechsel hervorheben, den Anton Bettelheim herausgibt: „Fürstin Marie zu Hohenlohe und Ferdinand von Saar" (Wien, Christoph Reissers Söhne). Fürstin Marie Hohenlohe ist die Prinzessin Wittgenstein, die bezaubernd genug durch Hebbels Weimarer Zeit hindurchgeht, die durch ihre Mutter Liszt und Wagner nahestand und dann als Gattin des Fürsten Konstantin Hohenlohe in ihrem Wiener Hause nicht nur den ganzen Hof, sondern auch all die Männer um sich versammelte, die den Glanz des wissenschaftlichen und künstlerischen Wiens seit 1860 ausmachten. Ferdinand von Saar ist ihr in den siebziger Jahren näher getreten und hat bis in die neunziger hinein mit ihr korrespondiert. Sein unablässiges, freilich nie gekröntes Ringen um den dramatischen Erfolg spiegelt sich in diesen Briefen, und immer wieder erweist sich da die Fürstin hilfreich als Vermittlerin, wenn auch niemals mit endgültigem Erfolge. In noch höherem Grade aber zeigt sie sich als feinste Beurteilerin der Saarschen Dramen, ja, man wird sagen können, daß die Literaturgeschichte ihre Urteile über diese Lieblingskinder einer für so ganz andre Dinge meisterlich beanlagten Muse ohne weiteres anzunehmen hat. Saar erinnert in diesen Briefen mehr als einmal an Detlev von Liliencron, eine Ähnlichkeit, die mancher, der beide auch persönlich kannte, wie Alfred von Berger, schon früher herausgefunden hat. Einmal liegt eine äußere Parallele in dem straff festgehaltnen kurialen Stil und Ton dieser Briefe; so schrieb auch Liliencron an fürstliche Persönlichkeiten, mochten sie sich ihm noch so vertraut eröffnen, so hielt er überhaupt im geselligen Verkehr an der anerzogenen Titel- und Rangform fest — er hätte nie einen Brief an einen Grafen anders als korrekterweise mit Euer Hochgeboren begonnen. Und dann wieder die persönliche Treue, mit der beide Dichter jeden Zug in ihren Werken genau den Wirklichkeiten des Lebens nachzubilden strebten. Da erkundigt sich Saar bei der Fürstin, der Gattin des Oberstthofmeisters, aufs genaueste nach den Formen eines Hofballs, der Vorstellung, der Aufforderung zum Tanz, denn er brauchte das alles für seine wundervolle Novelle „Leutnant Burda". Genau so hat Liliencron etwa während der Arbeit an seinem letzten Roman ihm ferner liegende Kleinigkeiten erforscht, wo er nur immer konnte, Brief um Brief geschrieben, bis er alles zusammen hatte. Und auch das immer vergebliche Ringen um die Aufführung der Dramen, der Schmerzenskinder, haben die beiden lyrischen Naturen gemeinsam. Der größte Erfolg eines Gedichtbandes oder der Kriegsnovellen hat Liliencron nicht so wohlgetan wie die erfolgte Annahme einer seiner alten Tragödien an einer großen Bühne, und es war ihm ein echter Schmerz, daß, wie er fein herausempfand, der große Beifall, den „Knut der Herr" in Hamburg fand, nur dem Dichter, nicht dem Stücke galt. Die innerste Verwandtschaft zwischen beiden liegt freilich noch tiefer und stammt zum guten Teil

aus der gemeinsamen militärischen Vergangenheit; aber hier liegt auch die Scheidung. Sie besaßen beide die Unbefangenheit, mit der der Soldat (Karl Lamprecht hat das in seiner Deutschen Geschichte mustergültig ausgeführt) auch als Künstler an die Dinge herantritt, besaßen auch beide ein gut Stück derben Soldatenhumors, wie in mancher Szene des „Poggfred", zusammengehalten mit Saars „Pincelliade", erkennbar ist — aber Liliencron war der preußische Offizier mit Leib und Leben bis an den Tod, Saar der unbefriedigte Träger des Waffenrocks. Hier scheiden sich freilich zugleich zwei Volksschicksale — Liliencron war der typische Offizier der emporsteigenden Armee, die bei Nachod und Skalitz siegte, Saar der einer niedergehenden, besiegten, deren neuen Aufschwung er nicht mehr erlebt hat. — Das sind Gedanken, die aus dem Briefwechsel dieses so wenig gerühmten, besonders in Norddeutschland viel zu wenig bekannten großen Novellisten und Lyrikers mit der feinen, wahrhaft fürstlichen Frau emporsteigen. Und wer zu der musterhaften Ausgabe von Saars Werken greift, die Minor und Bettelheim (bei Max Hesse in Leipzig) herausgegeben haben, sollte diese Ergänzung nicht aus den Augen lassen.

Liliencron hat sich schwer durchkämpfen müssen, aber noch auf der Höhe des Lebens den verdienten Erfolg und die verdiente Liebe geerntet, Saar hat wenigstens noch ein Spätrot warmer Anerkennung erlebt: Von einem, der in tragischem Maße eignen Jugendruhm noch bei Lebzeiten schwinden und nie wieder aufblühn sah, handelt das Buch „Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte" von Isolde Kurz (München, Georg Müller). Es ist verdientermaßen dem Jubilar vom 15. März, Paul Heyse, zugeeignet, weil dieser neben andern Verdiensten um die Dichtung seiner Zeit auch das hatte, als Einziger Hermann Kurz recht gewürdigt, ihn wieder ein wenig nach vorn gezogen und ihm neuen Lebensmut gegeben zu haben. Mit der ganzen Liebe der Tochter und mit der Darstellungskraft einer Dichterin erzählt nun hier Isolde Kurz von ihrem Vater. Er war ein Pechvogel. Durch unglückliche Verlagsverhältnisse, so lernen wir hier, ward es verschuldet, daß seine ersten großen Romane nach jungem Ruhm früh untergingen und später nicht wieder in die Höhe kamen. Denn inzwischen war der Dichter zum Publizisten geworden und hatte Zeit und Kraft, leidenschaftlich unterstützt von einer gleichgesinnten, aus adligem Hause stammenden Gattin, ganz der demokratischen und liberalen Bewegung seiner engern schwäbischen und seiner weitern deutschen Heimat gewidmet. Spät zur Dichtung zurückgekehrt, fand er dann in traurigen äußern Verhältnissen nicht mehr die volle Lebenskraft und ging früh hinüber. Nur eine Dichterin, wie eben Isolde Kurz, konnte die ganze helle, hohe und aufrechte Persönlichkeit des Dichters und Menschen so lebendig machen, wie das hier geschieht, den reisigen Reiter und aufrechten Kämpfer, den glühenden Freund und endlich den langsam wie in eine andre Welt mitten unter der Familie hinübergleitenden, an keinen Erfolg mehr gewöhnten, alternden Dichter. Mit Recht spricht sich freilich Isolde Kurz eine gewisse Einseitigkeit in der Beurteilung der politischen Jahre ihres Vaters zu, denn ich meine, ein andrer würde nicht mit Bitterkeit, sondern mit Stolz davon sprechen, daß ein hochbegabter und seiner Begabung gewisser Dichter, kein irrendes Talent, bewußt für Jahre hinaus alles andre aufgab und sich in den drängenden Dienst der politischen Arbeit seines Volks stellte. Aber darüber ist nicht zu richten, und es steht Isolde Kurz nur gut

an, daß sie nicht eine falsche Objektivität in ihr Werk brachte, sondern mit dem Mut einer so und nicht anders schauenden Persönlichkeit das Bild des Vaters und des Elternhauses hingezeichnet hat. Nun, da Hermann Kurz, wie so mancher andre, drei Jahrzehnte nach seinem Tode den alten Ruhm wiedergefunden hat (auch seine Werke sind bei Max Hesse in Leipzig in einer billigen Ausgabe allgemein zugänglich geworden), wird die Wehmut, die ein solches Buch auslöst, einigermaßen verklärt, und daß Isolde Kurz nicht in sich überschlagender familiärer Begeisterung, sondern auch wieder im Streben nach geschichtlicher Wahrheit den Eindruck des Vaters wiedergegeben hat, bezeugte mir noch ganz kürzlich Wilhelm Raabe, der von seiner Stuttgarter Zeit sprach und sagte: „Ja, wenn Hermann Kurz aus Tübingen herüberkam, das war allemal ein Fest".

Das Kurzsche Haus in Tübingen, das den schwäbischen Philistern so viel Anstoß gab, lebt noch in einem andern jüngst erschienenen Werk seiner begabten Tochter wieder auf, in den „Florentinischen Erinnerungen" von Isolde Kurz (München, Georg Müller). Hat sie in dem andern den Vater geschildert, so erblicken wir hier die beiden Brüder Edgar und Alfred, zwei hochbegabte, ganz und gar künstlerische Naturen, deren Schaffensstärke aber in ärztlicher Tätigkeit auf italienischem Boden zur Auswirkung kam und durch einen frühen Tod beendet wurde. Um sie herum aber rankt sich das Leben in der „stillen Königin", eben in dem von Isolde Kurz geliebten Florenz, das der Familie nach dem Tode Hermanns eine zweite Heimat wurde. Daß die Verfasserin der Florentinischen Novellen die Stadt ihrer Wahl so liebevoll schildern würde, konnte uns nicht überraschen. Was uns aber besonders anzieht, ist innerhalb dieses Rahmens in der „vornehmsten aller Städte", auf deren Boden kein Geld zu machen ist, die Schar bedeutender Menschen, mit denen sie dort gelebt hat und die sie nun, mit einer großen Ausnahme, alle „Agli Allori" suchen muß, auf dem protestantischen Friedhof, halbwegs zwischen Florenz und der Certosa. Arnold Böcklin ist naturgemäß der erste, wie er von allen der gewaltigste war, Karl Stauffer-Bern tritt hervor, dessen Lyrik Isolde Kurz mit Recht rühmt, Theodor Heyse, der große Catull-Übersetzer, folgt und dann Karl Hillebrand, der Essayist, dessen das Leben mehrerer Nationen gleichmäßig mitlebende Art uns heute schon so fremd erscheint. Dann Heinrich Homberger, dem auch Herman Grimm einen schönen Nachruf gewidmet hat, Herman Grimm, dessen Gattin Gisela von Arnim, Bettinas Tochter, uns auch hier als am Orte der Lorbeeren ruhend vorgeführt wird, neben Ludmilla Assing, deren einst so viel umkämpfter Name uns jetzt nur noch historisch und kaum mehr lebendig ist. Der eine noch lebende große Florentiner aus der deutschen Kolonie, den Isolde Kurz mit einer hinreißenden Liebenswürdigkeit und ganz dichterischer Lebhaftigkeit schildert, ist Adolf Hildebrand. Damit aber ist der Inhalt des reichen Buches noch keineswegs erschöpft, es gibt uns noch Blütentage und Erdbebentage in Florenz, führt uns in die Marmorberge Carraras und Serravezzas und bringt ein kleines historisches Kabinettsstückchen in der Skizze „Eine Tochter Octavio Piccolominis".

Von Florenz nach Berlin. — Karl Scheffler würde ironisch lächeln, wenn er mich diesen Sprung machen sähe. Aus der „vornehmsten aller Städte" in die unvornehm jugendliche Kolonialstadt. Denn das ist diesem starken und feinen Schriftsteller die Hauptstadt des Deutschen Reichs, der er unter dem Titel „Berlin.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ein Stadtschicksal" (Berlin, Erich Reiß) ein ungemein temperamentvolles Buch gewidmet hat. Es ist nicht so voll geistreicher Empörung, wie Hermann Bahrs „Wien" (Stuttgart, Carl Krabbe), noch so voll liebevoller Anhänglichkeit, wie Max Osborns neues Buch über Berlin (Leipzig, E. A. Seemann); aber es ist beiden darin verwandt, daß es vom Bilde der Gegenwart zurücktritt und genetisch die Entwicklung von den Anfängen her darzustellen trachtet. Und da drückt sich nun bei Scheffler, besonders in der Heranziehung vielfacher Parallelen, der Charakter Berlins als einer typischen Kolonialstadt immer wieder auf stärkste aus. Er kommt dabei oft zu verkehrten Schlüssen, weil er die Logik seiner an sich richtigen geschichtlichen Theorie überspannt und die oft dazwischen schlagende Unlogik des Lebens nicht gelten läßt — so, wenn er behauptet, daß „die edelsten Arbeitswerte in Berlins Fabriken, Werkstätten und Ateliers nicht erzeugt werden", was sich auf vielen Gebieten glatt widerlegen läßt. Er hebt auch die eigenartige Schönheit, die manches in Berlin und manches besonders berlinische Stadtbild hat, nicht genug heraus, ist überhaupt oft empörend ungerecht. Im großen und ganzen wird man doch dies starke Buch mit Genuß lesen und in der Klarheit, mit der es die Linien zeigt, auch vielfach lieben müssen. Wie sich Berlin in der ersten Hälfte des Jahrhunderts schon zu einem fast einheitlichen Stadtgebilde entwickelt hatte, das zum Beispiel bringt Scheffler fein heraus. Was uns heute so liebenswürdig und klar mit einem fast neuen Eindruck aus den Bildern Franz Krügers etwa anspricht und auf der Jahrhundert-Ausstellung wie etwas Wiedergefundenes wirkte, das findet hier seine vortreffliche historische Begründung. Und fast dramatisch gibt Scheffler dann die Überflutung dieses kaum zusammengehaltenen ältern Berlins durch das neue, das zumal nach der Gründung des Norddeutschen Bundes die alte Stadt überrennt und neu erfüllt. Daß sich freilich aus der Unruhe und dem Wirbel, dessen schlimmste Schäume die Gründerzeit und dann wieder die neunziger Jahre ans Licht brachten, langsam etwas Neues, Festeres und Freieres zu organisieren beginnt, das kommt bei Scheffler nur ganz andeutungsweise heraus, das hätte stärker betont werden müssen, wie es etwa mit sehr viel mehr Liebe einer der feinsten Köpfe dieses neuen Berlins, Walther Rathenau, schon vor Jahren in seinen doch gewiß auch recht zornwütigen „Impressionen" hervorgehoben hat. Als Berlin deutsche Hauptstadt werden sollte, freute sich Heinrich von Treitschke und schrieb, es käme nicht darauf an, ob die Spree eine schöne Gegend sei, sondern darauf, daß ein großes Volk endlich eine wirkliche Hauptstadt bekäme. Und Treitschke hat, so vieles in dem spätern Berlin ihm widerstand, daran immer festgehalten. Und das, meine ich, hätte Scheffler noch klarer zum Ausdruck bringen müssen, daß der Wert und der Sinn dieser Stadt nicht der ist, für ganz Deutschland, das sich kräftig emanzipieren sollte, die politische und künstlerische Sensation zu schaffen, sondern daß hier am vornehmlichsten das neue, politische und industrielle, Deutschland zu spüren ist, und daß in dem Sinne allerdings diese fleißigste Stadt Deutschlands und vielleicht des europäischen Kontinents dem Range, den sie nun einmal seit vierzig Jahren einnimmt, nur Ehre gemacht hat.

Heinrich Spiero

Verantwortlich für den politischen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitischen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Der Adel in der Armee

Von Oberſt a. D. von Poellnitz-Weimar

Die jetzt ſo viel beſprochene Frage der adelichen und nichtadelichen Offiziere, wenn man überhaupt von einer ſolchen „Frage“ ſprechen kann, iſt nur auf Grund der hiſtoriſchen Entwickelung des preußiſchen Offizierkorps richtig zu beurteilen. Man muß davon ausgehen, daß die preußiſche Armee zwar ſeit jeher nichtadeliche Offiziere in ihren Reihen gehabt hat, den Grundſtock aber der Adel bildete. Erſt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts trat einesteils durch die ſtarken Armeevermehrungen, andernteils durch den allgemeinen Umſchwung in der Bewertung der Geburtsvorzüge in geſellſchaftlichen Dingen eine allmähliche Verſchiebung ein. Die Kreiſe des Offiziererſatzes mußten weiter gezogen werden. Der Prozentſatz der nichtadelichen Offiziere wuchs ſtetig, anfangs natürlich nur in den unteren Dienſtgraden.

Die Traditionen des Adels und des Offizierkorps waren nun in Preußen von alters her ſo innig miteinander verkettet, daß man von Anſchauungen, Lebensgewohnheiten und Standesbegriffen im allgemeinen, die ſich decken, ſprechen kann. Die wenigen in der Armee befindlichen bürgerlichen Offiziere hatten ſich ſtets, inſoweit ſie nicht Familien entſtammten, in denen ſowieſo die gleichen Traditionen herrſchten wie im Adel, den im Offizierkorps maßgebenden Anſchauungen vollkommen angepaßt. Infolgedeſſen war trotz der verſchiedenen Abſtammung ſeiner Mitglieder das preußiſche Offizierkorps doch ſtets einheitlich in bezug auf die grundlegenden Lebensanſchauungen und auf das Bewußtſein, nur eine große Kameradſchaft zu bilden. Freilich eine adeliche. Der nichtadeliche Offizier wurde ſozuſagen durch ſeinen Offiziersrock geadelt.

Solange der nichtadelichen Offiziere nur wenige waren und der Adel auch im geſellſchaftlichen Leben überall unbeſtrittene Vorrechte genoß, lag hierin kein

Mißverhältnis. Mit dem oben angedeuteten Umschwung in der Zusammensetzung des Offizierkorps und der gesellschaftlichen Stellung des Adels überhaupt mußte jedoch ein Wandel eintreten. Das bürgerliche Element konnte verlangen, selbständiger zur Geltung zu kommen. Anderseits durfte weder von den alten Traditionen des Offizierkorps noch von seiner Einheitlichkeit etwas geopfert werden. Denn auf beiden beruht zum großen Teil sein Wert und seine Stärke. Dies Verhältnis zu wahren und allen entgegengesetzten Bestrebungen, woher sie auch kommen mögen, entgegenzutreten, ist eine der Hauptaufgaben der Heeresleitung. Diese Aufgabe zwingt zu einem Kampf nicht nur gegen etwaige Äußerungen eines Adelskastengeistes, sondern auch gegen Adelshaß, gegen Mammonismus und Waffengattungs-Dünkel und -Mißgunst. Ein volles Ausrotten aller dieser, die Einheit des kameradschaftlichen Geistes gefährdenden Erscheinungen, zu denen auch noch konfessionelle Störungen treten können, ist freilich unmöglich. Denn sie beruhen auf allgemein menschlichen Untugenden und zum Teil auf den allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnissen, aus denen der Offiziersatz in die Armee hinübergenommen wird. Man ist nicht in der Lage, einen in adelichen oder bürgerlichen, kaufmännischen oder Gelehrten- und sonstigen Vorurteilen aufgewachsenen jungen Menschen sofort zu einem vorurteilslosen Kameraden umzuwandeln. Man kann auch nicht verlangen, daß z. B. der Sohn eines schlesischen Magnaten und eines unbemittelten Landpfarrers oder der eines Industrie-Millionärs und eines von seinem Gehalt lebenden Beamten mit der Offiziersernennung sich gleich „homogen" fühlen. Auch im weiteren Leben werden auf jeden Offizier die Anschauungen seines Familienkreises sowie die gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Garnison und seines Regiments nicht ohne Einfluß bleiben. Das läßt sich gar nicht verhindern. Aber es muß dafür gesorgt werden, daß derartige Verschiedenheiten sich keinenfalls in einer die Kameradschaft schädigenden Weise geltend machen, daß vielmehr allen Offizieren stets das Bewußtsein ihrer sowohl dienstlichen wie kameradschaftlichen Gleichberechtigung, ihrer Verpflichtung, sich mit ihren Kameraden als ein Ganzes zu fühlen, klar gemacht wird. Das ist die einzige Homogenität, von der in einer so großen Armee, die sich aus den verschiedensten gesellschaftlichen Schichten rekrutiert, die Rede sein kann. Und diese ist in der preußischen Armee stets angestrebt und bisher erreicht worden.

Nun zur Stellung des bürgerlichen Elements im Offizierkorps. Wie schon hervorgehoben, war sein Eindringen in die Armee in größerem Maßstabe etwas Neues, mit dem sich die Armee erst abfinden mußte. Alles Neue braucht Zeit, sich durchzusetzen. Alles Neue stößt auch auf einen gewissen Widerstand bei den Anhängern des Althergebrachten. Daß diese überall beobachtete Erscheinung auch in der Armee hervortrat, kann niemand ernstlich wundernehmen. Es fragt sich nur, ob dieser Widerstand sich dem Neuen, soweit es gut war, ungebührlich entgegenstellte. Das kann man nun keineswegs behaupten. Wenn man die Entwicklung auf diesem Gebiet an der Hand der Ranglisten verfolgt, so wird

man folgendes zugeben müssen: Das bürgerliche Element hat sich seinen Weg verhältnismäßig schnell gebahnt, schneller als dies möglich gewesen wäre, wenn man ihm von seiten der Heeresleitung Schwierigkeiten gemacht hätte; es hat in immer steigendem Maße an den höchsten Führerstellen Anteil bekommen und ist mehrfach in anderer Weise ausgezeichnet worden. Einige Zahlenangaben mögen dies erläutern.

Schon bis zum Jahre 1873 hatte sich der Anteil der bürgerlichen Offiziere erheblich vergrößert. Bei den Leutnants der Infanterie betrug er z. B. bereits 62,3 v. H.; im Jahre 1909 ist er bis auf 78,3 v. H. gestiegen. Dies Verhältnis zeigt sich nun freilich nicht gleichmäßig in der Armee. Im Jahre 1909 finden sich in den alten Grenadierregimentern noch 54,5 v. H. adeliche Leutnants, bei den Jägern 43,2 v. H., in den neuen Regimentern (128 bis 176) dagegen nur 10,2 v. H. Eine neue Erscheinung sind anderseits Regimenter mit durchweg bürgerlichen Offizierkorps. Bei der Infanterie gibt es davon fünfzehn.

In der Zeit von 1873 bis 1909 ging die Zahl der adelichen Leutnants um 300, d. h. um beinahe den dritten Teil zurück, während sich die der bürgerlichen um 1000, d. h. um über die Hälfte vermehrte.

Bei den Stäben der höheren Führer des Feldzuges von 1870/1871 (Großes Hauptquartier, Armee-Oberkommandos, Korps- und Divisionskommandos) weist die Ordre de bataille des Generalstabswerkes an Generalstabsoffizieren und Adjutanten bereits 120 Bürgerliche auf. Von diesen hat es die Hälfte zum General gebracht, sechs zum Korpskommandeur oder einer gleichwertigen Stellung.

Im Generalstab weist die Rangliste nach: 1873 von 103 Offizieren 37 bürgerliche, 1909 von 250 Offizieren 98 bürgerliche. Die bürgerlichen haben sich also in diesen 36 Jahren um 61, d. h. 165 v. H. ihrer früheren Stärke, die adelichen um 86, d. h. nur 130 v. H. ihrer früheren Stärke, vermehrt. Ein genaues Bild des sich steigernden Eindringens des bürgerlichen Elements in den Generalstab geben diese Zahlen aber nicht, weil von den Generalstabsoffizieren sich immer ein Teil vorübergehend in der Truppe befindet, deren Namen aus der Rangliste nicht ersichtlich sind.

Ein Steigen des bürgerlichen Elements zeigt sich ebenfalls ganz deutlich bei den Regimentskommandeuren, also bei den Herren, denen in erster Linie die Annahme und Erziehung der jungen Offiziere anvertraut ist. Hier stellen sich, ohne Berücksichtigung der Garde, die Zahlen für die Bürgerlichen wie folgt:

	Infanterie	Kavallerie	Feldartillerie
1873	15,1 v. H.	4,7 v. H.	61,5 v. H.
1894	37,9 „	17,2 „	71 „
1909	40,3 „	22,1 „	72,7 „

Hierbei sind diejenigen Herren unberücksichtigt und als adeliche gezählt, die erst im Laufe ihrer Dienstzeit geadelt wurden. Durch vorstehende Zahlen dürfte

erwiesen sein, daß sich die Armee durchaus nicht dem durch die Zeitverhältnisse bedingten Eindringen der bürgerlichen Elemente verschlossen und sie auch nicht zurücksetzend behandelt hat.

Unter den höheren Generalen bis einschließlich Divisionskommandeur abwärts weist die Ordre de bataille für 1870/1871 noch keinen bürgerlichen auf. Später findet man 1873 einen, 1894 neun, 1909 zwanzig bürgerliche. Außerdem wurden im Laufe ihrer Dienstzeit geadelt (die man doch bei Bewertung der Frage, welche Aussichten ein in die Armee eintretender bürgerlicher Offizier hat, mit in Betracht ziehen muß): 1873 einer, 1894 zwölf, 1909 neun. Ferner sei erwähnt, daß mehrfach bürgerliche Offiziere zu Flügeladjutanten ernannt, auch in das Militärkabinett berufen worden sind.

Aber, wird man einwenden, die Exklusivität der Garde und einiger Linienregimenter! Wie steht es damit?

Es soll gar nicht geleugnet werden, daß in manchen Kreisen der Armee der Adel eine gewisse Bevorzugung genießt, auch nicht, daß dies besonders in den Regimentern der Fall ist, welche in näherer Beziehung zum obersten Kriegsherrn oder zu den verschiedenen Kontingentsherren stehen. Aber, so kann man wohl billig fragen, ist es dem Adel, der über zweihundert Jahre dem Offizierkorps das Gepräge gab, zu verdenken, wenn er bei aller Anerkennung des Verdienstes, wo er solches auch finden mag, sich doch nicht von selbst dazu bereit findet, die Vorteile aus der Hand zu geben, die ihm seine althergebrachte Stellung in der Armee gewährt? Ist es ferner der Krone zu verdenken, wenn sie den Adel im Heere nicht beiseite schieben will, nachdem sie sich zweihundert Jahre vornehmlich auf ihn gestützt hat? Sodann ist zu erwähnen, daß es sich hier um gesellschaftliche Verhältnisse handelt, die auch auf die Armee nicht ganz ohne Einwirkung bleiben können. Endlich muß bedacht werden, daß die Zusammensetzung der Offizierkorps im wesentlichen in der Hand der Regimentskommandeure liegt, die den Offiziersatz annehmen und hierfür allein verantwortlich sind. Da es nun ganz natürlich ist, daß in den Regimentern, die in „guten Garnisonen" stehen, auch ein größerer Zudrang an jungen Leuten ist, die sich zum Eintritt melden, so hat hier der Regimentskommandeur eine größere Auswahl und dieser Umstand wird sehr oft, wenn auch nicht immer, für den Adelichen in die Wagschale fallen. Wenn so Regimenter entstehen, deren Offizierkorps fast rein aus Adelichen besteht, so ist dies an sich noch kein Übel. Zu solchem wird es erst, wenn sich in ihnen Kastengeist ausbilden sollte. Die Heeresleitung hat nach den bestehenden Bestimmungen in diesem Falle, sowie in allen den anderen, oben angedeuteten nur drei Mittel, wo kameradschaftstörende Einflüsse in die Erscheinung treten können, einzuwirken: die Kadettenverteilung, die Versetzung einzelner Offiziere, und die Versetzung ganzer Truppenteile. Von allen diesen Mitteln ist schon seit langer Zeit mehrfach Gebrauch gemacht worden. Aber es liegt in der Natur der Dinge, daß man mit solchen Maßregeln vorsichtig sein muß. Sie sind

sozusagen eine ultima ratio, die nur dann am Platze ist, wenn sich wirklich Mißstände zu zeigen beginnen. Im übrigen muß man die Traditionen der Regimenter schonen, sogar pflegen. Denn sie bilden ein kräftiges Mittel zur Erhöhung der Leistungen der Truppe und des Offizierkorps. Schematische Gleichmacherei wäre hier vom Übel. Sie würde eine der Grundlagen für die hervorragende Beschaffenheit des deutschen Offizierkorps, die Geschlossenheit der einzelnen Regimentsoffizierkorps, zerstören. Wie wäre auch eine solche Gleichmacherei, die natürlich zur Folge hätte, daß nun innerhalb der einzelnen Regimenter die Unterschiede um so größer würden, zu erreichen? Soll man den Regimentskommandeuren vorschreiben, in ihren Regimentern adelich und unadelich, reich und arm, evangelisch und katholisch, Stadtkind und Landkind usw. nach gewissen Prozenten zu gruppieren? Man würde, wenn man sich erst auf dieses Gebiet begäbe, vollständig auf die schiefe Ebene geraten. Oder soll die Annahme von Offizieraspiranten den Regimentskommandeuren vollständig abgenommen und einer Zentralbehörde übergeben werden? Dann würde natürlich der Regimentskommandeur auch nicht in der Weise, wie es jetzt geschieht, für sein Offizierkorps verantwortlich gemacht werden können. Ebensowenig würde man sicher sein, daß dem Offizierkorps nur geeignete Elemente zugeführt werden. Eine Zentralbehörde wäre gar nicht in der Lage, für jeden Einzelfall hier die Verantwortung zu tragen. Das Beste ist sicherlich, es bei dem hergebrachten System zu belassen.

Daß es in den Beförderungsverhältnissen und der Stellenbesetzung grundsätzlich keinen Unterschied zwischen adelichen und bürgerlichen Offizieren gibt, wird jeder bestätigen, der die Verhältnisse in der Armee kennt. Wo ein solcher manchmal vorzuliegen scheint, liegt dies nicht in dem Adelichsein an sich, sondern in dem Umstande, daß der adeliche Offizier meist über bessere Konnexionen verfügt. Man wird natürlich einwenden, Konnexionen dürften nicht mitspielen, nur auf Tüchtigkeit käme es an. Sehr richtig! Aber man nenne doch einmal einen Beruf, wo sie keine Rolle spielen. In der deutschen Armee tun sie es noch am wenigsten. Und Untüchtige kommen trotz der besten Beziehungen nicht weit. Aber alles ist menschlich. Ganz beseitigen kann man den Einfluß guter Beziehungen nicht. Und, so kann man wohl fragen, benutzt sie denn der Bürgerliche nicht ganz ebenso, wenn er sie hat?

Wer ohne Voreingenommenheit und unter Würdigung der geschichtlichen Entwickelung diese ganzen Verhältnisse betrachtet, wird nicht umhin können, zuzugeben, daß die deutsche Heeresleitung in einer durchaus richtigen Weise verfährt. Unter Hochhaltung der alten Traditionen und mit dankbarer Wertschätzung der alten Familien macht sie den tüchtigen Leistungen ohne Ansehen von Besitz und Herkunft auch die höchsten Stellen im Heere zugänglich und zieht hierzu, und zwar in steigendem Maße, auch die neuen bürgerlichen Elemente heran. Vorbedingung ist natürlich die Wahrung des Gesichtspunktes, daß der Geist im Offizierkorps der alte bleibe. Wer sich in diesen nicht hineinzuleben vermag, muß rücksichtslos abgestoßen werden.

Hier aber kommen wir gerade auf einen Punkt, gegen den viele Stimmen ankämpfen, die über die Zurücksetzung des bürgerlichen Elementes in der Armee klagen und sich für die „armen Zurückgesetzten", die übrigens von ihnen Hilfe weder brauchen noch wünschen, ins Zeug zu legen für gut befinden. Diese Herren möchten am liebsten aus der Armee ein Volksheer machen, aber ein Volksheer in falscher Bedeutung. Sie möchten das Heer demokratisieren. Ihnen paßt es daher nicht, daß der Geist des Offizierkorps und durch dieses der der ganzen Armee getragen wird von dem persönlichen Verhältnis zum obersten Kriegsherrn, wie dies in der preußischen Armee von jeher der Fall war. Nicht der adeliche Name ist es in erster Linie, gegen den sich ihr Kampf richtet, sondern die aristokratische Gesinnung. Mit dieser aber steht und fällt das deutsche Offizierkorps.

Theodor Fontane und Bernhard von Lepel

Von Felix Poppenberg

„Durch mehr als vierzig Jahre hin bin ich an meines alten Lepels Seite gegangen", so herzlich apostrophiert Fontane in seiner sonst gar nicht überschwänglichen, eher kritischen, einer „fürchterlichen Musterung" gleichenden Freundesrevue seinen Tunnelgenossen Bernhard von Lepel. Und eine Huldigung steht hier, in der Fontane, der Meister des „Talent épistolaire", von seinem Freunde sagt: „Ich habe von ihm Briefschreiben gelernt." Das will aus diesem Munde etwas bedeuten und kann wohl neugierig auf den Mann machen. Jetzt tritt er selbst vor uns lebendig hin in einem Band frischer, augenblickerfüllter Briefe. Aus dem Nachlaß — Bernhard von Lepel starb vor Fontane, 1885 — hat sie Eva von Arnim mit der glücklich an das Anfangswort anknüpfenden Aufschrift „Vierzig Jahre" herausgegeben. (Berlin, Fontane & Co.)

Die Briefe beginnen in der Zeit, da Theodor Fontane als Provisor in der Roseschen Apotheke — Spandauer Straße nahe der Garnisonkirche — „Pillen drehte" und sein Jahr bei den Franzern diente.

Ein Porträt aus diesen Jahren zeigt einen romantischen Kopf, breitumgeschlagenen hochkragigen Rock mit weichem faltigem Hemd; über der Stirn lockiges Haar; das schmale Gesicht von flaumigem Backenbart eingerahmt; schwärmerische Augen; in die Romantik hinein-lächelt aber ein schalkhafter Mund.

Bernhard von Lepel dagegen, der Gardeleutnant von den Franzern, des Grenadiers Fontane Vorgesetzter, Freund und Kollega in Apolline et Musis, sieht martialischer drein, hochgewachsen mit scharf geschnittenem Gesicht, und der Kronprinz, der nachmalige Kaiser Friedrich, konnte später scherzend zu ihm sagen: „Alle Wetter, Lepel, Sie werden dem Großen Kurfürsten immer ähnlicher."

Bei diesem Leutnant und diesem Grenadier bestätigt sich der Satz nicht: Inter arma silent musae. Die Poesie verbrüdert beide, und was auf dem Kasernenhof der Dienst streng geteilt, das findet sich extra muros freundschaftlich auf der Apothekerbude zusammen und bei den Sitzungen des Tunnels. Dieser poetische Bund hat sich uns oft in Schilderungen aufgetan; diese poetische Republik, in der hohe Beamte, Gelehrte, Künstler, junge Gardeoffiziere, Kaufleute ihres offiziellen Lebens Kleid und Zier abtaten, um unter einem Bundesnamen nur Dichter zu sein. Besungen hat Heyse diesen Tummel:

„Wo Sonntags sich zusammenfand
Ein Kranz berlinischer Geisteslichter,
Geheime und öffentliche Dichter.
Alt und jung, und arm und reich —
Vor der Kritik waren alle gleich.
Und selbst der älteste Geheimerat
Für schlechte Verse Buße tat,
War freilich an Geheimeräten
Kein Mangel unter den Tunnelpoeten.

Und in dem Kreis dieser Musenbundesbrüder zeigt er Fontane:

Da ging die Tür und in die Halle
Mit schwebendem Gang wie ein junger Gott
Trat ein Verspäteter frei und flott,
Grüßt' in die Runde mit Feuerblick,
Warf in den Nacken das Haupt zurück,
Reichte diesem und jenem die Hand
Und musterte mich jungen Fant
Ein bißchen gnädig von oben herab,
Daß es einen Stich ins Herz mir gab.
Doch: Der ist ein Dichter! wußt' ich sofort.

Silentium! Lafontaine hat's Wort.

Und wahrlich zeigte sich bald genug,
Daß Phoebus' Wort in mir kein Lug,
Denn als am Tischlein er niedersaß
Und hob nun an — weiß nicht mehr was
Ob's von den Männern und Helden war
Oder Archibald Douglas gar
Oder der Tag von Hemmingstedt —
Weiß nur, wie gern gelauscht ich hätt'
Auf dieser beseelten Stimme Klang,
Da sie nun schwieg, noch stundenlang;
Und wacht' erst auf aus meinem Traum,
Als um mich her im dämmrigen Raum
Die „Sehr gut" wurden eingesammelt.
„O, sehr, sehr gut" hab' ich gestammelt.

Dies Tunnelwesen bekommt auch in den Lepelschen Briefen seine Spiegelung. Hier wirkt es, in nüchterner Schilderung, wie ein später Nachkomme der Meistersingerei, mit dem Zusammenkommen bürgerlich beruflich tätiger Biedermänner zum poetischen Geschäft:

Früh in die Kanzlei mit Akten,
Abends auf den Helikon.

Und wie bei den braven Ahnen steckt auch ein gut Teil Philistrosität und Spießerpedanterie in dem Zeremoniell und dem Bundesnamen-Komment. Zum Stiftungsfest bringt man sich — wie Freitags Piepenbrink in den „Journalisten" — seinen Wein mit, und im Sommer sitzt man — den „dämlichen Sommertunnel" nennt Lepel das — in den Zelten bei Weißbier. Der Humor mit dem Eulenszepter — das übrigens heut noch in der Schlaraffia herrscht — und der Stiefelknecht als Symbol der Wehmut haben oft etwas Gewolltes.

Menschlich frei, mit feinen Sinnen und einem reinen Lebensgeschmack, hebt sich hier Lepels Bild heraus und seine aufrichtige, tiefwurzelnde, phrasenlose Freundschaft. Wir sehen diesen preußischen Leutnant als Italienpilger auf der Wallfahrt zu Platens Grab im Landolinagarten zu Syrakus, wo er einen Lorbeer pflanzt und nachmittags dafür — humorhaft verzeichnet er es als tragikomisches Omen — einen Mauleseltritt bekommt. In der Kriegsakademie dichtet er beim Kolleg, und beim Liebesmahl liest er den Kameraden vom Regiment Franz Fontanes Balladen vor, freilich ohne bei der Infanterie viel Gegenliebe zu finden. Mit desto größerer Genugtuung berichtet er von dem Erfolg der Kriegslieder seines preußischen Grenadiers im Salon der Gräfin J.: „wo ein Dragoneroffizier mit Vergnügen den Kavallerieweihrauch roch".

In den Briefen ist viel Poetik, Lepel ist ein scharfer, unbestochener Kritiker und seine Bemerkungen und Einwände sind treffend und oft fruchtbar.

Fontane macht damals gerade seinen Spaziergang nach England, von dem er selbst in seinen „Erinnerungen" mit so viel Laune erzählt.

Er war dazu eingeladen worden und Hauptmann und Obrist erkannten beide verständnisvoll den besonderen Fall, „daß er's umsonst hätte und das doch selten sei", und gaben ihm Urlaub. So trat er seine erste Meerfahrt an. Nach Balladengröße und Archibald-Douglastum sah sie freilich nicht aus. Er hatte die Militärkommißhose mit der roten Biese an, und darüber ein kleines braunes Röckchen, wie es Eichendorffs Taugenichts getragen haben mochte, als er von Hause fortlief. Der Romantikerkopf darüber paßte aber gewiß dazu. Den eisernen Fonds trug er in den Hosentaschen, rechts einen Taler und einige kleinere Silberstücke, links einen halbkupferfarbenen, etwas minderwertigen Doppellouisdor, mit dem großgenasten Profil irgendeines Kleinstaatsserenissimus darauf. Überwältigend gehen ihm dort drüben Tower- und Windsorstimmungen auf und lassen ihn Balladenwalzer ahnen, die er dann bei dem längeren Londoner Aufenthalt beschwor. Was er gedichtet, was er geträumt, wandert

treulichſt nach Berlin zu Freund Lepel und wird von ihm in ſeinem Kaſernenſtübchen, auf Königswache oder auf dem kleinen idylliſchen Schlößchen Bellevue bei Köpenick geleſen, gloſſiert und mit dichteriſchen Gegengaben beantwortet, die dann ihrerſeits wieder ein kritiſches Echo von der Themſe wecken.

Beider Lächeln ſchwebt über allem, manchmal ſauerſüß, und Lepel, der eigentlich immer in heiklen Lagen die „beſſere Miene" macht, kommt in Verſuchung, das Bild zweier alten Freunde zu zeichnen, die ſich über den Kanal hinüber „Priſen ſtarken Tabaks präſentieren".

Lepel hat immer eine überlegene Diſtanz zu ſich, eine heitere Selbſtironie und ein ungeniertes, ungezwungen plauderndes Faible für ſeine Schwächen. Er erzählt mit nie erſchlaffender Munterkeit, wie er ſo gern auf des Freundes „Maria Stuart"-Plan näher eingegangen wäre, wie ihn aber gerade da ſein eigener „Kirke"ſtoff eigentlich mehr intereſſiert habe.

Das iſt der typiſche Ideen-Egoismus in allen Dichterbriefwechſeln — im Keller-Stormſchen vor allem naiv auf der Stormſchen Seite —, aber er gibt ſich nirgends ſo liebenswürdig eingeſtanden ſelber preis wie hier.

Ganz reizend iſt es auch, wie Lepel, der Alexander von Humboldt, als den Schöpfer des „Kosmos", in einer rollenden Ode beſungen:

Ins Zeichen der Wage tritt die Sonne
Bei ſeiner Geburt

von ſeiner Audienz bei ſeinem Helden berichtet: er bleibt anderthalb Stunden bei dem „berühmten alten Herrn", er deklamiert ihm auf Verlangen die ganze Ode vor, und der Gelehrte revanchiert ſich mit einer einſtündigen Vorleſung aus dem zweiten Teil des „Kosmos". Und davon ſagt nun Lepel, wie er gar nicht mehr hinhörte, ſondern ſanft hindämmerte.

Mehr Glück hatte der weiſe Greis mit einem menſchlichen Wort, das er nach den ſtürmiſchen Tagen von achtundvierzig zu Lepel ſprach. Er beklagte ſich, daß ſein Haus viermal vom Volke geſtürmt worden ſei, und er fügte erklärend hinzu: „Die Leute leſen den Kosmos nicht".

Dieſe Bemerkung hatte auch Fontane viel mehr Freude gemacht als der ganze tiefgründige „Kosmos" ſelbſt, und in dem Sinn für ſolche Lebensſachen und Menſchlichkeiten begegnen ſich die beiden Freunde am meiſten. Das Fontaneſche im Anſchauen und ſchnörkelhaften Umprägen der Dinge hat Lepel auch, und daraus kann man verſtehen, daß Fontane das ‚Epiſtolare' von ihm gelernt haben wollte.

Sie ſind ſich beiderſeitig das beſte Publikum für dergleichen. Und wenn Lepel Fontane ſchätzte, weil er ſolche „feinen Dinge jederzeit mit feinſter Zunge koſtete", und für ihn „Geſchichten ſammelte, erſt um ihm und dann gleich hinterher auch ſich ſelber eine Freude zu machen, eine Freude über des andern Freude", ſo geſchah das durchaus in vollwertigem Austauſch.

Lepel liebt wie Fontane das genrehafte Ausmalen einer Situation mit ſchnurrigen Arabesken und Federzeichnungs-Randeinfällen, dazu mit einer

harmlosen Pikanterie gewürzt. Als „Frivolität" wurde beiden diese spielende Laune manchmal aufgemutzt, und Fontane hat sich einmal ernsthaft gegen Paul Heyse verteidigen müssen, daß solche freie Unbefangenheit sich sehr wohl mit einer reinlichen Gesinnung vertrage, und er hätte dazu gleich Hartleben sagen können: Lernet zu lachen, ohne zu grinsen.

Das war zwischen Lepel und Fontane nicht nötig, sie verstanden sich in diesem Punkt ausgezeichnet, wie eine vergnügliche Briefstelle Lepels beweist, in der er über eine Fontane-Epistel quittiert: „Da mir die Heiterkeit des Briefes sehr gefiel, so nahm ich keinen Anstand, des Morgens beim Kaffee gleich von vorn an laut runterzulesen, ohne ihn selbst gelesen zu haben, denn auf irgendeine kleine niedliche Frivolität konnte ich es schon ankommen lassen (meine Schwiegermutter war nicht dabei), und wäre es zu arg geworden, so hätte ich mich auf mein improvisatorisches Talent verlassen. Doch las ich dreist zu und freute mich über meinen zukünftigen Schwager Malschitzki, Großherzoglich Mecklenburgischen Kammerherrn, der wirklich deinen Witz und Stil goutierte und dich sehr lobte."

Aber Lepel leistete eben selbst in solchen Variationen Erhebliches. So lieferte er ein Augenblicksbild voll Drolerie über seinen Besuch in Bethanien, wo sein Freund Theodor, der Pillendreher, einen pharmazeutischen Kursus für die Schwestern hielt.

Er plaudert von seiner Entdeckungsreise in den fernen Weltteil und von seiner Suche nach dem kürzlich dort angekommenen Kolonisten Fontane. Er findet in dem Pavillon, der ihm gewiesen wird, die Türen dreier Gemächer, zwei mit den Namen der Ärzte, die dritte mit dem Sammelbegriff Hausmädchen bezeichnet, „und" — so fährt er fort — „da es mir überlassen blieb, dich in eine der drei Kategorien placiert zu denken, so konnte ich dich, deinem Temperament nach und weil du nicht ausdrücklich auf einer der Türen als Adjunkt eines der Ärzte bezeichnet warst, nur zu den Hausmädchen rechnen, welche Gemeinschaft mich zu den Vermutungen der üppigsten Situationen veranlaßte".

Sehr ulkig ist auch die Logenaudienz Lepels bei dem kameradschaftlich-gönnerhaften Generalintendanten Botho v. Hülsen gezeichnet, der, noch ehe er Lepels Stück gelesen hat, von dem übrigens erst ein Akt fertig, sehr energisch sagt: „Aber, lieber Lepel, eins sage ich, kurz — streichen müssen Sie gehörig; ihr Dichter seid alle so, ihr schreibt alle viel zu lang; streichen müssen Sie." Und dann fügt der Generalgewaltige händeringend hinzu: „Lieber Lepel, Handlung! Handlung! Ich bitt' Sie um Gottes willen, Handlung!"

Die idealen Forderungen zu erfüllen, gelang Lepel nicht, er bekam seinen „Waldemar" zurück mit dem lapidaren Bescheid: „Es ist ein Kreis von Fürstlichkeiten, die alle nichts taugen." Ferner: „Keine Handlung in dem Dinge."

Aufgeführt wurde statt des brandenburgischen Markgrafen sein orientalischer „König Herodes", allerdings mit entschiedenem Mißerfolg. Der Durchgefallene

bewahrte dabei viel Haltung und antwortete dem Freundschaftstrost von jenseits des Kanals aufrecht und fontaneecht: „Kurzum — ich brauche keine Hyazinthen in meinem Zimmer, denn es ist kein Leichengeruch darin, und ich empfange keine Kondolenzvisiten."

Noch manche Wesensberührungen lassen sich zwischen den beiden aufdecken. Sie haben beide viel Geschmackkritik und ein sicheres Stilgefühl für Lebensformen. Während Fontane das englische Grandseigneurtum verständnisvoll genießerisch anschaut und dabei kümmerlich die heimatlich-häusliche Enge empfindet, liebt Lepel italienische Anmut und kränkt sich in Schleswig-Holstein am Gegenbeispiel des nordischen Bauernhauses mit dem „angeklexten Schweizerbalkon" und an den ungeschickten Damen mit den Ellenbogen auf dem Tisch und Gliedmaßen, „wie wir sie zum Gewehrtragen brauchen".

1848 schon schreibt er in dem Lande der Haralde und Knute, daß er die Geschichten von Gorm dem Alten und König Niels nur noch, um sie zu kennen, liest: „denn der Poesie schlägt eine neue Stunde, in welcher die Romantik als solche nicht mehr mitklingt".

Und Fontanes Zustimmung dazu steht in dem Nachlaßgedichte:

Auch ein Stoffwechsel.

Im Legendenland, am Ritterbronnen
Mit Percy und Douglas hab' ich begonnen,
Dann hab' ich in seiner Schwadronen Mitten
Unter Seydlitz die großen Attacken geritten,
Und dann bei Sedan die Fahne geschwenkt
Und vor zwei Kaisern sie wieder gesenkt.
In der Jugend ist man eben dreister,
Mag nicht die Zunft der Handwerkermeister;
Jetzt ist mir der Alltag ans Herz gewachsen
Und ich halt' es mit Rosenplut und Hans Sachsen.

Und auch die Beschaulichkeit, die man sich so gern zu Fontane denkt, leuchtet bei Lepel einmal still auf, in einer Situation, wie aus einem Roman des Freundes geschnitten — etwa dem ersten, „Vor dem Sturm", oder auch dem letzten, dem „Stechlin"; in seiner Situation bei dem alten Landprediger in dem stillen freundlichen Häuschen mit dem Garten am Abhang, dem alten Familienbild über dem Sofa, der bäuerlichen Haushälterin, die über den Kaffeetisch geneigt den Gesprächen über den Landbau zuhört und mit dem Kopfe nickt. Und Lepel sagt dazu: „Dies alles ließ mich auf das Glück eines klausnerischen Lebens schließen, um welches ich ihn fast beneidete."

Im Grunde aber war, auch hier liegt wieder Ähnlichkeit, die Beschaulichkeit für beide Freunde eine unglückliche Liebe. Bernhard von Lepel kam durch mancherlei Lebenswirren und weil er nicht den rechten Platz für sich fand, zwischen innerem und äußerem Beruf pendelnd, „mal als Landwirt, mal als Dramatiker, mal auch als Erfinder und Tiftler", nicht zur Stätte, und ein tragikomisches Symptom für ihn ist, daß er das Perpetuum mobile suchte und es „beinahe hatte".

Und Fontanes Temperament war auch nicht so beschaulich und geruhevoll gütig, wie er es so gern an seinen Lieblingsfiguren ausmalte.

Aus seinen Briefen und Erinnerungen erkannte man das schon. Und jetzt hören wir seinen Freund reden von Fontanes Hypochondrie, den häufigen Empfindlichkeitsspuren, ja ein neuer Zug taucht hier auf, die Verstörung des Bräutigams durch „rasende Eifersuchtsqualen", über die er später freilich mit „Frau Mila" lachte. Auch „Superlativ und Durchgänger", dem etwas „Französisches von den Altvordern her im Blute spukt", heißt es von ihm.

Und nachdenklich berührt das leise Klagen Lepels über den Jugendfreund bei dessen Frau: „Es ist nun einmal seine Art, die Dinge, die andrer Herz berühren, zuweilen kühl zu nehmen".

Auch sonst ist Fontane nicht immer der leichteste Umgang, oft eigensinnig und zäh auf seinem isolierten Standpunkt beharrend, und Lepel „als ältester Freund muß es unumwunden sagen, daß alle ohne Ausnahme dich, um es kurz zu bezeichnen, als ‚einen närrischen Kerl' betrachten". Dabei versteht er ihn immer doch besser als die andern und ironisiert mit ihm den „Staubabwischerposten" bei der Bibliothek, und stets ist er bereit, soweit er kann, über wirtschaftliche Bedrängnisse hinwegzuhelfen.

So kommen sie immer wieder zusammen, und beide, dem Abstieg nah (1883), sind sich einig in den letzten Gewinnen, die für alte Menschen noch bleiben: „Ruhe, keine Menschen, wenig Arbeit, ungestörte Betrachtung und dito Verdauung". Mit dem Verzicht „keine Menschen" ist Lepel allerdings noch nicht so ganz einverstanden.

Wie ein Zusammenklang später und früher Zeit ist's dann noch, als Fontane zum Ausklang seiner in feinen, silbergrauen Nebelflören schwebenden Erzählung „Unwiederbringlich" die Verse nimmt, die Lepel 1846 einmal an ihn zitiert:

Die Ruh' ist wohl das Beste
Von allem Glück der Welt.

Und die Schlußreime dazu stehen in seinem letzten Gedicht, seinem Scheidelied:

Mein Leben, ein Leben ist es kaum,
Ich gehe dahin als wie im Traum.

Wie Schatten huschen die Menschen hin,
Ein Schatten dazwischen ich selber bin.

Und im Herzen tiefe Müdigkeit,
Alles sagt mir: es ist Zeit.

Die preußische Verwaltungsorganisation früher

ie ich gezeigt habe *), lassen sich die Mißstände im Geschäftsbetrieb der preußischen Verwaltung durch persönliche Gründe allein vollständig erklären. Es bedarf aber doch noch der Untersuchung, ob und inwiefern auch ein Zusammenhang zwischen ihnen und der Organisation der Verwaltungsbehörden besteht, wie die meisten unserer Kritiker behaupten.

Die Entwicklung unsrer Verwaltungsbehörden hat sich in drei Abschnitten vollzogen, die bezeichnet werden durch die Neugestaltungen des Königs Friedrich Wilhelm des Ersten aus dem Winter 1722/23, der Stein-Hardenbergischen Zeit und der siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Am weitesten geht Lotz und nach ihm Freiherr von Zedlitz auf diese Entwicklung zurück, die andern Kritiker beschäftigen sich im wesentlichen nur mit dem gegenwärtigen Zustand.

Friedrich Wilhelm der Erste legte die Grundlage des heutigen Gebäudes damit, daß er die beiden bisher getrennten Gruppen der Verwaltungsbehörden, die ältern Domänenbehörden und die jüngern Kommissariatsbehörden, oben in dem provinziell in einzelne Abteilungen geteilten Generaldirektorium — das einen Teil des großen Staatsrats bildete —, unten in den verschiedenen Kriegs- und Domänenkammern vereinigte. Alle diese neuen Behörden waren streng kollegialisch eingerichtet. Die staatlichen Ortsbehörden waren für die Städte die Steuerräte, für das platte Land die Landräte. Gleichzeitig wurden diese neuen Behörden aus der Abhängigkeit von den alten allgemeinen Landesbehörden, den Regierungen, vollends gelöst. Abgesehen von einigen, allerdings bedeutungsvollen Änderungen, die Friedrich der Große vornahm, blieb diese Einrichtung bis zum Zusammenbruch des alten Staats bestehn.

Lotz sieht in der ganzen Entwicklung der preußischen Verwaltungsbehörden „gleichsam ein Naturgesetz des Großstaats Preußen, daß jedes neue Jahrhundert neue Instrumente und Institutionen fordert, um die Landesverwaltung gedeihlich und wirksam führen zu können". Und zwar galt es nach ihm dabei, „modern" ausgedrückt, immer, den Zentral- und Provinzialverwaltungsbehörden

*) Vgl. Die Not der preußischen Verwaltung. Grenzboten 1910, Heft 3, und die Fortsetzungen Heft 4, 5, 7.

„Homogenität und Aktionsfähigkeit" zu geben. 1723 habe man dieses Ziel glücklich erreicht. Es sei damals die Einheitlichkeit des neuen Verwaltungsrechts gewährleistet worden und das Generaldirektorium habe dann Jahrzehnte eine höchst fruchtbare Wirksamkeit entfaltet, dank dem Umstande, daß ausgezeichnete Minister an der Spitze der einzelnen Abteilungen gestanden hätten, „die auf Plenarsitzungen niemals verzichteten und trotz der Unmasse der Detailgeschäfte den Überblick über das Ganze nicht verloren". Ähnlich hätten sich auch die Kriegs- und Domänenkammern bewährt. Erst unter Friedrich dem Großen soll sich alles ins Gegenteil verändert haben — teils infolge der bereits erwähnten Organisationsänderungen, teils durch die natürliche Vermehrung der Geschäfte.

Dagegen ist zunächst einzuwenden, daß es nicht zur Klärung beiträgt, hier Naturgesetze hineinzubringen. Höchstens könnte man von einem Gesetz der geschichtlichen Entwicklung sprechen. Aber auch solche gibt es bekanntlich nicht. Die geschichtliche Entwicklung wird nicht von Gesetzen bestimmt, sondern, wie ich bereits früher bemerkt habe, vom Zufall, oder von handelnden Menschen. Und dieser menschliche Einfluß ist auch hier deutlich wahrzunehmen. Die Einheit der preußischen Verwaltung wurde 1723 keineswegs so vollständig hergestellt, wie Lotz annimmt. Man darf dies nicht einmal vom Generaldirektorium behaupten, da dieses in der Geschäftsverteilung nach Provinzen noch deutlich den alten Territorialstaat widerspiegelte. Außerdem behielten die alten Regierungen und neben ihnen manche besondere Behörden, Konsistorien, Medizinalkollegien usw. zahlreiche Verwaltungsgeschäfte, die sich mit dem Geschäftskreis der Kammern berührten, was fortgesetzt zu Streitigkeiten führte. Besonders war die Zuständigkeit der Kriegs- und Domänenkammern für die Entscheidung gewisser privatrechtlicher Streitigkeiten, die sogenannte Kammerjustiz, die Quelle fortwährender langwieriger und heftiger Kämpfe zwischen den Regierungen und den Kammern. Verschärft wurden alle diese Streitigkeiten dadurch, daß sie nicht allein aus dem eifersüchtigen Neid wetteifernder Behörden entsprangen, die bemüht waren, die Selbständigkeit, die Bedeutung und den Glanz ihrer Stellung im Staat aufrecht zu erhalten, sondern der Ausdruck des großen Zwiespalts waren, der durch den noch unfertigen Staat ging, des noch nicht beseitigten Widerspruchs zwischen dem alten Territorialstaat und dem neuen Großstaat, der allmählich erwuchs.

Was die Einheit der Staatsverwaltung trotz dieser Zersplitterung der Zuständigkeiten dennoch aufrecht erhielt, war die Regierung aus dem Kabinett des Königs, der alle Fäden in der Hand behielt, also der Einfluß der Persönlichkeit des Trägers der Krone. Dazu kam die Unterstützung oben durch ausgezeichnete Minister, wie Lotz selbst bemerkt, und unten durch nicht minder tüchtige, vom Könige selbst ausgesuchte und fachmännisch trefflich geschulte Beamte.

Unter Friedrich dem Großen trat dann, hauptsächlich infolge der bereits erwähnten Organisationsänderungen, die allerdings teilweise durch die Ver-

schiebungen der tatsächlichen Verhältnisse veranlaßt wurden, sowohl oben wie unten eine vollständige Desorganisation ein. Aber auch jetzt blieben wiederum durch den Genius, der den Staat führte, und die Tüchtigkeit seiner hervorragenden Beamten die Einheit und die Kraft der Verwaltung erhalten und diese vollständige Desorganisation leistete bis zum Tode des großen Königs auf allen Gebieten der Verwaltung Unübertreffliches. Wirklich schlimm wurden die Verhältnisse erst unter den beiden folgenden Königen, die ihre persönliche Teilnahme an den Geschäften sehr einschränkten und den Kabinettsräten, die bei ihren Vorgängern nicht viel mehr als Schreiber gewesen waren, einen maßgebenden Einfluß auf die Geschäfte einräumten. Dabei hatten sie außerdem in der Auswahl dieser Männer keine glückliche Hand. So muß der bekannte Kabinettsrat Beyme, ein früherer Kammergerichtsrat, der den Vortrag für die gesamte innere Verwaltung und Politik hatte, nach der Schilderung von Pertz das Muster eines einseitigen Privatrechtsjuristen gewesen sein. Daneben zerstörten diese Könige durch die Beseitigung der kollegialischen Verfassung der Zentralbehörden auch äußerlich deren Einheit. Jetzt traten dort Zustände ein, daß Stein sagen konnte, die Geschäfte des Generaldirektoriums hätten zuletzt nur noch eine zusammenhangslose Anhäufung von größtenteils kindischen Einzelheiten dargestellt. Bezeichnend ist aber, daß er dafür weniger die Verfassung der Behörde, als die in diesen tätigen Personen verantwortlich machte. —

Die Neuordnung der Verwaltungsbehörden, die mit den großen Namen Stein und Hardenberg verknüpft ist und im wesentlichen 1817 abgeschlossen war, hatte nach dem grundlegenden Publikandum vom 16. Dezember 1808 den Zweck, „der Geschäftsverwaltung die größtmöglichste Einheit, Kraft und Regsamkeit zu geben". Sie setzte oben an die Stelle des alten Staatsrats einige wenige Fachminister, von denen zwei, der Minister des Innern und der Finanzminister, in ihren Behörden alle Geschäfte des alten Generaldirektoriums vereinigten. Die noch heute gültige Verordnung vom 27. Oktober 1810 gab dann den neuen Zentralbehörden durch die Einsetzung eines Staatskanzlers die nötige einheitliche Spitze. Der Staatskanzler hatte die Oberaufsicht und die Kontrolle jeder Verwaltung. Er konnte Rechenschaft und Auskunft über jeden Gegenstand fordern und in jedem Falle Maßregeln und Anordnungen aufhalten, um die höhere Entscheidung einzuholen, sowie in außerordentlichen und dringenden Fällen, oder, wenn es der König besonders angeordnet hatte, selbst verfügen. Damit er seine Aufsicht durchführen konnte, erhielt er fortlaufende Kenntnis von allen Sachen und durften die Minister nur in seiner Gegenwart dem König Vortrag halten. Im übrigen führten die Staatsminister die ihnen anvertraute Verwaltung selbständig unter voller persönlicher Verantwortung. Damit jedoch das gesamte Staatsministerium das Ganze der Verwaltung stets übersehe, mußte nach einer Verordnung vom 3. November 1817 jeder Minister von Zeit zu Zeit allgemeine Übersichten der ihm anvertrauten Geschäftszweige dem Ministerium mitteilen. Ferner mußte eine Anzahl einzelner Sachen im

Staatsministerium vorgetragen werden. Dazu gehörten u. a. neue Gesetzentwürfe, Abweichungen in den Ansichten zwischen den einzelnen Ministern und Vorschläge wegen der Anstellung der leitenden Beamten der Verwaltung und der Justiz. Dagegen blieben die Vorschläge zur Besetzung der Stellen der vortragenden Räte bei den einzelnen Ministerien den diese leitenden Ministern allein überlassen.

An die Spitze der neugebildeten Provinzen traten Einzelbeamte, die Oberpräsidenten. Die Kriegs- und Domänenkammern wurden unter Beibehaltung der kollegialischen Verfassung in Regierungen umgewandelt. Diese waren der Mittelpunkt der laufenden Verwaltung im Lande. Sie wurden geleitet von Regierungspräsidenten und zerfielen in Fachabteilungen unter besondern Abteilungsdirigenten; seit 1826 gab es in der Regel drei, die Abteilung des Innern für Landeshoheits- und Landespolizeisachen, und je eine Abteilung für Kirchen- und Schulwesen und Finanzsachen. Unmittelbar unter den Regierungen standen gleichberechtigt die Landräte und die Behörden der großen Städte, und unter den Landräten schließlich die Behörden der zum Kreise gehörigen Gemeinden.

Alle die bisher genannten Behörden waren einander untergeordnet. So konnte es kommen, daß eine Sache von der Ortsbehörde bis zum Ministerium fünf Stellen zu durchlaufen hatte.

Sonst sind noch zu erwähnen die Generalkommissionen, die 1811 für die in der gleichzeitigen Agrargesetzgebung angeordnete Auseinandersetzung zwischen den Gutsherren und ihren Gutsuntertanen über die gegenseitigen Rechte und Pflichten eingesetzt wurden. Sie hatten für die örtliche Erledigung der Geschäfte eigne Organe, die Spezialkommissare.

Auch in dieser ganzen Neuordnung sieht Lotz das erwähnte Naturgesetz verwirklicht. Aber auch Freiherr von Zedlitz rühmt die Einfachheit, Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit dieser Organisation, da sie. nur zwei entscheidende Stellen gekannt habe, die Ministerien und die Regierungen. Straffe bureaukratische Zentralisation ist nach ihm ihr Grundzug.

Über die Stellung der Minister ist er andrer Ansicht als Lotz. Dieser meint, daß sie, von allen Dienstgeschäften entlastet, der Aufstellung der obersten Verwaltungsgrundsätze und der Aufsicht über deren Durchführung ihre ganze Kraft hätten widmen sollen. Freiherr von Zedlitz weist dagegen darauf hin, daß die Ministerien im großen Umfang mit Einzelheiten der Provinzialverwaltung befaßt gewesen seien. Daß diese Auffassung richtiger ist als die Lotzsche, ergibt sich schon daraus, daß die Ministerien die oberste Beschwerdeinstanz waren.

Dagegen kann ich Freiherrn von Zedlitz in seinem Urteil über die Stellung des Oberpräsidenten nicht beistimmen. Er behauptet, daß dieser zwar nicht rein dekorativ gedacht gewesen sei, aber er sei doch so lose in die Verwaltungsorganisation eingefügt gewesen, daß seine Beseitigung keine sehr fühlbaren Lücken

gelassen haben würde. Er habe nämlich nur ein allgemeines Aufsichtsrecht über die Geschäftsführung der Regierungen gehabt. Dagegen sei er nicht befugt gewesen, ihnen Anweisungen zu erteilen oder über Beschwerden gegen sie zu entscheiden. Sein Amt habe erst durch die Verbindung mit dem Präsidium einer Regierung „Körper" bekommen. Er meint hiermit die Bestimmung in der nach dem Tode des Fürsten Hardenberg erlassenen Oberpräsidialinstruktion vom 31. Dezember 1825, daß der Oberpräsident „in der Regel" zugleich Präsident der Regierung seines Wohnorts sein solle.

Indessen hatten die Oberpräsidenten schon in ihrer Eigenschaft als ständige Vertreter der Minister eine bedeutungsvolle Stellung gerade auch gegenüber den Regierungen. Außerdem war ihnen eine ganze Anzahl einzelner Geschäfte zur eigenen Erledigung übertragen, wozu sie nach Belieben die Hilfe der Regierungen beanspruchen konnten, und endlich waren sie in der Tat von jeher befugt, den Regierungen auch in deren eigenem Geschäftskreis Anweisungen zu geben, die diese befolgen mußten, wenn Gefahr im Verzug war, was allein der Oberpräsident zu entscheiden hatte. Sonst konnte der Oberpräsident Verfügungen der Regierungen allerdings nur anhalten, bis höhere Entscheidung eingeholt war. Die eben genannte Instruktion vom 31. Dezember 1825 ordnete dann die Regierungen den Oberpräsidenten förmlich unter, indem sie diese ermächtigte, Mängel und Unregelmäßigkeiten im Geschäftsgang der Regierungen „nach Befinden auf eigne Verantwortung sofort abzustellen". Außerdem verpflichtete sie die Oberpräsidenten, Beschwerden über Verfügungen der Regierungen, die bei ihnen eingingen, „anzunehmen, zu prüfen und, insofern sie nach den bestehenden Gesetzen und Verfügungen begründet sind, auf ihre Erledigung zu wirken". Die Abhilfe mußte also anscheinend von der Regierung selbst gefordert werden. Aber diese war verpflichtet, die Entscheidung des Oberpräsidenten gehörig zu vollziehen. Sie hatte nur das Recht, später, wenn sie „ihre Bedenken durch die Entscheidung des Oberpräsidenten nicht gehoben" glaubte, „davon dem zuständigen Ministerium Anzeige zu machen". Wie man sieht, hatten also die Oberpräsidenten eine weitgehende Einwirkung auf die Tätigkeit der Regierung und zweifellos der Sache nach die Entscheidung über Beschwerden gegen Regierungsverfügungen. Sie waren also tatsächlich eine Beschwerdeinstanz. Daß sie anscheinend Regierungsverfügungen nicht selbst förmlich aufheben konnten, spricht nicht gegen diese Auffassung; es scheint damals allgemein üblich gewesen zu sein, daß die obere Behörde die Entscheidungen der untern nicht selbst aufhob, sondern die untere anwies, ihre Entscheidung selbst abzuändern. Nach alledem scheint es mir, daß man nicht sagen kann, die Oberpräsidenten hätten nur eine lose Verbindung mit der allgemeinen Verwaltungsorganisation gehabt und erst als Regierungspräsidenten Körper bekommen. Wie wenig man übrigens daran gedacht haben kann, den Oberpräsidenten durch die Übertragung der Leitung einer Regierung „Körper" zu verleihen, geht daraus hervor, daß die mehrfach genannte Oberpräsidialinstruktion es den Oberpräsidenten freistellte, die

eigentliche Geschäftsführung in den Regierungssachen dem ihm beigegebenen Regierungsvizepräsidenten entweder ganz oder teilweise zu übertragen. Sie hatten sich nur entsprechend gegen das Staatsministerium zu erklären.

An den Regierungen lobt Lotz mit Recht die zweckmäßige Arbeitsgliederung, die durch die Einteilung in Fachabteilungen erreicht wurde, die in der kollegialischen Verfassung begründete Stetigkeit der Verwaltung und Unparteilichkeit der Verwaltungsrechtsprechung, sowie die bereits früher geschilderte Verwaltungsmethode. Freiherr von Zedlitz findet dagegen in der Verfassung der Regierungen eine zu hohe Bewertung oder, wie er an einer andern Stelle sagt, eine einseitige Wertschätzung des Kollegialsystems.

Mir scheint dieser Vorwurf nicht begründet zu sein. Der König und seine Ratgeber, namentlich Stein, waren keine Doktrinäre. Die innere Einrichtung der Behörden war vielmehr das Ergebnis sorgfältiger Abwägung aller Vorteile und Nachteile des Präfektursystems einer- und des Kollegialsystems anderseits, mit dem Ziele, sie auszugleichen. Und man wird bei vorurteilsfreier Prüfung nicht bestreiten dürfen, daß dieses Ziel wohl erreicht worden ist.

So stellte schon der Oberpräsident, der vorgesetzte Einzelbeamte, wenn er seiner Aufgabe gewachsen war, mit seiner Tatkraft und seiner ganzen Persönlichkeit eine vollwirksame Ergänzung zu der unter ihm stehenden Kollegialbehörde dar. Aber auch in der Verfassung der Regierungen selbst gab es mannigfache Hemmnisse gegen die Überspannung des Kollegialitätsgrundsatzes. Vor allem war die Stellung der leitenden Beamten so, daß machtvollen Persönlichkeiten genügende Gelegenheit gegeben war, einen bestimmenden Einfluß auf die Geschäfte zu gewinnen und die Behörde mit ihrem Geist zu erfüllen. Der Regierungspräsident, der Leiter der ganzen Behörde, sollte der Mittelpunkt der ganzen Verwaltung sein, und, von allem Kleinkram befreit, immer das Allgemeine im Auge behalten und darauf hinwirken, daß diesem durch einseitige Verfügungen in den einzelnen Abteilungen kein Eintrag geschehe. Er hatte die Leitung im Plenum und in den einzelnen Abteilungen und für die pünktliche Erledigung der Geschäfte zu sorgen. Ferner war er der Vorgesetzte aller Mitglieder und Beamten der Behörde, deren Angelegenheiten er in den ersten Jahren in dem sog. Präsidium, d. h. zusammen mit den Dirigenten der einzelnen Abteilungen, seit 1826 aber allein bearbeitete. Ähnlich war die Stellung der Abteilungsdirigenten zu ihren Abteilungen. Zur Durchführung dieser Rechte hatten die leitenden Beamten gewisse Machtbefugnisse. So konnten sie Entscheidungen einzelner Abteilungen, mit denen sie nicht einverstanden waren, ans Plenum bringen und, wenn sie auch dessen Beschlüssen nicht beitreten konnten, die Entscheidung des Oberpräsidenten herbeiführen. Vor allem aber durften sie einzelne Sachen dem Kollegium überhaupt entziehen. Schon die Geschäftsinstruktion für die Regierungen von 1808 hatte das Regierungspräsidium ermächtigt, einzelne Sachen, die ihm höhern Orts ausdrücklich übertragen wurden oder eine ganz besondere Eile und Geheimhaltung forderten, oder wobei sonst

„erhebliche Gründe obwalteten", dem Kollegium zu entziehen und selbst zu bearbeiten. Die Kabinettsorder vom 31. Dezember 1825 übertrug diese Befugnis dann auf die Regierungspräsidenten allein. Seitdem konnten diese also alle Sachen ganz nach ihrem Belieben an sich ziehen und ohne Mitwirkung des Kollegiums selbständig erledigen. Berücksichtigt man endlich, daß auch die einzelnen Dezernenten eine recht selbständige Stellung hatten, dann wird man wohl nicht von einer einseitigen Wertschätzung des Kollegialitätsgrundsatzes bei der innern Einrichtung der Regierungen sprechen dürfen.

Ebenso scheint mir Freiherr von Zedlitz die Stellung der Landräte nicht richtig zu schildern. Er nennt sie bloße Kommissare der Regierungen, die deren Beschlüsse vorbereitet und ausgeführt hätten. Das klingt so, als ob die Landräte früher ganz unselbständig gewesen wären und erst auf Anweisung von oben hätten tätig werden dürfen. Einer solchen Auffassung widerstreitet jedoch zunächst, daß die Landräte die ständigen Vertreter der Regierungen waren. Nach preußischer Auffassung, die in zahlreichen Entscheidungen der Zentralbehörden immer wieder gleichmäßig vertreten wurde, hatten sie damit allein eine gewisse Selbständigkeit, die überdies von den Regierungen beliebig erweitert werden konnte und auch wurde. Ferner unterstellt die grundlegende Verordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzialbehörden vom 30. April 1815 alle Ortschaften des Kreises ohne Rücksicht auf ihre Größe der landrätlichen Aufsicht, verleiht also den Landräten diesen Ortschaften gegenüber ein selbständiges Aufsichtsrecht. Und wer sich endlich die Mühe nimmt, auch die Instruktion für die Landräte und „die ihnen untergeordneten Kreisoffizianten" vom 21. Dezember 1816 durchzusehen, bemerkt sofort, daß jene Auffassung nicht richtig sein kann. Denn nach dieser Geschäftsanweisung, die zwar selbst keine Gesetzeskraft besaß, aber als Ausführungsanweisung zu der Verordnung vom 30. April 1815 jahrzehntelang die Grundlage für die landrätliche Tätigkeit abgab, hatten die Landräte ein großes Feld selbständiger Tätigkeit auf allen Gebieten der innern Verwaltung, bei der sie von Aufträgen der Regierungen nicht abhängig waren. Namentlich hatten sie entsprechend der erwähnten Bestimmung der Verordnung vom 30. April 1815 eine weitgehende selbständige Aufsicht über die Verwaltung aller zum Kreise gehörigen Gemeinden, also auch der Städte. Alle Ortsobrigkeiten und alle Orts-, Kommunal- und Polizeibeamten im Kreise waren ihnen untergeben und verpflichtet, ihren Verfügungen in Sachen ihres Ressorts unverzüglich Folge zu leisten. Allerdings hatten sie keine selbständigen Zwangsbefugnisse und daher selbst keine Mittel, im Weigerungsfalle selbständig Gehorsam zu erzwingen, sondern mußten in solchen Fällen an die Regierung berichten, die als einzige preußische Verwaltungsbehörde der damaligen Zeit Zwangsmittel besaß. Aber das ändert doch nichts daran, daß auch die Landräte ihre Anordnungen durchsetzen konnten. Es scheint mir also sachlich nicht gerechtfertigt zu sein, den Landräten ein „Imperium" abzusprechen, wie Freiherr von Zedlitz tut.

Nach Freiherrn von Zedlitz war diese straffe bureaukratische Organisation vornehmlich durch die Notwendigkeit begründet, die sehr verschiedenen Teile des 1815 neu abgegrenzten Staatsgebiets zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzuschweißen. Man habe deshalb schon bei der Einteilung der Provinzen überall planmäßig den Anschluß an die historischen staatlichen oder ständischen Gebilde vermieden. Ähnliches behauptet Schwarz. Lotz dagegen rühmt die sorgfältige Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung der einzelnen Landesteile bei der Abgrenzung der Regierungsbezirke. Wer hat nun recht? Nach Heinrich von Treitschke, dem wir wohl unbedenklich folgen können, entschieden Lotz. Treitschke preist in seiner Politik die bewunderungswürdige Einteilung der Monarchie in Provinzen, die in der Tat alte Landschaften seien, die im großen und ganzen eine gemeinschaftliche Geschichte gehabt hätten und zusammengehalten würden durch den Stammescharakter und durch große gemeinschaftliche wirtschaftliche Interessen. Nur die Provinz Sachsen sei schlecht gebildet, aber nicht durch die Schuld der preußischen Regierung. Im übrigen sei die Einteilung wunderbar glücklich getroffen; ein feiner historischer Sinn habe nur anerkannt, was sich in der Geschichte von selber herausgebildet gehabt habe.

Sowohl Freiherr von Zedlitz als Lotz erkennen die Leistungen der neuen Verwaltungsbehörden sehr an. „Zentral- und Provinzialbehörden," sagt Lotz wörtlich, „haben in lebhaften Wechselbeziehungen länger als ein Menschenalter, namentlich aber bis 1820, Außerordentliches geleistet." Er nennt die Wiederherstellung und Neueinrichtung des Staatsgebiets mit seinen verschieden gearteten, in Preußen bisher teilweise ganz ungewohnten Verhältnissen und unbekannten Gegensätzen und die Durchführung der großen innern Reformen auf allen Gebieten, die mit dem Namen Hardenbergs verknüpft sind.

Aber beide Kritiker behaupten auch, daß die Leistungen der preußischen Verwaltung schon bald nachgelassen hätten, oder, wie es Lotz ausdrückt, daß ebenso wie hundert Jahre früher beim Generaldirektorium auch hier „schon an der voll entfalteten Blüte die ersten Spuren des Welkens" hervorgetreten seien. Ähnlich urteilen übrigens auch der Minister von Delbrück in seinen Lebenserinnerungen auf Grund seiner Beobachtungen und Erfahrungen als Regierungsreferendar in Merseburg und als Hilfsarbeiter der Handels- und Gewerbeabteilung des Finanzministeriums und Treitschke. Nur haben nach diesen beiden Gewährsmännern die guten Leistungen der innern Verwaltung nicht, wie Lotz sagt, länger als ein Menschenalter gedauert, also über die vierziger Jahre hinaus, sondern schon früher, teilweise schon im Anfang der zwanziger, spätestens im Laufe der dreißiger ihr Ende erreicht. Freiherr von Zedlitz erklärt diese Entwicklung dadurch, daß sich die Nachteile der Organisation von selbst in dem Maße immer stärker bemerkbar gemacht hätten, je fester die neuvereinten Landesteile zusammengewachsen seien. Lotz dagegen führt sie zurück auf die bereits früher geschilderte Veränderung der allgemeinen Verhältnisse im Laufe des vorigen Jahrhunderts. Indessen können diese Erklärungen nicht befriedigen.

Wie wir gesehen haben, entbehrten die einzelnen Provinzen von Anfang an in sich keineswegs eines teilweise sogar ziemlich großen Zusammenhalts. Gering war höchstens der Zusammenhang zwischen den neuen Erwerbungen und den alten Landesteilen im ganzen, und dieser Gegensatz ist erst spät, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, zum Teil erst unter der Einwirkung des gemeinsamen Kampfes gegen Frankreich geschwunden. Die Nachteile der Organisation hätten also, wenn die Theorie des Herrn von Zedlitz richtig wäre, von vornherein oder ganz spät hervortreten müssen. Keins von beiden ist geschehen. Wenn man also im Lauf der Zeit wirklich Mängel der Stein-Hardenbergischen Organisation empfunden hat, dann wird dies wohl weniger in Tatsachen begründet gewesen sein, als in gewissen Theorien von Selbstverwaltung und Dezentralisation, die zur Zeit der Julirevolution zuerst aus Frankreich, später aus England zu uns kamen und seit den fünfziger Jahren durch die großen Arbeiten Rudolfs von Gneist über die englische Verfassung und Verwaltung ein bestimmtes Ziel erhielten. Noch weniger kann ich Lotz zustimmen. Wie ich früher bemerkt habe, setzen die Veränderungen der allgemeinen Verhältnisse bei uns erst Ende der vierziger Jahre langsam ein. Die oben erwähnte, durch französische und englische Ideen genährte geistige Bewegung hatte für die laufende Verwaltung wenigstens noch keine Bedeutung. Mängel in den Leistungen der Verwaltung waren aber schon früher hervorgetreten, wie Lotz selbst andeutet und wie Delbrück und Treitschke bekunden. Besonders bemerkenswert ist dabei, daß die ersten Spuren geringer Leistungen in einer Zeit auftraten, wo die schweren Übergangsjahre bereits überwunden waren. Wenn Lotz recht hätte, dann wäre also die merkwürdige Erscheinung zu verzeichnen, daß dieselbe Verwaltungsorganisation in schwierigen Zeiten Vorzügliches geleistet, in einer Zeit mit leichtern Aufgaben aber versagt hätte. Das wäre dann eine sonderbare Organisation gewesen.

Nein! Daß die Leistungen der preußischen Verwaltung seit den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts allmählich zurückgingen, lag nicht an der Organisation der Behörden und nicht an der Veränderung der allgemeinen Verhältnisse, sondern an den Beamten. Die große Zeit der preußischen Verwaltung im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts ist die Zeit *großer Beamten*. Es sind die Taten großer Staatsmänner und großer Verwaltungstalente, die wir in jener Zeit bewundern, der Minister Stein und Hardenberg, Motz und Maaßen, der Oberpräsidenten Vincke, Merkel, Sack, Schön, Bassewitz, Klewitz und wie sie sonst geheißen haben mögen. Und unter diesen Männern waren in den Regierungen ausgezeichnete Beamte tätig, die entweder noch selbst im alten Staat oder später unter der Leitung hervorragender Lehrmeister aus dieser alten Zeit, der Schrötter, Vincke, Bassewitz und andrer, eine treffliche Verwaltungsschule durchgemacht hatten. Besonders groß waren die Leistungen der Oberpräsidenten. Treitschke schreibt es grade dem persönlichen Verdienst dieser Männer zu, daß die neuen Formen der Provinzialverwaltung so rasch Wurzel geschlagen hätten. Von Vincke, Merkel und Sack insbesondere rühmt er, daß

sie im gesamten öffentlichen Leben ihrer Provinzen die dauernden Spuren ihres Wirkens hätten hinterlassen können — und dies alles in einer Zeit, wo die Oberpräsidenten noch keinen „Körper" hatten, denn diesen erhielten sie erst am letzten Tage des Jahres 1825, also nachdem die Hauptarbeit des Übergangs geleistet war.

Aber alle diese Männer wurden dann leider nicht ersetzt durch Nachfolger, die ihnen gleich waren — wir werden sehen, wie dies kam. Und in demselben Maße, wie die Beamten der alten Zeit ausstarben, gingen die Leistungen der Verwaltung selbst zurück. Auch hierfür ist Minister von Delbrück ein klassischer Zeuge. Und was er sagt, ist namentlich auch sehr bezeichnend für die Richtung, in der sich die neue Beamtenschaft innerlich verändert hatte. Er beklagt nämlich, daß zwar im einzelnen oft ganz gut verwaltet worden sei, daß aber im ganzen gefehlt hätten der feste Wille, das planmäßige Handeln und die lebendige Anschauung der wirtschaftlichen Zustände, daß dagegen vorhanden gewesen sei die Selbstüberhebung — ich füge hinzu: des Bureaukratismus. Dieses Urteil bezieht sich allerdings hauptsächlich auf die Gewerbe- und Handelsverwaltung; aber wir sind berechtigt, es auf die ganze Verwaltung der damaligen Zeit auszudehnen; es liegen genug Anzeichen dafür vor, daß es in den andern Ressorts nicht anders war.

Wie sehr alle Mißstände, die äußerlich unter der Herrschaft der Stein-Hardenbergischen Verwaltungsorganisation hervortraten, in persönlichen Verhältnissen begründet waren, zeigt der Umstand, daß sich diese Organisation bis in die neuere Zeit hinein vortrefflich bewährt hat, sobald sich Männer fanden, die sie zu handhaben verstanden. Das bezeugen der Oberpräsident von Ernsthausen und der Regierungspräsident von Diest in ihren Lebenserinnerungen, also zwei Männer, deren Sachkunde auf diesem Gebiet man wohl nicht bestreiten wird. Namentlich läßt sich Ernsthausen wiederholt über diesen Punkt aus. Er beruft sich dabei auf die Beobachtungen, die er im Anfang der fünfziger Jahre als Regierungsreferendar in Köln unter dem Regierungspräsidenten von Möller, dem spätern ersten Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau und der Reichslande, einem ausgezeichneten Verwaltungsbeamten, machen konnte, und auf seine spätern eigenen Erlebnisse und Erfahrungen als Regierungsvizepräsident in Königsberg und als Regierungspräsident in Trier. In Königsberg hatte er unter anderm den ostpreußischen Notstand von 1867/68 zu bekämpfen und in Trier erlebte er den deutsch-französischen Krieg. Er bemerkt nun ausdrücklich, daß sich die alte Regierungsinstruktion in diesen schwierigen Zeiten vollständig bewährt habe, wie sie überhaupt eine Fülle von Verwaltungsweisheit enthalte. Dazu trugen nach seiner Schilderung besonders bei die früher erwähnte Vorschrift, die es dem Regierungspräsidenten ermöglichte, wichtige und dringende Sachen zur eigenen Bearbeitung an sich zu ziehen und die Zusammensetzung der Regierung aus verschiedenen Verwaltungszweigen, die er im Gegensatz zu Lotz überhaupt hoch bewertet. Während des ostpreußischen Notstands war es z. B.

die enge Verbindung der Verwaltung des Innern mit der staatlichen Forstverwaltung, die jener eine genaue Landeskenntnis vermittelte, durch die sie gelegentlich sogar den aus der Bevölkerung gewählten Gutachtern und Ausschüssen überlegen war, und die sie in den Stand setzte, die ihr gestellte Aufgabe allseitig anzufassen und vollständig zu lösen. Dieses Urteil eines Sachverständigen ersten Ranges ist besonders wichtig, weil es sich auf eine Zeit bezieht, wo die früher geschilderte Veränderung der allgemeinen Verhältnisse bereits weit fortgeschritten war.

So ist also auch die Geschichte der Stein-Hardenbergischen Verwaltungsorganisation nur ein Beweis dafür, daß in der Verwaltung nicht die Formen die Hauptsache sind, sondern die Menschen, die sich ihrer zu bedienen haben.

Über das Studium der Mystik

Von Alexander Redlich-Wien

Die mystischen Schriftsteller erleben eine ungeahnte neue Blüte; an allen Orten taucht das Interesse an den merkwürdigen und sinnigen Geistern, denen gerade wir Deutsche einige der besten Namen gestellt haben, wieder auf. Darum ist es von Wert, wenn ein Kenner des gesamten Gebietes überschauende Gesichtspunkte wieder einmal klarlegt. D. H.

Es gibt wohl keine wissenschaftliche Forschung, welche ohne Nachteil die Aufrechterhaltung einer möglichst geschlossenen historischen Überlieferung entbehren kann; mehr und anders aber als von jedem Forschungszweig gilt dies von dem Studium des mystischen Denkens. Die exakten Disziplinen wie auch die logische Spekulation erwecken zumindest den Anschein, daß sie durch den fortgesetzten Betrieb alte Standpunkte überwinden und zu neuen, besseren Ergebnissen gelangen. Die Mystik hingegen wird geradezu charakterisiert durch eine bewußte oder unbewußte Tendenz nach rückwärts. Es ist ein Grundzug des gesamten Mystizismus, eine zu den Menschen gelangte höchste Wahrheit in nebelgrauer Ferne zu suchen; und die fortschreitende Zeit bedeutet ihm kein Näherrücken zum Ziel, sondern eher eine stete Entfernung, ein Abwärtsbewegen. Die chiliastischen Hoffnungen, also die Hoffnungen auf irgend ein Reich der großen Vollendung, sind dem Mystiker ein Trost, eine einzige Rettung aus der fortschreitenden Verderbnis.

Aber der Chiliasmus und die Erwartung der letzten Dinge enthalten einen weiteren, grundlegenden Gedanken der Mystik. Es sei erinnert, daß die Merkmale der Endhoffnung im Wesen stets analog sind denen alles kosmischen

Entstehens. Der von Gott ausgehende schöpferische Logos (‚das Wort') des Anfangs wird zum Messias am Schluß des Weltdramas. Seinem Abstieg durch die (meist) sieben Himmelsregionen entspricht ein gleicher Aufstieg. Die Entfaltung der göttlichen Einheit zur kosmischen Vielheit wird am jüngsten Tag widerrufen durch eine Sammlung aller Vielheit zur Einheit. Die unio mystica wird zur Tatsache. So wird das Leben, nicht nur das des Einzelnen, sondern auch des Kosmos — wie Sir Thomas Browne sagt — zum „Zwischenspiel zwischen zwei Ewigkeiten". Und der Ewigkeit, als der höchsten Realität, gegenüber ist es weniger als nebensächlich, ist es nur Schein, Traum. Es gibt letzten Endes überhaupt kein wirkliches [Geschehen, denn das Wirkliche geschieht nicht, sondern ist.

Der Mystiker vermag also den Zeitbegriff aus seinem Denken zu entfernen, hat keinen Platz für ihn übrig. Wie sollte er da den Begriff des Fortschrittes erfassen können? Fortschreiten heißt sich von der Gottheit entfernen, sich aus der Einheit in die Vielheit verlieren. Wo aber Vielheit, da ist Streit. Darum baten die Gnostiker ihren Christos, sie aus dem Kampfe (polemos) zu erlösen und dem Mißklang (asymphonia) ein Ende zu bereiten; so mag wohl auch die Bitte des Vaterunser aufgefaßt worden sein: „Und erlöse uns von dem Übel!" In schlichter Schönheit hat Jakob Böhm diesen Gedanken ausgesprochen:

„Wem Zeit ist wie Ewigkeit,
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit."

Diese Weltanschauung muß notwendig auch ihre besondere Erkenntnistheorie in sich tragen. Die rationalistische Erkenntnis beruht im Wesen auf zwei Faktoren: einmal auf der konkreten Erfahrung und der ihr folgenden abstrahierenden Urteilskraft; und sodann auf der Schlußfolgerung, in deren Mittelpunkt der Kausalbegriff steht. Den ersteren dieser Wege zur Erkenntnis verwirft die Mystik vollkommen. Denn die Erfahrungstatsachen im gewöhnlichen Sinne liegen auf dem Gebiet der Teilung, des Widerspruchs, der Vielheit. Sie sind nicht Wesen, sondern wechselnde Erscheinungen des Wesens; jede zeigt ein anderes Bild, ein unvollkommenes, keine das Ganze, die Gottheit. „Gott aus seinen Werken erkennen" ist meines Erachtens eine ganz unmystische Redensart. Nicht, als ob das undenkbar wäre; denn die Gesamtheit der Werke, also der ganze Kosmos, ist ein Abbild Gottes. Aber wer darf sich vermessen, mit irdischen Augen die Welt überschauen zu wollen? Und ferner: in jedem Dinge wohnt und lebt Gott, insofern es von ihm ausgegangen ist, und außer Gott nichts ist. So wir das Ding aber mit unserem sterblichen Auge anblicken, sehen wir nur das Unwesentliche davon, nämlich die vergängliche Erscheinung. Sie scheint uns etwas Selbständiges; und wenn das Ding, das Tier, der Mensch vernichtet wird, stirbt, so sagen wir: es ist nicht mehr. Und

doch ist nur die Form, das Unwirkliche davon, zerstört. So ist es stets: was wir hier mit Augen sehen, mit Händen greifen können, führt uns nur irre in betreff der einzigen, wahren Wesenheit. Und wer nur Vielheiten sieht, kann die Einheit nicht fassen. Die Erfahrung, die wir mit irdischen Sinnen erlangen können, ist Trug.

Welches Übermaß von Pessimismus und Skepsis liegt also in der Mystik verborgen! Sie kennt keinerlei Vorschriften über ein richtiges Leben in der Welt; keinerlei Weg für den Intellekt, auf dem er zu höheren Erkenntnissen geführt würde. Sie gedenkt dieser Welt nur, um die Abkehr davon zu predigen; sie erwähnt der irdischen Fähigkeiten des Menschen nur, um darauf zu verzichten.

Gleich den Sinnen ist auch unser logisches Denken ein trügerisches Ding. Auch die Vernunft ist nicht imstande, die Wahrheit zu erkennen. Und doch ist dem Menschen die höchste Weisheit nicht verschlossen; denn er besitzt noch eine dritte, höchste Fähigkeit des Wahrnehmens. Sie mit nur einem der überlieferten Ausdrücke zu bezeichnen, würde eine falsche Vorstellung erwecken. Sokrates nannte sie daimonion, die Gnostiker Gnosis, Paracelsus Phantasie. Die Apostelgeschichte spricht davon, wenn sie der Geistestaufe gedenkt, die Enthusiasten aller Zeiten, wenn sie sich erleuchtet glauben und prophezeien. Mir scheint, daß auch der jüdische Begriff der Prophetie hier wurzelt, wie nicht minder jener der göttlichen Begeisterung der Künstler und Priester, den die griechische Literatur von Homer an kennt.

Wie alles Seiende sich dreifach teilt: in den göttlichen Geist oder das Wort; ferner in die Engel oder Kräfte; und endlich in den Stoff, — so auch das menschliche Erkennen: in ein geistiges, seelisches und physisch-sinnliches. Und wenn der Mensch ein Abbild der Welt ist, so muß seine höchste Fähigkeit dem göttlichen Geiste entsprechen. Hier stehen wir also an jenem Punkt, von dem der Mystiker selbst sein religiöses Erleben herleitet.

Wie ist aber dieses Erleben beschaffen? — Wir sagten, daß der menschliche Geist ein Abbild des göttlichen ist. Dieser letztere aber gilt dem Menschen als schöpferische Kraft. Schöpferisch muß also auch der Menschengeist sein. Das mystische Erkennen ist kein tatloses Wahrnehmen, sondern ein neuerliches Schaffen der Welt; nicht der einzelnen Dinge, sondern der Gesamtheit. Der Mystiker schafft aber nicht das Unwesentliche der Welt, nämlich den Stoff, sondern das Wesentliche: die Verhältnisse, also vor allem die Zahlen. Er findet sie nicht auf Umwegen, sondern kraft seiner mikrokosmischen Natur hat er sie in sich. Er bringt sie ans Licht durch das Aussprechen.

Es soll hier kein Abriß der Logoslehre gegeben werden, nach welcher bekanntlich ‚das Wort' ein Werkzeug des schaffenden Geistes ist. Es soll nur gesagt sein, daß die gesamte Mystik diese Logoslehre auch auf den Menschen angewendet wissen will. Ferner sei betont, daß die Grundlage des Wortes, nämlich die Vorstellung, bei Paracelsus und seinen Nachfolgern als ein Schaffendes gilt. Durch „Imagination" schafft der heilige Geist die Welt. Die magische

Gewalt der Menschen beruht auf „Phantasie“ und „Imagination“. „Imagination“ nach außen entfernt, wie Böhm lehrt, den Menschen von der Gottheit; der Wille, der nach innen gerichtet ist, nähert ihn derselben.

Das mystische Denken ist also eine ganz spezielle Fähigkeit und keineswegs jedermann eigen. Dennoch versuchen es die Mystiker der neueren Zeit, so besonders Böhm u. a., sich an einen größeren Kreis von Lesern zu wenden, wenn auch ungern. Dem noch nicht Erleuchteten wird Enthaltung von allen irdischen Dingen, sowie von „irdischer“ Weisheit empfohlen. Denn die himmlische Weisheit wird durch die Tätigkeit des Verstandes und der Sinne gestört. Diese Meinung ist uralt und. erklärt den mystischen Hang zur Askese, aber auch die evangelischen und paulinischen Ausfälle gegen die Vernunft. „Die Armen im Geiste“, die „Torheit“ — all das will, wie mir scheint, nur den eben erwähnten Gedanken ausdrücken.

Man kann also dem Mystiker eine bestimmte Stellungnahme zum logischen Denken nicht absprechen, so entgegengesetzt auch beide sind. Und hier scheint sich die Möglichkeit zu ergeben, die Mystik erfolgreicher als bisher der Kritik zu erschließen. Es handelt sich darum, von ihr zu lernen, daß es mehrere Arten menschlichen Denkens gibt; und es ist nötig, die andere Kategorie nicht aus dem Gesichtswinkel des eigenen Denkens zu betrachten, sondern aus der Perspektive der Gegensätzlichkeit. Mystisches Denken an logischem Maß zu messen, ist sinnlos. Die nötigen Handhaben für eine andere Betrachtung aber liefert uns die Mystik durch ihre bereits erwähnten psychologischen Reflexionen selbst.

Aus dem Gesagten erhellt auch, welchen Lehrinhalt wir bei Mystikern zu erwarten haben und welche systematische Reihenfolge wir darin annehmen müssen. Immer wird zuerst die Gottes- und Schöpfungs- (d. i. Logos-) Lehre darzustellen sein; sodann die Kosmologie. Der Weltschöpfung entspricht ferner die Menschenschöpfung, der Kosmologie die Lehre vom Menschen als Mikrokosmos. Aus diesen beiden Vorstellungsreihen können erst gegenseitige Beziehungen entwickelt werden, und zwar: das Verhältnis Mensch—Gott (Religion) und das Verhältnis des Menschen zur übrigen Welt (Magie und Geheimlehren).

Wieweit nun diese Theorien jeweilig miteinander übereinstimmen, auch wo eine faktische Einflußnahme eines Mystikers auf den anderen unwahrscheinlich wird, ferner, ob sich auch die Differenzen verschiedener Traditionen gesetzmäßig erklären lassen; und endlich, ob und welchen ursprünglichsten, allen Kulturvölkern gemeinsamen Bestand mystischer Überlieferung es gibt — das alles zu erforschen und festzustellen wäre die lohnende Aufgabe einer vorurteilsfreien Kritik; aber auch die Gesichtspunkte, nach denen moderne Studienbehelfe für diese Forschung herzustellen wären, gehen daraus hervor.

Rom

Ich floh zu euch, ihr ſeligen Aſile
Geweihten Rauches, blaſſer Kerzenglut,
Gedämpfter Pſalmen, dunkler Orgelſpiele —
In eurem Dämmer hat mein Herz geruht.

Wenn ohne Leidenſchaft auf wogenden Leiern
Der Knabenchor in offne Himmel ſchwoll,
Vermengte ſich der Sinn den blauen Schleiern,
Darauf der Abend durch die Fenſter quoll.

Und alles Denken faßte ein Betören,
Und alles Wiſſen ſtarb den ſchönen Tod
Der dunkel hingeſchluchzten Selbſtvernichtung:

Doch aus der Nacht mit ihren Sternenflören
Sank der Erlöſung Wein und Wunderbrot,
Sank mir die Gnade meiner Dichtung.

Albert H. Rauſch

10)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Überſetzung von Mathilde Mann

„Willkommen, willkommen, mein guter Herr! Sie müſſen verzeihen, daß ich Sie heute nicht mit den Hunden empfange. Aber ich bin, wie Sie wiſſen, nicht ganz wohl geweſen ... Ja, ja, Sie brauchen nicht wie ein ertappter Verſchwörer auszuſehen! Ich laſſe mich von meinem guten Iſak nicht hinters Licht führen; er hat mit der Sprache herausrücken müſſen. Er hat ſeine Schelte bekommen, was Sie ihm wohl anſehen werden, wenn er aus ſeinem Verſteck auftaucht. Aber ich bin in Wirklichkeit gar nicht erzürnt auf ihn. Ein Beſuch von Ihnen, guter Herr Paſtor, iſt mir immer eine Freude, ſelbſt wenn es auf falſche Vorausſetzungen

hin geschieht. Und jetzt, wo wir Sie erwarten durften, haben wir uns auf ein so gutes Mittagessen vorbereitet, wie wir es Ihnen hier im Walde zu bieten vermögen. Setzen Sie sich, setzen Sie sich!"

„Es freut mich unsagbar, Sie so wohl zu sehen ..."

„Ach, Unsinn! Ich bin fünfundsiebzig Jahre alt, mein guter Herr, und kann wohl hin und wieder eine Mahnung bekommen, daß das als ganz beträchtliches Alter gerechnet werden muß. Aber im übrigen bin ich frisch wie ein Baum des Waldes."

Besondere Spuren von Krankheit waren der kräftigen Gestalt auch nicht anzusehen. Die auffallendste Veränderung war, daß er statt der gewohnten Pelzjacke einen Schlafrock aus verschossener Seide trug.

Und doch glaubte Sören Römer einen ernsteren, finsterern Zug über seinem ganzen Wesen zu bemerken.

Nach einer reichlichen Mahlzeit, und während das Feuer lustig sprühte und flammte, machte Sören Römer einige vorsichtige Äußerungen darüber, daß es doch sehr bedenklich sei für Herrn Johannes — in Fällen von Krankheit —, so fern von allen Menschen zu sein ...

„Wäre es nicht sicherer und besser, wenn Sie ein wenig zu uns da draußen hinauszögen ...?"

Da legte sich ein Schatten über das Gesicht des alten Mannes. Der Pfarrer wußte sehr wohl, daß jede Andeutung auf seine eigentümliche Lebensweise dem Einsiedler mißfiel. Aber er sprach zu ihm, weil er es für seine Pflicht hielt.

Nach einem kurzen Schweigen antwortete Herr Johannes ruhig, aber mit einem Klang von Bitterkeit wie nie zuvor:

„Nein, ich komme nicht aus meinem Wald heraus. Da draußen liegt das Schreckliche, mein guter Herr: die Wahrheit. Daß wir uns am Ende der Welt befinden, in der äußersten Einöde, die keines lebenden Menschen Fuß betritt, er sei denn ein Heimatloser und Verbannter."

Er hielt inne. Dann fuhr er mit trübseligem Lächeln fort:

„Ich bleibe in meinem tiefen, sausenden Wald; denn der hüllt mich ein und schließt die Wahrheit für meine Augen und meine Gedanken aus! Ja, Sie haben es selbst gesagt, Herr Pastor, wenn Sie hier hinauskämen, so sei es Ihnen, als wären Sie weit, weit weg, gen Süden versetzt. Und damit meinen wir die Welt, wo die Menschen ihr Heim haben."

„Aber das ist ja doch nur Illusion, — ein Selbstbetrug ..."

„Nur? Sie müssen die Illusion nicht gering schätzen, mein guter Herr. Denn sie ist das einzige, was uns allen das Leben fristet."

„Da will ich Ihnen aber doch sagen, daß Sie in einem großen Irrtum begriffen sind. Was uns Menschen das Leben des Lebens wert macht, ist das Bewußtsein von dem lebendigen, allgütigen Gott, dessen Auge mit unergründlicher Liebe über unsern Wegen wacht und dessen Vaterarme uns offen stehen durch seinen Sohn, Jesus Christus, unsern gekreuzigten Erlöser."

Es ward still zwischen den beiden Männern. Herr Johannes hatte den Kopf gesenkt, während der Geistliche redete.

„So lautet es, ja!" sagte er endlich, ohne aufzusehen. „Und das ist außerordentlich schön. Es ist lange her, seit es vor meinen alten Ohren erklang. Sanfte Erinnerungen aus alten, längstentschwundenen Zeiten ruft es wach ...

„Ja, mein guter Herr, die Illusion ist auch die meine gewesen, wie es die Ihre ist und die von Millionen. Aber schon lange, ach, schon zu lange hat die unbarmherzige Wahrheit sie zertrümmert — wie der Blitz eines Tages den Talisman

in der Hand des wilden Negers zertrümmert und seinen Glauben an dessen Macht und Schutz zertrümmert."

„Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie an keinen lebendigen Gott glauben?"

Herr Johannes starrte in das Feuer und schüttelte langsam den Kopf.

„Für mich gibt es keinen Gott!" sagte er leise.

Der Pfarrer betrachtete ihn mit Entsetzen. Er mußte lange kämpfen, um seine Ruhe wieder zu gewinnen, ehe er sprechen konnte:

„Es ist mir unfaßlich, wie ein Mann, der sich wie Sie so tief und mit so klaren Augen in die Geschichte der Menschheit, in die Schicksale der Völker und der einzelnen Menschen versenkt hat, — — daß Sie nicht innerlich Gottes ewiges Regiment und den siegenden Wahrheitsgang der Religion durch Zeiten und Generationen haben erkennen müssen!"

Herr Johannes schwieg.

Und Sören Römer schwieg.

Endlich brach der alte Mann das Schweigen.

„Herr Pastor," sagte er, „dem, der mit wachsamen Augen das Treiben des Menschengeschlechts auf der Erde durch wechselnde Schicksale verfolgt, offenbart sich eine einzige Wahrheit: daß wir geboren werden, leben und sterben. Woraus wir geboren werden, warum wir leben und wozu wir sterben, — davon wissen wir nichts. Große Menschen und kleine, einzelne und Millionen, Kaiser, Könige und elende Fischer, — woraus, warum, wozu? Wir leben unter dem Zeichen der großen Frage — ohne Antwort. Aber dies erzeugt Angst. Und in unserer Angst sucht ein jeder von uns Zuflucht in der Antwort, die unsere Phantasie uns schafft, und lebt in der Illusion, in den barmherzigen Selbsttäuschungen. Der Neger in seinem wilden Urwald klammert sich an seinen Talisman. Der stille Chinese sieht über das lärmende Gewimmel des Lebens hinweg zu seinem Buddha. Wir schuldbeladenen Europäer fliehen zu einem gekreuzigten Versöhner. Ach, mein guter Herr! Die Religionen der Menschen „offenbaren" nichts als die Angst der Menschen in wechselnden Formen. Sie sind alle nur der farbenreiche Dunst und Rauch von Phantasien. Die Wahrheit bleibt einsam und ungelöst zurück: Wir werden geboren, leben und sterben.

„Woraus, warum, wozu? Wir fragen danach, denn es streitet — keineswegs gegen unser Wissen — sondern gegen einen in unserem Wesen begründeten Instinkt, daß keine Absicht, kein Zweck, kein Ziel mit unserm Leben verbunden sein sollte. Auch dies dürfte Illusion sein. Aber wir müssen an einen Zweck glauben. Wir kennen weder sein Wesen, noch seine Art. Wir werden geboren, wir leben und sterben in seinem Dienst ...

„Ich wandere in meinem schweigsamen Walde unter den Sternen des Himmelsgewölbes. Wie die Sterne mir in meiner Kindheit himmlische, vertraute Spielgefährten und Schwestern waren, so sind sie mir jetzt Augen, die gleich den meinen in den Raum und in die Nacht hinausstarren — der großen, unbeantworteten Frage entgegen.

„Aber lassen Sie mich nicht hinauskommen — nach draußen. Denn da ist nichts als die eisige Leere, der Fluch der Einöde.

„Lassen Sie mich hier sitzen und auf meinen einzigen Freund warten. Er ist auf dem Wege zu mir, und er kommt unverbrüchlich sicher, — wenn er auch finden mag, daß er eine lange Wanderung bis zu mir, dem alten Manne, hat.

„Ich warte auf den Tod, mein guter Herr!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als der Pfarrer am Nachmittag in seinen eigenen Schneeschuhspuren, am Elfufer entlang, talabwärts lief, schimmerte der Mondschein auf dem Wasser und leuchtete streifenweise durch die Tannenstämme in den Wald hinein.

Er war in Gedanken versunken. Seine Seele war bedrückt. Mit unsagbarem Mitgefühl dachte er an den unseligen Unglauben, und sein Sehnen erstreckte sich gen Himmel nach Gottes Kraft und Beistand zu seiner Errettung. Er war so hilflos von ihm gegangen, wie gelähmt in allen seinen Kräften, vor Kummer und Betrübnis; er hatte keine Worte mit Macht und Klang gefunden.

Unten am Fjord angelangt, bestieg er sogleich sein Boot. Der Wind war abgeflaut, aber selbst wenn sie auch zu den Rudern greifen mußten, würden sie sie doch erst gegen Morgen in Maasvär sein können.

Und sie fuhren hinaus in dem blanken Mondlicht. Und der Pfarrer schlief im Achtersteven. — — —

Als er erwachte, war der Mond untergegangen, und der Tag hatte zu dämmern begonnen.

Sie befanden sich mitten auf dem offnen Fjord. Ein eisiger Morgennebel mit einzelnen treibenden kleinen Schneeflocken schnitt ihm ins Gesicht, als er sich erhob. Die Bootsleute ruderten schweigend. Sie waren nach beiden Seiten weit vom Ufer entfernt und rings um sich her sah er die graukalte See noch in Aufruhr nach der Nordwestbrise vorhin — unruhig und erregt. Hin und wieder mit einem krausen, heftigen Schaumkamm — bis ganz hinaus an den offnen Meeresrand, wo die Finsternis noch am westlichen Himmel, tief über dem Meere, hing.

Zerzaust und kahl geweht, mit einzelnen zurückgebliebenen Schneeflecken in den Spalten, ragten die Felsen auf.

Gerade vor sich sah er Maasvär mit der Landzunge, die die Bucht abschloß; sie war flach und lag noch fast im Dunkeln.

Auf dem ganzen Fjord war kein Leben zu erblicken, in den zerstreut liegenden Hütten war noch kein Licht angezündet.

Eine Reihe schwarzer Scharben schoß auf dem Wege nach der See hinaus an ihm vorüber, dicht über den Wellenkämmen dahin; eine vereinzelte Möwe flog auf den Fjord hinaus, kehrte aber mit einem hungrigen Schrei, gerade über das Boot hinweg um und wandte sich wieder dem Lande zu.

— — — Die schwermütige Stimmung vom vorhergehenden Abend lag noch über ihm wie ein Druck.

Und wie er sich umsah in dem ungastlichen Morgen, bis ganz hinaus an die äußerste, schwarze Felsklippe, mußte er sich selbst zuflüstern, daß der Einsiedler recht hatte: Es war entsetzlich hier!

Die eisige Leere. . . .

Der Fluch der Einsamkeit.

Immer drückender beschlich ihn der Mißmut. Und er empfand Unwillen gegen den alten Mann, der seinen Frieden gestört und Finsternis über sein Auge ausgebreitet hatte. Es war ihm, als sähe er das wohlbekannte Bild vor sich zum erstenmal. Als strecke sich eine eiskalte Hand von dort aus und klemme ihm das Herz zusammen.

Und die Rede des gottverlassenen Mannes tönte in seiner Seele; hier gewann sie Macht, hier stieg ein Widerklang davon aus dem Meer auf, schallte ihm von der nackten Felswand, von dem tief herabhängenden Winterhimmel entgegen . . .

Jetzt tat sich die Maasvärbucht vor dem Bootsbug auf. Er sah die Häuser, die großen, schwerfälligen auf der Handelsstelle, mit einer einsamen Laterne an einem Speicher; und die kleinen Hütten am Strande entlang. Und die hochgelegene

Kirche. Sie schimmerte fahl und blaublaß mit ihrem verfrorenen Farbenanstrich und den kalten, schwarzen Fensterscheiben.

Im Pfarrhause, das sich nur schwach vor dem Hügel abhob mit seinem Torfdach und der gelben Farbe, — war Licht im Studierzimmer.

Jonina war dort beim Reinmachen.

Sie hatte wohl kaum eingeheizt.

Eine Jacht mit hängendem Raasegel segelte vor der flauen Morgenbrise langsam aus der Bucht heraus.

„Das ist wohl ein Finne?" meinte einer der Bootsleute.

„Wahrscheinlich. Aber dann muß er über Nacht schwere See gehabt haben, da er hier in die Bucht eingelaufen is'!"

Der Pfarrer hörte nicht, was er sagte. Sein Auge war von der Jacht gefesselt, der sie sich jetzt langsam näherten. Er sah den Rudergast achtern und einen andern Mann, der am Vorsteven beschäftigt war.

Und dies Lebenszeichen bannte gleichsam den Alpdruck, der auf seinem Gemüt lag. Er fühlte, wie ihm das Blut zum Herzen strömte, und seine Gedanken wurden warm und stark.

Er faltete die Hände und beugte sich im Gebet.

Er hatte ein Gefühl gehabt, als sei er in der Nähe des eisigen Entsetzens. Jetzt strich die Jacht dicht an ihm vorüber, der Pfarrer lüftete die Mütze und grüßte freundlich zu dem Rudergast achtern hinauf.

Da wandte er von neuem den Blick dem Licht im Pfarrhause zu und faßte den warmen, festen Entschluß: Jungfer Anne Kathrine zu bitten, seine Frau zu werden und ihm ein Heim in dem kleinen Pfarrhause unter dem Torfdach zu bereiten.

„Ja, — ja! Ein Heim!"

III.

Wie gewöhnlich war der Pfarrer den Leuten behilflich, das Boot an Land zu ziehen. Dann nahm er selbst seinen Fellsack über die Schulter, den Vorratskasten und die Protokollkiste würden die Bootsleute später hinauftragen.

Er ging schnell an dem Bootschuppen und dem kleinen Häuschen am Strande vorüber und schritt den Hügel zum Pfarrhause hinan. Es war noch halbdunkel, und Joninas Licht flimmerte hell und stark hinter dem Fenster des Arbeitszimmers.

Wenn das Glück gut war und sie das Pfarrboot auf der Bucht gesehen hatte, dann war es jetzt warm! Und vielleicht gab es gar eine Tasse warmen Kaffee . . .! Freilich, viel Hoffnung in der Beziehung machte er sich nicht; Joninas Gedanken reichten nicht weit!

Er klapperte vor Frost und lief die Fliesentreppe hinauf. Ach! Es tat doch wohl, wieder ins Haus zu kommen! Er stampfte den Schneeschlamm auf der Diele von den Füßen und öffnete schnell die Tür zum Studierzimmer. Jonina war nicht da. Aber zu seinem unbeschreiblichen Wohlbehagen und seiner größten Überraschung schlug ihm die Wärme herrlich entgegen. Auf dem Schreibtisch standen seine beiden besten Kandelaber mit vier brennenden Lichtern in einem jeden. Und auf dem kleinen Eßtisch daneben — was für ein neuer und behaglicher Geist war denn plötzlich in Jonina gefahren! Da stand seiner Mutter alter Samowar blitzblank und sauste und sang! Keine Anleitung, keine Bitten hatten Jonina bisher vermocht, den Samowar zu benutzen. Auf dem reinen, weißen Tischtuch war ganz zierlich aufgedeckt, da standen Butterdose, Brotkorb, Teller, das feine Teeservice aus China . . .

Über das ganze Gesicht lächelnd entledigte er sich der wärmenden Hüllen. Dann ging er auf die Diele hinaus — und was war denn das? Der Duft gebratenen Fleisches —? Vorhin in der Eile der Ankunft hatte er das gar nicht bemerkt. Und ganz begeistert faßte er an die Küchentür. Aber der Riegel war von innen befestigt.

Es klang so sonderbar da drinnen hinter der Tür. In tiefstem Staunen stand er da, als er Joninas Stimme, halb verlegen, vernahm:

„Wollen der Herr Pfarrer nicht so gut sein und einen Augenblick warten?"

„Ja, ja, ich warte gern, Jonina!" sagte er und kehrte in die Studierstube zurück. Er zog die Seestiefel aus, warf sie auf die Diele hinaus und ging dann in die Schlafstube.

Auch hier begegneten ihm Wunder.

Über dem Bett lag eine geblümte seidene Decke, die er nicht ausgebreitet gesehen, seit sie über dem Bett seiner Mutter gelegen hatte. Er wußte nur, daß sie in einer der Kisten oben auf dem Boden lag; aber es war ihm nicht in den Sinn gekommen, sie in Gebrauch zu nehmen. Auf dem Waschtisch war alles rein und schimmernd, und in einer Kanne stand warmes Wasser. Es lag eine Zierlichkeit und Reinlichkeit über dem Ganzen, daß er keinen Augenblick darüber in Zweifel war, daß Madame Foksen selbst dagewesen war.

Während er sich wusch und sich umkleidete, hörte er Jonina im Arbeitszimmer gehen. Endlich guckte sie zur Tür herein.

„Wenn der Herr Pfarrer jetzt so gut sein wollen?" sagte sie.

Er steckte die Füße in seine Pantoffel und ging hinein.

Der eine Kandelaber war auf den Eßtisch gestellt, und zwischen den Lichtern empor kräuselte sich der Dampf, der der Schüssel mit Renntiersteak entstieg. Er rieb sich die Hände und setzte sich zurecht.

Da tat sich die Tür nach der Diele auf.

„Liebe Jonina, das muß ich sagen, dies ist wirklich — — —"

Er fuhr in die Höhe — sprang so jäh auf, daß der Stuhl hinter ihm umfiel.

Jungfer Thorborg Steenbuk von Storslet kam durch das Zimmer auf ihn zu. Sie trug ein blaues eigengemachtes Kleid und einen weißen Kragen um den Hals. Lächelnd kam sie ganz zu ihm heran und reichte ihm die Hand. Sören Römer stand wie erstarrt da.

„Guten Tag, Herr Pastor Römer! Kennen Sie mich denn nicht mehr?" Die dunkle Stimme klang weich, fast ängstlich.

„Jungfer Thorborg!" flüsterte er.

„Ja, ich bin es — und kein Gespenst!" lächelte sie. Als er ihre ausgestreckte Hand noch immer nicht nahm, ließ sie sie sinken und sagte betrübt:

„Finden Sie es so schlimm, mich wiederzusehen?"

„Nein — nein — Guten Tag — und Willkommen! Sie haben mich so überrascht . . ."

Er hielt ihr die Hand hin, und sie ergriff sie warm:

„Ja, meinen Besuch hatten Sie wohl nicht erwartet!" lachte sie munter. „Ich kam gestern abend mit einer finnischen Jacht. Und Jonina erzählte mir, Sie könnten jeden Augenblick zurückkommen. Und da sind wir früh aufgestanden und haben nach Ihrem Boot Ausschau gehalten und alles zurecht gemacht."

„Ja, das sehe ich — ich danke Ihnen vielmals . . ."

„Aber jetzt sind Sie hungrig, und jetzt sollen Sie essen, solange es noch warm ist. Dann setze ich mich zu Ihnen und esse auch, und dann, nachher, wollen wir miteinander plaudern!"

Sie setzte sich an die andere Seite des Tisches. Und Sören Römer sammelte den Stuhl wieder auf und setzte sich wieder an seinen alten Platz. Als hätten sie alle Tage so gesessen, reichte sie ihm die Schüssel, schenkte ihm Tee ein und plauderte und schwatzte.

„Wir haben uns gezankt und uns wieder vertragen, Jonina und ich, das können Sie mir glauben. Da war nun zuerst dieser köstliche Samowar, der verstaubt auf dem Küchenbrett stand, und mit dem sich zu befassen sie sich standhaft weigerte. Sie wollte Kaffee kochen, aber ich weiß ja, daß der Pfarrer des Morgens am liebsten Tee trinkt ... Und dann Ihr Schlafzimmer. Das sah ja aus wie die Leutekabine auf einer Jacht! Jonina mußte die seidene Decke herausrücken, — wie sie sich bei allem sträubte! Genau so, als wenn sie glaubte, daß ich stehlen wolle!"

Und sie lachte laut und aß — und forderte ihn auf, zuzugreifen.

„Ja, Sie kennen mein Rentiersteak wohl noch von Storslet her —?"

„Wie geht es denn auf Storslet?" fragte der Pfarrer.

„Ich hab' ja nun vierzehn Tage auf dem Meer geschaukelt, auf dieser herrlichen finnländischen Jacht. Aber als ich abreiste, war alles wohl. Das heißt, es herrschte ja eine große Aufregung über mich, als ich so plötzlich nach Tromsö wollte! Hätten sie geahnt, daß es hierher, nach Maasvär, ging, so würden sie mir sicher Grüße aufgetragen haben."

„Sie wollten nach Tromsö?"

Sie stimmte ihr fröhlichstes Gelächter an:

„Was habe ich wohl auf Troms zu tun! Mein Schiffer blieb da zwei Tage liegen; aber ich habe keinen Fuß an Land gesetzt. Der einzige, den ich gern gesehen hätte, war unser guter, gemütlicher Bischof. Aber ich wagte nicht zu sagen, wohin ich wollte!"

„Und wohin — wollen Sie denn? Nach Berlevaag?"

„Ich —? Hier sitze ich ja, Pastor Römer! Die Jacht ist nach Berlevaag gesegelt — Sie können mir glauben, das Pläsier war nicht groß!"

Nach einer Weile legte sie Messer und Gabel hin. Sie stemmte die Ellenbogen auf den Tisch, stützte das Kinn auf die gefalteten Hände und sah ihn lächelnd, ernsthaft an:

„Ich merkte ja, daß ich Sie betrübt und erzürnt hatte — so fern mir auch die Absicht gelegen hatte! Als Sie dann so abgereist waren, da machte mir nichts mehr Vergnügen. Ich versuchte, an Sie zu schreiben, Pastor Römer; aber ich fand nur, daß das Ganze so sinnlos dumm war. Und dann kam der Bischof im Herbst nach Storslet. Und er war im Sommer hier gewesen und erzählte von Ihnen, — wie es Ihnen hier erging. Ich wußte Bescheid über Jonina und ihre Haushaltung und das ungemütliche Pfarrhaus — lange bevor ich gestern abend hier anlangte. Aber nachdem der Bischof gereist war, konnte ich keinen Frieden mehr finden. Ich mußte an Sie denken, und da fand ich schließlich, daß es das Vernünftigste sein würde, mit Ihnen zu reden ... Und es mag nun sein, wie es will, da ist vieles, worüber wir reden können. Aber nun bin ich wirklich hier, und nun sollen Sie mich nur für Sie waschen und sorgen lassen — zum Dank und auch — damit ich meine Ungezogenheiten, die Sie vertrieben haben, ein klein wenig wieder gut machen kann ..."

„Liebe Jungfer Thorborg, — Sie haben sich wirklich nichts ..."

„Ach, ich weiß es recht gut! Reden wir nicht darüber! Denn das verstehe ich besser als Sie selbst. Aber nun sollen Sie sehen, wie gut und gemütlich es hier in diesem elenden Pfarrhaus werden kann — wenn ich nur ein wenig wirken darf ...! Sie sind also noch nicht verheiratet?"

„N—nein, ich bin noch nicht verheiratet."

„Ja, denn der Bischof machte solche Anspielungen. Und ich war schon ganz bange, daß ich auf die Weise vielleicht zu spät käme und nichts mehr für Sie tun könnte."

„Sind — Sie selbst — denn noch nicht verheiratet?"

„Ich, nein! Sie denken an Jens Rasmussen. Ach nein. Das mit Jens und mir war nur Spielerei. Aber es verlohnt sich nicht, darüber zu reden. Erzählen Sie mir lieber von der, mit der Sie sich verheiraten wollen. Wann soll die Hochzeit sein?"

„Nein, nein, es ist noch nichts Bestimmtes in der Beziehung. Sie müssen den Bischof mißverstanden haben. Ich bin noch nicht verlobt."

„Noch nicht? Aber dann werden Sie sich bald verloben —?"

„Es schickt sich nicht, daß wir darüber reden. Hier in der Gemeinde ist freilich ein junges Mädchen . . ."

„Ist sie hübsch, Pastor Römer?"

Der Pfarrer sah ihr eine flüchtige Sekunde in die leuchtenden, schwarzen Augen. Unwillkürlich mußte er einen Vergleich ziehen zwischen Anne Kathrines Gesicht . . .

„Die äußere Schönheit hat nichts zu bedeuten, Jungfer!" sagte er strenge.

„Nein, ach nein! Da mögen Sie recht haben. Die Schönheit, ach, das ist nur Jux!"

Er mußte, so ungern er wollte, über ihre lächerlich betrübte Miene lachen.

„Sind Sie denn nun satt geworden?" fragte sie.

„Ja, ich danke! Es war eine selten wohlschmeckende Mahlzeit."

„Dann decken wir schnell ab."

Mit Joninas Hilfe wurde der kleine Tisch in die Küche hinausgetragen.

„So, jetzt haben Sie hier in Ihrem Studierzimmer zu tun, — und währenddes machen Jonina und ich uns über die Küche her!"

Sie verschwand mit ihrem muntern Lachen.

Sören Römer blieb mitten im Zimmer stehen.

Es war ihm, als träume er.

Er hörte sie draußen in der Küche wirken, und es war ihm unmöglich, seine Gedanken zu sammeln. Er zog sich an und ging hinaus. Einen langen Spaziergang machte er, den Hügel hinan, am Friedhof vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 10. April 1910.

(Die Polizei und die Wahlrechtsdemonstrationen. Krisis im Baugewerbe. Die Konservativen und die letzten Spuren der Blockära. Der nahe Orient.)

Am heutigen Sonntag wird die Reichshauptstadt zum erstenmal der Schauplatz polizeilich gestatteter Massenversammlungen unter freiem Himmel sein, in denen gegen das preußische Landtagswahlrecht protestiert werden soll. Eine demokratische und zwei sozialdemokratische Veranstaltungen dieser Art sind geplant. Man darf wohl annehmen, daß dabei von den Veranstaltern alles aufgeboten werden wird, um Unordnungen und Ausschreitungen zu verhüten.

Erfreulich ist der Verlauf dieser Angelegenheit trotzdem nicht. Wir gehen bei unserm Urteil von der Meinung aus, daß es bei allen solchen Fragen gar nicht so sehr darauf ankommt, ob irgendeine Partei ihre Wünsche erfüllt oder versagt sieht, sondern ob die über den Parteien stehende Staatsautorität gewahrt bleibt oder nicht. Von vornherein möchten wir eine Beweisführung ablehnen, die mit den Begriffen der „staatserhaltenden" und der „Umsturzparteien" arbeitet. Sowie wir leider haben erfahren müssen, daß der Konservatismus neuester Prägung gar nicht davor zurückscheut, der Staatsautorität die stärksten Stöße zu versetzen, so sehen wir anderseits keine Veranlassung, in jeder oppositionellen Regung an sich eine Gefahr für den Bestand des Staats zu wittern. Wenn Fragen der Staatsautorität zu erörtern sind, wird man gut tun, den schematischen Parteistandpunkt ganz beiseite zu lassen und allgemeine Gesichtspunkte heranzuziehen. Freilich auch nicht kleinliche Gesichtspunkte polizeilicher Natur. Die Frage ist und bleibt eine durchaus politische. Volkscharakter, Charakter der staatlichen Einrichtungen und der politischen Lage sind dabei bestimmend. Massenversammlungen in Paris sind etwas ganz andres als in London, und beide wieder etwas ganz andres als in Berlin. Gewiß besteht in allen Großstädten die Gefahr, daß sich unlautere Elemente in größerer Zahl unter die Massen mischen und sie zu Ungesetzlichkeiten anstiften. Aber für die politische Beurteilung der Wirkungen kommt das Temperament und die Gesamtstimmung des Volkes in Betracht. Eine Massenbewegung, die dem nicht Rechnung trägt, straft sich selbst und erntet nur Mißerfolg. Die Deutschen sind kein Volk, das auf die Dauer an politischen Deklamationen und Aufzügen Geschmack findet. Was ihr Interesse anregt, was sie in ihrer Gesinnung bestärkt, das bieten ihnen gerade solche Massenveranstaltungen nicht, — wenigstens nicht, sobald sie den Reiz der Neuheit und des Ungewöhnlichen eingebüßt haben. Anders ist es natürlich, wenn eine revolutionäre Stimmung die Massen schon so weit erfüllt, daß der Drang, diese Stimmung auszudrücken und womöglich zur Tat zu treiben, alle andern Erwägungen zurückdrängt und das in der Zahl sich ausdrückende Machtgefühl eine ganz neue und besondre Bedeutung gewinnt. Ob eine revolutionäre Stimmung in diesem Sinne im Volke besteht und ob die Wahlrechtsfrage sie zum Ausbruch treiben könnte? Wir möchten das bestreiten, vielmehr darauf hinweisen, daß auch die sozialdemokratische Partei solche Ausbrüche, wo sie vielleicht aus örtlichen Ursachen möglich sind, zurzeit eher fürchtet als erhofft. Sie weiß, daß es keine größere Schädigung der Sache der Wahlreform geben könnte, als eine Anzahl von Krawallen, bei denen die Schuld erweislich den Volksmassen selbst

zufallen müßte. In unserm Volkscharakter, in unsern Einrichtungen, in unsern Überlieferungen fehlen alle Momente, die den ruhig verlaufenden, wiederholten Massenkundgebungen eine fortreißende, eindrucksvolle Wirkung oder den etwa tumultuarisch verlaufenden Kundgebungen dieser Art eine einschüchternde Wirkung auf die maßgebenden Kreise des Bürgertums sichern könnten.

Wenn man sich das alles überlegt, so wird man wohl zu der Meinung gelangen, daß die Behörden diese Fragen von Anfang an so weitherzig wie möglich hätten behandeln müssen. Immerhin ist das Ansichtssache. Waren aber einmal die Grenzen der Bewegungsfreiheit enger gezogen, so konnte ihre Erweiterung nur in dem Maße erfolgen, als die Bedenken und Befürchtungen sich unbegründet erwiesen hatten. Unter diesem Gesichtspunkt wird man für das Verfahren des Berliner Polizeipräsidiums allerdings nur schwer eine Erklärung und Rechtfertigung finden. Denn der bisherige Verlauf der Wahlrechtsdemonstrationen zeigte gar zu deutlich, daß es der bürgerlichen und sozialen Demokratie vor allem darum zu tun war, das ablehnende Verhalten der Behörden zu einer Diskreditierung der Staatsgewalt gegenüber dem, was man im demokratischen Lager den „Volkswillen" zu nennen liebt, auszunutzen. Es gab ja Mittel und Wege, die Wahlrechtsdemonstrationen vorläufig in kleineren Versammlungen fortzusetzen, diese zu Protestkundgebungen gegen die von der Polizei verfügten Beschränkungen zu benutzen und so indirekt einen gesetzmäßig einwandfreien Druck auf die Stellung der Polizei zu den Massenversammlungen unter freiem Himmel auszuüben. Dann wäre auch ein Nachgeben der Polizei gerechtfertigt gewesen. Dieser Weg wurde aber von der Opposition nicht eingeschlagen, sondern man suchte den Widerstand der Polizei durch eine Form der Wahlrechtskundgebungen zu beseitigen, die eine Umgehung und Verhöhnung des Gesetzes in sich schlossen. Auf diese Seite der Sache haben wir schon früher hingewiesen. Wenn jetzt die Berliner Polizeibehörde nach solchen Erfahrungen plötzlich Entgegenkommen gezeigt hat, so wird leider der Eindruck nicht zu verwischen sein, daß dieser Erfolg nicht auf die legitime Beseitigung einer gelegentlich zu Unrecht verfügten Freiheitsbeschränkung — die Korrektur eines Irrtums schadet der Autorität nie etwas —, sondern auf den Sieg ordnungswidriger Bestrebungen über die gesetzliche Autorität hinausläuft. Wir bedauern also die Entscheidung an sich nicht. Die macht uns nicht ängstlich. Aber wir bedauern den Zusammenhang, in dem sie getroffen ist.

Gegenwärtig stehen wir auch vor einem wirtschaftlichen Kampf, der vielleicht von weiter reichenden Wirkungen sein kann. Auf die Möglichkeit seines Ausbruchs haben wir schon früher (Heft 3) hingewiesen. Der Ablauf der Tarifverträge im Baugewerbe hat zu einer Krisis geführt, da die Verhandlungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern bisher ergebnislos geblieben sind. Obwohl die Bedingungen, die von der Organisation der Arbeitgeber in Dresden vereinbart worden waren, durchaus Maß hielten, sind sie doch von den Arbeitnehmern zunächst für unannehmbar erklärt worden. Ein von dem Reichsamt des Innern unternommener Vermittlungsversuch ist gescheitert, und so steht zu erwarten, daß die Arbeitgeber alsbald mit Aussperrungen vorgehen werden, nachdem alle billigen Erwartungen von der Gegenseite nicht erfüllt worden sind, also die Absicht, in den Kampf einzutreten, festzustehen scheint. Durch diesen Zwist werden so viele Gewerbe in Mitleidenschaft gezogen, daß seine Ausdehnung und Wirkungen schwer abzuschätzen sind. Soviel bisher zu erkennen ist, liegen die Aussichten für die Arbeitnehmer nicht günstig.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat seine Arbeiten nach der Osterpause wieder aufgenommen, und von verschiedenen Seiten wird nun eine Klärung

erwartet, ob in der Stellung der Parteien zum Wahlrechtskompromiß, über den zum zweitenmal abgestimmt werden muß, eine Änderung eintreten wird. Vorläufig deutet nichts darauf hin, daß irgendwelche Verhandlungen (vgl. unsern Leitartikel in Nr. 13) mit Aussicht auf Erfolg gepflogen werden. Es hat im Gegenteil den Anschein, als ob sich Zentrum und Konservative immer bewußter und offner gegen die Mittelparteien und die Linke zusammenschließen. Vor acht Tagen erklärte die „Kreuzzeitung" in ihrer Wochenschau über innere Politik ganz unverhohlen, daß es den Konservativen darauf ankomme, der Regierung darin behilflich zu sein, daß die letzten Folgen der Blockära beseitigt würden, damit wieder eine Regierung über den Parteien möglich würde an Stelle der Anklänge an ein parlamentarisches Regiment. Wir wollen den alten Streit nicht weiter aufrühren, als durchaus notwendig ist, aber es muß doch zur Klärung der Lage gesagt werden, daß diese Auffassung des konservativen Blattes unhaltbar und widersinnig sein würde, wenn nicht der Blockära ein Sinn und eine Bedeutung untergelegt würden, die sie tatsächlich nie gehabt hat und nie haben sollte. Diese Bedeutung ist der Blockpolitik nur von den Konservativen gegeben worden, um ihre Parteipolitik zu rechtfertigen. Stellt man unabhängig von allen Parteiverdrehungen den Begriff der Blockpolitik, so wie sie Fürst Bülow verstand, wieder her, so bedeutet sie nichts andres als die Unterordnung der Parteipolitik unter nationale Gesichtspunkte, um in einzelnen Fragen von nationaler Bedeutung eine beherrschende Stellung der Parteien zu verhindern, die ihrem Wesen nach in solchen Fragen keine Garantie bieten können. Es ist schon schlimm genug, daß eine solche gesunde Politik durch das Hervorbrechen des jämmerlichsten Parteigeistes für lange Zeit unmöglich gemacht worden ist. Wenn jetzt aber die Konservativen noch einen Schritt weiter gehen und die Blockpolitik nicht nur als ein mißglücktes Experiment, sondern als einen prinzipiellen Fehler hinstellen, dessen Folgen beseitigt werden müßten, so bedeutet das eine neue Verschärfung der Gegensätze. Denn wörtlich genommen würde diese Ansicht besagen, daß die Konservativen keine Unterordnung ihrer Parteigrundsätze unter höhere Gesichtspunkte wollen, und daß sie sich weiter die Möglichkeit sichern wollen, auch in nationalen Fragen mit dem Zentrum gegen die zur Mitarbeit bereiten Liberalen zu marschieren. Das — und nur das — hieße wirklich die Blockära mit Stumpf und Stiel ausrotten.

In der auswärtigen Politik haben wir zuletzt insbesondere das Verhältnis Deutschlands zu Italien besprochen. Was die italienische Politik in der letzten Zeit vornehmlich verwickelter gestaltet hat, waren die Beziehungen zum Orient. Hier schien die Gefahr einer ernstlichen Störung des Dreibundverhältnisses vorzuliegen, denn Italien wurde durch seine Balkaninteressen mehr an die Seite der südslawischen Staaten geführt, die ihrerseits den Blick nach Petersburg gerichtet hatten und sich mit Rußland in scharfem Gegensatz zu Österreich-Ungarn fühlten. Wieder einmal schien die Balkanhalbinsel der politische Wetterwinkel für Europa werden zu sollen. Es liegt nahe, daß diese Besorgnis auch heute noch nicht vollständig gebannt erscheint, wenngleich Italien in allen diesen Krisen loyal vermittelt, Rußland sich mit Österreich-Ungarn verständigt hat und die Besuche des Bulgaren- und des Serbenkönigs, die nacheinander zuerst in Petersburg und dann in Konstantinopel erschienen, ein gewisses Unterpfand für die allgemein bestehenden friedlichen Absichten bedeuten. Aber für die breitere Öffentlichkeit sind die Verhältnisse viel zu undurchsichtig, und im ganzen sind sie zu sehr von unberechenbaren Momenten abhängig, als daß Mißtrauen und Besorgnisse so leicht zu beseitigen wären. Dazu trägt die Eigenart der Politik Iswolskis sehr wesentlich

bei. Denn das Projekt des sogenannten Balkanbundes und die Hoffnungen, die in den Balkanstaaten durch die Besuche König Ferdinands und König Peters an der Newa angeregt worden sind, sind jedenfalls schwer vereinbar mit der Anerkennung des status quo, wie sie in der Verständigung mit Österreich-Ungarn enthalten ist. Sehr wichtig ist unter diesen Umständen, daß die Türkei eine feste und entschiedene Politik führt und sich nicht durch ehrgeizige Pläne der Balkanstaaten aus ihrer Bahn locken läßt. Noch bedeutsamer aber ist die Stellung, die Österreich-Ungarn durch tatkräftige und zielbewußte Politik im nahen Orient gewonnen hat. Zu dieser Stellung gehört auch der zuverlässige Rückhalt, den es am Deutschen Reich besitzt. Es ist für uns von Bedeutung, daß durch die Gruppierung der Mächte ein Gleichgewichtssystem geschaffen ist, das dem unruhigen Ehrgeiz Iswolskis Schranken setzt und die Gefahr, die dem europäischen Frieden vom nahen Orient her droht, wesentlich verringert.

Zur Auffrischung der Mittelparteien. Die Lage der politischen Parteien in Deutschland ist aus verschiedenen in den „Grenzboten" bereits wiederholt erörterten Gründen recht wenig erfreulich. Eine der wichtigsten Ursachen ist die Tatsache, daß in den Parteiäußerungen die Sachlichkeit und Sachkenntnis zu vermissen ist und daß zugleich rings um die Parteien herum Fachvereinigungen entstanden sind, die ihnen an Schlagfertigkeit überlegen sind; die Generalsekretäre dringen in die Parteien ein und betreiben dort die Politik der Fachvereine, so daß die Fraktionen durch die neuen Gebilde von außen und innen bedroht sind. Wirksame Abwehr ist nur zu leisten, wenn sich die Parteien wieder ein möglichst hohes Maß von Sachkenntnis zulegen, so daß sie nicht der Dialektik der Generalsekretäre unterworfen sind. Die Generalsekretärs-Politik hat für sich genommen einen bedeutenden Wert, ist aber für das Parteileben nicht ganz ungefährlich, weil sie potenzierte Interessenpolitik ist.

Es wird ja geklagt, daß sich in den Parlamenten eine große Unsicherheit und Willkür in den Entschließungen der Fraktionen geltend mache, und hauptsächlich soll dies auf mangelhafte Instruktion der aus den verschiedensten Lebensberufen herausgegriffenen Volksvertreter zurückzuführen sein. Wer die Schwankungen in unserer Zuckersteuerpolitik, die sprunghafte Entwicklung unserer Steuer- und Zollpolitik überhaupt, die starke Einseitigkeit unserer agrarfreundlichen Gesetzgebung verfolgt hat, wird schwer eine andere Erklärung für diese Eigenarten des Parlamentarismus angeben können. Es fehlt so sehr der innere Zusammenhang in den gesetzgeberischen Vorgängen, daß häufig Mangel an sachlichem Ernst, ja sogar an Charakter vermutet werden kann. Freilich nicht ausnahmslos. So ist es den Sozialdemokraten und dem Zentrum gelungen, in den Fraktionen und auch draußen in der Partei auf den meisten Gebieten des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens Leute heranzubilden, die mit den Dingen Bescheid wissen, über die sie gelegentlich reden sollen. Wenig gut steht es dagegen bei den Deutschkonservativen, geradezu traurig bei den Mittelparteien. Die Konservativen sind mit ihrer Organisation ganz in die des Bundes der Landwirte aufgegangen. Die Mittelparteien stehn vor der Gefahr, vom Hansabunde aufgesogen zu werden. Dementsprechend sieht es auch in der Publizistik aus. Bei der Bedeutung, die heute einer starken Mittelpartei für unser öffentliches Leben zukommt, ist dieser von manchen Seiten bereits beklagte Vorgang keine Privatangelegenheit, sondern bis zu einem Grade ein allgemeines Problem, das auch die ausgesprochenste Aufmerksamkeit der Kreise außerhalb der eigentlichen Parteien verdient.

In erster Linie ist zur Abhilfe Rückkehr zur größeren Sachkenntnis und Sachlichkeit geboten, selbst auf die Gefahr hin, daß das natürliche Übergewicht der Parlamentarier um eine Kleinigkeit gemindert, daß ein wenig dezentralisiert und Einfluß von außen in die Parteigebilde eingelassen wird. Vielleicht empfiehlt sich z. B. für die nationalliberale Partei, deren Erhaltung uns als eine nationale Notwendigkeit erscheint, die Umgestaltung des geschäftsführenden Ausschusses, der Spitze der Partei, derart, daß dort die Parlamentarier nicht nur unter sich sind. Sodann mag ein Anbau am Zentralvorstand in Erwägung gezogen werden. Dieser Beratungskörper, sozusagen die zweite Instanz, besteht gegenwärtig aus etwa 50 Juristen, 22 Verwaltungsbeamten, 30 Industriellen, 18 Vertretern von Handel und Börse, 21 Vertretern der Schule, Geistlichkeit, Wissenschaft, 6 Landwirten, 6 Generalsekretären usw. Diese Zusammensetzung mit dem vorwiegend Juristischen, Gelehrten und Kommerziellen, mit dem Fehlen der Mittelschichten (Privatbeamten, kleinen Kaufleuten u. a.) und der gebildeten Arbeiterschaft ist schon nicht ganz zweckmäßig. Es kommt seine geistige Unbeweglichkeit hinzu. Was kann man mit einer Körperschaft von 150 Mann anfangen, wenn sie in Zwischenräumen von vielen Monaten zusammentritt und wenn sie dann in vier oder fünf Stunden die ganze politische Lage begutachten oder gar korrigieren soll?! Entweder sie findet nichts zu erinnern, wo viel zu sagen wäre, oder sie kommt in Konflikt mit der Führung.

Wie wäre es aber, wenn der heute unproduktive und ungefügige Zentralvorstand in einen produktiven verwandelt würde, indem er Gruppen zur Vorbereitung der programmatischen und gesetzgeberischen Aufgaben bildete? Z. B.: 1. Gruppe für Wirtschaftspolitik (zur Vorbereitung von Handelsverträgen, Agrarpolitik, Industriepolitik, Handwerk und Kleinhandel, soziale Angelegenheiten, Finanzfragen, Verkehrsangelegenheiten); 2. Justizwesen und Verwaltungsreform, Staatsrecht, Wahlrecht usw.; 3. auswärtige, Kolonial-, Militär- und Marinepolitik; 4. Schule-, Kirchen-, Kulturpolitik.

Die Ausschüsse würden aus den Mitgliedern des Zentralvorstandes gebildet, müßten sich einen Obmann und einen Schriftführer wählen, durch Sachverständige aus dem Lande ergänzen und die schwebenden Fragen der Politik bearbeiten. Die Ausschüsse würden die Partei mit einer ausreichenden Zahl von Sachkennern in Zusammenhang bringen. Gute Referate schriftlicher und mündlicher Art würden der Publizistik neuen Stoff zuführen. Die Regierung würde rechtzeitig erfahren, was die gebildete Mittelschicht der Nation verlangt. Die Nation würde wieder etwas von einer zielsicheren geistigen Führung zu spüren bekommen. Arbeitsfrohe Kräfte würden der Partei zuströmen, die Jugendorganisationen könnten zur produktiven Tätigkeit angehalten werden, während sie sich heute mit den Alten Herren meist über Kleinigkeiten herumschlagen. Schließlich würde die gesamte Einrichtung der Volksvertretung gewinnen, wenn die gesetzgeberischen Aufgaben auch von den Parteien gründlicher vorbereitet würden und wenn die Fraktionen der Regierung mit einwandfreiem sachlichen Material gegenübertreten könnten.

Man kommt mit Einwendungen: Der Apparat ist zu kompliziert, arbeitet zu langsam, es fehlen die arbeitsfrohen Kräfte, es steckt zu viel Gelehrsamkeit und Doktrin dahinter, zu wenig Schlagfertigkeit. Die Gefahr, daß die Dinge sich so gestalten könnten, soll nicht geleugnet werden. Aber warum finden die Interessenverbände tüchtige Hilfskräfte? Es wäre lediglich Sache der Parteileitung, sich entsprechende Kräfte heranzubilden. Ohne ein lebhaftes Interesse der Parteileitungen ginge es überhaupt nicht. Andernfalls würden die vorgeschlagenen Einrichtungen nur ein Scheindasein führen.

An sich ist die Sache schon ähnlich bei anderen politischen und wissenschaftlichen Gruppen erprobt worden und mit einigem Wohlwollen, ja mit etwas Reformeifer angefaßt könnte sie neues Leben wecken. Zunächst würde freilich die Zusammensetzung der Abteilungen ungleich ausfallen, aber das regelt sich mit der Zeit. Die Geschlossenheit und Schlagfertigkeit der Führung, die unbedingt erforderlich ist, ist nicht bedroht, denn womit sich die Ausschüsse beschäftigen, das sind Spezialfragen, die auch jetzt schon einzelnen überlassen werden müssen. Jetzt allerdings allzu vereinzelten Persönlichkeiten.

Wir wissen, daß Handel und Industrie eine Umformung des Parteiwesens in dieser oder ähnlicher Weise seit geraumer Zeit schon wünschen, also gar so doktrinär oder unpraktisch könnte das vorgeschlagene Verfahren nicht sein. So viel steht fest, die Mittelparteien von heute werden immer mehr ins Gedränge geraten, je mehr sie sich auf den Zufall einer packenden Wahlparole allein verlassen und je mehr sie sich von dem Prinzip der Zeit, dem Streben nach Wahrheit und Sachlichkeit, entfernen. Sollte darum unser Plan ungeeignet sein, so hole man einen anderen hervor, vermeide es aber, im süßen Nichtstun die Zeit zu versäumen. Denn die Zeit ist reif und drängt! η.

Manet. (Zur Ausstellung im Kunstsalon Cassirer.) Manet steht vor uns, als die fast schon geschichtlich gewordene Erscheinung, die die Entwicklung des Impressionismus konsequent einleitete. Sein Leben ist eine Geschichte dieser Entwicklung, denn er hat unbeirrt dieser Aufgabe gedient, die eine Art gründlicher Revision der geltenden Ideale war. Er begann mit der Note der altmeisterlichen Malerei, mit den Vlamen, er fügte sich Velasquez, was aber schon soviel bedeutete als Neuerung, und schließlich kam er dahin, alles mit eigenen Sinnen zu erleben, mit neuen Augen zu sehen und mit seinen Mitteln wiederzugeben.

Das ist das Überraschende in Manets Werk, daß selbst die Werke, die unter dem Zeichen der Altvorderen stehen, die Anfangsschöpfungen, von denen hier auch einige zu sehen sind, eine freie Selbständigkeit zeigen und jedenfalls eine hohe, klare Intelligenz verraten. Dann aber die anderen Schöpfungen, in denen jeder Pinselstrich, breit hingesetzt oder geistreich leicht, eigen ist, alle Farben neugeboren zu sein scheinen und eine Helligkeit und dekorative Schönheit erreicht sind, die jede überkommene Note des Braunsanigen vertrieben haben. Das Zeichnerisch-Illustrative, genau Nachmalende ist verschwunden; dafür stuft sich alles als rein malerischer Wert unter dem Einfluß der Luft und des Lichts ab. Jede Form ist nur da um ihres Farbenwerts willen. Das Licht modelliert, läßt dieses zurücktreten, jenes betont es. Von den Alten, die schon zu ihrer Zeit Hellmalerei betrieben hatten (schon die frühen Deutschen und Italiener kamen hierfür in Betracht, dann Franz Hals, Goya und Velasquez), holte er sich Belehrung, und er setzte dann diese Linie mit aller Beharrlichkeit selbständig und neu fort, daß er sich in seinen reifen Werken ganz auch hiervon befreite.

Die Form baut sich nicht aus den zeichnerischen Konturen auf, sondern aus den Tönen der Farben. Dies war das eine Glaubensbekenntnis. Das andere lautete: Das Licht löst alle Flächen auf in flimmernde, schimmernde Einzelheiten. Es gibt keine Lokaltöne mehr; Licht und Luft tönen alle Farben ab.

Mit diesem Programm, dieser Sehnsucht ausgerüstet, trat Manet der Gegenwart und ihren Erscheinungen entgegen. Er zog das ganze Gegenwartsleben in seinen Bereich; der Alltag wurde von ihm geheiligt; er malte Szenen in den Cafés, im Restaurant, von der Straße, im Theater und überall entdeckte er nur Schönheit, und das war sein Evangelium, das er der Kunst brachte.

In seinem Schaffen hat er dokumentarisch die neue Sehnsucht verwirklicht. Er stellte aber auch der Folgezeit Aufgaben, die noch zu erfüllen waren. Sein Werk war fruchtbar, es war des Ausbaus fähig. Die Japaner kamen mit ihren ebenfalls hellen Farben. Man sah, man konnte noch kühner in den Kontrasten sein. Man sah, man konnte noch momentaner die Bewegungen geben. Man sah, man konnte noch mehr die „Komposition" durchbrechen nnd doch harmonisch bleiben. Alles dies hatte ja Manet angebahnt. Aber er hatte immerhin noch darauf geachtet, einen bildmäßig abgeschlossenen Eindruck zu geben. Seine Menschen, so natürlich sie beobachtet und wiedergegeben waren, hatten noch etwas Starres, Steifes. Das ganz neue, dekorative Raumgefühl der Japaner, die auf der Fläche asymmetrisch komponieren, gab neue Ziele.

Die, die ihm folgten, die Degas, Renoir, Monet, Pisarro, Sisley, die bauten sein Werk aus, und selbst ein Cezanne, der die Vielheit dieser Farbennuancen wieder stilisierte, steht auf seinen Schultern. Diese Nachfolge von Meistern beweist wohl am besten die Bedeutsamkeit des Werkes Manet*), dessen Wirkung auch damit nicht abgeschlossen war. In allen Ländern richtete die aufkommende Künstlergeneration ihr Schaffen nach den von ihm gegebenen Gesichtspunkten.

Ernst Schur

Unser Nibelungenlied. In metrischer Übersetzung von Dr. H. Kamp. A. Familienausgabe in sagengeschichtlicher Beleuchtung und mit erläuternder Würdigung. 368 S. 5 M. — B. Erklärungsausgabe. VI und 431 S. 9 M. — Beide: Berlin, Mayer u. Müller.

Kamps Übertragung des Liedes will eine „Familienausgabe" sein, sie will den Goldgehalt unseres kostbaren und doch der Mehrzahl so wenig lesbaren Nationalepos in neuzeitlicher Umprägung der deutschen Familie wieder schenken, sie will es zum unsrigen machen. Keine leichte Aufgabe, wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten die Wiedergabe unserer mittelhochdeutschen Meisterwerke bei möglichster Anlehnung an das Original verknüpft ist, wenn man bedenkt, daß selbst vortreffliche Übertragungskünstler und Dichter wie Wilh. Hertz nicht immer den richtigen Ton zu finden vermochten, daß unser größter Lyriker des Mittelalters, Walther von der Vogelweide, heute noch keine seiner würdige Übertragung gefunden hat. Ungleich schwieriger liegen die Verhältnisse für das Nibelungenlied, aus inneren und äußeren Gründen. Kamp suchte darüber Herr zu werden, zunächst durch eine notwendige Kürzung des Liedes. Er schied das ästhetisch Genießbare vom Ungenießbaren, beseitigte die vielen störenden Strophenfüllsel (namentlich im zweiten Teile des Liedes) und gab so dem Ganzen durch Ausscheidung des störenden Beiwerkes eine straffere Komposition. Dadurch gelang es ihm auch zum großen Teil, die mannigfachen Stimmungswechsel und verschiedenen Töne der Dichtung zu vereinfachen und zu verschmelzen. Nur in diesem Gewand konnte der alte Heldengesang ein Volks- und Hausbuch unserer Tage werden, und diese Technik ist der mühevollen Arbeit Kamps auch entschieden zugute gekommen. Schwer war ja schon die Beibehaltung der Strophenform des Originals, auch in der freieren Handhabung des Bearbeiters, nicht minder die sprachliche Wiedergabe in anmutiger flüssiger Sprache bei möglichster Anlehnung an die Dichtung, wollte die Übertragung nicht in den Fehler verfallen, der uns Simrocks wortgetreue Übersetzung so schwerfällig erscheinen läßt. Störend aber wirkt in der Ausgabe die typographische Absetzung der zweiten Vershälften nach veraltetem

*) Die schöne Publikation, die der Verlag Paul Cassirer gleichzeitig herausgibt, eine Übersetzung des grundlegenden Werkes von Duret über Manet (mit zahlreichen Abbildungen, Preis 30 M.) kann als dauernde Erinnerung an diese Ausstellung gelten.

Lachmannschen Muster. — Die achtunddreißig Aventüren des Liedes sind bei Kamp in sechsundzwanzig Gesänge mit weiterer Untergliederung umgegossen, sehr zum Vorteil des Ganzen. Beigegeben sind diesen Gesängen erläuternde Würdigungen, die mehr sein wollen und mehr sind als bloße erläuternde Bemerkungen. Die knappen erzählenden Berichte über die Ausklänge der Sage (über das Lied vom Hürnen Seyfrid das Volksbuch vom gehörnten Siegfried und das Märchen vom Dornröschen) am Schlusse des Buches verdienen in dem Hausbuche besonders hervorgehoben zu werden; auch die einleitenden Bemerkungen über die altnordische Nibelungendichtung und die mutmaßliche Entwicklung unserer Sage werden Anklang finden.

Parallel dieser Familienausgabe geht die Erklärungsausgabe desselben Verfassers. Sie bietet außer der Textübertragung und den Zusätzen der Familienausgabe noch textkritische Bemerkungen, Einzel- und Übersetzungserklärungen und gegliederte Übersichten zu den einzelnen Gesängen. In ihr hat der Verfasser auch seine Grundsätze der Übertragung des Liedes niedergelegt. So gelungen die Familienausgabe als solche bezeichnet werden darf, die Erklärungsausgabe stellt sich ihr unseres Erachtens nicht ebenbürtig zur Seite; bei der Vortrefflichkeit des Familien- und Hausbuches ist dies auch gar nicht verwunderlich. — Wir möchten zum Schlusse noch auf ein anderes vortreffliches Büchlein hinweisen, das den Lesern der Familienausgabe durch die Fülle des Dargebotenen manche willkommene Aufhellung und Vertiefung bieten dürfte: G. Holz, Der Sagenkreis der Nibelunge. Sammlung: Wissenschaft und Bildung, Leipzig 1907, 128 S. 1,25 M.

Dr. H. Gürtler (Düsseldorf)

Die konstitutionelle Fabrik. Von Heinrich Freese. 170 S. Jena 1909. Verlag von Gustav Fischer. (Broschiert 1,50 M., gebunden 2,50 M.)

Wie sich im politischen Leben die Herrschaftsformen geändert haben und das Volk sich ein Recht der Mitbestimmung und Mitentscheidung über die großen und kleinen Fragen des Staatslebens erkämpft und ausbedungen hat, so drängt es auch in der Industrie zur Umwälzung der Verfassung im Sinne einer Einschränkung der Herrschaftsgewalt des Unternehmers. Schon gibt es einige Beispiele in der Industrie, die zeigen, wohin der Weg führt. Es wird eine Zeit kommen, in der sich der Unternehmer, so gern er Herr im eignen Hause bleiben möchte, dazu bequemen muß, seinen Angestellten und Arbeitern ein mehr oder weniger großes Mitbestimmungsrecht einzuräumen, mit andern Worten seiner Fabrik eine Konstitution zu geben. Man kennt das große Beispiel des Zeißwerkes in Jena, dessen unvergeßlicher Inhaber und Leiter sich seines Besitzrechtes völlig entäußerte, das Unternehmen in eine Stiftung verwandelte und den Angestellten und Arbeitern des Werkes einen Anteil an Verwaltung und Gewinn einräumte, der noch immer einzig dasteht. Daneben stehen die Versuche einiger weniger Unternehmer, die sich ihres Besitzrechtes nicht völlig entäußert, wohl aber ihren Mitarbeitern ein gewisses Mitbestimmungsrecht und einen Anteil an der Verwaltung ihres Unternehmens zugebilligt haben. Am bekanntesten unter ihnen ist Heinrich Freese, der seine sozialpolitischen Erfahrungen in mehreren Schriften niedergelegt hat. In der vorliegenden faßt er die Geschichte der Selbstverwaltung und des Verfassungslebens in seiner Jalousiefabrik in anschaulicher Weise zusammen und schildert die mannigfachen Einrichtungen, die er im Laufe der Jahrzehnte gemeinsam mit seinen Arbeitern und Angestellten geschaffen hat. Fast alles, was sozialpolitische Theoretiker empfehlen und fordern, hat Freese bereits in seinem Betriebe eingeführt. Er hat eine Arbeitervertretung, ein „Fabrikparlament" geschaffen, dem er einen weit-

gehenden Anteil an der Verwaltung der Wohlfahrtseinrichtungen und der Regelung der Arbeitsverhältnisse eingeräumt hat. In Gemeinschaft mit ihr hat er Tarifverträge abgeschlossen, den Achtstundentag durchgeführt und die Gewährung von Sommerurlaub ermöglicht; durch Gewinnbeteiligung, Verbesserungsprämien und Dienstauszeichnungen hat er seine Beamten und Arbeiter zu wirklichen Mitarbeitern erzogen; durch weitestgehende Selbstverwaltung der Wohlfahrtseinrichtungen der Fabrik — Unterstützungskasse, Witwen- und Altersspensionen, Fabrik- und Weihnachtssparkasse, gemeinschaftliche Feuerversicherung, Erholungsräume, Gartenanlagen, Fabrikbücherei, gemeinschaftliche Festlichkeiten — hat er sich den Beifall und die Zufriedenheit seiner Leute gesichert. Es ist ihm mit allen diesen Mitteln gelungen, seine Arbeiter aus Industrieuntertanen zu Industriebürgern zu machen, d. h. zu Menschen, die in eigner Angelegenheit mitreden dürfen, und in ihnen das beruhigende Gefühl zu erwecken, daß der Betrieb nicht alles darf und nicht über sie wie über Maschinenteile verfügen kann. Es ist doppelt interessant, hier aus dem Munde eines Fabrikanten Berichte über Einrichtungen entgegenzunehmen, die man sonst nur als Postulate in den Büchern sozialpolitischer Theoretiker aufgezählt findet. Das Wertvollste aber an dem Buche ist der soziale Geist, von dem die Schrift getragen ist und der uns aus jeder Zeile entgegenleuchtet. Solche Anschauungen, wie sie Freese vertritt, bezeichnen einen gewaltigen Fortschritt auf dem Wege zum sozialen Frieden. Möchten darum recht viele Unternehmer, die sich noch nicht von ihrem Herrenstandpunkt losgemacht haben, das Büchlein lesen und — was wertvoller ist — seinen Inhalt auch beherzigen. Georg Jahn (Leipzig)

Freiligrath-Briefe, herausgegeben von Luise Wiens, geb. Freiligrath. Stuttgart und Berlin. X. 277 Seiten. Als Festgabe zu Ferdinand Freiligraths Geburtstag, der sich am 17. Juni d. Js. zum hundertsten Male jährt, hat Freiligraths Tochter Luise eine Sammlung noch nicht veröffentlichter Briefe herausgegeben, durch die unsere Kenntnis vom Lebens- und Werdegang des Dichters und seiner Angehörigen ergänzt und vertieft wird. Außer den Briefen an die in London an einen deutschen Kaufmann, Eduard Kroeker, verheiratete, 1904 verstorbene Lieblingstochter Käthe, die uns einen interessanten Einblick in den zwischen Vater und Tochter bestehenden regen geistigen Verkehr gewähren und nebenbei das Bild eines glücklichen Familienlebens und anregenden Freundeskreises entrollen, enthält die Sammlung an erster Stelle den Briefwechsel zwischen Freiligrath und seiner späteren Gattin Ida Melos, der vom Tage ihrer ersten Bekanntschaft bis zur Verlobung (12. Januar bis 17. August 1840) reicht. Dieser Teil des Buches ist der anziehendste.

Als Freiligrath seine kaufmännische Stellung in Barmen aufgab, um sich ganz seiner nächsten literarischen Aufgabe, dem „malerischen und romantischen Westfalen" zu widmen, war er, der noch nicht Dreißigjährige, bereits als einer der bedeutendsten Dichter seiner Zeit anerkannt. Vereinzelte Veröffentlichungen in Zeitschriften, Übersetzungen, dann die 1838 erschienene erste Sammlung seiner Gedichte hatten seinen Namen bekannt gemacht, und weite Kreise, die sich nicht durch Heines Weltschmerz und geistreiche Witzeleien und nicht durch Lenaus Melancholie befriedigt fühlten, jubelten dem warm und kräftig empfindenden jungen Dichter zu. Einen Beweis für die Stellung, die er sich bereits errungen hatte, lieferte das Abschiedsfest, das dem von Barmen Scheidenden die Freunde veranstalteten und an dem etwa sechzig Männer der verschiedensten Berufsstellungen teilnahmen. Nun suchte er ein ruhiges Fleckchen am schönen Rhein, um sich ungestört seiner Arbeit widmen zu können, und ein glücklicher Zufall führte ihn

nach dem freundlichen, oberhalb Rolandseck am rechten Rheinufer gelegenen Flecken Unkel, der für die Gestaltung seines weiteren Lebens so bedeutungsvoll werden sollte.

Im Nachbarhaus, dessen Garten nur durch einen schadhaften Lattenzaun von dem seinigen getrennt war, wohnte eine Familie v. Steinäcker, und in dieser wirkte als Erzieherin die damals dreiundzwanzigjährige Ida Melos. Sie war die Tochter eines Weimarer Gymnasialprofessors, ihre Kindheit fiel noch in die Glanzperiode Ilmathens, als Gespielin der Enkel Goethes war sie in dessen Hause täglicher Gast. Dort haben die Kinder, oft vor glänzender Gesellschaft, Jery und Bätely und andere kleine Sachen von Goethe, aber auch Kotzebue, Iffland und anderes zum großen Vergnügen des alten Herrn gespielt, und als dieser seinen letzten Atemzug getan, hat Ida mit den Enkeln tiefbewegt vor der Leiche gestanden, als sie noch in dem grünen Lehnstuhl ruhte, in dem Goethe gestorben war.

Freiligrath war verlobt, verlobt mit Lina Schwollmann, der Schwester seiner Stiefmutter. Sie war zehn Jahre älter als er und vermochte wohl auch dem hohen Fluge seiner Dichterseele nicht zu folgen. Das alles bedrückte ihn, aber er war zu gewissenhaft, um seinerseits das unnatürliche Band zu lösen. Auch Ida war gebunden, wenn auch nicht durch Ring und Schwur, gebunden an einen braven, geistig hochbedeutenden jungen Gelehrten, der aber nur ein Jahr älter war als sie. Der Verkehr, der sich zwischen den beiden jungen Leuten entwickelte, war harmlos, Bücher wurden geliehen und zurückgegeben, auch kurze Urteile daran geknüpft. Allmählich aber läßt uns der Briefwechsel erkennen, wie sie sich innerlich nähertreten, das Bewußtsein, daß sie beide anderweitig gebunden sind, macht sie blind gegen die Gefahren des Spielens mit dem Feuer. Es ist ein köstliches Idyll, das diese lange Reihe von Briefen vor unseren Augen sich abspielen läßt. Sie schenken sich gegenseitig das größte Vertrauen, besprechen miteinander ihre innersten Herzensangelegenheiten und täuschen sich ein Gefühl der Sicherheit vor. Ida sucht die Bedenken zu zerstreuen, die Freiligraths Verbindung mit Lina entgegenstehen, und dieser schildert ihr die Vorzüge ihres Otto in den lebhaftesten Farben. Aber die Leidenschaft steigt und durchbricht schließlich als mächtiger Strom die Dämme. In hochherziger Weise gibt die Braut Freiligrath und Ida ihr Verlobter frei. Am 18. Juli schreibt Freiligrath, nachdem er sich zu einem ersten Kuß hat hinreißen lassen, einen tiefempfundenen Brief, in dem es heißt: „Ein Wesen wie Sie mein nennen zu können, mein fürs Leben — ich zitterte, als ich's zuerst zu denken wagte, und noch jetzt will mir das Herz schier springen, wenn ich mir nur die Möglichkeit vorstelle. Unser Gartenidyll ging seinen Gang. Ich lernte Sie täglich besser kennen, ich gewann Sie lieber und lieber — da erfuhr ich von Ihnen Ihre Liebe zu Otto! Was ich damals innerlich durchlebt habe, glauben Sie mir, ohne daß ich's Ihnen sage. . . . Ihr Herz war nicht mehr frei, Sie konnten mich nicht lieben — es schnürte mir die Brust zusammen, aber ich wußte mich zu beherrschen, ich wollte resignieren, ich wollte stark sein und war stark. Ein Tor aber war ich, daß ich glaubte, meine Liebe würde sich in Ihrer Nähe in bloße Freundschaft verwandeln! Ich hätte fliehen sollen, und ich floh nicht, wir sind uns näher und näher gekommen, meine Liebe für Sie ist eine Flamme geworden, die lichterloh zum Dach herausschlägt, und wenn ich das kühnste Wort sagen soll, das je über meine Lippen gekommen ist, so darf ich Sie wenigstens fragen: Haben Sie Otto lieber oder mich?" Ein schmerzerfüllter Brief Idas ist die Antwort, sie klagt sich an, nicht zurückhaltender gewesen zu sein. „Ich habe versprochen, Not und Elend mit Otto zu teilen, und ich will es halten. Nun mag es werden, wie Gott will! — Prüfen Sie sich selbst, ob Sie mich

wiedersehen können oder nicht, ob Sie Nachricht von mir haben wollen, wie wir erst verabredeten, aus der Ferne. Aber prüfen Sie sich ernst. Was Sie für Ihr Wohl, für Ihre Ruhe bestimmen, soll mir eine heilige Pflicht sein zu erfüllen. Überlassen Sie es nicht mir, ich bin mit Recht mißtrauisch gegen mich." Mannhaft antwortet er zwei Tage darauf: „Ich bleib' Ihnen gut fürs Leben! Es wird mir ein Bedürfnis sein, Sie mit sorgendem Auge auf Ihren Wegen zu verfolgen, mich Ihres Glückes zu freuen und Ihnen, wenn je ein Unglück über Sie hereinbrechen sollte, mit der Tat zu beweisen, daß ich, wenn ich Ihnen auch nicht mehr sein kann, dennoch nie aufhören werde, Ihnen Freund zu sein! Geben Sie mir darum zuweilen Nachricht von dem Gange Ihres Schicksals — aber nicht gleich, lassen Sie erst einige Zeit verstreichen, damit ich mich sammeln kann!" Aber auch Ida Melos hat der Kuß des Dichters und sein Brief einen Blick in einen Himmel von Seligkeit tun lassen. Sie dürstet nach heißer, befriedigender Liebe, sie schwankt zwischen Liebe und vermeintlicher Pflicht, sie flieht aus der Nähe des Geliebten, und nach beinahe drei Wochen erhält Freiligrath am 17. August ihr Jawort. In welcher Form die beiden ungesunden Verlöbnisse gelöst worden sind, die beide bis dahin in ihren Fesseln gehalten hatten, erfahren wir nicht. Aber ein Jubelruf ist der Antwortbrief vom gleichen Tage, in dem er sagt: „Ganz, ganz mein! Nun mag kommen, was will, ich stehe fest und gerüstet! Und verdienen auch will ich mein Glück! Ich danke Gott, daß er mir's gab, aber ich weiß auch, welche Verpflichtungen er mir mit der Gabe auferlegt; und daß er mir zu dem Willen, ihnen nachzukommen, auch die Kraft gibt, das hoff' ich, und danach will ich ringen bis zum letzten Blutstropfen! So schließ' ich dich denn mit frohem, reinem Bewußtsein in meine Arme und drücke dir den Kuß der Verlobung auf die Lippen, meine liebe, herrliche Braut!"

Am 20. Mai 1841 hat die Trauung der beiden in dem weimarischen Dorf Groß-Neuhausen stattgefunden. Fünfunddreißig Jahre haben sie in glücklichster Ehe gelebt, einundzwanzig Jahre nach ihrem Gatten ist Ida Freiligrath, geistig rege und hochverehrt von den Ihrigen, als Achtzigjährige im Jahre 1897 heimgegangen. Der Briefwechsel aber, der schließlich zu diesem Herzensbunde geführt hat, sei allen Freunden des mannhaften Streiters für Freiheit und Vaterland als Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstag hiermit herzlich empfohlen!

Studienrat Dr. Ernst Boesser

Die fremden Kunstausstellungen in Berlin

eit einigen Jahren finden in Berlin Ausstellungen von Werken ausländischer Künstler vergangener Zeiten statt, denen sich gegenwärtig Malereien lebender amerikanischer Maler anschließen. Diese Ausstellungen bieten rein für sich genommen nichts wesentlich anderes als die „retrospektiven Ausstellungen", die seit langem im Glaspalast zu München und an anderen Orten geboten werden. Auch hier stellt man uns in historischer Folge fremde Künstler in ihrer Eigenart zur Beurteilung und zum Studium vor. Dennoch besteht zwischen jenen und diesen Ausstellungen ein sehr

bedeutsamer Unterschied, der auch auf das Maß der Einwirkung sich ausdehnt — was seltsamerweise in der Sache selbst nicht begründet ist. Es ist an sich natürlich völlig gleichgültig, ob eine Sammlung ausländischer Künstler der „Sezession" in München, der „Großen Kunstausstellung" in Berlin usw. angegliedert wird, oder ob sie in den Sälen der Königlichen Kunstakademie am Pariser Platz in Berlin stattfindet. Eine materielle Unterscheidung scheint allerdings zunächst darin zu liegen, daß in den Ausstellungen der Akademie einzelne künstlerische Persönlichkeiten in einer ihr Lebenswerk erschöpfenden Weise vorgeführt werden, während die anderen Veranstaltungen nur eine geringe Anzahl von Arbeiten der einzelnen Künstler aufweisen. Bei näherem Zusehen schwindet aber dieser Unterschied fast völlig. Denn es handelt sich sowohl bei der Ausstellung der „Engländer" wie der „Franzosen" um Maler, die entweder auch nur in Einzelwerken auftreten, oder um Künstler wie Gainsborough, Reynolds, Watteau, Chardin, die einesteils längst gut bekannt sind, andernteils auch bei geringerer Stückzahl schnell zutreffend beurteilt werden können. Es ist berechtigt zu sagen: Habe ich zehn Gainsborough oder Reynolds oder Watteau gesehen, so habe ich sie im Grunde alle gesehen, was man z. B. bei Rembrandt nicht sagen dürfte. Jene Engländer wie Franzosen sind eben Maler, in deren Werken hauptsächlich ein sehr erhebliches Atelierkönnen steckt — so wenig wir auch die subjektive Leistung verkennen wollen, die allerdings bei Anlegung eines absoluten Maßstabes die Charakteristik „zweiter Grad" nicht übersteigt.

Und doch die auffallend große Anziehungskraft! Zu einem Teile liegt sie an der Geschicklichkeit der Inszenierung — denn wann z. B. hat man je den Akademien so viele Reisestipendien für Lehrer und Schüler zur Verfügung gestellt wie gelegentlich der „englischen" Ausstellung? Vorwiegend beruht aber die Besonderheit dieser Akademie-Veranstaltungen darin, daß sie von der auswärtigen Politik ihren Ausgang nehmen, daß der Reichskanzler und nicht der Kultusminister der Spiritus rector ist. Die Eröffnungsfeiern sind mit allem Pompe vorgenommen und es mußte jedem klar werden, daß es nicht in erster Reihe den Manen Gainsboroughs und Reynolds, Watteaus und Greuzes galt, sondern den Engländern, den Franzosen und Amerikanern! Es ist meines Wissens das erstemal, daß kunstgeschichtliche Ausstellungen benutzt werden, um im Interesse der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches Sympathien fremder Völker zu erwecken und zu stärken. Wir befinden uns hier plötzlich im Getriebe der „Wilhelmstraße" und begegnen einem interessanten Gegenspiel zu der Auffassung von vor etwa neunzig bis hundert Jahren. Damals stand die Beschäftigung mit der Kunst im Mittelpunkt der allgemeinen Anteilnahme — weil man von der Politik sich fernzuhalten immer „zwingendere" Gründe hatte. Heute steht das politische Interesse im Mittelpunkt unserer Erörterungen und die Politik benutzt die Kunst zu ihren Zwecken!

An sich ist es ja erfreulich, wenn maßgebende Stellen sich bemühen, die Kunst nachdrücklich zu fördern. Aber man darf fragen, ob die Förderung dieser fremden Kunstausstellungen nicht auch Gefahren birgt. Wir stehen trotz allen energischen Bemühens, uns eine Kunst zu schaffen, die aus dem Volke für das Volk leben will, auf sehr schmaler Planke zwischen dem Eigenen und dem Entlehnten, so daß wir eigentlich überall einem allerdings freien Eklektizismus begegnen. Ich will damit keinen Tadel ausgesprochen, das frische, vorwärtsdrängende Sollen und Wollen der lebendigen Stunde in keinem Hinblick verkannt haben; aber über die

Tatsache jenes Eklektizismus dürfen wir uns ebenfalls keiner Täuschung hingeben. Und unter diesem Gesichtswinkel betrachtet bildet eine mit solch machtvollem „Aplomb" eingeführte Ausstellung fremder Größen zweiten Ranges bei der dem Fremden gegenüber so entgegenkommenden und empfänglichen Natur der Deutschen eine Gefahr, die manch ein „englisierender" Porträtist schon sattsam hat erkennen lassen.

Diese Ausstellungen weisen aber auch noch einen anderen Zug auf, der für Deutschland nicht ohne Bedenken ist. Berlin ist die Hauptstadt Preußens und auch Deutschlands dadurch, daß Berlin die Residenz des Deutschen Kaisers ist. Es ist natürlich, daß in Berlin der internationale Zuschnitt, der mit der Machtstellung des Deutschen Reiches fraglos verbunden sein muß, am stärksten lebt und erkennbar wird. Ausstellungen wie die am Pariser Platz betonen diesen Charakter der Internationalität der Weltstadt Berlin sehr stark. Andere Residenz- und Hauptstädte müssen daneben scheinbar noch mehr zu „Provinzstädten" herabsinken. Für unser Vaterland war es aber bisher von einem gar nicht hoch genug einzuschätzenden Vorteil, daß überall ein einigermaßen gleichartiges Kulturniveau innegehalten werden konnte, daß Deutschland keinen „Wasserkopf" wie Frankreich in Paris besaß. Sehen wir die Stunde kommen, in der auch für unser Vaterland diese Gefahr heraufzieht? Bei aller Freude an der so großartigen Entwickelung unserer Reichshauptstadt darf Berlin in dem soeben berührten Sinne niemals Deutschland werden.

Endlich fragt man sich: Haben etwa in London, in Paris, in New York solche staatlich inszenierten Ausstellungen von Werken deutscher Meister stattgefunden? Hat man jenen Völkern ein geschlossenes Bild deutscher Künstler geboten, etwa eines A. Graff, eines Kasp. Friedrich, eines Moritz v. Schwind, eines Ludwig Richter, um bei Größen zweiten Ranges zu bleiben, oder eines Menzel? Von solchen Ehrungen deutscher Diener der bildenden Kunst haben wir nie gehört. Und bei allem Weltbürgertum unserer deutschen Gesinnung scheint es mir geboten, auf ein „do ut des" bei Handlungen der „auswärtigen Politik" in den bildenden Künsten zu bestehen. Es gibt ein Volk, das zum ersten Male seit dem Bestehen unseres Planeten eine Weltherrschaft begründet hat, die sich etwa auf zwei Drittel unseres Erdballes direkt oder indirekt erstreckt. Dies Volk ist das englische. Es ist Herr der Erde geworden, weil es Herr der Meere ist. Einem jeden deutschen Seemann ist bekannt, daß ein englischer Seefahrer, solange es sich mit seiner Sicherheit verträgt, auf seinem Bug liegen bleibt und gemütsruhig andere — andere sein läßt. Mir scheint es im Hinblick auf unsere kunst-politischen Liebenswürdigkeiten, die uns im Grunde sehr wenig geboten haben, gerechtfertigt, künftig auch auf unserem Bug, ohne uns viel um Dritte zu kümmern, weiter zu liegen. Die Pflege des künstlerischen Sinnes darf nicht auf das Gebiet des politisch Sensationellen verpflanzt werden. Minister Delbrück war meines Erachtens mit seiner angeblichen Entgleisung, mit der Ablehnung des Protektorats über die geplante amerikanische Kunstgewerbeausstellung, im richtigen Gleise.

Berthold Haendcke-Königsberg

Bücherliste

Besprechung einzelner Werke vorbehalten.

Willert, Max: Dante Alighieri und seine Zeit. Xenien-Verlag, Leipzig. M. 2.—.

Boelcke, Walter: Menschwerdung. Xenien-Verlag, Leipzig. M. 2.50.

Haym, Dr. K.: Was ist von Sprachreinheit und Spracheinigung zu halten? Xenien-Verlag, Leipzig. M. 1.—.

Bünnings, Dr. E.: Die Frau im Drama Ibsens. Xenien-Verlag, Leipzig. M. 1.—.

Schellenberg, E. L.: Gedanken über Lyrik. Xenien-Verlag, Leipzig. M. 2.—.

Braun, Jos.: Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten, Teil II. Herder'sche Buchhandlung, Freiburg i. Br. 1910. M. 7.60.

Bachem, Dr. Jul. und Karl: Die kirchenpolitischen Kämpfe in Preußen gegen die katholische Kirche. Herder'sche Verlags-Buchhandlung, Freiburg i. Br. 1910. M. 0.60.

Dreesen, Willrath: Ebba Hüsing. L. Staackmann, Leipzig. 1910. M. 4.—.

Bücher, Dr. Karl: Die Entstehung der Volkswirtschaft. Laupp'sche Buchhandlung, Tübingen. M. 7.20.

Egelhaaf, Gottlob: Politische Jahresübersicht 1909. Carl Krabbe, Stuttgart. M. 2.—.

Grimme, Prof. Dr. Hub.: Plattdeutsche Mundarten. J. Göschen'sche Verlags-Buchhandlung, Leipzig. M. 0.80.

Shelley, Percy Bysshe: Alastor. Übertragen von Georg H. Neuendorff. E. Pierson's Verlag, Dresden. M. 1.—.

Sieker, Otto: Auf und in der Erde. Gedichte. E. Pierson's Verlag, Dresden. M. 1.50

Ludloff, Rich.: Die Schöpfung, Dichtung. E. Pierson's Verlag Dresden. M. 1.50.

Hessinghausen, Jul. F. von: Meine Reise durchs Leben. E. Pierson's Verlag, Dresden. M. 4.—.

Conrad, Dr. J. Leris, Dr. W. Elster, Dr. L. Loening, Dr. Edg.: Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Gust. Fischer, Verlag, Jena. Lfg. 30/31. Je M. 2.25.

Kalckstein, W. von: Unentgeltliche Rechtsauskunftsstellen für Unbemittelte. Felix Dietrich, Gautzsch bei Leipzig. M. 0.25.

Siebs, Theod.: Deutsche Bühnenaussprache. Albert Ahn, Köln a. Rh.

Krausbauer, Theod.: Deutsches Bauerntum. Wilh. Schenke, Breschen. M. 4.—.

Wehr, Georg: Das deutsche Volkslied. Fr. Emil Perthes, Gotha. M. 1.—.

Hammarström, Nanny: Die Abenteuer zweier Ameisen. Etzold & Co. Verlag, München. M. 3.—.

Knies, Rich.: Der katholische Literaturstreit und Nanny Lambrecht. Herm. J. Frenken, Köln-Weiden. M. 3.50.

Casellas, Raymón: Lazarus' Tod. Herm. J. Frenken, Köln-Weiden. M. 3.60.

Krause, Otto: Bruder Jesus. Drama. Rud. Kraut Verlag. Dresden.

Werner, Dr. Rud.: Ibsens Frau vom Meere Conrad Kloß, Verlag, Hamburg.

Bülow, H. von: Generalfeldmarschall Graf Bülow von Dennewitz. Rud. Lechner & Sohn. Wien I.

Mirus, Paul A. L.: Die Impffrage. Robert Keßler, Verlag Dortmund. 1910. M. 0.30.

Bilfinger, Sanitätsrat Dr.: Eine ernste Volksgefahr. Verlag Lebensreform, Berlin. M. 0.50

Goethes Werke. Vollständige Ausgabe in 40 Teilen. Teil 5—7, 8—10, 27—28. Verlag Bong & Co., Berlin. 3 Bände, je M. 2.—.

Meinhof, H.: Vorwärts zum Glauben! Martin Warneck, Verlag, Berlin. M. 0.30.

Richter, R.: Einführung in die Philosophie. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Busse, B.: Das Drama. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Boehmer, H.: Luther im Lichte der neuen Forschung. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Wachtler, H.: Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Reliefsarkophage. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Loening, E.: Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reichs. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Lehmann, Jon.: Flammenzeichen. Drama in 5 Akten. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Brentano, Lugo: Das Freihandelsargument. „Hilfe"-Verlag, Berlin. M. 0.75.

Buckenhardt, T.: Das Glücksschiff. „Borussia"-Verlags-Anstalt, Berlin. M. 1.50.

Hilbert, Gerhard: Nietzsches Herrenmoral und die Moral des Christentums. A. Deichert's. Verlag, Leipzig. M. 0.80.

Seeberg, R. D.: Grundwahrheiten der christlichen Religion. A. Deichert's Verlag, Leipzig. M. 3.—.

Björnson, Björnst.: Über den hohen Bergen. Fr. W. Grunow, Leipzig. 2 Bände. M. 7.—.

Düsterbrock, M.: Riemels und Spletters. A. Stein's Verlags-Buchhandlung. M. 1.50.

Ricken, Dr. Wilh.: Lehrgang der französischen Sprache. Verlag Wilh. Gronau, Berlin, Leipzig M. 4.—.

Auerbach, Alfred: Mimik. Erich Reiß Verlag, Berlin W.

Lohde, Clarissa: In Fesseln. Roman. Rich. Taendler's Verlag, Berlin.

Rehtwisch, Theodor: Die Königin. George Westermann, Braunschweig. M. 3.—.

Rehtwisch, Theodor: Königin Luise. George Westermann, Braunschweig. M. 0,30.

Lorentz, Dr. F., Gulkowski, J.: Mitteilungen des Vereins für Kaschubische Volkskunde, Otto Harrassowitz, Leipzig M. 3.10.

Schmidt, Dr. Walter: Die Partei Bethmann Hollweg und die Reaktion in Preußen 1850—1858. Alex. Duncker, Berlin. 1910. M. 7.—.

Seidel, A.: Wörterbuch der deutsch-japanischen Umgangssprache. Märkische Verlags-Anstalt. Berlin. M. 1.—.

Seidel, A.: Katechismus für Weltsprachler aller Systeme. Märkische Verlags-Anstalt, Berlin. M. 1.—.

Pfeneberger, Josef: Kralik oder Muth? Breer & Thiemann, Hamm. 1910. M. 1.—.

Festenberg, Herm. von: Groß Friedrichsburg Friedr. Ebbecke's Verlag, Lissa i. P. M. 2.—.

Festenberg, Herm. von: Der Brautschleier. P. Schmidt's Druckerei, Waldenburg i. Schles.

Festenberg, H. von: Ferdinand von Schill. Selbstverlag des Verfassers, Waldenburg.

Freund, Dr. G. S.: Der Schutz der Gläubiger gegenüber auswärtigen Schuldnerstaaten, insbesondere bei auswärtigen Staatsanleihen. J. Guttentag, Verlag, Berlin. M. 1.50.

Verantwortlich für den politischen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitischen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11. Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma **Friedrich Andreas Perthes Akt.-Ges. in Gotha** betr. Lamprecht: Staatengeschichte sowie ein Prospekt des **Vaterländischen Kunst- und Literaten-Vereins in Berlin N. 39** betr. vornehmen Wandschmuck, bei. Wir empfehlen unseren Lesern diese Prospekte zur Beachtung.

Die neuere Kolonialpolitik

Von Rudolf Wagner-Berlin

Ein neues Element macht ſich im politiſchen Leben der Kolonien ſeit einigen Jahren immer ſtärker geltend: das Streben nach Selbſtbeſtimmung. Nicht als ob dieſes Streben früher drüben nicht lebendig geweſen wäre. Es konnte nach Lage der Dinge nur nicht als Angebot poſitiver Mitarbeit mit feſtbegrenzten Rechten und Pflichten hervortreten. Aber der Ruf nach Dezentraliſierung der Kolonialverwaltung, der vor etwa ſechs Jahren die öffentliche Meinung daheim und draußen beſchäftigte, war wohl ebenfalls nur dem damals noch dunklen Drange unſrer kolonialen Landsleute nach einem etwas freier arbeitenden und mehr ihrem Einfluß unterworfenen Verwaltungsapparat entſprungen, wenn zu jener Zeit auch noch niemand an eine eigentliche Selbſtverwaltung in unſerm Sinne dachte. Anſätze dazu waren ja vereinzelt ſchon in früheſter Zeit vorhanden. Sie verſchwanden zum Teil wieder und machten andern Verwaltungseinrichtungen Platz, je nach den Anſchauungen der jeweiligen Regierungsbeamten. Die eben erwähnte, auf Dezentraliſierung gerichtete Bewegung hat dann allmählich die kolonialen Gouvernementsräte geboren, die Vorſtufe einer Selbſtverwaltung. Sie konnten das Streben unſrer Landsleute um ſo weniger befriedigen, als ſie immer mehr dekorativen Charakter annahmen und eine tiefere praktiſche Bedeutung nicht zu gewinnen vermochten. Ihre Zuſammenſetzung liegt ſo gut wie ganz in der Hand der Gouverneure und man kann es dieſen kaum verübeln, daß ſie nur ihnen genehme Leute berufen. Gerechterweiſe muß geſagt werden, daß die Grundlagen für die Betätigung einer ſolchen Korporation, gefeſtigte wirtſchaftliche Verhältniſſe, eine klare Finanzwirtſchaft und eine ausreichend konzentrierte weiße Bevölkerung, eben in der Hauptſache in den Kolonien noch fehlten. Der Regierung kann daher für Vergangenes kaum ein Vorwurf gemacht werden.

Zu planmäßiger Entwickelung ist der Selbstverwaltungsgedanke erst während der Ära Dernburg gediehen. Aber nicht etwa wegen, sondern trotz der Dernburgschen Politik. Denn wenn Dernburg den Kolonien auch zu einer wesentlich freieren Stellung im Rahmen der Gesamtpolitik des Reichs verholfen hat, so lag ihm die Absicht, ihre innere Selbständigkeit zu fördern, völlig fern. Im Gegenteil, an Stelle des früheren Strebens der Kolonialverwaltung nach Dezentralisierung ist wieder das ausgesprochene Streben nach Zentralisierung getreten. Alle Fäden sollen wieder in Berlin zusammenlaufen und jede Entscheidung von irgendwelcher wirtschaftlichen oder finanzpolitischen Bedeutung soll in Berlin getroffen werden.

Mit diesem autokratischen Charakter der Dernburgschen Politik stimmt es vollkommen überein, daß im verflossenen Jahre z. B. in Ostafrika die einzigen praktisch brauchbaren Anfänge einer Selbstverwaltung, die Kommunalverbände, von der Kolonialverwaltung kurzerhand aufgehoben wurden. In ein besonders eigenartiges Licht wird dieses Vorgehen dadurch gerückt, daß die Regierung gleichzeitig die farbige Bevölkerung der beiden einzigen anerkannten Kommunen, Daressalam und Tanga, mit einer Art Selbstverwaltung zu beglücken versuchte, und daß die Organe dieser farbigen Selbstverwaltung praktisch einen gewissen Einfluß auf die Gemeindeverwaltung der Europäer gewonnen hätten. Der Widerstand, den Dernburg mit seiner Eingeborenenpolitik bei der weißen Bevölkerung Ostafrikas gefunden hatte, ließ es der Regierung wohl ratsam erscheinen, die Entwickelung der Selbstverwaltung der Europäer etwas hintanzuhalten. In absehbarer Zeit wird sie von selbst wieder aufleben, wenn die Einwanderung deutscher Ansiedler einen stärkeren Umfang annimmt. Die Regierung hat ja selbst in der Denkschrift über den Weiterbau der Usambarabahn nach dem Kilimandscharo die Besiedlung des Nordens der Kolonie aus politischen Gründen als notwendig erklärt. Sie muß sich darüber klar sein, daß sie damit A gesagt hat und baldigst wird B sagen müssen. Denn eine planmäßige Besiedlung kann nur auf der Basis wohldurchdachter und verständnisvoll den Verhältnissen angepaßter Selbstverwaltung durchgeführt werden.

Ein derart summarisches Verfahren, wie es in Ostafrika angewandt worden ist, war in Südwestafrika natürlich nicht möglich, obwohl die Regierung auch dort dafür gesorgt hat, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Als es nach dem Kriege galt, die Kolonie wieder aufzubauen und neu zu organisieren, kam man bald dahinter, daß dies ohne die verantwortliche Mitarbeit und ein gewisses Mitbestimmungsrecht der Bevölkerung nicht möglich sei. Mit der teilweisen Entschädigung der ruinierten Ansiedler war es nicht getan, es harrten der Verwaltung vielmehr allerlei Aufgaben wirtschaftlicher Natur, die eine rein bureaukratische Organisation nicht zu lösen vermochte. Die Beamten kamen ohne die Mitwirkung der Ansiedler nicht weiter und anderseits drohte die Neubesiedlung des durch den Krieg freigewordenen Landes ins Stocken zu geraten, obwohl man sich auf die Vorarbeiten, die vor dem Kriege und während des

Krieges der Ansiedlungskommission Dr. Paul Rohrbach zusammen mit namhaften Ansiedlern geleistet hatte, bis zu einem gewissen Grade stützen konnte. Um einen Plan für die Selbstverwaltung des Landes auszuarbeiten, wurde nun von der Regierung ein geschulter Fachmann hinübergesandt, der Bürgermeister Dr. Külz. Es war für diesen gewiß nicht leicht, die vielfach widerstreitenden Interessen der Regierung und der Bevölkerung unter einen Hut zu bringen, aber schließlich gelang es doch — wenigstens scheinbar. Doch als Dr. Külz fort war und sein Plan verwirklicht werden sollte, ging der Streit von neuem los. Der Regierung ging der Grad von Selbstbestimmung, den Dr. Külz als Grundlage vorgesehen hatte, zu weit und die Bevölkerung wollte sich mit weniger nicht zufrieden geben, um so mehr als sie nach der Haltung Dernburgs während seines Besuchs in der Kolonie befürchtete, daß es der Regierung mit der organischen Durchführung des von ihrem Vertreter Dr. Külz ausgearbeiteten Planes nicht recht Ernst sei.

Dieses Mißtrauen erhielt Nahrung durch die Dernburgsche Diamantenpolitik. Man war drüben der Ansicht, daß es sich hier um eine ureigene Angelegenheit des Landes handle, deren Entscheidung so lange hintangehalten werden müßte, bis der als Hauptorgan der Selbstverwaltung vorgesehene Landesrat in der Lage sei, entscheidend mit zuwirken. Wäre nicht die Diamantenangelegenheit hindernd dazwischen getreten, würde vielleicht die Einrichtung der Selbstverwaltung auch in erheblich beschränkter Form glatt vor sich gegangen sein, aber die auri sacra fames, der Streit um die Diamantenfelder, hatte die politischen Leidenschaften entfacht. Wenn trotzdem schließlich eine Einigung erzielt und die Organe der Selbstverwaltung unter Kompromissen von beiden Seiten ins Leben treten konnten, so zeugt dies von der politischen Reife der maßgebenden Persönlichkeiten in den Ansiedlerkreisen, die beizeiten abzuwiegeln vermochten. Natürlich wurde anfangs auch vielfach übers Ziel hinausgeschossen, aber das war angesichts der Werte, die auf dem Spiele standen, einigermaßen verständlich. Dem Eingreifen des Schöpfers der Selbstverwaltung, Dr. Külz, ist die Einigung nicht zum wenigsten zu danken. Er hat nicht nur in Wort und Schrift zum Frieden gemahnt, sondern in seinem gerade zur rechten Zeit, vor Jahresfrist, erschienenen Buch*) den Politikern, der Kolonie ein wohldurchdachtes und von weitblickendem Geist erfülltes Vademekum in die Hand gegeben, das ihnen gezeigt haben dürfte, daß in der Entwickelung des Landes doch noch alles so kommen wird, wie es kommen muß; auch in der Diamantenfrage.

Der Landesrat ist inzwischen zusammengetreten. Noch ist er nicht um den Diamantenstreit befragt worden. Aber was nicht ist, kann noch werden. Nachdem der Vertrag mit der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika unter

*) Dr. Wilhelm Külz: Deutsch-Südafrika im 25. Jahre Deutscher Schutzherrschaft. Skizzen und Beiträge zur Geschichte Deutsch-Südafrikas. Berlin. Verlag von Wilhelm Süßerott.

den Tisch gefallen ist, befindet sich Dernburg in einem unangenehmen Dilemma. Von beiden Seiten, von der Kolonialgesellschaft und den Südwestafrikanern, wird auf ihn losgeschlagen. Auch der Reichstag und die öffentliche Meinung sind gegen ihn. Wer weiß, ob er sich da nicht noch des südwestafrikanischen Landesrats erinnert und diesen mit zur Entscheidung heranzieht, um der Gerechtigkeit Genüge zu tun und sich selbst zu decken. Der schlechteste Ausweg wäre das nicht. Dieser Tage ist dem Reichstag erneut eine ausführliche Denkschrift der Diamanteninteressenten zugegangen, deren Inhalt nicht unbeachtet bleiben kann, um so weniger als sich die Einwände und Vorwürfe, die der Staatssekretär seinerzeit in der Budgetkommission gegenüber den Forderungen der Südwestafrikaner ins Feld geführt hat, mittlerweile sich zum Teil als wenig stichhaltig und auf falscher Information beruhend erwiesen haben. Wenn der Reichstag in eine ernsthafte Prüfung der in der Form maßvoll gehaltenen Denkschrift eintrittt, so wird Dernburg, wie es uns scheinen will, einen schweren Stand haben.

Der Landesrat ist zu seiner ersten Tagung auf Mitte April nach Windhuk einberufen. Die Regierung hat ihm bereits Konzessionen gemacht. Während noch im Herbst die Kolonialverwaltung nicht daran dachte, die Vertretung der Bevölkerung um ihre Ansicht über die Verstaatlichung der Otavibahn und den Ausbau des Eisenbahnnetzes zu befragen, ist dem Landesrat jetzt die noch schwebende Frage der Linienführung der Nord-Südbahn, die einen scharfen Meinungsstreit zwischen Kolonialverwaltung und Bevölkerung entfesselt hatte, zur Entscheidung überwiesen worden.

Das Gerippe der Selbstverwaltung — Gemeinderäte, Bezirksräte und Landesrat — ist nun vorhanden. Es fehlen aber noch allerlei Hilfsorgane, die jene nach bestimmten Richtungen ergänzen sollen. Es fehlen die von Dernburg versprochenen Handelskammern, es fehlt das von ihm ebenfalls versprochene öffentliche Kreditinstitut.

In Südwestafrika wenigstens kann die Regierung nicht geltend machen, daß die finanziellen Grundlagen einer vollwertigen Selbstverwaltung nicht vorhanden seien. Wenn die Diamantenproduktion so nutzbar gemacht wird, wie es das Landesinteresse erheischt, so ist Geld in Hülle und Fülle da. Die Farmwirtschaft, das Rückgrat der Wirtschaft Südwestafrikas, steht schon auf recht soliden Füßen, und es bedarf nicht allzu großer Mittel, um ihre Zukunft sicher zu stellen. Soviel wir unsre Südwestafrikaner kennen, werden sie den beschränkten Einfluß, den sie durch den Landesrat auf die Geschicke des Landes gewonnen haben, zu erweitern wissen und ihn mit aller Energie dafür einsetzen, daß die Diamantenproduktion, von der man nicht weiß, wie lange sie dauern wird, zunächst einmal der Kolonie selbst in möglichst großem Umfang zugute kommt. Da dies auch im Interesse des Reichs liegt, so werden private Interessen sich eben etwas bescheiden müssen.

Der Landesrat hat zwar zunächst nach dem Wortlaut der Verordnung über die Selbstverwaltung nur über die Fragen zu befinden, die ihm vom Reichs-

kanzler (Reichskolonialamt) zugewiesen werden. Aber man darf wohl annehmen, daß die Südwestafrikaner Mittel und Wege finden werden, um bald auch in andern Dingen entscheidend mitzusprechen.

Das Vorgehen der Bevölkerung von Südwestafrika hat auch die Landsleute in den andern Kolonien auf den Plan gerufen.

Togo ist die einzige Kolonie, in der der Gouvernementsrat praktische Bedeutung gewonnen hat. Es herrscht dort seltene Einigkeit zwischen Behörden und Ansiedlern und infolgedessen macht sich auch kein Bedürfnis nach einer Änderung der Verhältnisse geltend.

Desto mehr in Kamerun. Auch dort haben sich, wie in Ostafrika, Zweckverbände gebildet, die der weißen Bevölkerung einen gewissen Einfluß auf die Verwaltung und Erschließung des Landes sichern wollen. Leider wird seitens der Regierungs versucht, diesem Streben entgegenzuarbeiten. Z. B. versagt man der Handelskammer in Kribi die Rechtsfähigkeit, weil der Vorsitzende nicht Kaufmann sei. Die Sache hat insofern einen üblen Beigeschmack, als der von den Mitgliedern einstimmig gewählte Vorsitzende, ein Rechtsanwalt, persönlich beim Gouvernement nicht beliebt ist. Sachlich kann der Einwand nicht verfangen, weil, wie das Gouvernement wohl weiß, aus geschäftlichen Gründen keiner der im Südbezirk ansässigen Kaufleute in der Lage ist, den Vorsitz zu übernehmen. Der springende Punkt ist der, daß der Vorsitzende, solange die Kammer die Rechtsfähigkeit nicht hat, nicht in den Gouvernementsrat zugelassen wird, also der Südbezirk in dieser Vertretung der weißen Bevölkerung unvertreten bleibt. Daß die Ansiedler des Südbezirks von Kamerun, vorwiegend Kaufleute, genügende Fähigkeiten zur Mitwirkung an der Verwaltung besitzen, dürfte nebenbei die Tatsache beweisen, daß sie vor Jahresfrist selbst die Mittel zur Trassierung einer Eisenbahn, der „Südbahn", aufgebracht haben.

Die Neigung der Kolonialverwaltung, bei wichtigen Maßnahmen sich der unbequemen Mitwirkung der Vertretung der weißen Ansiedler zu entziehen, hat, wie erinnerlich, auch in Neu-Guinea zu scharfen Konflikten zwischen dem Gouverneur und dem Gouvernementsrat geführt. Da die Angelegenheit damals an dieser Stelle (1909. Nr. 24, 27 und 42) eingehend erörtert worden ist, so können wir uns darauf beschränken, die erfreuliche Tatsache festzustellen, daß der Friede wieder hergestellt ist. Allerdings sind die berechtigten Forderungen der Ansiedler nur zum Teil erfüllt worden. Der Hauptbeschwerdepunkt, der vom Kolonialamt der Kolonie aufgezwungene Ausfuhrzoll auf Plantagenprodukte, ein volkswirtschaftlich unverständliches Gebilde, ist nicht beseitigt worden. Da sich die Leute aber damit abgefunden haben, so liegt keine Veranlassung vor, sich weiter mit der Sache zu beschäftigen.

Neuerdings sind auch auf Samoa die Selbständigkeitsbestrebungen wieder erwacht. Das ist dort kein Wunder, wenn man bedenkt, daß die alten Ansiedler vor der Flaggenhissung durch das Deutsche Reich, als Samoa unter deutsch-amerikanisch-englischem Schutz stand, bereits unter einer Art von Selbstverwaltung,

dem sogenannten Munizipalitätsrat, lebten, wenn man ferner bedenkt, daß die Eingeborenen sich seit der Flaggenhissung einer ziemlich weitgehenden Selbstverwaltung erfreuen und erst in neuerer Zeit etwas darin beschränkt worden sind. Demgegenüber will der notorisch einflußlose Gouvernementsrat, das einzige Sprachrohr der weißen Ansiedler, so gut wie nichts besagen. Die weißen Ansiedler sind tatsächlich politisch schlechter gestellt als die farbigen Samoaner. Und beide Teile waren sich dieses Mißverhältnisses voll bewußt. So war es denn kein Wunder, daß das politische und gesellschaftliche Leben der Weißen von Samoa einem latenten Krieg gleichkam, der so weit ging, daß der Gouverneur zeitweise von den Ansiedlern „geschnitten" wurde. Das sind Zustände, welche die Aufmerksamkeit der heimischen Kolonialverwaltung schon längst erregen mußten. Leider aber sind alle Klagen aus Samoa ungehört verhallt. Es soll nicht behauptet werden, daß alle Schuld allein den Gouverneur trifft. Es gibt auf Samoa, wie in jeder Kolonie, räudige Schafe, die nicht Frieden halten können. Aber den Gouverneur von Samoa trifft derselbe Vorwurf wie den von Ostafrika, daß er, um ja recht ruhige Untertanen zu haben, einseitig die Eingeborenen begünstigt und sich die Europäer möglichst vom Halse hält, mit Ausnahme der Vertreter von ein paar großen Firmen. Darunter leidet das Ansehen der Europäer, leidet die wirtschaftliche Entwickelung des Landes, die letzten Endes auf der Arbeit der Weißen beruht. Die ganze Kolonie macht denn auch einen durchaus undeutschen Eindruck. Die englische Sprache herrscht vor, die einzige Zeitung, die offiziöse „Samoanische Zeitung", erscheint in ganz amerikanischer Aufmachung, halb in deutscher, halb in englischer Sprache, und im Gouvernementsrat sitzt ein Mitglied, das nicht Deutsch kann. Und das alles ist in einem Lande, das soeben erst eine zehnjährige Jubelfeier als deutsche Kolonie begangen hat!

Wenn man diese Verhältnisse in Betracht zieht, fühlt man sich zunächst versucht, der soeben beim Reichstag eingegangenen Petition des Handelsvereins von Deutsch-Samoa, welche für die Kolonie Selbstverwaltung fordert, uneingeschränkt beizustimmen. Bei näherer Überlegung und eingehender Würdigung der einzelnen Punkte der Petition machen sich aber verschiedene Bedenken geltend. Das Leben auf Samoa weist, wie gesagt, viele undeutsche Züge auf. Dazu gehört u. a. auch die zahlreiche Mischlingsbevölkerung, die seit zehn Jahren entstanden ist. An dieser Mischlingsbevölkerung sind zum großen Teil die Ansiedler schuld, denn viele von ihnen sind mit farbigen Weibern verheiratet. In der erwähnten Petition ist von dieser Mischlingsbevölkerung wie von etwas Selbstverständlichem und Gleichberechtigtem die Rede. Damit werden nun die Ansiedler hoffentlich beim Reichstag und der heimischen öffentlichen Meinung wenig Verständnis finden. In der Petition wird Samoa als ein Ansiedlerland par excellence geschildert, das einer großen Zahl von deutschen Farmern noch eine Heimat werden könnte, wenn es nicht Sonderinteressen halber systematisch geschlossen gehalten würde. In unabhängigen kolonialen Kreisen ist man hier-

von schon lange überzeugt. Wenn man aber aus der Petition ersieht, wie gering anscheinend das Rassenbewußtsein auf Samoa entwickelt ist, so muß man der Verwaltung Dank wissen, daß sie bisher, wenn auch aus anderen Gründen, eine planmäßige Besiedlung verhindert hat. Denn sie würde eine Gefahr für die Heimat bilden. Über die von den Deutschen Samoas gewünschte Selbstverwaltung ließe sich vom wirtschaftlichen und finanzpolitischen Standpunkt wohl reden, und wenn man die gouvernementale Finanzpolitik auf Samoa unter die Lupe nimmt, so kommt man sogar zu dem Schluß, daß es hohe Zeit für die Beteiligung der betroffenen Ansiedler an der Verwaltung ist. Aber vom rassepolitischen Standpunkt muß man auch andere Bedenken gelten lassen.

Daß sich in einer Musterkolonie wie Kiautschou mit der Zeit Selbstverwaltungsbestrebungen regen würden, war vorauszusehen. Kiautschou ist bekanntlich der Marineverwaltung unterstellt worden. Diese hat die Hafenstadt Tsingtau mit allen Errungenschaften der Neuzeit, musterhafter Stadtanlage, Kanalisation, Wasserleitung, elektrischem Licht, Schlachthaus ausgestattet, dazu mit modernen Hafenanlagen usw. Es scheint aber, als ob ihr die Sache ein wenig über den Kopf gewachsen sei. Wenigstens ist der Etat von Kiautschou in der Budgetkommission des Reichstags einer fürchterlichen Musterung unterzogen und erheblich beschnitten worden. Offenbar ist der Verwaltung von Kiautschou die Erziehung zu rationellerer Wirtschaft sehr vonnöten. Gewisse Anfänge für eine spätere Selbstverwaltung sind in Tsingtau schon vorhanden. Im Gouvernementsrat sitzen vier Bürgerschaftsvertreter, von denen je einer von den im Handelsregister eingetragenen Kaufleuten, von den im Grundbuch eingetragenen Grundbesitzern und vom Vorstand der Handelskammer in direkter geheimer Wahl gewählt, das vierte Mitglied vom Gouvernement berufen wird. Aber diese Korporation hat nur beratende, nicht beschließende Stimme, ihr Einfluß auf die Verwaltung ist also nur beschränkt. Seit ungefähr zwei Jahren, angeregt durch die Frage der Erweiterung der Gouvernementsschule, schweben nun zwischen der Bürgerschaft von Tsingtau einerseits, dem Gouvernement bezw. Reichsmarineamt anderseits Verhandlungen wegen der Grundlagen einer Selbstverwaltung. Wir können hier auf den Inhalt der Aktenstücke, die in der „Kiautschou-Post" veröffentlicht sind, nicht näher eingehen. Wir haben den Eindruck, als ob auf beiden Seiten über das Ziel hinausgeschossen würde. Die Marineverwaltung, die sich offenbar mit ihren mannigfachen Gründungen in Kiautschou etwas übernommen hat, fühlt anscheinend das dringende Bedürfnis, alle Einnahmen für den Fiskus in Anspruch zu nehmen und auf die Kommunalverwaltung die minder einträglichen öffentlichen Einrichtungen abzuschieben. Die Bürgerschaftsvertreter hinwiederum wollen der Kolonie die staatsrechtliche Natur einer solchen absprechen und Kiautschou lediglich als Konsulatsbezirk und Flottenstation behandelt wissen, was sie der Steuerzahlung entheben würde. Dementsprechend wollen sie die Verwaltungseinnahmen für die zu gründende Kommune in Anspruch nehmen. Mit der verbleibenden Flottenstation soll sich

dann das Reich abfinden. Die Herren irren sich natürlich und von einer für sie so bequemen Lösung der Angelegenheit kann keine Rede sein. Es wird wohl auch nicht ernsthaft ihr Wille sein, gewissermaßen unsre Kolonie preiszugeben, lediglich um sich finanziellen Pflichten zu entziehen. Aber die Marineverwaltung wird der Bürgerschaft ebenfalls auf halbem Wege entgegenkommen müssen. Das Leben besteht nun einmal aus Kompromissen, und man kann im Reichsmarineamt nicht verlangen, daß unsre Kaufleute in Tsingtau den dortigen öffentlichen Anlagen, die sie in kommunale Regie übernehmen sollen, denselben Liebhaberwert zuerkennen, der vielleicht übereiltermaßen hineingesteckt ist. Die Marineverwaltung konnte natürlich im Interesse des Ansehens des Reichs der Zeit etwas vorauseilen und weitausschauend Anlagen schaffen, die über das augenblickliche Bedürfnis von Handel und Wandel hinausgehen. Wird aber die Kolonie von der Bürgerschaft verwaltet, so muß diese darauf sehen, daß die Ausgaben mit den von ihr selbst aufzubringenden Mitteln in Einklang stehen. Ein junges Gemeinwesen muß auf eine gesunde Finanzwirtschaft sehen.

Autokratische Neigungen in der heimischen Verwaltung sind es, wie die hier geschilderten Vorgänge deutlich zeigen, die der inneren Entwickelung der Kolonien hinderlich sind. Vornehmlich die Sucht, den Kolonien möglichst viele Pflichten aufzubürden und möglichst wenig Rechte zu überlassen. Dabei aber über wichtige Lebensfragen der Kolonien ohne Rücksicht auf deren deutsche Bevölkerung zu unterscheiden. Am auffälligsten ist dies bei der Diamantenfrage in die Erscheinung getreten. Wenn über diese Angelegenheit auch noch nicht das letzte Wort gesprochen ist, so hat das selbstherrliche Vorgehen doch schon eine sehr bedauerliche Wirkung gehabt. Sie hat der Kolonie einen Gouverneur gekostet, wie sie so leicht nicht wieder einen bekommt. Sie hat weiter die Kolonialwerte zum Gegenstand wüster Spekulation gemacht, während die Diamantenproduktion Gelegenheit geboten hatte, weitere Kreise auf verhältnismäßig solider Basis für koloniale Kapitalanlagen zu interessieren. Nun ist es zwar verständlich, daß Herr Dernburg in kapitalistischer Politik das Heil für unsere Kolonien sieht, und in mancher Hinsicht hat er ja vielleicht auch recht. Man kann ihm nicht bestreiten, daß er manches Gute damit erreicht hat. Aber man kann eine solche Wirtschaftsmethode auch übertreiben, und das scheint uns bei der Dernburgschen der Fall zu sein. Gerade in den Kolonien macht sie die natürlichen Kräfte des Landes nicht voll nutzbar und schaltet die Arbeit und das Streben des Einzelnen aus, von denen der Erfolg der Kolonisationsarbeit letzten Endes abhängt. Wo Angehörige einer Nation ein neues Betätigungsfeld finden und ein neues Gemeinwesen gründen sollen, da muß diesem Gemeinwesen ein voller Anteil an dem, was das Land hervorbringt, vorbehalten werden. Kolonien werden nicht dazu gegründet, damit die lebende Generation im Raubbau Reichtümer sammle, sondern damit der Nation übersee ein Jungbrunnen entstehe in völkischer und wirtschaftlicher Beziehung. Die Volkskraft, die drüben nach Betätigung ringt, muß daher sorgfältig gepflegt, sie darf nicht unterdrückt werden!

Die Verwaltung der geiſtigen Güter

Von Erich Schlaikjer

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Künſtler in geſchäftlichen Dingen ein Kind, und zwar meiſtens ein nachläſſiges Kind iſt. Es gibt große Künſtler, die davon eine Ausnahme machen, aber erſt im reiferen Alter, wenn der erſte Rauſch der Jugend verflogen und eine männliche Beſonnenheit eingekehrt iſt. Solange der doppelte Rauſch der Jugend und der Kunſt den Menſchen beherrſcht, iſt an geſchäftliche Erwägungen nicht zu denken; es wäre ſogar unäſthetiſch, wenn der junge Künſtler für die wirtſchaftliche Berechnung allzu viel Zeit übrig behielte. Die vornehme Art, die er von Gnaden ſeines Talentes beſitzt, darf ſich ſehr wohl eine weitgehende Geringſchätzung der materiellen Güter geſtatten. Nur daß freilich das Mannesalter die Zeit der Beſinnung ſein ſollte, in der er ſeine Stellung in der Welt überſchlägt und ſeine Rechte geltend macht. Wird die natürliche Nonchalance der Jugend in das Mannesalter hinein fortgeſetzt, entſteht ein nachläſſiger und verſäumter Eindruck, der nicht ohne weiteres ſympathiſch iſt, oder es entſteht ein Bild der Hilfloſigkeit, das nicht recht zum Mannesalter ſtimmen will. Indeſſen nimmt die Natur auf unſere perſönliche Geſchmacksrichtung leider keine Rückſicht und ſo trifft man oft genug Zigeunertum und geſchäftliche Ohnmacht auch im reiferen künſtleriſchen Alter. Wer das für romantiſch halten will, mag es immerhin tun, die notwendige Folge dieſer Dinge wird ſo leicht kein Menſch mit Romantik verwechſeln. Die geſchäftliche Intereſſeloſigkeit des Künſtlers ruft mit der Sicherheit eines Naturgeſetzes eine Ausbeutung hervor, die um ſo roher wirkt, als in ihr der gemeine Rechenverſtand (und oft genug die gemeine Habſucht) über eine an ſich vornehme menſchliche Natur triumphieren. Wenn es ſich um die wirtſchaftliche Verwaltung der geiſtigen Güter handelt, werden wir daher faſt immer finden, daß die geſchäftlichen Intereſſenten ihren Part zu ſichern wiſſen, während das reale Intereſſe der Kunſt in der Verhandlung gar nicht erſt zu Wort kommt. Der Stand der Schriftſteller hat, um ein Beiſpiel zu nennen, noch heute keine wirtſchaftliche Organiſation von Rang. Er könnte den Zeitungen und Zeitſchriften gegenüber eine eminente Macht bedeuten, er bedeutet als Stand aber gar nichts und

jedem einzelnen wird es überlassen, sich auf eigene Faust eine bestimmte Geltung zu erringen. Nicht als ob das im Stand selber nicht empfunden würde, aber es scheint uns angeboren zu sein, daß wir als Schriftsteller nicht über die Anregung durch das Wort hinauskommen. Dann und wann entsteigt unserem Busen ein melancholischer Seufzer oder wir glossieren die Zustände durch einen bitteren Witz oder wir führen einen eleganten ironischen Degenstoß nach dem Gegner — und wenn wir das getan haben, gehen wir auch weiter unseren eigenen Gedanken nach und lassen den Dingen den alten schiefen Gang. Es gibt keine Frage, die für die Schriftsteller und für die Künstler überhaupt so wichtig wäre wie die Frage des Urheberschutzes; es ist der Kern aller ihrer Rechte und alle anderen Fragen sind ihr gegenüber zweiten Ranges und untergeordnet. Nichtsdestoweniger hat die Frage des Urheberschutzes im Schriftstellerstand keine tiefgehende Bewegung hervorrufen können. Unsere politischen Kollegen leitartikeln über die Interessen aller möglichen Stände und verteidigen sie mit feurigem Eifer, über die Interessen des eigenen Standes aber wird so leicht kein Leitartikel geschrieben, und wird er geschrieben, ist auch noch zehn gegen eins zu wetten, daß er mehr dem Verleger als dem Schriftsteller dient. Unsere literarischen Kollegen schreiben über alle möglichen Bücher und erweisen bald diesem und bald jenem Verleger einen Dienst, dem eigenen Stand aber erweisen sie auch dann keinen, wenn er noch so dringend danach verlangt. Es ist das für den Stand der Schriftsteller nicht unbedingt ein schlechtes Zeugnis. Es steckt in jedem ideellen Stand eine notwendige Verachtung des Materiellen, die wir ja bereits oben erwähnten. Wir müssen uns aber nachgerade darüber klar werden, daß in uns eine geschäftliche Untüchtigkeit steckt, die die Grenzen des Zulässigen weit überschreitet und der idealen Sache des Schrifttums schweren Schaden zufügt. Wir müssen uns darauf um so mehr besinnen, als uns in der Frage des Urheberschutzes von der Seite eines Standesgenossen eine Hilfe widerfahren ist, die wir wenigstens bis jetzt durch unseren eigenen Eifer in keiner Weise verdient haben. Ferdinand Avenarius hat die alte künstlerische Lässigkeit gründlich von sich abgetan und hat eine rege Agitation eingeleitet, um weiteren Kreisen der Künstler und des Publikums die Augen über die wahre Natur des Urheberschutzes zu öffnen. Er hat seine Ideen in zahlreichen Leitartikeln des „Kunstwarts" vertreten, er hat sie in Flugschriften im Lande verbreitet und er hat Eingaben an den Reichstag veranlaßt. Was ihm bis jetzt gefehlt hat, ist der starke Rückhalt einer sozusagen intellektuellen Volksbewegung, das Echo der öffentlichen Meinung, das Gewicht der Masse. Es würde für unseren Stand aber eine sehr peinliche Schande sein, wenn ihm das alles auf die Dauer auch weiter fehlen sollte, und so wollen wir an unserem Teil versuchen, dem Problem des Urheberschutzes einen neuen Weg ins Publikum zu bahnen.

Avenarius denkt den Gedanken des Urheberschutzes unter sehr großen Gesichtspunkten. Er träumt von einer nationalen Geistesökonomie, die den Zweck hat,

einen jeden Menschen dahin zu stellen, wo er am besten der Allgemeinheit dient. Es bedarf keiner langen Erwägung, um einzusehen, daß eine derartige Forderung sehr tief in den gesamten gesellschaftlichen Organismus einschneiden muß. Es würde sich ja keineswegs nur darum handeln, die zunächst vorhandenen Talente auf den richtigen Platz zu bringen, es müßte in richtiger Konsequenz des ganzen Satzes ja auch dafür gesorgt werden, daß kein Talent mehr im Entstehen verkümmert, daß mit der kostbarsten Masse, die die Erde kennt, mit dem menschlichen Gehirn, keine Materialvergeudung getrieben wird. Wenn aber alles herauf sollte, was jetzt durch die Ungunst der Verhältnisse in der Tiefe bleibt, würden wir vor einer Aufgabe stehen, die einer sozialen Umwälzung zum mindesten sehr nahe kommen würde. Die nationale Geistesökonomie in ihrem vollen Umfang wird also der Zukunft überlassen bleiben müssen, wie sie auch bei Avenarius als ein Zukunftstraum erscheint. Daß man später einmal unsere Wirtschaft auf diesem Gebiet nicht verstehen wird, glauben auch wir. Die rohe Gleichgültigkeit, mit der man es heute dem Zufall überläßt, ob eine feine und wertvolle Schöpferpersönlichkeit schaffen oder verhungern soll, wird einer späteren Zeit nicht nur als barbarisch, sondern auch als unwirtschaftlich erscheinen, als ein heilloses Herumschleudern mit einem anvertrauten nationalen Gut. Es ist ja keineswegs so, wie man hier und da annimmt, daß die kulturellen Güter eine Art von Luxus seien, der ebensogut fehlen könnte. Die Dinge liegen vielmehr so, daß der Umlauf der kulturellen Werte in einem Volk die Grundlage auch seiner wirtschaftlichen Kraft ist. Und da gerade dieses Argument auf eine gesetzgebende Versammlung den größten Eindruck machen wird, soll es etwas näher betrachtet werden. Was in der Frage des Urheberschutzes erreicht werden soll, ist etwas sehr Reales, das in der realen Gegenwart erreicht werden kann und muß. Es ist aber nicht ratsam, daß wir die Raubtierarena der modernen Interessenkämpfe mit nur kulturellen Erwägungen betreten, und eben darum wollen wir uns über den Zusammenhang der Kultur mit der nationalen Wirtschaft und der nationalen Kraft in kurzen Zügen klar werden.

Der Mann der Praxis ist im allgemeinen geneigt, einen Dichter und das Werk eines Dichters für etwas zu halten, das man am besten den Gelehrten oder den Frauen oder den jungen unerfahrenen Menschen zum Zeitvertreib überläßt. Er sieht nicht die Fäden, die vom Buch zur Praxis führen und fühlt nicht, daß die Praxis, in der er selber steht, aus dem Buch ihre Nahrung saugt, und zwar auch aus dem Buch des Dichters. Daß die industrielle Praxis ohne das wissenschaftliche Buch und die Studierstube überhaupt nicht da wäre, leuchtet ohne weiteres ein; es soll hier indessen von den Büchern der Kunst die Rede sein, da sie weiter seitab zu liegen scheinen. Der Mann der Praxis übersieht, daß die rechte Arbeitskraft die rechte Erholung braucht, wenn sie anders frisch bleiben soll. Ein Gehirn, das immer nur praktische Dinge denkt, verliert die Fähigkeit auch zu diesen praktischen Dingen, wenn es an die Monotonie geschmiedet bleibt. Es bedarf einer Erholung, die ihm mit frischer

Sinnlichkeit entgegenkommt und die praktischen Fähigkeiten stärkt, weil es sie ruhen läßt und dafür zu anderen Kräften spricht. In einem Organismus stehen alle Kräfte untereinander in Wechselwirkung. Liegen bestimmte Partien brach, so leiden die anderen. Ein Gelehrter, der sich nur mit abstrakter Denktätigkeit befaßte, würde bald aufhören, ein Gelehrter zu sein, und ein Praktiker, dessen kulturelle Gehirnpartien niemals befruchtet würden, würde auch als Praktiker bald zweiten Ranges und untergeordnet werden. Er würde vom Praktiker zum praktischen Banausen herabsinken und vom praktischen Banausen zum ganz gewöhnlichen Dummkopf hätte er es dann nicht mehr allzu weit. Nun besteht zwar für die Erfrischung durch die Kunst das Ersatzmittel des Amüsements. Die stille Freude an einem Buch, das ernsthafte Theater, die Gemäldegalerie kann durch das Weinrestaurant und den Bierpalast insofern ersetzt werden, als beide einen gewissen Wechsel schaffen. Es besteht nur der peinliche Unterschied, daß das Amüsement seine Anhänger mit leerem Kopf und leerem Herzen entläßt, daß es zwar gewisse Kräfte ausspannt, den anderen aber keine Nahrung zuführt und darum notwendig verödend und schließlich auch verheerend wirken muß. Mit leeren Köpfen und leeren Herzen kann man gewiß vortreffliche Geschäfte machen, es gibt sogar Geschäfte, bei denen die beiden raren Dinge unerläßliche Voraussetzung sind. Das nationale Geschäft aber, das nationale wirtschaftliche Leben sinkt sofort, wenn die Herzen und Köpfe verarmen. Der praktische Banause ist ein Schmarotzer, der nur da ist, weil andere noch keine Banausen geworden sind. Ohne Intelligenz und ohne die erfrischende Kraft der Kultur gedeiht heute kein modernes Wirtschaftsleben, und daß das zweite von diesen beiden Dingen in England so tief gesunken ist, will mir als der schwächste Punkt in der wirtschaftlichen Existenz Englands erscheinen. Die Roheit ist schwach, wie sie auch immer mit ihren prallen Muskeln renommieren mag. Wenn in einem Volk der Sport die kulturelle Erfrischung verdrängt, die vor allem die Kunst gewährt, so ist das eine Dekadenz so gut wie Rückenmarksdarre und Maitressenkultus auch eine ist. Ohne die Frische der Empfindung, die man sich nur durch den Zusammenhang mit den reichen Empfindungsschätzen der Kunst bewahrt, gibt es keine wirkliche Frische des Geistes und keine wirkliche Frische des Willens — es gibt nur noch Habsucht und Rücksichtslosigkeit. Diese beiden Dinge aber können zwar den Einzelnen bereichern, niemals aber ein Volk. Und woher sollten wir den vaterländischen Ernst wohl nehmen, ohne den man sich zwar einen Haufen galizisches Gesindel, niemals aber ein nobles Volk denken kann? Woher sollte er wohl stammen, wenn nicht aus dem kulturellen Ernst, der seine unerläßliche Vorbedingung ist? Und welches Bild bietet der Geist des Familienlebens, wenn kein Strahl der deutschen Kultur in die Zimmer fällt? Und welche Bedeutung wiederum hat ein gehaltvolles Familienleben für die Kraft der heranwachsenden Generation? Die kulturellen Güter und der kulturelle Blutumlauf in einem Volk sind für die nationale und wirtschaftliche Kraft in Wirklichkeit von der

allerhöchsten Bedeutung. Sind sie aber das, so muß das politische Interesse sich auch auf die „Urheber" der kulturellen Werte erstrecken und die Frage nach der Verwaltung der geistigen Güter wird eine Frage von nationalem Rang.

Wie entlohnt das Urhebergesetz den Produzenten des künstlerischen Metalls? Wir brauchen diese Frage nur zu beantworten, um sofort mitten in das ganze Problem hineinzugeraten. Das Urheberrecht gibt ihm die Verfügung über den geschäftlichen Ertrag seiner Arbeit, es gibt ihm aber nichts, wenn dieser Ertrag etwa ausbleiben sollte. Wenn also der geschäftliche Ertrag in einem geraden Verhältnis zum kulturellen Wert stehen sollte, ist das Urheberrecht in der besten Ordnung, wenn das aber nicht der Fall sein sollte, gibt es dem Produzenten eine Anweisung auf das leere Nichts. Es braucht an dieser Stelle keiner langen Ausführungen, um dem Leser die Überzeugung beizubringen, daß in der Tat gerade der originale Urheber auf das leere Nichts verwiesen wird. Der originale Künstler ist zunächst dem Publikum fremd, eben *weil* er original ist; das liegt im Begriff. Wer mit einem Selbst daherkommt, darf nicht so ohne weiteres auf den Beifall der anderen rechnen; sein Selbst muß erst in langer und langsamer Eroberung von ihnen Besitz ergreifen, bevor in immer mehr Menschen die Sehnsucht nach der persönlichen Bereicherung erwacht. Bleibt aber der Beifall aus, so auch der geschäftliche Erfolg, und der kulturelle Produzent steht ratlos mit seiner Anweisung auf das Nichts in den Händen. Wer aber bringt, was dem Publikum bereits vertraut ist, wer also im Grunde gar nichts bringt, dem erschallt der Beifall, dem winkt der geschäftliche Erfolg und den bekränzt das moderne Urheberrecht. Avenarius hat sehr lehrreiche Beispiele zusammengebracht, die dem konkreten Leben entnommen sind und die Wirkungen des Urheberrechtes in sehr bitterer Weise illustrieren. Eins davon bietet dem Beschauer dieses Bild: „Ein Denker ist in Armut gestorben. Goldera sieht nur für den Kenner nach Gold aus; seine Bücher gingen nicht; sie waren für das Verständnis der vielen zu schwer. Aber an drei Stellen im Reich sind Tiegel aufgebaut, bei denen sitzen nützlich Beflissene, die ausschmelzen, und was sie gewinnen, in gangbare Münze prägen. Die fährt nun für *ihre* Rechnung durch tausend Kanäle über Land, während schöne Waren im Tausch dafür heimschwimmen. Reines Gold sind ihre Münzen ja nicht, aber doch gehaltvolle Legierung. Die Hinterlassenen dessen, der den Gehalt gegeben hat, fragen sich, wieviel mehr er wohl hätte schaffen können, wenn ihn von der Fron an irgendeinem Ämtchen der fünfte Teil des Geldes gerettet hätte, das seine Ummünzer und Verwerter nun einsäckeln." Man wird nicht behaupten wollen, daß dieses Verhältnis zwischen dem originalen Produzenten und den Ummünzern ihrem wirklichen inneren Verhältnis entspricht. Nichtsdestoweniger aber liefert der Fall nicht ein vereinzeltes, sondern das *typische* Bild, und damit ist über das Urheberrecht vom Standpunkt des Produzenten aus der Stab gebrochen.

Die psychologisch unabänderliche Tatsache aber, daß der originale Künstler zunächst in der Welt ein Fremder ist, führt noch zu anderen, ebenso unerfreulichen

Konsequenzen. Der Verleger, der sein Werk erwirbt, kann zunächst nur mit einem sehr geringen Absatz rechnen und infolgedessen muß der Preis des einzelnen Buches eine angemessene Höhe haben. Der Preis muß so hoch sein, daß er die Herstellungskosten deckt und den Profit ergibt, auch wenn er nur mit einem sehr kleinen Multiplikator multipliziert wird. Nun aber haben nicht alle, die das Gehirn für neue Dinge haben, auch zugleich den entsprechenden Geldbeutel. Ein großer Teil unserer Intelligenz ist auf geringe Einnahmen angewiesen und kann teuere Bücher einfach nicht kaufen. Und so hat schließlich der Urheber seine Anweisung auf das leere Nichts in Händen und ein Teil der deutschen Bildung steht sehnsüchtig vor vergitterten Schätzen. Damit aber ist über das Urheberrecht sowohl vom Standpunkt des Produzenten als vom Standpunkt des Konsumenten der Stab gebrochen. Es überläßt den wirklichen Urheber der schrecklichen Not und reicht dem klugen Geschäftemacher die Palme. Es ist dringend reformbedürftig und seine Reform bildet die Grundfrage aller geistigen Wirtschaft überhaupt. Diese Tatsache steht so fest, wie nur je in Tirol ein Berg gestanden hat.

Daß trotzdem ein Urheberrecht vorhanden sein muß, ist unbestreitbar. Der Schutz muß sein, nur muß dafür gesorgt werden, daß er gerade für die Echten zu einem wirklichen Schutz wird. Das gegenwärtige Urheberrecht waltet blind und roh nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Es bedarf der Korrektur, wenn es nicht zu einem blutigen Unrecht gegen die wirklichen Urheber werden soll, und als Korrektur schlägt Avenarius die Gründung eines Urheberschatzes vor, aus dem den originalen Talenten eine auskömmliche Arbeitsrente gewährt werden soll. Die Rente soll nach der ersten Arbeit auf Zeit, nach der zweiten wiederum auf Zeit und schließlich lebenslänglich verliehen werden. Die Frage ist nun, woher die Mittel kommen sollen, und man muß es Avenarius lassen, daß er es verstanden hat, seinem Vorschlag auch gleich die reale geschäftliche Grundlage mitzugeben. Er schlägt vor, das Urheberrecht, das heute bekanntlich dreißig Jahre nach dem Tode des Urhebers erlischt, niemals ganz erlöschen zu lassen. Wenn die Bücher eines großen Dichters „frei" geworden sind, fangen sie erfahrungsgemäß erst an, in großem Maßstab ins Volk zu dringen, und dann sollen die geschäftlichen Verwerter gehalten sein, von ihrem Gewinn zwei Prozent an den Urheberschatz abzuführen. Auf privatkapitalistischer Grundlage und ohne tragenden nationalen Gedanken machen das die französischen dramatischen Autoren meines Wissens heute schon. Sie verlangen beispielsweise einen bestimmten Tantiemesatz auch von den Molièreschen Dramen, anderenfalls geben sie dem Direktor ihre modernen Schlager nicht, was bei ihrer straffen Organisation den geschäftlichen Tod bedeuten würde. Man kann über dieses Vorgehen selbstverständlich verschiedener Meinung sein, ich führe es nur an, um zu zeigen, daß es sich hier um Dinge handelt, die sich nicht nur praktisch machen lassen, sondern die tatsächlich bereits praktisch gemacht werden. Wenn Avenarius von den geschäftlichen Nutznießern eines Urhebers verlangt, daß sie von ihren oft eminenten

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Gewinnen einen geringfügigen Prozentsatz abgeben sollen, um dadurch die Kultur zu erhalten, aus der sie ihre Renten ziehen, so verlangt er damit nur etwas, was moralisch wie geschäftlich gleich einwandsfrei ist. Das jammervolle Geschrei, das sich immer zu erheben pflegt, wenn irgendein kapitalistischer Profit um Haaresbreite geschmälert werden soll, braucht uns keinen Pfifferling zu kümmern. Die Herren sind immer noch die Beschenkten und zwar die reich Beschenkten — sie allein und ausschließlich.

Mit dem Verleihen der Rente an den Urheber geht dann sein Werk in den Besitz des Urheberschatzes über, der es nun zum Herstellungspreis, also zu einem unerhört billigen Preis, ins Volk wirft. Damit würde dem schnöden Übelstand abgeholfen sein, daß einerseits der Urheber kein Geld und anderseits die mittellose Bildung kein Buch erhalten kann. So sehr das nun auch zu erstreben ist, so sehr glaube ich doch, daß Avenarius hier idealer ist, als im praktischen Leben gut tut. Setzt man einen solchen Urheberschatz voraus, so werden seine Entschließungen von der Kritik der ganzen deutschen Presse begleitet werden, auf ein derart erworbenes Buch oder Bild würde ein Licht der Öffentlichkeit fallen, so blendend hell, daß wir es heute nur schwer plastisch anschaulich machen können, und damit würde ein Absatz (sei es auch nur an die liebe Neugierde) erreicht werden können, der auch bei einem ganz minimalen Preisaufschlag eine erkleckliche Summe in den Urheberschatz liefern könnte. Eine bis jetzt nicht erhörte Billigkeit könnte durch den vergrößerten Betrieb auch dann noch erreicht werden. Wenn man die Gedanken der letzten Zeilen durchdenkt, wird man finden, daß wir mit dem Urheberschatz gleichzeitig eine Teilnahme der Nation an kulturellen Dingen wecken würden, gegen die die heutige Teilnahme nur ein armseliges Gewächs ist.

Schwieriger und in ihrer tiefsten Tiefe unlösbar ist nun leider die Frage, welchen Urhebern die Auszeichnung des Urheberschatzes zugute kommen sollte. Es würde in der Welt der realen Möglichkeiten nur übrig bleiben, eine Kommission einzusetzen, und dann am besten eine Kommission aus den angesehensten Sachverständigen der Zeit. Selbst aber die angesehensten Sachverständigen würden an einer bestimmten Borniertheit leiden, die im Begriff des Sachverständnisses liegt. Wer in der Kunst sachverständig ist, ist in ganz bestimmten Anschauungen befangen nnd kann darum einer neuen Kunst gegenüber blind sein, während der Laie sehend jubelt. Die sachverständigen Theologen des Alten Testaments nagelten den Heiland bekanntlich ans Kreuz, aber die Kuhhirten beugten vor ihm die Knie. Man braucht nur an das sachverständige Urteil zu denken, das der Philosoph Schopenhauer bei den Fachkollegen seiner Zeit fand, oder an das Schicksal, das der sachverständige Schopenhauer wiederum dem Kollegen Hegel bereitete; man braucht nur an Heines sachverständiges Urteil über Platen, an Schillers sachverständiges Urteil über Bürger, an das sachverständige Urteil der Romantiker über Schiller, an das Urteil Spielhagens oder Wilhelm Raabes über Ibsen zu denken — und man sieht in klarer Schrift,

daß auch eine solche Kommission von Sachverständigen niemals das Unrecht gegen den wirklichen Urheber beseitigen würde. Wenn man aber der Sachverständigenkommission nichts weiter vorzuwerfen hat, als daß sie niemals ganz das Unrecht beseitigen wird, so wirft man ihr schließlich nur vor, was man in dieser unvollkommenen Welt jeder einzelnen Institution vorwerfen muß und was also aufhört, ein besonderer Vorwurf zu sein. Wie immer die Kommission auszeichnen möge, ihre Auszeichnung und ihre Zusammensetzung würden der Kritik der ganzen Nation unterliegen und gegen den Richter, der heute entscheidet, würde sie ein Sendbote der Gerechtigkeit sein. Denn heute entscheidet das Platteste und Roheste, was diese Erde überhaupt trägt — der Beifall der breiten Menge.

Die grundsätzliche Reform, die durchgeführt werden muß, ist damit dargestellt. Avenarius macht dann noch eine Reihe besonderer Vorschläge, die dem Gesetz leicht eingefügt werden könnten und manchen Übelstand beseitigen würden; auch ein bestehender Urheberschatz würde sie meines Erachtens nicht überflüssig machen. Wenn der Weg durch das Beispiel nach dem lateinischen Sprichwort kurz ist, können wir nichts Besseres tun, als ein Beispiel zu erzählen, das Avenarius dem wirklichen Leben entnommen hat und das wenigstens für unser Gefühl eine geradezu aufreizende Sprache redet. „Ein Maler, dessen Namen wir heute alle mit tiefster Ehrfurcht nennen, rang sich aus Verkanntheit und Spott allmählich zum Haupt wenigstens einer kleinen Gemeinde durch. Da erbot sich ein Kunstverleger, ein ehrlich für Kunst begeisterter Mann, ihm beim Bekanntwerden zu helfen, indem er Photographien seiner Werke verbreitete. Der Künstler war bei dem Gedanken glücklich, denn was ersehnte er mehr, als endlich zu seinem Volk zu sprechen — er trat dem Verleger sein Urheberrecht ab und es verstand sich bei dem Risiko des Unternehmens beiden Teilen ganz von selbst, daß keine Entschädigung dafür gezahlt wurde. Die Photographien wurden auch nur ganz wenig verkauft. Einige Jahre darauf trieb es den Künstler in den Tod. Wieder ein paar Jahre später starb der Verleger. Jetzt aber sind die ihrer Zeit geschenkten Urheberrechte die Quelle behaglichen Reichtums von jenes Verlegers Erben. Den Erben des Künstlers gehören sie ja nicht mehr, die sind arm. Die Verleger-Erben geben ihnen nichts. Wohl aber verhindern sie jeden Versuch, die Kunst jenes Großen nach dessen eigenem Sehnen durch billige Reproduktionen im Volk zu verbreiten durch Verweigerung ihrer „Genehmigung". Nämlich: Sie würden dann von den teueren Blättern weniger absetzen, an denen sie jetzt dreihundert Prozent der Herstellungskosten verdienen."

Es ist natürlich durchaus richtig, daß Avenarius seine Beispiele in einer Form erzählt, welche die Originale nicht erkennen läßt. In diesem Falle aber will ich mich gern zu einer lebhaften Sehnsucht nach der persönlichen Bekanntschaft mit dieser Kunsthändlerfamilie bekennen — ich möchte lediglich feststellen, wie sie sich wohl ausnehmen würde, wenn man sie an der Seite eines italienischen

Briganten betrachtete. Um dem Übelstand, der der widerwärtigen Erscheinung zugrunde liegt, an den Leib zu kommen, schlägt Avenarius nun vor, daß das Urheberrecht immer nur für einen bestimmten Zeitraum übertragen werden kann, etwa für die gewiß ausreichende Spanne von fünfzehn Jahren. Dem geschäftlichen Verwerter würde diese Frist eine breite Basis für seine Operationen geben und viel Künstlerelend und Künstlerschmach könnte durch diesen Paragraphen aus der Welt geschafft werden. Es ist ja keineswegs so, daß der erzählte Fall ein Ausnahmefall ist, er liegt besonders schroff, aber er kehrt in hundertfachen Variationen immer und immer wieder. Ich selbst vergab in meiner ahnungslosen Jugend das Urheberrecht an meinen Dramen „für die Dauer der Schutzfrist" an einen Agenten und wäre meinen Arbeiten gegenüber machtlos gewesen, wenn nicht die Liquidation der Firma sie wieder in meine Hände zurückgegeben hätte. Und wie ich damals handelte, so handelten die meisten oder gar alle. Wenn das Gesetz hier bei der ersten Abmachung eine Grenze von fünfzehn und bei der zweiten eine solche von zehn Jahren festsetzen wollte, so könnte der Künstler wenigstens niemals ganz um das Recht an seiner Arbeit kommen. Niemals ganz: denn auch innerhalb einer Frist von fünfzehn Jahren wären noch die lustigsten Ausbeutungsmöglichkeiten denkbar. Es ist ein ganz bekannter Fall, daß ein Kunsthändler ein Bild für wenige hundert Mark erwirbt, das er nach zehn Jahren für dreißig-, vierzig- oder fünfzigtausend Mark verkaufen kann. Der Künstler mag dann ruhig beim Schwarzbrot sitzen, während die Händler an seinen Bildern Summen verdienen, die auch eine Pulle Sekt als einen sehr mäßigen Luxus erscheinen lassen. Um dieses häßliche Bild aus der Welt zu schaffen, würde die Festsetzung einer bestimmten Frist nicht genügen, weil es, wie bereits erwähnt, auch sehr wohl innerhalb einer Frist von fünfzehn Jahren entstehen könnte. Avenarius schlägt darum vor, was wir sowohl für zweckmäßig wie für billig halten, daß der Künstler auch innerhalb der Frist an dem Mehrerlös seines Werkes mit einem Viertel beteiligt wird, unter der Voraussetzung, daß er seine Forderung zwei Jahre nach dem Verkauf geltend macht. Es würde sich kaum vermeiden lassen, daß die Kunsthändler einer solchen Bestimmung gegenüber ein Geschrei erheben würden, als wenn der Weltuntergang über sie hereinzubrechen drohte. Wir könnten sie indessen ruhig schreien lassen: die Welt geht wirklich nicht unter, weil der Künstler so üppig wird, daß er am Reingewinn seines Kunstwerkes mit einem Viertel beteiligt sein will. Auch dem Kunsthandel würde dadurch kein Haar gekrümmt werden und der Kunst wäre immerhin ein Dienst erwiesen.

Was Avenarius sonst noch an Vorschlägen macht, kann hier nicht im einzelnen durchgenommen werden und braucht es auch nicht. Wenn unsere Arbeit nur den Blick für den Ernst des Problems geöffnet, wenn sie die jammervolle Halbheit des heutigen „Urheber"-Schutzes dem Gewissen eingebrannt hat, mag alles übrige der speziellen Beratung und der Diskussion überlassen bleiben. Es sei nur kurz darauf hingewiesen, daß das Gesetz die Reproduktions-

photographien der Photographen als Originale betrachtet und ihnen einen „Urheberschutz" von zehn Jahren gibt, während sie früher die geschäftlich völlig ausreichende Schutzfrist von fünf Jahren besaßen. Wenn es also einem Photographen gelungen ist, ein berühmtes Original zu photographieren, kann er zehn Jahre hindurch das Publikum nach Belieben am Geldbeutel strafen — kraft seines überaus komischen „Urheberrechtes". Avenarius verlangt hier die Wiederherstellung der alten Schutzfrist von fünf Jahren und weiter verlangt er, daß die freien Originale der öffentlichen Sammlungen von jedem sollen reproduziert werden dürfen, der die Befähigung dafür nachweist. Da die öffentlichen Sammlungen aus öffentlichen Mitteln erhalten werden, ist es nur eine ganz einfache Konsequenz, daß sie der breitesten Öffentlichkeit zugänglich sind. Wie die Dinge heute liegen, kann eine öffentliche Sammlung eine Photographenfirma privilegieren, die dann kraft ihres wunderbaren Urheberrechtes das Publikum brandschatzt und die Verbreitung billiger Blätter geradezu hindert. Daß aber eine öffentliche Sammlung, die die Verbreitung ihrer Werke in der Öffentlichkeit hindert, ein unsinniges Ding ist, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Avenarius hat sich sehr tief in die Materie hineingearbeitet und beherrscht sie sowohl von der künstlerischen wie von der geschäftlich-praktischen Seite aus. Hoffentlich finden seine Worte nun endlich auch in den beteiligten Künstlerkreisen das starke Echo, das sie verdienen. Wenn die künstlerischen Organisationen sich endlich ermannen, wenn die deutsche Bildung sich für die Sache interessiert, dann muß es gelingen, den scheinbaren Urheberschutz in einen wirklichen zu verwandeln. Daß es sich dabei um Dinge handelt, die weit über den Rahmen von künstlerischen Standesfragen hinausgehen, haben die vorstehenden Ausführungen hoffentlich ergeben. Es handelt sich wohl um eine Standesfrage, aber um eine solche, die in ihrer Konsequenz von nationaler Bedeutung ist. „Die wichtigste Aufgabe der deutschen Geisteskultur im zwanzigsten Jahrhundert ist: zu bilden und auszubauen einen Urheberschatz zur Befreiung des geistigen Schaffens der Nation vom Tages-Marktwert." Mit diesen Worten sagt Avenarius keine Silbe mehr, als er in solider Begründung vertreten kann.

Die preußische Verwaltungsorganisation jetzt

ie Neuordnung der Verwaltung durch die Gesetzgebung der siebziger und achtziger Jahre bezweckte die Durchführung der großen Gedanken der Dezentralisation, der Selbstverwaltung und der Rechtskontrolle der Verwaltung. Sie betraf in der Hauptsache nur die Provinzialbehörden.

Zunächst wurden die Kreise und die Provinzen als Gemeindeverbände vollständig ausgebaut. Ferner wurden die Oberpräsidenten von der Verbindung mit den Regierungen gelöst. Den Regierungspräsidenten wurde die Erledigung der Geschäfte der frühern Regierungsabteilung des Innern unter persönlicher Verantwortung übertragen, während die beiden andern Abteilungen ihre kollegialische Verfassung behielten. Endlich verlieh man den Oberpräsidenten und den Landräten das Polizeiverordnungsrecht, die Entscheidung über Beschwerden gegen die nächst niedern Behörden, Zwangsmittel zur Durchführung ihrer Anordnungen und schließlich die Zuständigkeit für eine Anzahl einzelner Angelegenheiten. Diese beiden Behörden erhielten damit ein eigenes „Imperium" und wurden förmliche Instanzen. — In allen drei Instanzen (Provinz, Regierungsbezirk, Kreis) wurden den Staatsbehörden Laienausschüsse (Provinzialrat, Bezirksausschuß, Kreisausschuß) angegliedert, die zusammen mit Staatsbeamten teils als reine Verwaltungsbehörden, teils auch als Verwaltungsgerichte tätig sind.

Es teilen sich so in die Geschäfte der allgemeinen Landesverwaltung erster Instanz nunmehr Landrat, Kreisausschuß, Regierungspräsident, Bezirksregierung, Bezirksausschuß regelmäßig; ausnahmsweise kommen dazu Minister, Oberpräsident und Provinzialrat. Aufsichts- und Beschwerdeinstanz sind Minister, Oberpräsident, Provinzialrat, Regierungspräsident, Bezirksregierung, Bezirksausschuß, Landrat, Kreisausschuß. Der Instanzenzug geht aber nicht mehr, wie früher, an die nächst höhere Behörde, sondern ist mehrfach hiervon abweichend bestimmt. So geht er z. B. in einzelnen Fällen von der Kreisbehörde unmittelbar an den Oberpräsidenten oder auch an den Minister. Besonders und stark von der Regel abweichend sind die Organisation der

(*) Vgl. „Die Not der preußischen Verwaltung", „Grenzboten" 1910, Heft 3 und die Fortsetzungen Heft 4, 5, 7, 15.)

Staatsbehörden und der darin begründete Instanzenzug für den Stadtkreis Berlin geordnet.

Alle Kritiker sind darin einig, daß diese neue Organisation mangelhaft ist; im einzelnen sind ihre Ansichten aber geteilt: Freiherr von Zedlitz, Lotz, Schwarz und Graf Hue de Grais finden die Mängel in der Zahl, der Gliederung und dem Aufbau der Behörden, während die andern, von Massow, Klonau und von Arnstedt nur die Verteilung der Geschäfte auf die einzelnen Behörden, also die Regelung der Zuständigkeit, für falsch halten.

Der allgemeinste Vorwurf gegen die heutige Organisation im Sinne der an erster Stelle genannten vier Kritiker ist der, daß man die Hauptaufgaben der Reform, die Selbstverwaltung und Dezentralisation, nicht weit genug durchgeführt habe. „Wie man sieht," so schließt Freiherr von Zedlitz seine Schilderung der Veränderungen, die die Reform gebracht hat, „sind auf der ganzen Linie bedeutungsvolle Ansätze zur Umwandlung der Verwaltungseinrichtung auf der Grundlage der Selbstverwaltung und Dezentralisation gemacht, aber nirgends ist der Abschluß erreicht, überall ist man auf halbem Wege stehen geblieben."

Daraus spricht offenbar die Auffassung, daß Selbstverwaltung und Dezentralisation nicht nur dem Wesen, sondern auch dem Umfang oder der Ausdehnung nach ein für allemal fest bestimmt, also Glaubenssätze oder Selbstwahrheiten sind. Wenigstens können nur so die Wendungen, es sei ein „Ansatz gemacht", aber nirgends ein „Abschluß erreicht", man sei überall „auf halbem Wege stehen geblieben", einen verständigen Sinn haben. Diese Auffassung würde dann verwandt sein mit der früher zurückgewiesenen über das Verhältnis des Staats zu den Gemeinden überhaupt. In Wirklichkeit ist aber Selbstverwaltung nichts andres als die Erledigung des Aufgabenkreises, den der Staat den einzelnen Gemeindeverbänden zugeteilt hat, also mit andern Worten Staatsverwaltung, die nur aus bestimmten Gründen nicht von unmittelbaren Staatsbehörden ausgeübt wird. Die Frage, ob und in welchem Umfang Selbstverwaltung angebracht sei, kann nicht theoretisch und allgemein gültig, sondern nur praktisch für den einzelnen Fall gelöst werden. Sie ist keine Frage der Theorie oder Doktrin, sondern der Praxis, der Verwaltungsmethode oder der Verwaltungstechnik oder schließlich der Politik. Bei ihrer Entscheidung können nur maßgebend sein das Bedürfnis und der Vorteil des Staats, nicht der Nutzen des Gemeindeverbands, sofern beides nicht zusammenfällt, was meistens so sein wird. Alles dies gilt selbstverständlich erst recht von der Dezentralisation, die darin besteht, daß einer untern Staatsbehörde Staatsgeschäfte übertragen werden, die bisher von einer höhern Staatsbehörde zu verwalten waren. Es scheint mir deshalb unzulässig zu sein, allgemein der heutigen Verwaltungsorganisation vorzuwerfen, daß sie bedeutungsvolle Ansätze zur Selbstverwaltung und Dezentralisation enthalte, aber nirgends den Abschluß erreicht habe. Das müßte doch erst im einzelnen nachgewiesen werden.

Aber weder Freiherr von Zedlitz noch einer seiner Gesinnungsgenossen haben diesen Nachweis geliefert.

Überdies ist die Zentralisation als solche doch nicht ohne weiteres verwerflich; sie hat vielmehr zweifellos auch ihre Vorzüge. Oberpräsident v. Ernsthausen weist in seinen Erinnerungen z. B. darauf hin, daß sie sich in Frankreich während des letzten großen Krieges gut bewährt und einen wesentlichen Anteil an den anerkennenswerten Leistungen der französischen Landesverteidigung gehabt habe.

Jedenfalls kann ich also nicht zugeben, daß die Stellung der Reformgesetze gegenüber der Selbstverwaltung und Dezentralisation einen grundsätzlichen Mangel dieser Gesetzgebung darstellt. Höchstens kann es sich darum handeln, daß sie auf einzelnen Gebieten nicht so weit gegangen ist, wie es vom praktischen Standpunkt aus erwünscht gewesen wäre. Außerdem scheint mir grade für uns eine zu weit ausgedehnte Dezentralisation und Selbstverwaltung politisch bedenklich zu sein. Freiherr von Zedlitz meint zwar, daß der preußische Staat längst so fest zusammengewachsen sei, daß er in einem kräftigen provinziellen Leben keine Gefahr mehr, sondern eine Quelle der Kraft zu erkennen habe. Das dürfte aber doch etwas zu vertrauensselig sein. Wir haben vielmehr anscheinend allen Grund, auch das äußere Staatsgefüge nicht unnötig zu lockern. Das fordert schon unsere Lage nach außen; aber auch Erscheinungen im Innern sprechen dafür. Ich erinnere an die großen wirtschaftlichen Gegensätze zwischen dem Osten und dem Westen, die schon manches Mal ein einheitliches Vorgehn in wichtigen Fragen des Staatslebens mindestens erschwert haben. Aber auch rein politische Gegensätze sind noch keineswegs überwunden, scheinen sich vielmehr im Gegenteil fortgesetzt zu verstärken. Ich habe dabei nicht allein das Welfentum oder ähnliche Richtungen im Auge. Auch außerhalb dieser Kreise wächst hier und da ein Partikularismus empor, der um so bedenklicher ist, weil er sich als Ausfluß einer angenehm berührenden Heimatliebe gibt, während er in Wirklichkeit der Ausdruck eines tiefen innern Gegensatzes zum preußischen Staat ist. Die Beobachtung, daß an solchen Erscheinungen hauptsächlich die Schwäche oder sonstige Unzulänglichkeiten der Bureaukratie schuld sind, kann uns von der Verpflichtung nicht entbinden, alles zu vermeiden, was dazu dienen könnte, jene Erscheinungen noch zu fördern.

Ein weiterer grundsätzlicher Vorwurf gegen die Reform geht dahin, daß sie die Einheit der Verwaltung überhaupt, und, wie Lotz hinzufügt, auch die Universalität der Regierungen zerstört habe.

Dies soll hauptsächlich durch die große Zahl der neuen Behörden verschuldet worden sein. Im einzelnen soll mitgewirkt haben, daß die Oberpräsidenten und die Landräte ein eignes Imperium erhalten hätten, sowie, daß die Oberpräsidenten als Zwischeninstanz jetzt stärker hervorträten, indem sie eine Beschwerdeinstanz über den Regierungspräsidenten und Regierungen geworden seien. Da anderseits die Bezirksregierung nicht aufgehört habe, entscheidende

Behörde erster Instanz zu sein, die sich als solche immer noch der Landräte als ihrer Organe bediene und gegen deren Verfügungen die Beschwerde, wenn auch zum Teil durch die Hand der Oberpräsidenten, an die Minister gehe, so habe die neue Gesetzgebung dahin geführt, daß über den Ortsbehörden nicht weniger als vier Oberinstanzen aufgebaut seien und daß wir nicht mehr, wie früher, zwei, sondern vier Brennpunkte der innern Verwaltung hätten. Außerdem habe man aber das Gefüge der Bezirksbehörde selbst gesprengt, indem man einen Teil der Regierung unter dem Regierungspräsidenten bureaukratisch eingerichtet habe — wie Freiherr von Zedlitz meint, in richtigerer Würdigung der Verwaltung durch Einzelbeamte, während Lotz darin den Ausdruck einer Ideologie erblickt. Als eine nachteilige Folge dieser Maßnahme hebt Freiherr v. Zedlitz allerdings hervor, daß bei den Bezirksregierungen nunmehr zwei Garnituren von Räten vorhanden seien, selbständige Dezernenten der Kollegialabteilungen, die sachlich nur den Kollegialbeschlüssen unterstünden, und unselbständige Hilfsarbeiter der Regierungspräsidenten. Die Zerstörung der Universalität der Regierungen, in der von Haus aus nicht zum wenigsten deren Stärke gelegen habe, ist nach Lotz außer in den bisher berührten Änderungen noch darin zu erblicken, daß man wichtige Landeskultursachen den Generalkommissionen übertragen habe.

Von diesen Behauptungen der Kritiker ist nach meinen früheren Ausführungen zunächst die unzutreffend, daß die Zahl der Instanzen vermehrt worden sei. Wie wir gesehen haben, gab es vielmehr früher über der Gemeinde tatsächlich ebenfalls schon vier Instanzen und ebenfalls schon vier Brennpunkte der Verwaltung, denn die frühern Oberpräsidenten und Landräte waren keineswegs bloße Statisten.

Richtig ist allerdings, daß der Instanzenzug heute recht bunt, verwickelt und unklar ist. Früher ging er immer an die nächste höhere Stelle bis zum Ministerium. Diese einfache Regel ist nur beibehalten für die Sachen, wo die form- und fristlose Beschwerde im Aufsichtswege noch zulässig ist. Sonst endigt er bald in der Bezirksinstanz, bald in der Provinzialinstanz, bald beim Ministerium. Dazu kommen dann die bereits erwähnten besondern Ausnahmen. Die Behördengliederung und der Instanzenzug für Berlin sind einfach ungeheuerlich. Aber auch andres auf diesem Gebiet ist entzückend. So darf der Landrat die größte Landgemeinde — und wir haben allein sechzehn, die sofort Stadtkreise werden und dann aus dem Kreis überhaupt ausscheiden würden, wenn sie die Stadtverfassung erhielten — ohne weiteres beaufsichtigen, aber er ist unfähig, die Aufsicht über ein kleines Ackerstädtchen von einigen hundert Einwohnern zu führen. Und während er nicht geeignet ist, die Gemeindeverwaltung der städtischen Bürgermeister seines Kreises zu überwachen, kann er doch wieder die allgemeine Dienstaufsicht über die Polizeiverwaltung derselben Selbstverwaltungsbeamten führen. Über Beschwerden gegen Verfügungen der städtischen Polizeiverwalter seines Kreises darf er jedoch nur entscheiden, wenn die Stadt

nicht mehr als zehntausend Einwohner hat, sonst geht die Beschwerde an den Regierungspräsidenten. Handelt es sich aber um eine Beschwerde gegen die Durchführung eines polizeilichen Zwangsmittels, dann ist wiederum der Landrat ohne Rücksicht auf die Einwohnerzahl zuständig! Ich habe geschulte Verwaltungsbeamte kennen gelernt, die sich durch dieses Gestrüpp nicht durchfinden konnten. Wie muß es da erst dem kleinen Mann aus dem Volke gehn! Nur wenig gemildert werden die Mängel dieses bunten Instanzenzugs dadurch, daß in manchen Fällen Rechtsmittel, die zunächst an falsche Stellen gelangt sind, als rechtzeitig angebracht behandelt werden müssen, auch wenn etwa in dem Augenblick, wo sie an die richtige Stelle kommen, die Frist zur Einlegung abgelaufen sein sollte.

Indessen kann ich nicht zugeben, daß durch solche und ähnliche Mängel die Einheit der Verwaltung notwendig zerstört wird. Einheit ist in der Verwaltung nach einem treffenden Worte Wilhelms von Humboldt gleichbedeutend mit Unterordnung. Und diese ist auch jetzt noch überall vorhanden. Es beruht dies darauf, daß man nicht nur in der Kreisinstanz, die Freiherr von Zedlitz in diesem Zusammenhang allein erwähnt, sondern überall Staatsverwaltung, Verwaltungsrechtsprechung und, soweit dies praktisch möglich war, auch Selbstverwaltung gradezu meisterhaft miteinander verbunden hat. Denn diese Verbindung wird hergestellt durch die Landräte, die Regierungspräsidenten und die Oberpräsidenten, also durch Staatsbeamte, die einander untergeordnet sind und letzten Endes den Anweisungen der Minister zu gehorchen haben. Am engsten und stärksten konnte allerdings diese Verbindung in der Kreisinstanz sein; der Landrat ist hier nicht bloß zuständig für alle staatlichen Verwaltungsgeschäfte, sondern auch Leiter der Kreiskommunalverwaltung. In der Bezirksinstanz bedeutet es von diesem Standpunkt aus eine Verstärkung und nicht die Zerreißung der Einheit, daß man den Regierungspräsidenten den wichtigsten Teil der Geschäfte der alten Regierungen zur eignen, selbstverantwortlichen Erledigung übertragen hat, zumal da man, was manchem nicht bekannt zu sein scheint, gleichzeitig ihren Einfluß auf die Geschäfte der beiden Kollegialabteilungen der Regierung durch Verstärkung ihrer Machtmittel gegenüber diesen Behörden gegen früher wesentlich erhöht hat. Nur auf die Steuerveranlagung haben sie keinen unmittelbaren Einfluß mehr, aber niemand kann ihnen verwehren, Bedenken, die sie gegen das Vorgehn der Veranlagungsbehörden im allgemeinen haben, beispielsweise wegen Überspannung der Fiskalität, im Ministerium zur Sprache zu bringen. Als Vorsitzende des Bezirksausschusses haben die Regierungspräsidenten eine weitgehende Einwirkung auf die Verwaltungsrechtsprechung und das Beschlußverfahren vor dieser Behörde. Ihre Verbindung mit der Selbstverwaltung besteht darin, daß sie Aufsichtsbehörde erster Instanz über die Kommunalverwaltung der Städte und der Kreise und solche zweiter Instanz über die andern Gemeindeverbände des Bezirks sind, also alle diese Gemeindeverwaltungen im Rahmen der staatlichen Aufsichtsrechte einheitlich beeinflussen können. Endlich wird auch

dadurch nicht die Einheit in der Bezirksinstanz zerstört, daß die Mitarbeiter der Regierungspräsidenten eine andre Stellung haben als die Mitglieder der Kollegialabteilungen; dieser Unterschied tritt nur auf dem Papier hervor, nicht im praktischen Betrieb. Wie dann endlich die Verleihung des „Imperiums" und der selbständigen förmlichen Entscheidung auf Beschwerden gegen die Bezirksbehörden an die Oberpräsidenten die Einheit zerstört haben soll, ist mir unverständlich, da auch die Oberpräsidenten bei der Ausübung dieser Befugnisse ebenso an die höhern Weisungen gebunden sind, wie bei der Beaufsichtigung der Provinzialverwaltung.

Berücksichtigt man außer dem Vorstehenden noch, daß alle diese Beamten vielleicht nicht überall, aber doch im allgemeinen ausreichende Machtmittel haben, um die Forderungen des Staatsgedankens und des Staatswohls auch gegenüber den ihnen beigegebenen Laienausschüssen und den Behörden und Vertretungen der Selbstverwaltungskörperschaften durchzusetzen, dann wird man nicht leugnen können, daß auch unsre heutige Verwaltungsorganisation der weitern Forderung Wilhelm von Humboldts entspricht, daß die Verwaltung von ihrem höchsten Punkt bis zum untersten eine ununterbrochene Reihe bilden und die oberste Hand noch in dem untersten Druck fühlbar sein müsse. Wenn sich also irgendwo einmal ein Mangel an Einheit bemerkbar machen sollte, dann kann dies nicht an der Verwaltungsorganisation, sondern nur an persönlichen Verhältnissen liegen.

Richtig ist es dagegen, daß die Generalkommissionen mit ihrer heutigen ausgedehnten Zuständigkeit, oder vielmehr überhaupt das Vorhandensein einer besondern landwirtschaftlichen Verwaltung mit besondern Behörden, die so gut wie keine Fühlung mit der allgemeinen Verwaltung haben, aber fortgesetzt in deren Geschäftskreis geraten, die Einheitlichkeit der Landesverwaltung stören. Die ursprüngliche Aufgabe dieser Behörden, die sogenannte Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, mußte im allgemeinen Interesse möglichst schnell gelöst werden. Daher war es praktisch, daß man dafür besondre Behörden einsetzte. Aber man hätte sie wieder aufheben sollen, nachdem sie ihren Auftrag erledigt hatten. Statt dessen hat man sie noch ausgebaut, indem man ihnen weitere Geschäfte übertrug, die mit ihrer ursprünglichen Aufgabe nur in losem Zusammenhang standen. Sachliche Gründe werden bei dieser Entwicklung wohl nicht den Ausschlag gegeben haben, sondern der Umstand, daß in dem Ressortministerium von jeher bis in die neueste Zeit hinein Beamte, die aus der landwirtschaftlichen Verwaltung hervorgegangen waren, einen maßgebenden Einfluß hatten.

Einen dritten Hauptmangel der heutigen Verwaltungsorganisation erblicken Graf Hue de Grais und Schwarz in der unrichtigen Abgrenzung mancher Verwaltungsbezirke. Diese seien häufig zerstückelt, von ungleicher Größe, namentlich der Bevölkerungszahl nach, teils zu groß, teils, wie Schwarz von den Regierungsbezirken meint, zu klein. Auch lägen manche Regierungshauptorte

unzweckmäßig außerhalb des Verkehrs. Vor allem soll es aber ein Mißstand sein, daß die Amtsbezirke der Regierungen, die im Grunde immer noch die Hauptträger der provinziellen Verwaltung seien, nicht ebenfalls mit einem höhern Gemeindeverband zusammenfielen.

Davon ist gewiß manches zutreffend und man wird zugeben müssen, daß diese Mängel nachteilige Wirkungen für die Verwaltungstätigkeit haben können. Aber manches hängt grade hier mit den bereits erörterten Veränderungen der allgemeinen Verhältnisse zusammen, z. B. mit der Zunahme der Bevölkerung, und andres, wie die unrichtige Abgrenzung der Regierungsbezirke oder die unzweckmäßige Lage ihrer Hauptstädte war schon früher vorhanden, ohne die Regierungen zu hindern, Hervorragendes zu leisten. Man bedenke nur, was es in den zwanziger, dreißiger, ja noch in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für die Mitglieder der östlichen Regierungen, etwa der in Marienwerder, Posen, Königsberg, aber auch mancher Regierung im Westen, bedeutete, den Bezirk zu bereisen, oder umgekehrt für die Eingesessenen, die Regierung aufzusuchen, und wie bequem und leicht dies jetzt überall ist.

Besser wäre es ferner, daß auch die Regierungsbezirke mit Gemeindeverbänden zusammenfielen. Schwarz findet den Hauptvorteil der Verbindung zwischen einer Staatsbehörde und einem Selbstverwaltungskörper nicht mit Unrecht darin, daß sie eine enge Fühlung mit der Bevölkerung und ihren Wünschen durch die Vertretungen und Ausschüsse der Verbände gewähre. Diese fehlt jetzt den Regierungen im allgemeinen. Namentlich ist es schon aus diesem Grunde bedauerlich, daß die Regierungen und ihre Mitglieder in der Regel kaum mit den Vertretungen der Provinz in Berührung kommen. Da die Provinzen außerdem durch die Hergabe von Mitteln an zahlreichen Geschäften der Regierungsinstanz beteiligt sind, so wäre eine persönliche Fühlung zwischen den Regierungsmitgliedern und den Organen und Beamten des Provinzialverbands allerdings doppelt wünschenswert. Aber sie könnte auch unter der jetzigen Organisation leicht geschaffen werden. Anderseits haben die Regierungen wieder nähere Beziehungen zu den großen Stadtgemeinden als andre Behörden. Das gleicht bis zu einem gewissen Grad jenen Mangel wieder aus.

Wer mir ohne Vorurteil gefolgt ist, wird zugeben müssen, daß von den behaupteten Mängeln in der jetzigen Organisation unsrer Provinzialbehörden eigentlich nicht viel übrig geblieben ist. Der größte von den wirklich begründeten Vorwürfen betraf den jetzigen Instanzenzug. Daneben waren als solche von geringerer Bedeutung anzuerkennen das Vorhandensein der besondern landwirtschaftlichen Verwaltung und ihrer Behörden und die nicht überall zweckmäßige Abgrenzung mancher Verwaltungsbezirke. Aber wenn man diese Mängel noch so scharf beurteilt, dann wird man höchstens zugeben müssen, daß sie einige der früher besprochenen unerwünschten Erscheinungen im Geschäftsbetrieb verstärkten, z. B. die Vielschreiberei, aber unmöglich behaupten können, daß sie andre, viel gefährlichere erklärten, wie die Zerstörung der Einheit in der Ver-

waltung selbst, den Mangel an schöpferischer Tatkraft, die Schwäche, vor allem aber die unerhörte Rückständigkeit unsrer Gesetzgebung. Das alles muß andre Gründe haben und als solche können nur die persönlichen Verhältnisse in Frage kommen. —

Persönliche Gründe hat auch ein andrer Mißstand, den die Kritiker entweder nicht oder nur gelegentlich berühren, der mir aber von großer Bedeutung zu sein scheint — ich meine die Verschiebung der verfassungsmäßigen Zuständigkeit der Provinzialbehörden durch die laufende Geschäftsführung. Darunter verstehe ich, daß mit einzelnen Geschäften von oben her nicht die zuständige Behörde betraut wird, sondern irgendeine andre. Besonders sind so die Oberpräsidenten zu einer Zwischeninstanz zwischen den Ministern und den Regierungen geworden, ohne daß in den meisten Fällen eine Veranlassung dafür vorliegt. Den ersten Anstoß zu dieser Entwicklung haben wohl die Herren selbst gegeben. Bezeichnend dafür ist der sehr kräftig in die Tat umgesetzte Ausspruch eines frühern Oberpräsidenten, daß er nicht der Oberpräsident, sondern der Regierungspräsident seiner Provinz sein wolle. Aber leider kommen auch die Zentralbehörden solchen Neigungen weiter entgegen, als für die Verwaltung gut sein dürfte, und außerdem gehen sie in dieser Richtung auch selbständig vor. Sie richten z. B. Verfügungen an die Oberpräsidenten, die von diesen selbst gar nicht ausgeführt werden können, sondern sofort an die Bezirksbehörden oder andre Behörden weitergegeben werden müssen. Ja, es kommt vor, daß Verfügungen, die unmittelbar in den Geschäftskreis einer bestimmten Bezirksbehörde fallen, nicht an diese, sondern an den Oberpräsidenten geschickt werden, der dann natürlich nichts andres tun kann, als den Erlaß an die untre Behörde zur Erledigung weiterzugeben. Günstigstenfalls erwächst so eine unnötige Arbeit für den Oberpräsidenten, nicht selten aber auch noch für die Bezirksbehörde. Dabei gehen sowieso jeder Erlaß und jeder Bericht durch die Oberpräsidenten, so daß diese reichlich Gelegenheit haben, auf die Erledigung und die Entscheidung einzuwirken, wenn sie dies für nötig halten. Daß es sich in solchen Fällen gelegentlich um die Beteiligung der Provinz oder andrer, dem Oberpräsidenten näher als der Regierung stehenden Stellen handelt, scheint mir kein ausreichender Grund für dieses Verfahren zu sein. Denn es ist nirgendwo verboten, daß die Bezirksbehörden mit der Provinz oder ähnlichen Stellen verhandeln. Noch weniger erfreulich ist, daß Zentralbehörden gelegentlich die Bezirksbehörden einfach ausschalten, indem sie über ihre Köpfe hinweg in wichtigen Angelegenheiten mit den untern Behörden unmittelbar in Verbindung treten, so daß die Bezirksbehörden von diesen Sachen überhaupt nichts erfahren.

Schwarz sieht in derartigen Erscheinungen den Ausdruck einer innern Berechtigung. Mir scheinen sie wiederum auf persönlichen Gründen verschiedenster Art zu beruhen, die je nachdem oben oder unten zu suchen sind. Jedenfalls stört ein solches Verfahren die ohnehin schon lockere Einheit der Verwaltung, macht den Behörden, wie ich noch in diesen Tagen selbst erlebt

habe, unter Umständen unnötige Arbeit, und deutet darauf hin, daß nicht überall das richtige Verständnis für das Wesen und die Aufgabe der Staatsverwaltung vorhanden ist. —

Dagegen werden allerdings manche Mißstände, die im Bereiche der Zentralbehörden hervortreten, hauptsächlich durch organisatorische Mängel hervorgerufen.

Mit diesen Behörden befassen sich nur Schwarz, Lotz und Graf Hue de Grais. Schwarz rechnet zu den Krankheitserscheinungen unsrer jetzigen Zustände die vielfachen Klagen über die Überlastung einzelner Ministerialressorts mit erstinstanzlichen Entscheidungen. Er schließt daraus, daß die provinziellen Behördenbezirke nicht entsprechend abgegrenzt seien, um den Behörden den nötigen Überblick und genügende Vergleichsmomente zu verschaffen, ohne die ihnen eine selbständige Entscheidungsbefugnis in vielen Fällen nicht eingeräumt werden könne. Soweit ich diese etwas dunklen Worte verstehe, können sie sich nur auf die Verwaltung des Ministerialfonds beziehen; andre Fälle, wo die Zentralbehörden verfassungsmäßig in erster Instanz zu entscheiden hätten, (z. B. Schiffahrtspolizei usw.) sind so selten, daß sie ohne Bedeutung sind. Unter dieser Voraussetzung kann ich aber Schwarz nicht zustimmen. Er möchte die obern provinziellen Verwaltungsbezirke möglichst groß haben. Je größer aber ein Bezirk ist, desto schwieriger ist es doch, den Überblick und „Vergleichsmomente" zu erwerben. Deshalb bietet die Kleinheit mancher der jetzt bestehenden provinziellen Verwaltungsbezirke kein Hindernis, die Ministerialfonds jetzt schon in weitem Umfang zu verteilen. Das wirkliche Hindernis haben bisher wohl auch nicht tatsächliche, sondern persönliche Verhältnisse gebildet. Man möchte eben die Entscheidung — in manchen Fällen sicherlich mit vollem Recht — nicht aus der Hand geben. Daneben wirken mit die Macht der bestehenden Einrichtungen und die Unbekanntschaft mit den Verhältnissen in der Provinz. Zahlreiche Ministerialräte wissen nicht, wie es unten zugeht, und können sich nicht vorstellen, wie die Verteilung des Ministerialfonds durchzuführen wäre.

Lotz spricht von einer allgemeinen Überlastung der Ministerialressorts. Er führt es auf diesen Umstand zurück, daß es für Fragen, die für spruchreif gälten, jahrelanger Arbeit bedürfe, um alle Köpfe unter einen Hut zu bringen. Beispielsweise erinnert er daran, wie lange es gedauert habe, bis die vielerörterte Medizinalreform zu dem ersten Schritt des Kreisarztgesetzes vorgeschritten sei, und wie zögernd man ihn gemacht habe, wie lange die Lösung der Schuldotationsfrage auf sich habe warten lassen, wie viele Jahre die Neuregelung der Vorbildung der höhern Verwaltungsbeamten erwogen und immer wieder zurückgestellt worden sei. Er stimmt deshalb denen zu, die glauben, daß es wieder der Zentralstelle an „Homogenität und Aktionsfähigkeit" fehle, ganz wie am Anfang des vorigen Jahrhunderts. Nur sei damals eine grundstürzende Reform im Zentrum das Wichtigste und Entscheidende gewesen, während jetzt die Provinzialbehörden einer durchgreifenden Umgestaltung bedürften und es

sich für die Zentralbehörden vorzugsweise um quantitative Entlastung handeln werde. Also, da die Zentralbehörden häufig nicht oder nur schwer unter einen Hut zu bringen sind, so müssen sie quantitativ überlastet sein! Eine wunderliche Logik. Mir scheint, daß für die Uneinigkeit der Zentralbehörden schon rein theoretisch andre Gründe näher liegen als Überlastung. Das ist auch so. Den Hauptgrund kennen wir schon: er ist die persönliche Uneinigkeit, von der ich schon früher gesprochen habe. Zudem hat uns Geheimer Rat Freiherr von Zedlitz gesagt, daß neun Zehntel aller Arbeit der Ministerien durch die langwierigen, oft unfruchtbaren und erfolglosen Verhandlungen der einzelnen Ressorts über ein gemeinsames Vorgehn verursacht werden. Die Uneinigkeit der Zentralbehörden ist demnach nicht die Folge, sondern die Ursache der Überlastung.

Ein weiterer Grund ist aber, wie auch Graf Hue de Grais zu fühlen scheint, die mangelhafte Organisation, der Mangel einer festen, auch äußerlichen Zusammenfassung der Zentralbehörden. Wie wir gesehen haben, hatte das preußische Staatsministerium in den ersten Jahren nach seiner Gründung eine solche Zusammenfassung unter dem Fürsten Hardenberg als Staatskanzler. Mit dem Tode des Fürsten hörte das Staatskanzleramt aber tatsächlich auf, wenn auch seine gesetzliche Grundlage noch jetzt vorhanden ist. Die sogenannten Kabinettsminister, die nun für den Verkehr zwischen dem König und dem Staatsministerium geschaffen wurden, sind etwas andres. Die Verfassung weist dem Staatsministerium als einem Ganzen nur zwei engbegrenzte besondre Aufgaben zu; sonst kennt sie nur die einzelnen Minister. Freilich wurde alsbald nach dem Eintritt Preußens in die Reihe der Verfassungsstaaten ein Ministerpräsident eingesetzt, um so die Regierungen gegenüber der Volksvertretung wirkungsvoller zusammenzufassen. Aber er war zunächst nur primus inter pares, und hatte nur eine gewisse formelle Leitung. Erst durch die bekannte Kabinettsorder vom 8. September 1852 erhielt er größere Machtbefugnisse. Sie kommen darauf hinaus, daß nunmehr alle Maßnahmen von Wichtigkeit der Mitwirkung des Ministerpräsidenten oder nach seiner Anordnung des Staatsministeriums bedurften. Zu diesem Zweck stellte die Kabinettsorder die Kontrolle des Ministerpräsidenten über den Verkehr der Staatsminister mit dem König in derselben Weise wieder her, wie sie unter dem Fürsten Hardenberg bestanden hatte. Diese Kabinettsorder ist später bekanntlich aufgehoben und durch eine nicht genauer bekannt gewordene Anordnung ersetzt worden, die nach einer Mitteilung des Grafen Caprivi im Abgeordnetenhaus die kollegialische Verfassung des Staatsministeriums wieder mehr zur Geltung bringen sollte. Demnach scheinen wieder die bereits mitgeteilten Bestimmungen über die Stellung der Staatsminister aus der Zeit vor der Kabinettsorder von 1852 maßgebend zu sein. Der Ministerpräsident hat demgemäß jetzt nach dem Zeugnis des Grafen Caprivi sachlich nicht mehr zu sagen als jeder andre Minister; er hat nur die formelle Leitung. Die einzelnen Ministerien stehen also ganz selbständig und

gleichberechtigt einander gegenüber. Ja, es fehlt anscheinend selbst eine Stelle, die rein äußerlich den Verkehr zwischen den einzelnen Ministerien vermittelte. Der Ministerpräsident hat Leitungsbefugnisse wohl nur in Angelegenheiten, die das Staatsministerium als Ganzes betreffen. Will also ein einzelnes Ministerium Sachen anregen, die ein andres Ressort berühren, dann ist es auf Verhandlungen wie von Macht zu Macht angewiesen. Ob, wann und wie das andre Ressort auf die Anregung eingehen will, steht lediglich bei ihm. Daß ein solches Gegenteil einer einheitlichen Verfassung, wie es das preußische Staatsministerium aufweist, schon rein verwaltungstechnisch und erst recht politisch zu den größten Übelständen führen muß, liegt auf der Hand und wird wohl auch nicht ernstlich bestritten. —

Endlich macht sich auch auf dem Gebiet der Verwaltungsorganisation überall wiederum der Einfluß der wiederholt erwähnten Veränderungen in den allgemeinen Verhältnissen geltend. Freiherr von Zedlitz vergleicht gelegentlich die heutige Verwaltung mit einer Mühle, die zwar noch wie früher klappere, aber nicht mehr entsprechendes Mehl liefere. Er schließt daraus ohne weiteres, daß der Bau der Mühle veraltet sei. In Wirklichkeit ist die Mühle im allgemeinen noch ganz gut imstande, aber es wird ihr jetzt mehr Mahlgut zugeführt, als sie nach dem Umfang ihres Werks verarbeiten kann, und vor allem können die Meister die Arbeit nicht mehr richtig einteilen und leiten. Oder ohne Bild: Behörden von dem heutigen Umfang des Kultusministeriums oder des Arbeitsministeriums oder der Regierungen in Düsseldorf, Arnsberg, Potsdam, Oppeln, Posen können unmöglich mehr von einem Mann übersehen, geschweige denn geleitet werden, auch wenn er ein Titane an Geistes- und Arbeitskraft wäre. Aber dieser Zustand besteht schon lange, und daß dem so ist, kann, wie ich früher bemerkt habe, nur persönliche Gründe haben. Es ist also in der Tat insofern ein Zusammenhang zwischen den Mißständen auf den Gebieten des Geschäftsbetriebs und der Verwaltungsorganisation vorhanden, als sie auf denselben Grundlagen erwachsen, *den persönlichen Verhältnissen*. Jeden andern Zusammenhang muß ich leugnen.

Das Mädchen am Fenſter ſpricht:

Seht, das iſt unſer Leben. Früh am Tage
Da wachen wir aus dumpfen Träumen auf
Und treten zögernd in der Stunde Lauf,
Und wiſſen nichts von Mühe und von Plage;
Sehn immer nur vom Fenſter auf den Weg
Und auf den ſchwarzen Strom der Menſchen nieder,
Der ſtumm an uns vorbeifließt, ſchwer und träg,
Und füllen unſer Zimmer ganz mit Flieder,
Und haben Flieder uns ins Haar gehängt,
Bis uns der Duft wie ſchwerer Wein umfängt.
Und ſtehn am Fenſter blaſſe Tage lang
Und warten immer, daß ſich einer naht,
Der aus der Nacht der Menſchen ſeinen Gang
Hinüberlenkt in unſern ſtillen Pfad.
Und viele kommen, die uns nicht verſtehn,
Die uns mit Lippen hohle Worte geben
Und werden fremd und irr an unſerm Leben,
Bis daß ſie zögernd wieder von uns gehn.
Und wieder ſtehn wir blaſſe Tage lang
Am Fenſter .. und die Seele wird uns bang,
Denn immer rinnt der Strom noch ſeinen Weg,
Und iſt wie Blüten über einem Steg,
Nach denen viele Hände zitternd greifen;
Bis Abend kommt und Stille uns umſteht,
Dann löſen wir im Haar die welken Schleifen,
Und unſre Tränen fallen wie Gebet
Aufs blaſſe Gold der ſchmalen Fingerreifen.

Armin T. Wegner

11)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

Als es gegen Vormittag heller wurde, kehrte er zurück, ging leise in sein Studierzimmer und fing an zu arbeiten.

Jungfer Thorborg und Jonina waren oben auf dem Boden. Er hörte sie über sich, aber er verschloß seine Ohren, grub sich ganz in seine Arbeit hinein.

„Verzeihen Sie, wenn ich störe!" Lautlos schlüpfte Thorborg zur Tür herein und schlich auf den Zehenspitzen durch die Stube.

„Wir haben nur reine Bettwäsche herausgesucht —!"

Nach einer Weile kehrte sie aus dem Schlafzimmer zurück:

„Sie haben ja eine ganze Schatzkiste — mit dem schönsten Leinenzeug — Damast und allen möglichen Herrlichkeiten — da oben stehen . . ."

„Ja, das sind Mutters Sachen . . ."

„Und das alles hat sie ungebraucht liegen lassen, diese Jonina? — Ich darf doch wohl ein wenig auspacken da oben?"

„Aus meinen Kisten? Ja, so viel Sie nur wollen, Jungfer."

„Denn wir finden da so mancherlei" — nickte sie und verschwand nieder.

Die Stunden vergingen. Und er wurde zu Tische gerufen.

Er sah sich verwirrt nach dem Eßtisch um . . .

„Wir haben da drüben gedeckt!" lachte sie. „Sie sollen nur sehen!"

Sie ging vor ihm her über die Diele und in die unbewohnte Wohnstube hinein. Hier standen bunt durcheinander allerlei Hausrat und Sachen, die sie vom Boden heruntergeholt hatte. Und sie öffnete die Tür zu der Eßstube dahinter.

„Sehen Sie nur!" sagte sie voller Stolz. „Bei Lichte betrachtet, haben Sie ein außerordentlich wohlversorgtes Haus. Sogar an Teppichen fehlt es nicht! Sie zeigte auf die Flickendecken, die über den vermoderten Fußboden ausgebreitet waren.

Mit vieler Mühe hatten sie den Ofen einigermaßen in Ordnung gebracht. Eßtisch und Stühle standen mitten im Zimmer — einen so festlichen Mittagstisch hatte er noch nicht innerhalb seiner vier Wände gesehen. Und das Essen bestand aus gekochtem Renntierfleisch und Suppe.

„Wir wollen schon Abwechslung in die Speisenfolge bringen, aber heute hatten wir keine Zeit zu etwas anderm!" entschuldigte sie sich. „Aber nicht wahr, dies ist doch viel angenehmer, als die ganze Eßwirtschaft im Studierzimmer zu haben — es stört beim Arbeiten und verdirbt auch die Luft!" — — —

Das Mittagessen verlief auf das heiterste.

Übermüdet von der nächtlichen Reise machte Sören Römer einen langen Mittagsschlaf und wurde von Jonina geweckt, die den Kaffee brachte.

„Aber — soll denn Jungfer Steenbuk keinen Kaffee haben?" fragte er.

„Danke, ich trinke in der Küche!" rief sie durch die geöffnete Tür von der Diele herein. „Wir sind bei der Wäsche, ich kann mich nicht sehen lassen!"

Noch immer wie im Traum blieb der Pfarrer bei seinem Kaffee am Schreibtisch sitzen. Es war draußen bereits fast dunkel. Er zündete Licht an und setzte sich wieder zu seiner Arbeit nieder.

Aber die Gedanken wollten nicht bei den Schreibereien und den Protokollen verweilen. Endlich stand er auf, löschte das Licht und ging hinaus.

Diesmal machte er seinen gewohnten Spaziergang am Strande entlang. Bis ganz hinaus zu dem großen Stein an der Fischerspitze.

Und hier saß er lange und überlegte und ordnete seine Gedanken.

Es lag ja eigentlich gar kein Grund vor, sich aufschrecken zu lassen.

Sie war gut und tüchtig und von dem redlichsten Willen beseelt, ihm zu zeigen, daß alles Böse zwischen ihnen ausgelöscht war. Und da war ja nichts Verkehrtes darin, daß sie eine Weile bei ihm blieb. Sie hatte wohl ihre Pläne bezüglich ihrer Heimreise.... Er wollte sie nicht verletzen, indem er ungastlich war.

Er erforschte sich selbst und konnte sich damit beruhigen, daß sie nicht mehr jene schreckliche, aufregende Wirkung auf ihn ausübte. Das alles war wie weggewischt aus ihrem Wesen ihm gegenüber und aus seinem eigenen Gefühl.

Ja, so war es! Ihr gutes Ich hatte über das schlechte gesiegt. Sicher war seine Abreise aus Storslet ihr eine große Lehre und Mahnung gewesen. Und nun hatte sie das Verlangen, sich seine Achtung wieder zu erwerben und — wie sie selber sagte — wieder gut zu machen, was zwischen ihnen vorgefallen war.

Er wollte sie nicht von sich stoßen! Das würde unrecht von ihm sein. Und er war ja jetzt ganz stark! Ja, er schämte sich bei dem Gedanken an sich selbst in jenen bösen Tagen auf Storslet. — — —

Leichteren Sinnes kehrte er in das Pfarrhaus zurück. Alle seine Unruhe war verflogen, und beim Abendbrot und nachher drinnen im Studierzimmer hörte er sie mit Vergnügen von Storslet erzählen, von dem neuen Pfarrer, von Sandövär und dem Fjordende...

Sie saß so gemütlich in seinem Schaukelstuhl und stopfte seine Strümpfe.

„Aber, huh! Wie abscheulich ist es hier im Norden!" sagte sie.

„Ach ja! Es ist hier unfruchtbarer und ärmer als bei euch auf Helgeland. Aber es gibt auch hier viel Gutes und Angenehmes. Das können Sie glauben. Hier sind viele ausgezeichnete und gute Menschen."

„Das glaube ich nicht, Pastor Römer!"

„Glauben Sie es nicht —? Aber Sie kennen sie ja nicht..."

„Ach, wenn ich sehe, wie diese „guten Menschen" Sie hier in Unordnung und Unreinlichkeit und Ungemütlichkeit haben leben lassen..."

„Foksens sind mir sehr behilflich gewesen, haben mir große Freundschaft erzeigt..."

„Auf die Freundschaft pfeif' ich! Eine Schande ist es! Nur das wenige, was ich bisher gesehen habe — Schweinerei und Mißhandlung an allen Ecken und Kanten! Und bei diesen Foksens — da ist sie wohl — das junge Mädchen, wie —?"

Der Pfarrer errötete.

„Ich sage Ihnen, die Sache hat nichts auf sich. Der Bischof meinte nur, daß Jungfer Roß auf Tennö..."

„Wo liegt das?"

„Ein paar Meilen dahinüber..."

„Sie können mir glauben, das Pfarrhaus in Storslet ist großartig geworden! Da sind keine vermoderten Fußböden! Wenn man sich das denkt — mitten im Wohnzimmer! Und Sie sind nun bald zwei Jahre hier gewesen! Eine Schande ist es! Übrigens — Sie sind ein rechter Narr, daß Sie sich das bieten lassen!"

Sören Römer mußte lachen.

Es war spät geworden und sie legte den Strumpf zusammen:

„Ja, ich habe für mich oben über diesem Zimmer ein Bett aufgemacht."

„Da ist es aber wohl gar zu ungemütlich..."

„Ach, ich werde mich schon einrichten."

„Ich hatte eigentlich gedacht, ich wollte die gute Madame Fokfen bitten, Sie zu beherbergen, solange Sie hier bleiben . . .!"

„Danke! Das Bett da oben ist gut genug für mich. Sie sollen nicht fremde Leute meinetwegen bemühen."

Sie sagten einander freundlich Gute Nacht.

Und Sören Römer ging zu Bett, indem er lächelnd daran dachte, wie friedlich und gut dieser Tag geendet hatte, der so unruhig, bewegt begonnen . . . Mit Wohlbehagen streckte er sich in den reinen Laken aus.

Er hörte Jungfer Thorborg über sich. Es schallte so im ganzen Hause, und die Fußbodenbretter knarrten. Aber er hörte, daß sie leicht auftrat und sich bemühte, keinen Lärm zu machen. — — —

Es war doch ein eigenartig trauliches Gefühl, einen Mitmenschen im Hause zu wissen . . .

Es wurde still da oben.

Und seine Gedanken wanderten.

Wie gut und warm sie im Grunde ihres Herzens war! Und wie tüchtig sie alles angriff —!

Und schön war sie! Strahlend schön mit den schwarzen Augen, dem dunklen, warmen Teint . . .

Er fuhr in die Höhe und starrte mit Entsetzen in die Finsternis hinaus.

Aber er beruhigte sich wieder und legte sich zurück. Er verjagte die Gedanken und wollte schlafen. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Die Angst schlich sich in seine Seele . . .

— —

Am Vormittag des nächsten Tages kehrte er von einer Wanderung nach der Fischerspitze zurück.

Er traf Jungfer Thorborg im Studierzimmer, mit dem Abstäuben seiner Bücher beschäftigt.

„Jungfer Thorborg!" sagte er ernsthaft, „ich habe mir nun über Nacht und heute die Sache ernstlich überlegt. Und ich finde, daß es doch das Richtigste ist, wenn Sie Ihr Nachtlager bei Fokfens haben."

Sie wurde dunkelrot.

„Es — es ist aus mehreren Gründen so am richtigsten. Um Ihretwillen — wie auch . . ."

„Pastor Römer!" unterbrach sie ihn, „reden Sie nicht weiter! Ich weiß, was Sie denken und meinen. Sie sollen es mir nicht sagen. Ich will es Ihnen selber sagen. Sie fürchten, daß ich wieder auf solche Torheiten verfallen könnte — und des Nachts zu Ihnen hineinkomme. Aber Sie können unbesorgt sein. Ich habe mich genug über meine dumme, dumme Unbeherrschtheit und den Trotz hinterher geschämt. Nur, um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht so eine bin, wie Sie glauben und von mir denken, bin ich hierhergekommen! Das war ganz etwas anderes — aber Sie verstanden es nicht — Sie konnten es ja auch gar nicht verstehen . . ."

Sie erhob die gesenkten Augen zu ihm. Tränen zitterten in ihrem dunklen Glanz, und sie streckte ihm beide Hände halb entgegen:

„Sie dürfen mich nicht aus dem Hause jagen — wie eine Dirne! Denn dann treiben Sie mich geradewegs ins Wasser. Dann — dann kann ich nicht weiterleben!"

Er senkte den Kopf.

„Ich will so still und gut sein, Pastor Römer. Wenn Sie mir nur erlauben wollen, daß ich es Ihnen gemütlich im Hause mache — solange Sie meiner bedürfen!"

Er stand schweigend da. Sie kam ganz dicht an ihn heran und reichte ihm die Hand:

„Nicht wahr, Sie schenken mir Glauben? Und lassen mich hier bei Ihnen bleiben!"

Er nahm ihre Hand, sah sie an und lächelte. Dann sagte er halblaut:

„Gott segne Sie!"

„Danke!" flüsterte sie und ging an ihm vorüber zur Tür hinaus. Sie kämpfte mit ihren Tränen.

Sören Römer sank in einen Stuhl nieder und barg sein Gesicht in beiden Händen.

* * *

Nun begann ein ganz neues Leben in dem alten Pfarrhaus in Maasvär. Während der leuchtenden Tage Ende März und in den April hinein erscholl ein Hämmern und Klopfen, das in den Bergen widerhallte und bis weit über den Fjord hinüber drang. Eine Bootladung nach der andern mit Material aus der Stadt und aus dem Sägewerk im Bjönntal glitt in die Bucht hinein. Tischler Mattis mit zwei Burschen arbeiteten, daß ihnen der Schweiß von der Stirn rann, an den neuen Fußböden in den beiden Stuben und zum Teil auch in der Küche. Darunter grub und mauerte Peder an dem elenden Keller.

Aus Kjelnäs sandte Madame Juhl Ladungen neuer Steine für die Treppe und für den Fliesengang hinter der Küche. Sie standen aufgestapelt an dem Gartengitter entlang und warteten, bis der Schnee schmelzen und der Frost aus der Erde entweichen sollte.

In den Pfarrer war eine gewaltige Tatkraft gefahren: Er klagte und forderte und berief sich auf veraltete Hardebestimmungen. Und die Gemeinde mußte in den Beutel greifen und Geld für Baumaterialien und Arbeitskräfte herausrücken. Man machte allerlei Schwierigkeiten, verlangte Ablehnung vom Staat und vom Kirchenfonds; aber der Pfarrer war wie besessen, er erzwang das Geld, wo es nur zu finden war, und verwies alle Einwendungen auf spätere Entscheidung.

Ja, diese neue Haushälterin, die hatte Haare auf den Zähnen! Denn daß Jungfer Steenbuk aus Helgeland hinter dem Ganzen stand, das wußte man im Hardesamt wie auch sonst überall. Und Tischler Mattis sowie alle die andern, die an dem Ausbau des Pfarrhauses arbeiteten, wußten davon zu erzählen, wie sie von früh bis spät hinter ihnen her war — und mit allerlei Verständnis von Maurerarbeit und Fußbodenlegen, so wie man es nicht von einem Frauenzimmer erwarten sollte ... Es war wohl nicht das erstemal, daß sie mit Handwerkern zu tun hatte, nein! Aber klug und kontant, das war sie, das konnte niemand leugnen, und wo sie war, da war Scherz und Munterkeit.

Das schlimmste Hämmern ging im April vor sich, als der Pfarrer Konfirmandenunterricht in Kjelnäs erteilte.

Ende Mai war der Schnee auf den Hügeln schon geschmolzen.

Tischler Mattis war mit den Fußböden und andern inwendigen Arbeiten fertig. Dann kam noch das neue Brunnenbrett und allerlei äußere Reparatur. Und schließlich strich Mattis das ganze Pfarrhaus mit der frischesten gelben Farbe aus Foksens Laden an.

Und als dann der Sommer in voller Pracht da war, mit Laub an den Birken, grünem Gras und Moos, mit Vögeln auf dem Meer und Vögeln in allen Büschen, da lag das Pfarrhaus da und schimmerte vom Hügel herab über alle die grauen Häuser am Strande, strahlend frisch gemalt und das Torfdach übersät mit Butterblumen, Glockenblumen und Zittergras. Der Star flickte sein altes

Nest in der einen Ebereſche an der Treppe aus, zwitſcherte und machte einen Heidenſpektakel vom frühen Morgen bis zum Abend. Unten im Garten arbeiteten Peder, Jonina und Jungfer Thorborg eigenhändig zwiſchen friſch aufgefahrener Erde und Dünger, deſſen Geruch der Wind davontrug. Auch das Gartengitter war ausgebeſſert, mit neuen Stäben zwiſchen den alten. Zu einem friſchen Anſtrich hatte es in dieſem Jahr nicht gelangt!

Gar oft konnte man jetzt Leute auf der Flieſentreppe vor dem Pfarrhauſe ſitzen und es ſich gemütlich machen ſehen. Am häufigſten war es Herr Foklen, der kam, um ein wenig zu plaudern. Aber da waren auch der junge Anton Juhl aus Kjelnäs und Klüver Andsvaag und andre. Die Frauen ſah man ſeltener. Wenn dieſe zuweilen ihre Männer nach Maasvär begleiteten, war es freilich feſter Brauch, daß Madame Foklen ihre Gäſte mit in das Pfarrhaus nahm. Aber hauptſächlich waren es die Männer, die ſich ein Glas von Jungfer Thorborgs gutem Punſch in einer müßigen Nachmittags- oder Abendſtunde munden ließen.

Innerhalb der vier Wände war das alte Haus kaum wiederzuerkennen. Geputzt und geordnet, mit Bildern an den Wänden, Decken auf den Tiſchen, mit gehäkelten Antimakaſſas und Rückenkiſſen war es ganz traulich unter dem niedrigen Dach, mit dem alten Mobiliar von Kapitän Römer und Frau. Was noch fehlte, war von Tiſchler Mattis ergänzt und auf mancherlei liſtige Frauenart unter Kiſſen und Überzügen verborgen.

Während des Frühlingstings lud der Pfarrer die Obrigkeit und die Anwälte mitſamt Foklens zu einem Mittageſſen bei ſich ein. Und dies Gaſtmahl ward eine Überraſchung für alle. Eine ſo gute Bewirtung hatte man hier in der Gegend noch nicht bekommen! Und der Pfarrer war ein äußerſt angenehmer und umgänglicher Wirt, der beim Glaſe wie auch ſonſt ſeinen Mann ſtehen konnte. All das Gerede von ſeiner puritaniſchen Strenge war die reine Verleumdung. Aber der Mittelpunkt des Feſtes war doch die ſchöne und muntere Jungfer Steenbuk geweſen. Da hatte der gute Paſtor Römer ſich eine Haushälterin zu verſchaffen gewußt, die ſich ſehen laſſen konnte! Die Herren ſtrömten über vor Begeiſterung und konnten ſich gar nicht entſchließen, ein Ende zu machen und in der ſonnenſtillen Morgenſtunde zu den Foklenſchen Fremdenbetten zurückzukehren.

Im Sommer war das Foklenſche Haus wie gewöhnlich mit Beſuch aus der Stadt angefüllt, mit Kindern und Erwachſenen. Sie hielten ſich mehr im Pfarrhaus als im Handelshauſe auf. Denn wo Jungfer Thorborg war, da war Leben und Heiterkeit für groß und klein.

Ja, es war wahrlich neues Leben in das alte, verfallene und verlaſſene Pfarrhaus gekommen!

Und es ging ein Glanz aus von Jungfer Thorborgs Freude und Zufriedenheit. Und der Pfarrer mußte ihr ſeinen warmen Dank ausſprechen für alles, was ſie ausgerichtet hatte!

Er ſelbſt war nur wenig zu Hauſe. Er befand ſich viel auf Reiſen in der Hauptgemeinde wie auch in den Filialen.

Er hatte ſich namentlich auf die Schulen geworfen. Auf Kjelnäs ſetzte er ganz einfach den alten Küſter Gabriel, der bisher den Konfirmandenunterricht erteilt hatte, ab, übernahm die Stunden ſelbſt und blieb fünf Wochen da draußen. Er beſuchte die Lehrer, examinierte die Kinder und ermahnte die Eltern. Außerdem fing er an, dort, wo die Leute einen weiten oder beſchwerlichen Weg zur Kirche hatten, Andachten zu halten.

Er beſchäftigte ſich auch eifrig mit Hardesangelegenheiten, Armenverwaltung und dergleichen.

Von dem Bischof und der Stiftsdirektion erntete er viele Anerkennung, und in der Gemeinde war sein Ansehen größer denn je.

So einen Pfarrer hatte noch keiner gesehen. Er war überall, gelangte zu allem und zu allen in der weitausgedehnten Gemeinde. Und rings umher begann man zu murmeln, daß er sich zu viel aufbürde. Wohl war er ein kräftiger Mann, aber es war ein Wahnsinn, so wie er ohne Rast und Ruh umherreiste. Es konnte einem auch wirklich weh tun, zu sehen, wie totmüde und abgearbeitet er oft war. Er war mager geworden, und seine Augen brannten von dem Feuer des heiligen Eifers.

Seine Predigten, die bisher so eigentümlich ruhig gewesen waren, nahmen jetzt zu an Kraft und Glut, gingen wie ein Unwetter des Herrn über ihre Köpfe hin. Wie nie zuvor rief er die Strafe der Sünde hernieder, rief er die Gewissen auf zum Kampf gegen den Teufel, die Welt und unser eigenes Fleisch. Ja, es war oft, als zitterten und bebten die gebrechlichen Kirchen unter seiner Stimme.

Aber einen herrlichen Mann Gottes hatten sie erhalten, das mußte man anerkennen, und dafür mußte man dankbar sein! ...

Mit um so größerem Staunen und zu ihrer großen Beruhigung sahen die Männer, die als häufige Gäste in das Pfarrhaus kamen, wie ruhig und zufrieden der Pfarrer in seinem Heim war, immer freundlich, ja oft des Abends aufgeräumt und munter wie nie zuvor.

Und sie fanden die Erklärung darin, daß Pastor Römer ein Mann war, der seinen rechten Beruf und Wirkungskreis — und darin sein Lebensglück gefunden hatte.

Zu Jungfer Thorborgs Ehre fiel manch ein Wort, wie gut sie es verstand, dem Pfarrer sein Haus gemütlich zu machen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sören Römer litt.

Der schöne Friede seiner Seele war dahin. Der lichte, ruhige Mut, die Freude an der Arbeit, die schlichte Befriedigung des Tages — alles war aus seinem Leben verscheucht, und seine Tage wie seine Nächte waren ein Kampf und eine Qual.

Er klammerte sich an seinen Gott, ja, wie nie zuvor schlang er seine Arme um Christi blutige Füße am Stamm des Kreuzes. Und er erfüllte seine Amtspflichten im Dienste des Herrn wie von Peitschenschlägen getrieben. Gottes Bild flammte vor seinen Augen, und die Verkündigung drang ihm wie Feuerzungen über die Lippen, — eine verzehrende Glut erfüllte seine Seele.

Aber er fand keine Erlösung.

So hoch er sich auch unter Flehen und Anrufen emporschwang, ja, bis zu Gottes höchster Reinheit — immer wieder fiel er, immer wieder lag er auf dem Bauch an der Erde, wie ein erdgebundenes Tier — und starrte mit Entsetzen in den Abgrund, der sich von neuem in dem Innersten seiner Seele aufgetan hatte: in die sündige Sinnenbegier.

(Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 17. April 1910.

(Die Wahlrechtsvorlage im Herrenhause. Die Wertzuwachssteuer als Reichssteuer. Reichstagsersatzwahl in Ostpreußen.)

Die Wahlrechtsvorlage ist in der vergangenen Woche vom Abgeordnetenhause in zweiter Abstimmung angenommen worden. Wir haben schon vor acht Tagen an dieser Stelle gesagt, daß nichts auf eine Verständigung der Parteien über diese von der Verfassung geforderte zweite Abstimmung hindeute. Tatsächlich ist denn auch an der Vorlage nichts geändert worden. Nur erschien die Stellung der Parteien bei dieser Gelegenheit noch schärfer markiert als vorher. Aus der schwankenden, zögernden, abwartenden Haltung der Mittelparteien war eine entschiedene Ablehnung geworden. Scharf abgegrenzt von dem, was alle andern Parteien gewollt hatten und zuzugeben geneigt waren, wanderte das Kompromißwerk der Konservativen und des Zentrums als vorläufig letzte Entscheidung der Abgeordnetenhausmehrheit in das Herrenhaus.

Dort hat die Vorlage nicht lange auf die erste Beratung warten müssen. Schon am Freitag — 15. April — ist die Debatte durch eine Rede des Ministerpräsidenten eingeleitet worden. Man durfte der Stellungnahme des Herrn v. Bethmann Hollweg um so gespannter entgegensehen, als bisher wenig geschehen war, um über die letzten Absichten der Staatsregierung völlige Klarheit zu schaffen. Es kann hier nicht darauf ankommen, die Rede des Ministerpräsidenten im einzelnen zu zergliedern. Zwei Punkte jedoch scheinen uns besonders wichtig hervorzuheben. Erstens handelt es sich um die Begründung, weshalb die Regierung bisher jedes entschiedene Eingreifen in die Behandlung der Vorlage vermieden hat. Die Regierung legte von Anfang an Gewicht auf die Beibehaltung der öffentlichen Wahl, richtete daraufhin die ganze Vorlage ein und sah diesem Standpunkt entsprechend das Hauptzugeständnis an die Freunde der Wahlreform in der Einführung der direkten Wahl. Auf diesem Grundgedanken wurde die ganze Vorlage aufgebaut. Nun hat der Ministerpräsident jetzt im Herrenhause gesagt, man habe sich nach Beginn der Beratung im Abgeordnetenhause überzeugt, daß für die öffentliche Wahl keine Mehrheit zu erhalten sein werde. Wir können nicht verhehlen, daß hier unser erster kritischer Einwand einsetzt. Auch wir teilten die Meinung, daß der Frage der öffentlichen oder geheimen Wahl eine sehr viel nebensächlichere Bedeutung beizumessen sei, als die Mehrzahl der Parteien Wort haben wollte. Aber wir glauben, die Regierung mußte *vorher* darüber klar sein und Klarheit schaffen, ob sie in diesem Punkte eine bestimmte Überzeugung vertreten und dann natürlich auch einen Hauptpunkt der ganzen Wahlrechtsfrage daraus machen wollte, oder ob sie in Erkenntnis der geringeren Bedeutung dieser Streitfrage der tatsächlichen Stimmung der Parteien Rechnung tragen und ihre Überzeugung von dem größeren Werte der öffentlichen Wahl unter Umständen zurücktreten lassen konnte. Entschied sich die Regierung für die zweite Möglichkeit, so konnte es ihr nicht entgehen, daß grundsätzlich auf dem Boden der öffentlichen Wahl von allen Parteien allein die Konservativen standen. Durch rechtzeitigen und richtigen Gebrauch der Presse hätte die Regierung in den Besitz der Erfahrungen, die ihr nachher die Verhandlungen im Abgeordnetenhause brachten, längst vorher gelangen können. Sie hätte dann freilich manche gleißnerischen Lobsprüche nicht geerntet, die die konservativ-agrarische Presse unter verächtlichen Seitenblicken auf die Methode Bülows der Geradheit und Sachlichkeit des jetzigen Ministerpräsidenten

gespendet hat, aber es wäre ihr vielleicht auch eine unangenehme Lage erspart worden. Das reich gegliederte Leben der modernen politischen Gesellschaft kann eben nicht mehr allein mit Ehrlichkeit und Sachkenntnis nach Paragraph soundsoviel beherrscht werden; das virtuose Spiel auf dem Instrument der Presse, die Sondierung der Parteien und das Verhandeln mit ihnen muß hinzukommen und kann nicht mehr entbehrt werden, wenn Nackenschläge vermieden werden sollen. Die Regierung trat auf den Plan als entschiedene Vertreterin der öffentlichen Wahl, obwohl sie wissen mußte, daß die Mehrheit des Abgeordnetenhauses dagegen war. Dann durfte aber von vornherein in der Vorlage nicht ein so enger Zusammenhang zwischen der Frage der Öffentlichkeit und den prinzipiellen Zugeständnissen konstruiert werden oder man mußte alles darauf einrichten, der Mehrheit des Abgeordnetenhauses die Stirn zu bieten und ihr zu sagen: dies ist für uns die Bedingung der Reform, einen andern Weg gehen wir nicht.

Wir müssen also leider die Meinung aufrechterhalten, daß bei der Einbringung der Vorlage ein schwerer Fehler gemacht worden ist. Nachdem das aber einmal geschehen ist, wird man die Gründe, die Herr v. Bethmann im Herrenhause für die weitere Behandlung der Vorlage angegeben hat, als berechtigt anerkennen müssen. Die Konsequenz des einmal gemachten Fehlers, daß nämlich die Regierung eine Reform des Wahlrechts, die einigermaßen von ihr verantwortet werden konnte, nur zu erhalten vermochte, wenn sie der von der Abgeordnetenhausmehrheit vorgenommenen Umkehrung der ursprünglichen Vorlage wenigstens in den Grundsätzen beitrat, war nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen. Der Ministerpräsident wollte aber das völlige Scheitern der Reform nicht auf sich nehmen, ohne daß der andre Faktor der preußischen Gesetzgebung, das Herrenhaus, Gelegenheit gehabt hatte, die Vorlage zu beraten. Damit ist wenigstens in einem Punkte die Haltung der Regierung geklärt.

Wichtiger noch ist das andre, was wir aus der Rede des Ministerpräsidenten im Herrenhause hervorheben möchten. Aus den Ausführungen geht nämlich unzweifelhaft hervor, daß die Gestalt, die die Wahlrechtsvorlage im Abgeordnetenhause erhalten hat, für die Regierung tatsächlich unannehmbar ist. In welcher Richtung aber liegen die Änderungen, die die Vorlage annehmbar machen würden, nachdem die Kombination des indirekten Wahlrechts und der geheimen Wahl bei den Urwahlen keinen grundsätzlichen Bedenken bei der Regierung begegnet ist? Sie liegen in der Richtung der Wünsche der Mittelparteien, und darin zeigt sich die eigentliche Bedeutung der Haltung, die durch die Rede des Ministerpräsidenten im Herrenhause jetzt für die Regierung umschrieben worden ist. Sie entspringt offenbar der klaren Einsicht in die verhängnisvollen Wirkungen einer Wahlreform, die nicht nur die radikale Linke, sondern auch die Mittelparteien zu Gegnern hat. Man kann sich eine wirtschaftspolitische Maßnahme, ein Verwaltungsgesetz und ähnliches denken, das auf die Wünsche einer extremen Partei zugeschnitten ist und doch in seiner Art wohltätig wirken kann trotz des Widerspruchs der vermittelnden Richtungen. Aber ein Wahlgesetz, das gerade von diesen vermittelnden politischen Richtungen verworfen wird, kann unmöglich zum Segen wirken. Ein solches Gesetz muß auf etwas breiterer Basis aufgebaut sein, nicht auf einer Mehrheit, die nur der Kopfzahl nach eine solche ist, aber innerhalb der Gesamtheit der organisierten Parteien keine Gewähr für eine Dauer bietet. Hier kommt noch dazu, daß die Mehrheit aus zwei Parteien zusammengefügt ist, die den andern fünf Parteien gegenüber gar keine feste Gemeinschaft der Grundsätze in der strittigen Frage darstellen. Vielmehr ist diese Gemeinschaft lediglich aus taktischen Rücksichten

zustande gekommen, und zwar nur dadurch, daß Parteigrundsätze, die die beiden Fraktionen eigentlich zu Gegnern in der Wahlrechtsfrage hätten machen müssen, einfach preisgegeben wurden. Aus solcher Hand soll die Regierung eine offenbar unpopuläre Vorlage als Gesetz entgegennehmen. Die Rede des Herrn v. Bethmann versichert uns, daß das nicht geschehen soll. Es fragt sich nun, ob die Haltung des Herrenhauses, das ja eine konservative Mehrheit hat, es möglich machen wird, daß die Vorlage im Sinne einer Annäherung an die Wünsche der Mittelparteien umgestaltet wird. Dies würde die Voraussetzung sein, unter der die Mitwirkung der Mittelparteien denkbar wäre, wenn die Vorlage wieder an das Abgeordnetenhaus zurückgelangt. Neben der Mehrheit des Herrenhauses, die übrigens entgegen ihrem Ruf gleichfalls eine nicht unbeträchtliche Anzahl staatsmännisch geschulter, unabhängiger und einsichtiger Mitglieder enthält, steht eine starke Minderheit, die jedenfalls ein sehr hohes Niveau politischen Denkens und politischer Erfahrung repräsentiert. Es wäre nicht das erstemal, daß allen liberalen Theorien zum Trotz das Herrenhaus durch staatsmännischere Auffassung und weiteren Blick die Fehler der gewählten Volksvertretung korrigiert hätte. Und wenn diese Erwartung diesmal täuschen sollte, so werden die Arbeiten des Herrenhauses jedenfalls der Regierung die Handhabe geben, die Ketten zu zerbrechen, die das konservativ-klerikale Kompromiß für sie in Bereitschaft hielt.

Im Reichstage ist unterdessen eine Vorlage über die Reichswertzuwachssteuer eingebracht und bereits in erster Lesung beraten worden. Die Wertzuwachssteuer beruht auf einem Gedanken, der sich in vergleichsweise kurzer Zeit die Zustimmung der verschiedensten Parteirichtungen erobert hat. Die Beschlüsse, die darüber anläßlich der Reichsfinanzreform gefaßt worden sind, legten der Regierung die Verpflichtung auf, eine Vorlage über eine von Reichs wegen zu erhebende Wertzuwachssteuer zu bringen, und daß die Regierung diese Verpflichtung prompt erfüllt hat, kann nur als richtig begrüßt werden. Auch gegen die Vorschläge selbst ist nicht viel einzuwenden, da über die Hauptfrage, ob diese Steuer überhaupt eine Reichssteuer werden soll, die Entscheidung nicht mehr zu treffen ist; sie ist längst gefallen. Was man in dieser Beziehung sagen kann, kommt praktisch nicht mehr in Betracht und muß, soweit es nicht auf ein bloßes Räsonnement über die Vergangenheit hinausläuft, der Zukunft überlassen bleiben.

Als ein Zeichen für die nächsten Reichstagswahlen wird es allgemein angesehen, daß der durch den Tod des Grafen Stolberg erledigte Wahlkreis Oletzko-Lyck-Johannisburg in Ostpreußen, sonst als ein sicherer Sitz der Konservativen geltend, dieser Partei bei der Ersatzwahl verloren gegangen ist. Die konservative Presse schreibt den Sieg des nationalliberalen Bewerbers einer skrupellosen Agitation zu. Das dürfte eine Täuschung sein, die nicht zum Vorteil der konservativen Partei dienen wird. Daß der Wahlkampf zwischen Parteien, die in allen wichtigen nationalen Fragen unter normalen Verhältnissen Seite an Seite marschieren sollten, besonders schroffe und häßliche Formen annimmt, ist gewiß zu beklagen. Aber wundern sollten sich doch die Konservativen jetzt am allerwenigsten darüber, wenn sie sich der Umstände erinnern, unter denen sie selbst die jetzige Lage geschaffen haben, die niemandem Freude macht, auch ihnen selber nicht. Jedenfalls beruht die Meinung, daß der Abfall von der konservativen Partei auf gewissenlose und wahrheitswidrige Agitation zurückzuführen ist, mindestens auf einer Verwechslung von Ursache und Wirkung. „Wahrheitswidrig" erscheint im Parteikampf immer nur die Meinung des Gegners. Entscheidend sind die Ursachen der Stimmung, die zum Abfall von einer Partei führt, und diese Ursachen haben gewöhnlich mit den Mätzchen des Wahlkampfs nicht viel

zu tun. Sie liegen tiefer. Die Konservativen haben das Stutzen und Befremden, das in den Tagen der Reichsfinanzreform auch in die Reihen ihrer sichersten und überzeugtesten Anhänger zu dringen schien, rasch und energisch zu überwinden verstanden, soweit es in eine offne Fronde überzugehen drohte. Das wird jedermann anerkennen müssen. Sie scheinen nun darüber sehr siegesgewiß geworden zu sein. Aber die Schädigung, die in jenen Tagen die konservative Gesinnung erfahren hat, die über die Anerkennung von Gewohnheitsautoritäten und über agrarische Interessen hinausgeht, ist viel größer gewesen, und das wird irgendwie einmal zutage kommen.

Der Kampf um ein geistig hochstehendes Reichsgericht. Von einem Juristen. Carl Heymanns Verlag, Berlin. Preis 1 M.

Der außerordentliche Bevölkerungszuwachs im Deutschen Reiche, der ungewöhnliche Aufschwung von Handel und Gewerbe und die damit verbundene Zunahme des Wohlstandes haben eine große Vermehrung der Prozesse zur Folge gehabt. Hieraus ist dem Reichsgericht eine Arbeitslast erwachsen, der es in seinem ursprünglichen Rahmen nicht mehr gewachsen war. Die Vermehrung der ursprünglichen fünf Zivilsenate auf sieben und die Erhöhung der Revisionssumme von 1500 Mark auf 2500 Mark haben nicht genügt, um diesem Übelstande abzuhelfen. Wir stehen jetzt wieder einer Belastung unseres obersten Gerichtshofes gegenüber, die ihn zwingt, die Termine auf zehn Monate bis ein Jahr hinaus anzusetzen. Die Entlastung des Gerichtes ist somit eine unabweisbare Forderung im Interesse der Sicherheit unseres Rechtslebens. Nur über den Weg herrscht Streit. Von der einen Seite wird eine abermalige Vermehrung der Senate empfohlen, von anderer Seite eine Verminderung der revisionsfähigen Prozesse. Diese will man entweder durch eine nochmalige Erhöhung der Revisionssumme oder durch eine Reihe anderer die Revision teils erschwerender, teils für bestimmte Fälle ganz ausschließender Mittel erreichen. Die verbündeten Regierungen haben nun in ihrem dem Reichstage unter dem 3. März 1910 zugegangenen Entwurfe eines Gesetzes, betreffend die Zuständigkeit des Reichsgerichts, eine Vermehrung der Senate abgelehnt. Sie haben vielmehr neben sieben anderen, hier weniger interessierenden Vorschlägen auf den schon in dem Entwurf der Zivilprozeßordnung von 1874 vorgeschlagenen Ausschluß der Revision bei duae conformes, d. h. bei gleichlautenden Erkenntnissen der Vorinstanzen, zurückgegriffen. Hierdurch ist der Streit um das Difformitätsprinzip wieder aktuell geworden.

In der uns vorliegenden Schrift tritt ein „Jurist" entschieden für das von den verbündeten Regierungen vorgeschlagene Mittel ein. Er erörtert die Frage auf denselben Grundlagen und unter denselben Gesichtspunkten wie die Begründung des Regierungsentwurfs. Die Arbeit stellt in der Hauptsache eine in interessanter und verständlicher Sprache geschriebene Ausgestaltung und Vertiefung der Begründung und eine Polemik gegen die Vertreter anderer Anschauungen dar. Der Autor sieht den Hauptzweck des obersten Gerichtes nicht darin, letzte Instanz für möglichst zahlreiche Rechtsstreitigkeiten zu sein, sondern in der Erhaltung der Rechtseinheit. Auf die Einheitlichkeit der Rechtsprechung kann der oberste Gerichtshof aber nur dann einen entscheidenden Einfluß ausüben, wenn er selbst in seinen verschiedenen Abteilungen Einheit und inneren Zusammenhang seiner Rechtsprechung zu wahren imstande ist. Dies Ziel wird jedoch um so schwerer zu erreichen sein, je vielgliedriger der Gerichtshof ist. Wenn schon jetzt häufig Klagen über Widersprüche in den verschiedenen Reichsgerichtsentscheidungen laut werden, so würden sich diese bei einer Vermehrung der Senate noch erheblich

steigern. Weder die Einrichtung der Plenarentscheidungen, falls ein Senat von einer früheren Entscheidung eines anderen Senates abweichen will, noch die „Präjudizienbücher", die „Notizen" und das „Spruchrepertorium", noch die Verteilung der einzelnen Materien auf die verschiedenen Senate, die doch nicht durchgeführt werden kann, können dem wirksam entgegentreten. Eine Verminderung der revisionsfähigen Prozesse ist nach Ansicht des Verfassers aber auch aus dem Grunde einer Vermehrung der Senate vorzuziehen, weil schon heute nur etwas über 3 Prozent der 150 000 alljährlich durch Endurteile bei den Landgerichten entschiedenen Zivilprozesse in die letzte Instanz gehen, in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle also das Reichsgericht nicht direkt, sondern nur indirekt einen Einfluß ausüben kann. Dieser indirekte Einfluß hängt von der inneren Einheit und Geschlossenheit, von dem Ansehen und der geistigen Höhe des Gerichtshofes ab. Diese aber würden nach den oben skizzierten Darlegungen des Verfassers durch eine Erweiterung des Gerichtes auf das schwerste gefährdet werden. Diesen Bedenken gegen eine Vermehrung der Senate gegenüber sieht der Verfasser die gegen den Ausschluß der Revision bei duae conformes erhobenen Einwendungen nicht als stichhaltig an. Lediglich gegen den Vorschlag des Entwurfes, daß eine Ausnahme von dem Ausschluß der Revision bei konformen Entscheidungen für solche Fälle gemacht werden soll, in denen das Berufungsurteil auf der Auslegung eines Gesetzes beruht, die mit einer früheren Entscheidung des Reichsgerichts in Widerspruch steht, erhebt er verschiedene Bedenken. Diese Bestimmung soll verhindern, daß sich in einzelnen Oberlandesgerichtsbezirken eine Sonderrechtsprechung herausbildet. Dieser Zweck würde nach seiner Ansicht besser und leichter erreicht werden durch Zulassung der Revision trotz duae conformes bei dem Vorhandensein einer hohen Revisionssumme, etwa von 12000 M. bis 15000 M.

So gewichtig auch die in dem Büchlein niedergelegten Einwendungen gegen eine erneute Erweiterung des Reichsgerichts sind, so wird man sich ihnen nicht ohne weiteres anschließen brauchen. Das Reichsgericht ist mit seinen sieben Zivilsenaten schon heute ein großes, vielgliedriges Gericht, kein einheitlicher Körper. Und doch sagt der Verfasser selbst: „Niemand bestreitet, in wie segensreicher Weise im großen und ganzen die Tätigkeit des Reichsgerichts gewirkt, wie sie Praxis und Wissenschaft auf allen Rechtsgebieten befruchtet und gefördert hat." Sollte da eine Erweiterung dieses jetzt schon umfangreichen, geistig hochstehenden Gerichtshofes wirklich die verheerende Wirkung haben, die der Verfasser voraussagt? Der französische Kassationshof mit seiner einen Zivilkammer kann hierbei keinesfalls zum Vergleich herangezogen werden; seine Arbeit vollzieht sich auf ganz anderen Grundlagen als die des deutschen Reichsgerichts.

Der Verfasser stellt an den Anfang seiner Ausführungen den unbestrittenen Satz: „Das zivilprozessuale Rechtsmittel der Revision beruht auf einer Verbindung des Interesses der streitenden Parteien mit den Anforderungen einheitlicher Anwendung und Fortbildung des Rechts." Jede Einschränkung des Rechtsmittels der Revision enthält aber eine schwere Schädigung der Interessen der streitenden Parteien. Die Erhöhung der Revisionssumme im Jahre 1905 mag nach dem veränderten Werte des Geldes entsprochen haben. Eine weitere Erhöhung ist aber mit dem Verfasser abzulehnen. Daß aber durch den Ausschluß der Revision bei duae conformes die Interessen der Parteien erheblich gefährdet werden, ergibt schon die der Begründung des Entwurfes beigegebene Statistik. Danach hatten nämlich im Jahre 1907 die Revisionen gegen difforme Entscheidungen zu 35,75 Prozent, diejenigen gegen konforme Entscheidungen dagegen „nur" zu 25,83 Prozent Erfolg; unter

Berücksichtigung des schließlichen Ergebnisses in den Sachen, die unter Aufhebung des angefochtenen Urteils an die frühere Instanz zurückgewiesen sind, sinken diese Verhältniszahlen auf 28,90 bezw. 18,34 Prozent. Dr. Wilhelm Krüger

Das Frankenbergsche Orientierungssystem für Luftschiffahrt. Mit der sich stetig steigernden Entwicklung der Luftschiffahrt und der Einrichtung von Luftschiffahrtslinien tritt auch die Notwendigkeit mehr zutage, die Sicherheit in der Orientierung zu gewährleisten. Man kann drei Arten der Orientierung unterscheiden.

1. Astronomische und magnetische Ortsbestimmung. Diese läßt in sechs bis sieben Minuten den jeweiligen Flugort bis auf 6 Kilometer bestimmen und kommt besonders über den Wolken, über unkultivierten Gegenden und auf dem Meere zur Geltung. Dank den Bemühungen des Herrn Prof. Marcuse werden noch bessere Erfolge zu erzielen sein.

2. Die Orientierung mit Hilfe der Karte. Hierbei kommen hauptsächlich die Vogelsche Karte 1 : 500000 und die Karten 1 : 300000 und 1 : 200000 in Betracht. Ein von dem leider so früh verstorbenen Oberstleutnant Moedebeck angeregter Vorschlag, wichtige Signaturen von Geländeobjekten sowie die Höhenunterschiede auf der Karte kenntlich zu machen, wird auf der Karte 1 : 200000 ausgeführt werden, aber noch längere Zeit in Anspruch nehmen.

3. Terrestrische Orientierung durch Anbringen von Nummern und Zeichen auf und an besonders dazu geeigneten Stellen.

Die terrestrische Orientierung ist durch den Direktor des Kaiserlichen Aero-Klubs, Rittmeister von Frankenberg zuerst angeregt und systematisch verbessert worden. Das System besteht aus einer Zusammenstellung von Zahlen, Buchstaben und Zeichen, die auf Dächern und anderen weit sichtbaren Gegenständen angebracht werden sollen. Das System hat seiner Einfachheit wegen so große Aussichten auf allgemeine Einführung, daß wir es hier kurz kennzeichneu wollen.

Frankenberg teilt das gesamte Deutsche Reich in neunzig Bezirke ein. Die Reichshauptstadt, jeder Regierungsbezirk, der einem Regierungsbezirk entsprechende Teil eines Bundesstaates, jeder kleinere Staat, fernliegende große Enklaven, Inseln sind als eine Einheit, „Bezirk", angenommen. Sie erhalten eine mit Berlin = 1 beginnende, sich anreihende Nummer: z. B. Rügen (Insel) = 7; Aurich (Regierungsbezirk) = 19; Birkenfeld (Enklave) = 38; Donaukreis (Teil eines Bundesstaats) = 53; Altenburg (kleinerer Staat) = 66. Die schon bestehenden Unterabteilungen innerhalb der einzelnen Bezirke, Kreise, Kreishauptmannschaften, Aushebungsbezirke (Schwerin) erhalten je einen Buchstaben. Mit Hilfe der Vogelschen Karte und der Liebenowschen Karte 1 : 200000 hat Frankenberg die Auswahl der zur Bezeichnung geeigneten Orte, Schlösser, Forsthäuser usw. innerhalb jeder Unterabteilung getroffen. Die ausgewählten Orte usw. innerhalb einer Unterabteilung erhalten auch je einen Buchstaben und im Bedarfsfalle die Zahlen 1—9. Z. B. heißt der Bezirk Liegnitz, Kreis Löwenberg, Ort Lähn in Frankenbergs System „82 F B", Bezirk Karlsruhe, Kreis Baden-Baden, Yburg heißt „48 B 2". Daß der Kreis Baden-Baden den Buchstaben B erhalten hat, ist lediglich Zufall, da der Bezirk Karlsruhe aus dem Kreis Karlsruhe = A und Baden = B besteht.

Ergibt sich für einzelne Unterabteilungen später die Notwendigkeit, noch weitere Orte zu bezeichnen, so geschieht dies durch die Zahlen 10, 11 u. s. f. In den kleineren Bezirken, z. B. Schaumburg, die keine Unterabteilung aufweisen, erhalten die ausgewählten Orte usw. je einen Buchstaben resp. die Zahlen 1—9. Der jeweilige Ort der betreffenden Unterabteilung, nach dem diese benannt ist, trägt nur den Buchstaben des Kreises usw., z. B. Bezirk Konstanz, Kreis Waldshut, Ort Waldshut heißt 46 C.

Die Bezirksnummer und der Buchstabe des betreffenden Kreises usw. kann überall benutzt werden, so auf Heideland, Lichtung in größeren Wäldern, Bergkuppen usw. Ortschaften usw., die in einem Gürtel von 20 bis 30 Kilometer längs unserer Reichsgrenzen und der Küste liegen, sollen durch bestimmte Zeichen teils oberhalb, teils unterhalb der Inschrift ein unfreiwilliges Überfliegen der Grenzen verhindern und die Höhe des Meeres anzeigen.

Alle für die Luftschiffahrt wichtigen Gegenstände, natürlicher Art oder von Menschenhand geschaffen, können durch Zeichen neben der Inschrift des benachbarten Ortes angebracht werden.

Zur besseren Kenntlichmachung der Stelle, wo sich eine Inschrift befindet, dient eine Stange, auf deren Spitze eine rot angestrichene, eventuell aus Stroh geflochtene Kugel befestigt wird. Sie wird sinngemäß während der Nacht durch eine rote Laterne ergänzt, um den mit Scheinwerfern ausgerüsteten Luftschiffen das Auffinden der Inschrift zu erleichtern. In Dessau ist durch Herrn Generaldirektor Dr. von Oechelhauser die Inschrift bereits an Gasometern angebracht worden.

Während auf horizontalen Stellen eine einmalige Inschrift genügt, wird auf geneigten Dächern das Anbringen auf beiden Seiten von Vorteil sein. Durch einen nach Norden am Rande angebrachten Pfeil werden die Himmelsrichtungen angedeutet. Die Größe der Zeichen ist auf 2 Meter bemessen bei einer Breite von 0,20 Meter. Zwischen den einzelnen Zeichen ist ungefähr ein Raum von 0,50 Meter erforderlich. Es sind zwei Arten von Inschriften vorgesehen.

Inschriften, die nur bei Tage und durch Scheinwerfer während der Nacht erkennbar sind; Inschriften, die sowohl bei Tage sichtbar sind, wie auch nachts durch künstliche Beleuchtung wirken.

Während die Inschriften für Tagesgebrauch wegen der geringen Herstellungskosten überall Verwendung finden können, erfordert die Einrichtung zur Beleuchtung größere Ausgaben und wird sich vorläufig auf wichtige Stellen beschränken, wie Luftschiffahrtslinien, Eintritt in Gebirgstäler, weit sichtbare Punkte, Ankerplätze, Ballonhallen und dergleichen.

Auf Grund der günstig lautenden Gutachten unserer hervorragendsten Aeronauten und dem Interesse, welches dem System allerorts entgegengebracht wird, wäre es sehr zu begrüßen, wenn durch tatkräftiges Mitwirken der Reichs- und Staatsbehörden, Vereine usw. das System zur baldigen allgemeinen Einführung gelangen würde. Auch die Baupolizei könnte anregend wirken.

Deutschland wäre dann auch hier vorbildlich in dem Bestreben, das Luftmeer in den Dienst der Menschen zu stellen und neue Kulturaufgaben zu lösen.

Aeronaut

Die Religion in Geschichte und Gegenwart, Handwörterbuch in gemeinverständl. Darstellung. Herausg. von Fr. M. Schiele. I. Bd. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1909. Der Herausgeber dieses monumental angelegten Werkes, dem noch Hermann Gunkel, Otto Scheel und eine stattliche Reihe bewährter Fachleute zur Seite stehen, hat sein Werk von einem im wesentlichen neuen Gesichtspunkt aus unternommen: es soll einer bahnbrechenden Bewegung in unserem religionswissenschaftlichen Leben als Markstein dienen und gleichzeitig weitesten Kreisen davon Kunde und Lehre erteilen, was die letzten Jahrzehnte an stiller, aber weittragender Forscherarbeit aufzuweisen haben. Die religionshistorische Wissenschaft hat die hemmenden Grenzen des konfessionellen Separatismus wenn auch nicht gänzlich durchbrochen, so doch stark in Bresche gelegt. Die religiösen Vorstellungen verschiedener Völker und Zeiten bilden nunmehr den immer höher

und reicher anwachsenden Stoff einer Kritik, der zur Unbefangenheit oftmals nur mehr weniges fehlt, und sicherlich nicht der gute Wille. Und als Ergebnisse solcher vorurteilslosen Kritik ergeben sich ungeahnte Perspektiven, die das Heute — weit hinaus über den Beginn einer bestimmten Religion — zu den Glaubens- und Gedankenelementen fernster Zeiten in einen geradlinigen historischen Zusammenhang bringen. Was die Forschung in dieser Hinsicht bis zur neuesten Zeit geleistet, macht das vorliegende Wörterbuch in mustergültiger Weise anschaulich. Fachmann und Laie werden es mit gleichem Nutzen handhaben; sie finden darin neben kurzen, orientierenden Notizen umfangreiche Artikel von dem vollen Wert wissenschaftlicher Abhandlungen und vor allem sowohl einen großen Reichtum an Stichwörtern als auch die Möglichkeit, durch zahlreiche Verweise von einem Artikel zum andern größere Gebiete zusammenhängend zu überblicken. Das Werk beschränkt sich nicht auf die christliche Religion, sondern es bringt auch die Grundzüge anderer alter und neuer Bekenntnisse zur Sprache. In weiterem Maße als in anderen ähnlichen Enzyklopädien werden speziell die alten Religionen und verwandten Denksysteme gewürdigt, die dem Christentum historisch nahe stehen. Stiefmütterlich scheint mir nur die Gnosis behandelt, jene bisher als Auswuchs der urchristlichen Bewegung angesehene theosophisch-philosophische Richtung, die, von der alten Kirche verketzert, in der neuesten Forschung aber mehr und mehr in den Vordergrund zu treten und immer greifbarere Formen anzunehmen beginnt. Da keine Möglichkeit existiert, diese jedenfalls sehr interessante Bewegung anders kennen zu lernen als aus einer Menge gelehrter Bücher, so wäre es eine dankbare Aufgabe, ein Lexikon wie das vorliegende wenigstens um die wichtigste gnostische Terminologie und die kurze Darstellung bedeutender Systeme zu bereichern, bis ein bereits geplantes Spezialwerk enzyklopädischer Art dem obwaltenden Bedürfnis gründlicher Rechnung tragen wird. — Sehr lobenswert ist das Eingehen auf moderne Verhältnisse, wie es hier meines Wissens zum erstenmal geübt wurde, ferner die Berücksichtigung von einschlägigem Stoff aus den verschiedensten Grenzgebieten: Musik, bildender Kunst, Politik u. s. f. Es ist mit Bestimmtheit zu hoffen, daß dieses neue Handwörterbuch den weitesten Kreisen vertraut und vielen ein Ratgeber und Führer auf dem Gebiete der tiefsten Menschheitsgedanken werden wird. Alex. Redlich (Wien)

Das Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Das von der Fachkritik aller Kulturstaaten als unentbehrlich anerkannte Werk ist nicht bloß ein Nachschlagewerk, sondern es kann dem Studium der Staatswissenschaften, namentlich der Nationalökonomie und der Sozialpolitik, zugrunde gelegt werden. Die darin enthaltenen umfangreichen Abhandlungen, deren Verfasser sämtlich anerkannte Autoritäten für die von ihnen bearbeiteten Spezialgebiete sind, ersetzen Kompendien. Daß von der dritten, gänzlich umgearbeiteten Auflage der vierte Band vollendet ist, haben die Grenzbotenleser kürzlich aus einer Beilage erfahren. Neu sind die Artikel: Fahrradsteuer; Familiengüterrecht; Ferguson; Fetter, Frank Albert; Flaggenrecht; Földes, Béla; Friedberg, Robert; Gemeinden (ihre sozialpolitischen Aufgaben); Gesellschaften mit beschränkter Haftung; Gesellschaftsvertrag; Gerlach, Otto. Bedeutend erweitert und umgearbeitet ist eine Menge Artikel, z. B. Familie von 9 auf 20 Seiten; Fleischbeschau von 3 auf 12 Spalten; Forsten von 45 auf 61 Seiten; Gefängnisarbeit von 3 auf 15 Seiten; Gewerblicher Unterricht von 16 auf 27 Seiten; Gewerkvereine von 48 auf 120 Seiten. Auch wo die Vergrößerung des Umfangs nicht bedeutend ist, hat sie doch namentlich in den Fällen bedeutenden Wert, wo es sich um Ergänzung einer Statistik bis zur Gegenwart handelt. Von den vielen politisch und wirtschaftlich hochwichtigen und dabei höchst

interessanten Arbeiten mögen zwei hervorgehoben werden. Der Artikel Finanzen (nebst Finanzgesellschaften, Finanzverwaltung und Finanzwissenschaft) umfaßte in der ersten Ausgabe 70 Seiten. In den 187 Seiten starken der neuen Ausgabe sind eingeschoben, in den ursprünglich von Eheberg allein verfaßten Abschnitt „Geschichte“: „Griechische Finanzen“ von Eduard Meyer und „Finanzen des alten Rom“ von H. Dessau; ferner eine Finanzstatistik von Max von Heckel. Dieser hat auch die Finanzverwaltung neu bearbeitet, die ursprünglich ein andrer behandelt hatte. Die Geschichte der Finanzen hat Eheberg diesmal nur bis 1870 erzählt, „Die Finanzen der Gegenwart“ stellt O. Schwarz besonders dar in einer Abhandlung, die besonders dadurch fesselt, daß sie auch eine Kritik der verschiedenen Steuersysteme enthält. England wird u. a. deswegen gelobt, weil es das günstigste Verhältnis der direkten zu den indirekten Steuern habe (jene 26,55, diese 32,55 Mark auf den Kopf). Von der Wertzuwachssteuer wird gesagt: „Ihre innere Berechtigung ist ohne weiteres anzuerkennen; die finanztechnischen Schwierigkeiten, namentlich für eine Reichs- und Staatsbesteuerung, sind aber nicht zu unterschätzen.“ Die Zolleinnahmen, mahnt der Verfasser, dürften nicht gleich bewertet werden, da die Schutzzölle auf Rohstoffe, Fabrikate und Maschinen mehr die vermögenden Klassen treffen. Den Verkehrssteuern, die sozial betrachtet zu rechtfertigen, volkswirtschaftlich aber als Störungen des Güterumlaufs bedenklich sind, seien Steuern auf Genußmittel vorzuziehen. Was den viel umstrittenen Tabak betrifft, so sei den Tabellen des Artikels nur die eine Angabe entnommen, daß Frankreich im Jahre 1906 aus diesem Genußmittel 458956000 Francs, Deutschland nur 70286000 Mark zog. Über unsre deutschen Finanzen im allgemeinen wird geurteilt: „Wir haben etwas zu sehr aus dem Vollen gelebt.“ Höchst interessant sind die Vergleichung der Finanzlagen der Großmächte, die Darstellung der Verflechtung der Kommunal- mit den Staatsfinanzen und des Wachstums der Staatsschulden. Daß immer mehr und immer kleinere Staaten in die Pumpwirtschaft hineingeraten, wird deswegen als ein Glück betrachtet, weil ohne diese Ausdehnung des Schuldenwesens die Riesenkapitalien, die sich in den Großstaaten aufhäufen, kaum unterzubringen wären. Dem von 26 auf 55 Seiten angewachsenen Artikel „Geld“ ist ein Anhang beigefügt, in dem F. G. Knapp seine staatliche Geldtheorie darstellt, die so viel Aufsehen erregt hat. Viele werden dafür dankbar sein, daß sie dadurch der Mühe überhoben werden, sein Buch über den Gegenstand zu lesen. Seine Theorie ist praktisch ungefährlich, weil er nicht daran denkt, die Papiergeldwirtschaft zu empfehlen, und nützlich, weil er neue Einsichten in das Geldwesen der Gegenwart erschließt. Die Theorie selbst, welche die Notwendigkeit einer Metallbasis fürs Geld leugnet, halte ich allerdings für falsch, und wie mir scheint, wird sie im Hauptartikel von C. Menger auf Seite 565 ff. und Seite 601 widerlegt.

C. J.

Die Geschichte des Kunstgewerbes

Kürzlich sah ich drei sehr verschiedenartige Bilder nebeneinander, einen Rembrandt, einen Tizian, einen Whistler. Welchen ich für den Besten erkläre? Pietät, Kunstgeschichte und andere Konzessionen zwangen mich, Rembrandt die Palme zu reichen; aber mein Gefühl hatte sofort für Whistler entschieden. (Ich empfehle zu diesen und ähnlichen Vergleichungen, wie überhaupt zum einführenden Studium die im Berliner Verlag Harmonie erscheinenden ausgezeichneten Künstlermonographien „Meisterbilder in Farben", das deutsche Seitenstück zu den beliebten englischen Ausgaben. Text, farbige Reproduktion, alles steht auf der Höhe. Dazu der billige Preis!) Whistler ist ein ungeheurer Fortschritt, auch über Rembrandt; überhaupt gibt es nichts, was höher steht als die Hervorbringungen unserer Zeit, und das Beste ist immer das Neue. Blasphemie! Ich erkläre, daß wir die Vergangenheit nur durch das moderne Leben begreifen können, und daß sie für uns nur insofern besteht, als sie mit der Gegenwart einen fühlbaren Zusammenhang hat. Ich habe dieselbe Überzeugung wieder gewonnen, als ich die von Georg Lehnert in Verbindung mit anderen herausgegebene große illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes (Verlag von Martin Oldenbourg in Berlin) durchblätterte. Auch für die geschichtliche Betrachtung muß der Ausgangspunkt das moderne Leben sein. Der heilige Morris in Ehren, aber seinen Haß gegen die Maschine teile ich nicht. Maschinengearbeitete Möbel, Präzisionsarbeiten, der gute in Massen hergestellte Verlegereinband, die modernen Vervielfältigungstechniken sind wirklich ein ungeheurer Fortschritt, wobei der persönlichen Nuancierung ebensoviel Freiheit gegeben ist, wie bei dem alten Handwerk. Die Becher als Sportpreise von Professor Hoffmann sind mir in jeder Hinsicht wertvoller als die getriebenen Prunkkelche des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts; Möbel mit Einlegearbeiten von Pankok übertreffen die Chinoiserien des achtzehnten Jahrhunderts; ein modernes Haus ist unter allen Umständen besser als ein altes; ja selbst hinter einer geschmacklosen, neumodischen Fassade verbirgt sich eine Unmenge von Verbesserungen und zweckmäßigen Einrichtungen, von denen unsere Großeltern keine Ahnung gehabt haben. Man wird daher den Rausch der Begeisterung verstehen, der über die Gemüter kam, als ungefähr vor fünfzehn Jahren die neue deutsche Kunstgewerbebewegung eintrat, die ich in meiner Geschichte dieser Epoche beschrieben habe (Das neue Deutsche Kunstgewerbe; Verlag von Klinkhardt & Biermann, Leipzig). Es schien, als hätte die Welt plötzlich ein neues, überraschendes Gesicht erhalten. Es war eine gärende Zeit der Fruchtbarkeit, die an die größten Blütezeiten der Vergangenheit erinnerte. Trotzdem sie ein durchaus anderes schien als die Historie. Auch sie war vom modernen Leben ausgegangen, und war darin allen großen Epochen der Kunst- und Kunstgewerbegeschichte verwandt.

Jetzt, da diese moderne Bewegung abgeschlossen ist, mußte der Wunsch entstehen, diese Ergebnisse im geschichtlichen Zusammenhang zu sehen, um ihre Größe oder ihre Kleinheit zu bemessen. In zwei starken Bänden, jeder siebenhundert bis achthundert Seiten stark, mit überaus zahlreichem, interessantem Abbildungsmaterial versehen, ist der ungeheure Stoff in Lehnerts Kunstgewerbegeschichte bewältigt, der die klassische und vorklassische Zeit, das Mittelalter, die Renaissance-, Barock-, Rokoko-, Louis XVI. und Empirezeit, die moderne, den Islam und Ostasien umfaßt. Es hätte gerade noch gefehlt, daß die ethnographische Kunst nicht nur Europas, sondern vor allem auch der Kolonien, Amerikas, der nordischen Vergangenheit und der noch lebenden unzivilisierten Völkerschaften in den Kreis der Betrachtung

gezogen worden wären, um eine Welt-Enzyklopädie des Kunstgewerbes zu haben. Vielleicht aber entschließen sich Herausgeber und Verlag, einen Ergänzungsband ethnographischer Kunst anzuhängen, die heute von außerordentlichem Interesse ist und Entwicklungskeime birgt, die gerade den älteren Kunstepochen zugute kamen. Dann wäre freilich der Gipfel der Wünsche erreicht. Indessen müssen wir für das Gebotene dankbar sein. Hervorragende Kenner und Gelehrte, wie Erich Pernice, Georg Swarzenski, Otto von Falke, Wilhelm Behnke, Moritz Dreger, Josef Folnesics, Edmund Wilhelm Braun, Otto Kümmel, Museumsleute, haben sich unter der Redaktion des bewährten Georg Lehnert zu diesem Standard-work vereinigt. Mit der ihm eigenen ruhigen, geschäftlich nüchternen Sachlichkeit legt Lehnert in dem Anfangskapitel die Grundlagen und Ziele des Kunstgewerbes sowie dessen Geschichte auseinander und schildert in den Schlußkapiteln des Werkes die Entwicklung des neuen Stils seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Unpersönlichkeit war hier Verdienst. Mit dem stärkeren Temperament des Liebhabers behandelt Folnesics die Empirezeit; wir verdanken ihm auf diesem seinem Spezialgebiet andere interessante Arbeiten, die ihn als Kenner und Forscher auszeichnen. Dreger untersucht mit der diesen Wiener auszeichnenden wissenschaftlichen Gründlichkeit das Kunstgewerbe im Barock und Rokoko, Swarzenski, Pernice, Otto von Falke und Behnke bestellen Mittelalter und Renaissance; und die wertvollen Anhänge des Islams und des ostasiatischen Kunstgewerbes sind von Braun und Kümmel bearbeitet. So ist ein übersichtliches Nachschlagewerk entstanden, das seine Vollständigkeit darin sucht, daß es aus allen Zeiten das Charakteristische bringt und sich daher unentbehrlich für den Künstler, den Kunstgewerbler, den Geschichts- und Kulturfreund macht. Denn eine Kunstgewerbegeschichte ist recht eigentlich eine Kulturgeschichte. Durch keine andere Äußerung der Kunst können wir so tief in das persönliche Leben, in die Ideale, den Geschmack, die künstlerischen Ansprüche und die Wirtschaftsformen einer Zeit und einer Nation blicken, als durch das Kunstgewerbe. Hohe Kunst ist dem Alltag und daher dem Wechsel seiner Formen und Wünsche entrückt, sie hat es mit den letzten übermenschlichen Fragen und Forderungen zu tun, das Gewerbe steckt zu tief im Mechanischen und in der gemeinen Notdurft; im Kunstgewerbe aber vereinigt sich beides, dieses Materielle und jenes Geistige, eine Mischung, die Kulturverfassung heißt. Wir haben daher keinen besseren Gradmesser für die Kultur und ihre Wandlungen als das Kunstgewerbe, und darum ist uns diese neue Geschichte ein sehr willkommener Berater.

Wir können die Zuverlässigkeit dieser Beobachtung feststellen, indem wir die Probe auf unsere Gegenwart machen. Wir sehen, wie sich hier auf unserem so leicht kontrollierbaren Beobachtungsfeld die Ansprüche seit den letzten zehn, fünfzehn Jahren im großen Publikum außerordentlich verfeinert haben. Das bürgerliche Heim, der Möbelmarkt, alle kunstgewerblichen Produktionszweige haben eine neue Physiognomie empfangen. Der Geschmack der siebziger und achtziger Jahre, darin sich unsere Elterngeneration ausdrückte, kann uns heute, wo wir ihn antreffen, nur mit leidenschaftlicher Unzufriedenheit erfüllen. Die neuen Ideen, von modernen Künstlern dem Kunstgewerbe zugeführt, ich erwähne nur die wichtigsten, van de Velde, Pankok, Behrens, Olbrich, Bruno Paul, Riemerschmid, Schultze-Naumburg, Obrist, der Künstlerkreis der Wiener Werkstätte mit Josef Hoffmann, Kolo Moser und Otto Wagner, haben in dieser kurzen Spanne Zeit eine außerordentliche Kulturverfeinernng mit sich gebracht. Nichtige, unzweckmäßige, falsche, protzenhafte Dekorationsmacherei wird heute wieder als Merkmal der Unbildung angesehen; die häusliche Umgebung kann mit vollem Recht als Maßstab für die persönliche Kultur angesehen werden. Wir haben gelernt, in allen diesen Dingen wieder das

Echte, Gediegene von einer leichteren persönlichen Nuance (auch durch die Maschine hindurch) Bestimmte zu lieben. Wir haben dabei im Auge, daß jedes Ding seiner Herstellungsart und seinem Material gemäß behandelt sei. Daraus folgt, daß wir ein erhöhtes Interesse an dem Konstruktiven haben, wie denn überhaupt der Rationalismus im modernen Kunstgewerbe zur Betonung der konstruktiven Elemente, und somit zu einem konstruktiven Stil geführt hat. Alles, was unserer Zeit den Stempel gibt, die Maschine, die Eisentechnik, die industrielle Produktionsweise, aber zugleich auch die persönliche Eigenart und Unabhängigkeit, drückt sich in den modernen Kunstgewerbe aus. Das Möbel ist infolge des schon seit dem achtzehnten Jahrhundert (in England) gänzlich industrialisierten Tischlergewerbes maschinell hergestellt, daher glatt, schlank, präzis; aber der persönliche Sinn des Zeichners oder Künstlers durfte sich den Luxus eines passenden Flächenschmuckes erlauben. In den Tapeten- und Möbelbezügen darf das Ornament, das sonst verbannt ist, neue Triumphe feiern, an den Wänden haben wir, wenn es zu guten Werken der Malerei nicht reicht, Originalholzschnitte oder Steinzeichnungen von bedeutender künstlerischer Marke; die Kleinplastik erlebt wieder eine neue Blütezeit, seit es keramische Künstlerwerkstätten und die Kopenhagener Porzellanfabriken gibt, die ein nacheifernswertes Vorbild sind. Wie sehen dagegen die Interieurs der siebziger Jahre aus, mit den galvanischen Reproduktionen, den maschinenmäßigen Schnitzereien an allen Ecken und Enden, den Makartbuketts, den Butzenscheiben, und falschen clair-obscur-Stimmungen? Aber wir Heutigen erfüllen nur, was sich im Grunde schon in den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts und in den früheren Epochen vorgebildet hat. Damals entstanden die Wirtschafts- und Herstellungsprinzipien, die noch nicht ihre eigene Ausdrucksform gefunden hatten. Diesen Stil, der nicht nur unserer geistigen Verfassung, sondern vor allem auch dem komplizierten Apparat unserer Arbeits- und Lebensweise entspricht, hat die Moderne verwirklicht. Auch die früheren großen Epochen haben sich auf diese Weise verwirklicht, wenn auch nicht in solcher konsequent konstruktiven Weise, sondern mehr ornamental. Trotz dieser äußeren starken Verschiedenheit können wir aber doch eine gewisse Kontinuität der Formen der Vergangenheit und der Neuzeit feststellen, soweit es die organische Form betrifft. Lehnerts Geschichte des Kunstgewerbes gibt höchst interessante Studienmöglichkeiten, Vergleichsmaterialien, um zu erkennen, was wir mit der sehr verschieden gearteten Vergangenheit gemeinsam haben und was uns trennt. Die kühle, sachliche, zurückhaltende Objektivität des Werkes ist ein Vorzug; dem Inhalt einen eigenen Sinn und Zusammenhang zu geben, ist Sache des Lesers, der Dank dafür weiß, daß man ihn nicht bevormunden will.

Joseph Aug. Lux

Bücherliste

Besprechung einzelner Werke vorbehalten.

Below, Dr. G. von: Die politische Lage im Reich und in Baden. Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung, Heidelberg. M. 0.80.

Festenberg, Herm. von: Ritter Kuno und sein Knappe. Deutsches Druck- und Verlags-Haus, Berlin.

Der Kriegervereinsvorstand. Herausgegeben vom Vorstand des Deutschen Kriegerbundes. Selbstverlag des Deutschen Kriegerbundes.

Betrachtungen und Erinnerungen eines alten Bergknappen. Friedr. Edbecke's Verlag, Lissa i. P. M. 0.30.

Festenberg, H. von: Fasching. Schwank in 3 Aufzügen.

Festenberg, H. von: So geht's halt bei den Preußen zu. Lustspiel in 4 Aufzügen.

Matthes, Georg: Statistik der an den höheren technischen Schulen gelehrten Disziplinen. Wilh. Ißleib, Berlin. M. 1.—.

Brunn, Laurids: Von Zantens glückliche Zeit. S. Fischer Verlag. M. 1.—.

Stowasser, J. M.: Griechenlyrik und Römerlyrik. Carl Winters Universitäts-Buchhandlung, Heidelberg. Zusammen M. 5.—.

Die Judenpogrome in Rußland. I. und II. Teil. Herausgegeben im Auftrage des Zionistischen Hilfsfonds in London. Jüdischer Verlag, Köln und Leipzig.

Steiner, Alb.: Der Kampf ums Glück. Otto Weber, Leipzig. M. 5.50.

Für die Herausgabe verantwortlich: George Cleinow in Berlin-Schöneberg.
(Herr Dr. Paul Mahn ist bis Mitte Mai verreist.) Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Gedanken über Elſaß-Lothringen

Wer einmal in deutſchen Kleinſtaaten gelebt hat und dann nach einem der größeren oder dem größten der Bundesſtaaten, nach Preußen kommt, wird mit Freude die freie Luft des großen Raums gegenüber der verbrauchten Atmoſphäre in den engen Kämmerchen der Kleinſtaaten auf ſich wirken laſſen. Man wirft Preußen oft eine allzu konſervative, von linksſtehenden Parteien „reaktionär“ genannte Geſinnung vor. Trotz alledem bleibt eins unbeſtreitbar: ein Großſtaat wie Preußen kann den ungeheuren Komplex moderner Staatsaufgaben in ganz anderer Weiſe ausfüllen wie ein Kleinſtaat von einer halben, einer oder auch zwei Millionen Einwohner. Daß die Verwaltung und Regierung Preußens *techniſch* in Deutſchland an der Spitze ſteht, hat der Reichskanzler und Miniſterpräſident bei der Eröffnung der Wahlrechtsdebatte im Landtag mit Recht betont.*) Wenn Preußen den liberalen oder extremen Parteien mehr oder weniger reformbedürftig erſcheint, ſo kann m. E. daraus ein Vorwurf gegen die Regierung oder den Staat als ſolchen ſelbſt nicht hergeleitet werden; es iſt Sache der politiſchen Parteien, den Kurs des Staatsſchiffs zu beſtimmen. Auch das Dreiklaſſenwahlrecht kann bei einigermaßen genügender Beteiligung nichtkonſervativer Bevölkerungsſchichten die Parteien der Linken in der preußiſchen Kammer bedeutend verſtärken, wenn dieſe Parteien nur den feſten Willen dazu haben.

Es ſoll mit dieſen Ausführungen nicht zu den Wahlrechtsfragen in Preußen Stellung genommen, es ſoll damit vielmehr nur dargetan werden, daß Preußen im ganzen durchaus nicht der abſolut reaktionäre Staat iſt, wie ihn extreme Parteien ſo gern fälſchlich zu benennen lieben. Jedenfalls iſt die ungeheure

*) Wir ſtimmen hier mit dem Herrn Verfaſſer nicht ganz überein und verweiſen deshalb auf die in den Grenzboten erſcheinenden Aufſätze über die Preußiſche Verwaltung. (Nr. 3, 4, 5, 7, 15, 16, 18.) G. Cl.

Überlegenheit Preußens als Großstaat in allen Fragen des vielseitigen Staatslebens, in Politik und Kultur, in Handel und Wandel so in die Augen springend, daß es einer Unterhaltung darüber nicht mehr bedarf.

Wenn man zu dieser Überzeugung gekommen ist, so wird man aus ganz prinzipiellen Gründen heraus sich entschieden dagegen verwahren müssen, die in der Zeit der Eisenbahnen, des Luftschiffes und der drahtlosen Telegraphie überall sichtbare Tendenz der immer größeren Zusammenballung von Bevölkerungseinheiten zu großen gewaltigen National-, ja zu Weltstaaten gewissermaßen dadurch in das Gegenteil zu verkehren, daß man künstlich kleine verkümmerte Staatengebilde schafft, niemand zur Freude, allen zum Leide.

Ein solches Staatengebilde wäre der autonome Bundesstaat Elsaß-Lothringen. Dieser Bundesstaat würde aus zwei Teilen bestehen, die miteinander gar nichts zu tun haben und in ihrer Art grundverschieden voneinander sind, aus dem allemannischen Elsaß, belegen im fruchtbaren, sonnigen Rheintal, und aus dem stillen, etwas melancholischen und doch für den empfindenden Menschen mit seinen Reizen ausgestatteten Lothringen. Dort ein lebhafter, aufgeregter Menschenschlag, der sich in nichts von anderen süddeutschen Stämmen unterscheidet, insbesondere auch nicht in puncto Abneigung gegen Preußen; in Lothringen, sowohl in dem größeren rein deutschen Teil wie in dem kleineren französischen Teil, dagegen eine nüchterne, konservativ gesinnte, sparsame Bevölkerung, welche in der Saargegend den gleichen Charakter zeigt wie die Bevölkerung der preußischen Gebietsteile, und die im nördlichen Teil, an der Mosel, dem Charakter der Eifeler Bevölkerung sehr nahe kommt.

Auch wirtschaftlich haben die beiden Provinzen fast nichts miteinander gemein. Das Elsaß verlangt die Schiffbarmachung des Oberrheins, in Lothringen ruft man dagegen nach der Kanalisierung der Mosel. Im Elsaß blüht die Textilindustrie, Lothringens wirtschaftliches Gedeihen ist mehr und mehr auf die Entwickelung der Eisenindustrie, des Erz- und Kohlenbergbaus abgestellt.

Und diese beiden grundverschiedenen Länderstriche hat man ganz widernatürlich in einem langen schmalen Bande längs der gesamten deutsch-französischen Grenze zu einem modernen Auftrafien, zu einem, wie ich mich ausdrücken möchte, total unwirtschaftlichen Zweckverband vereinigt.

Aber nicht nur hierin liegen begangene Fehler. Auch vom Standpunkt der Angliederung und Assimilierung an das große deutsche Vaterland war die Isolierung beider Provinzen ein schwerer Fehler. Man hat den Chauvinismus der Elsaß-Lothringer künstlich dadurch bewahrt, indem man ihm nicht nur erlaubte, sondern ihn es sogar nötigte, sich in Reinkultur zu erhalten.

Das erste Bestreben Deutschlands nach der Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen mußte sein, die so günstige Gelegenheit der Ausfüllung der durch die Auswanderung nach Frankreich entstandenen Bevölkerungslücken kräftig auszunutzen. Das ist ja nun auch teilweise geschehen. Tausende von deutschen Beamten strömten ins Land; durch die starken Garnisonen ergoß sich

ein stets neugespeister Strom von kräftigen jungen Söhnen der Mutter Germania in die Provinzen, die vielen von ihnen dann eine zweite Heimat wurden. Große Industriezweige wurden durch deutschen Unternehmungsgeist belebt oder neu gegründet; man denke nur an die gewaltige Montanindustrie in Lothringen. So kam es, daß der alte, seit den Tagen der Gallier und Römer heiß umstrittene Grenzstaat wieder mehr und mehr mit deutscher Kultur und deutscher Bevölkerung erfüllt wurde, nachdem vorher mehrere Jahrhunderte lang in umgekehrter Richtung die Stoßkraft des früher als Deutschland geeinten französischen Nationalstaates gegangen war.*)

Aber trotz dieser erfreulichen Erscheinungen, trotzdem man Städte wie Straßburg und Metz heute in der Hauptsache als deutsche Städte bezeichnen kann, hat man es fertig gebracht, gerade durch die Isolierung der beiden Provinzen auf sich selbst und durch ein erschwertes Wahlrecht für die Volksvertretung (wenn man den Landesausschuß so nennen darf) die alteingesessene Oberschicht der Bevölkerung, die, in französischen Zeiten französisiert, in hartnäckiger Weise an dem fremden Firnis festhält, zur eigentlich herrschenden Schicht in Elsaß-Lothringen zu machen. Die Kühnheit dieser kleinen, aber mächtigen Minorität drückt sich heute aus in dem Ruf „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern". Was darunter verstanden wird, wird von ihnen verschieden angegeben, wenn sie aber unter sich sind, nennen sie einen echten Elsaß-Lothringer nur einen solchen, der den bekannten Großvater vor 1870 im Lande gehabt hat. Zu französischen Zeiten freilich hatten sie ein ganz anderes Prinzip, Heute kommt es noch in ihren Zeitungen dann und wann zum Durchbruch, wenn es ihren nach Westen gerichteten Sympathien entspricht, nämlich wenn sie von ihren „Compatriotes en France" sprechen. Damit meinen sie dann jeden französischen Beamten- oder Offizierssohn, dessen Vater, vielleicht aus der Picardie oder von den Pyrenäen stammend, einmal zwei oder drei Jahre in Diedenhofen oder Colmar stand und dem hier der Sohn geboren wurde. Ein solcher Vollblutfranzose gilt als Elsaß-Lothringer, nicht aber der stammverwandte Pfälzer, dessen Sprache und Sitten von denen des Elsässers kaum zu unterscheiden sind, der, im Lande geboren, von einem vor vierzig Jahren eingewanderten Vater abstammt; dieser Pfälzer ist ein „Schwob" und Fremdkörper. Freilich hüten sich die Nationalisten in Elsaß-Lothringen schwer, das öffentlich einzugestehen, aber sie bekunden es hundertfach durch ihre Taten. Gesellschaftlich schließen sie sich überall ab gegen solche, auf die ihr Stempel des Elsaß-Lothringers nicht paßt. Sie gründen französische Sportvereine, Theaterklubs usw. und betätigen in allen Beziehungen, seien es politische oder wirtschaftliche, bei allen Wahlen, sowohl zum Landesausschuß wie zu den Kreis- und Bezirkstagen, in Kommunalverwaltungen, Handelskammern, Interessenvereinigungen usw., das Bestreben, unter sich zu bleiben und jeden Anfang einer Verschmelzung mit den Altdeutschen abzulehnen.

*) Hier sei auf unsern Artikel „Das Elsaß" in Nummer 10 hingewiesen.

Wenn man diesen Leuten jetzt von Reichs wegen eine neue Verfassung gibt, ehe man das Wahlrecht, insbesondere zum Landesausschuß, geändert hat, so ist unschwer abzusehen, auf welchem Weg die Entwicklung weitergehen wird. Die im Lande befindlichen altdeutschen Elemente, 400000 Seelen, also über 22 Prozent der Gesamtbevölkerung, würden in dem isolierten Nationalstaat Elsaß-Lothringen nichts zu sagen haben. Sie würden an die Wand gedrückt, es sei denn, daß sie, wie heutzutage schon infolge der im Lande herrschenden Tendenzen und der schwachen Widerstandsfähigkeit mancher deutschen Volksgenossen zu beobachten ist, zu Renegaten werden und sich auf die andere Seite schlagen. Das aber kann nicht die Absicht des großen Gesamt-Deutschland sein. Links stehende Parteien geben eine falsche Fragestellung, wenn sie behaupten, das elsaß-lothringische Volk sei reif für die Verfassung und die Autonomie, und jede andere Ansicht sei reaktionär. Wo weitgehende Volksrechte existieren, entscheidet nicht immer der ruhige Sinn und die Arbeitsamkeit der großen Menge, sondern häufig die Denkungsweise einer kleinen, die Führung übernehmenden Schicht. Elsaß-Lothringen als selbständiger Staat würde mit fliegenden Fahnen in das Lager derer um Wetterlé, Preis und Genossen übergehen. Die Nationalisten haben es in den meisten Ländern verstanden, durch Drohungen, Boykottierung usw. die große, ihnen nicht zu Willen stehende Menge zur Gefolgschaft zu zwingen. Elsaß-Lothringen ist aus diesen Gründen wohl theoretisch reif für eine Verfassung, aber nicht reif zur Selbstregierung im Sinne eines deutschen Bundesstaates, und nicht reif zur Übernahme der Grenzwacht gegen Westen.

Hier heißt es klare Stellung nehmen, jede Gefühlsschwärmerei kann die schwersten, nie wieder gut zu machenden Schäden erzeugen.

Es folgt aus dem Obigen schon, daß uns gegenüber der Verfassungsfrage — die Wahlrechtsfrage als die zeitlich vorgehende erscheint. So schwer es in Elsaß-Lothringen empfunden wird, keinen Anteil an der Reichsregierung in Berlin durch einen stimmberechtigten Vertreter im Bundesrat zu haben, ebenso schwer wird die Unmöglichkeit getragen, den Volkswillen in Straßburg zur Geltung zu bringen. Unter Volk verstehen wir freilich nicht nur die große Menge, sondern auch die in irgendeiner Beziehung höhere Dienste leistenden Kräfte, besonders die eingewanderten Industriellen, Gelehrten, Inhaber der freien Berufe, Großgrundbesitzer usw. Diese Klassen, die für den Staat viel bedeuten, würden bei einer etwaigen Einführung des Reichstagswahlrechts in Elsaß-Lothringen fast ausnahmslos der Mittel entbehren, sich zur Geltung zu bringen. Wir begrüßen es daher, wenn die „Straßburger Post" in einem am 16. März unter der Überschrift „Brennende Fragen" erschienenen Artikel darauf hinweist, daß die Einführung des Reichstagswahlrechts weder wünschenswert noch wahrscheinlich sei, und wenn dabei insbesondere die Einführung von Pluralstimmen und des Proportionalwahlrechts gefordert wird.

Aber wie gesagt, auch wenn man so vorgehen sollte, daß man zuerst das Wahlrecht reformiert und es dem dann entstehenden neuen Landtag überträgt,

seine Wünsche in der Verfassungsfrage geltend zu machen, auch dann wird man Gefahr laufen, noch dieselben schädigenden Tendenzen in Elsaß-Lothringen wirken zu sehen, die heute ihr so unheilvolles Spiel treiben. Die Frage ist sicherlich der reiflichen Überlegung wert, ob es denn überhaupt notwendig sei, einen neuen deutschen Kleinstaat zu schaffen. Freilich beruht der Grundgedanke des Deutschen Reichs auf der Zusammenfassung der selbständigen Bundesstaaten zu einem machtvollen Ganzen. Diesem Prinzip wird aber nichts genommen, wenn man Elsaß-Lothringen unter die größeren der Bundesstaaten zur Aufteilung bringt. Lothringen würde sich seiner Bevölkerung nach vorzüglich zu einer Assimilation mit Preußen eignen, das Unter-Elsaß könnte ohne Schwierigkeiten mit der Pfalz, das Ober-Elsaß zur Hälfte mit Württemberg, zur Hälfte mit Baden vereinigt werden. Waren doch auch zu französischen Zeiten die heute Elsaß-Lothringen ausmachenden Länderteile in der Verwaltung gänzlich voneinander getrennt. Sie zerfielen in mehrere Departements, welche direkt untereinander nichts gemein hatten, die ihre Weisungen vielmehr von Paris empfingen und von Paris aus regiert wurden; und man muß immer bedenken, daß es für die französische Regierung viel schwerer war, vor zweihundert Jahren in diesen Länderteilen Fuß zu fassen, weil nur in wenigen, eng begrenzten Gegenden Französisch als Volkssprache gelten konnte, das ganze Elsaß vielmehr bis auf geringfügige Ausnahmen und zwei Drittel von Lothringen in Sprache und Sitten rein deutsch waren. Wenn damals unter so schwierigen Umständen ein fremder Staat es fertig gebracht hat, diese Provinzen eng an sich zu schließen auf Grund einer Verwaltungsorganisation, die das kluge Wort „divide et impera“ zur Geltung brachte, warum sollte es unmöglich sein, ein erst vierzig Jahre lang bestehendes künstliches Gebilde, das noch nichts weiter fertig gebracht hat, als es einer Oberschicht von Notablen möglich zu machen, für sich möglichst viele Vorteile herauszuschlagen und das Land möglichst von Deutschland getrennt zu halten, wieder aufzuteilen und durch die Anziehungskraft der großen deutschen Staatengebilde allmählich mit deutscher Kultur und deutschem Wesen viel inniger zu durchdringen, als dies bisher möglich war.

Heutzutage hält der Député Vogt im Landesausschuß eine Brandrede gegen die eingewanderten Beamten, die er gewissermaßen als Schmarotzer bezeichnet. In französischen Zeiten war es selbstverständlich, daß aus allen Gegenden Frankreichs Beamte nach Elsaß-Lothringen versetzt wurden, und niemand hat damals darüber geklagt. Ebenso selbstverständlich war es damals allerdings, daß Elsaß-Lothringer, welche in den Staatsdienst traten oder die Offizierskarriere ergriffen, kein Recht darauf hatten, in ihrer engeren Heimat zu bleiben, sondern daß sie es sich gefallen lassen mußten, in das Innere Frankreichs versetzt zu werden. Gerade dadurch aber wurde die gegenseitige Annäherung und Verschmelzung auf das beste gefördert. Dieses Mittels haben wir uns bisher in Elsaß-Lothringen nicht bedient. Wenn der Landesausschuß sich beklagt, daß die Söhne

des Landes keine Gelegenheit haben, im Staatsdienst aufzurücken, wenn er fordert, daß für jede freie Stelle Elsaß-Lothringer den Altdeutschen vorgezogen werden, so erhält diese Forderung nur dadurch eine gewisse Berechtigung, weil darauf hingewiesen werden kann, daß die deutschen Bundesstaaten in echtem deutschen Partikularismus ihrerseits sich dem Elsaß-Lothringer ebenfalls verschließen. Würde Lothringen preußische Provinz sein, so wäre es selbstverständlich, daß die preußischen Landräte in Lothringen aus allen preußischen Gebietsteilen kommen würden. Auf der anderen Seite stände aber auch dem jungen Lothringer, der in die Verwaltungslaufbahn übergehen will, die Möglichkeit offen, seinen Weg durch die Regierungen aller preußischen Provinzen bis zu den Berliner Ministerien zu machen. Eine solche Karriere würde manchen anlocken, der heute dem Staatsdienst den Rücken kehrt, sich irgendwo als Rechtsanwalt oder Notar niederläßt und dann, um ein Feld für seinen Tätigkeitsdrang und Ehrgeiz zu finden, in Politik macht und elsaß-lothringischer Nationalist wird.

Was für Preußen und Lothringen gilt, gilt in ähnlichem Maße für Bayern, Baden, Württemberg und das Elsaß. Wenn diese Staaten auch an Größe dem preußischen Riesen nicht gleichkommen, so ersetzen sie dessen Assimilationskraft durch eine ausgeglichene echt deutsche Kultur und durch ihre Wesensverwandtschaft als süddeutsche Staaten mit dem Elsaß.

Man behaupte nicht, durch eine solche Teilung Elsaß-Lothringens werde die Bevölkerung vergewaltigt, denn wie gesagt wird damit nur der bis zum Jahre 1870 herrschende Zustand wieder hergestellt, und ferner erhält ja die Bevölkerung eines jeden der so entstehenden Teile in dem betreffenden Bundesstaat volle Gleichberechtigung. Die Lothringer gelten dann als Preußen, wählen zum preußischen Landtag, können in Preußen Beamte werden usw. Dann gibt es eben keinen Grund mehr, über eine Zurücksetzung gegenüber den übrigen deutschen Staatsangehörigen zu klagen, und infolge der sich viel rascher vollziehenden Assimilation werden die heute im Vollgenuß unbegründeter Vorrechte stehenden Notabeln in verhältnismäßig kurzer Zeit von der ihnen erbauten Plattform verschwinden müssen. Jedenfalls wird die Entwickelung dann bedeutend rascher zugunsten des Deutschtums weitergehen, als dies bisher im mehr oder weniger selbständigen Reichsland der Fall war.

Bei einer solchen Lösung erübrigt es sich, über die äußerst schwierigen staatsrechtlichen Fragen nachzudenken, welche durch die für Elsaß-Lothringen geforderte Autonomie entstehen. Man denke an die Verteilung der Stimmen im Bundesrat, insbesondere an die für das Reichsland zu findende Staatsform (Monarchie oder Republik, Sekundogenitur oder lebenslänglicher Statthalter, Ein- oder Zweikammersystem usf.). Man denke aber auch an die Besetzung der Bischofstühle in Straßburg und Metz, an das Recht der deutschen Gliedstaaten, Gesandte zu ernennen und zu empfangen. Soll darüber etwa in Straßburg von einer nach Frankreich neigenden, aus Notabeln bestehenden Regierung befunden werden?

Einwände gegen unseren Vorschlag können allerdings von denjenigen Bundesstaaten kommen, die durch die Aufteilung des Reichslandes keinen Gebietszuwachs erreichen würden. Im Interesse des Gesamtreichs darf man jedoch von diesen Bundesstaaten (ernstliche Berücksichtigung verdienen natürlich nur die größeren wie Sachsen, Hessen usw.) einen gewissen Verzicht auf das Lucrum cessans einer Gebietsvergrößerung erwarten. Auch ist zu bedenken, daß bei einer Selbständigmachung Elsaß-Lothringens als Bundesstaat durch Schaffung neuer Stimmen im Bundesrat die übrigen Staaten ebenfalls einen Teil ihrer heutigen Machtbefugnisse aus der Hand geben.

Man darf nicht denken, daß der Inhalt dieser Ausführungen etwas durchaus Neues, nie Gehörtes sei. Wer im Lande lebt und mit der Bevölkerung viel zusammenkommt, der wird unseren Vorschlag häufig von den Lippen alteingesessener, guter Elsaß-Lothringer zu hören bekommen, namentlich dann, wenn sie sich sicher vor dem Terror der kleinen herrschenden Minderheit fühlen. Und gerade diese Erfahrung hat den Verfasser dieser Zeilen bewogen, in letzter Stunde nochmals auf eine Lösungsmöglichkeit der elsaß-lothringischen Autonomiefrage zurückzukommen, die in der Öffentlichkeit bisher nur angedeutet, nicht aber genauer begründet wurde. Auch die letzten Reichstagsverhandlungen mit ihren liebenswürdigen Reden von seiten verschiedener elsaß-lothringischer Abgeordneter haben unsere Ansicht nicht erschüttern können. Die ruhigen Elemente, die jetzt im Reichstage zu Worte kamen, werden im elsaß-lothringischen Nationalstaat nicht die Führung erhalten. „K."

Das Kulturproblem und die Religion

Von Karl König

Die Herrscherworte des Tages tauchen aus den Tiefen der Volksseele auf und drücken die Sehnsucht der Zeit aus. „Weltanschauung" war das Wort, das noch bis in die letzten Jahre hinein das tiefste Sehnen der modernen Geistesbewegung in sich zusammenfaßte. Mittlerweile ist dies Wort wie müde geworden und ein anderes ist erwacht und in den Vordergrund der Tagesarbeit und der Tageskämpfe getreten, das Wort: Kultur.

Wenn wir nun auch der Meinung sind, daß die Weltanschauungskämpfe auf die Dauer weder ruhen können noch ruhen dürfen, so begrüßen wir es dennoch als einen wesentlichen Fortschritt und als im Sinne des wahren Protestantismus, daß jetzt mit dem Stillerwerden der überheizten und oft recht sonderbar anmutenden Weltanschauungsproduktion sofort lauter und lauter das

Wort „Kultur" als die neue Parole allenthalben zur Geltung sich durchringt. Denn das bedeutet, und kann da, wo wirklicher Ernst ist, nur bedeuten: Wir wollen aus dem Weltanschauen hinein in die Weltarbeit, wollen aus den Himmeln herunter auf die Erde, wollen aus dem ästhetisch-intellektuellen Spiel mit dem All heraus und hinein in den Einzelernst der uns allenthalben umfassenden, bedrängenden und ach, so unzulänglichen Wirklichkeit, in der wir stecken, und in die wir nicht ohne eigene Schuld geraten sind.

Wir hatten das Weltall denkend und schauend erobern wollen, und nun gehen uns die Augen über uns selber auf, und wir bemerken mit Schrecken, daß wir noch nicht einmal uns selber erobert und gar kein geordnetes und lebensfähiges Verhältnis zu uns selbst und zu den allernächsten Sachen, Tapeten, Kleidern, Schuhen, Bildern und Häusern haben, die wir mit unserem eigenen Geist und unseren eigenen Händen rings um uns aufgebaut.

Wir hatten das All zur Einheit im Denken und Schauen zusammenbauen wollen, und nun entdecken wir am Ende, daß wir selber noch ein Zufallsbündel von auseinander strebenden Trieben und Tätigkeiten ohne alle starke und seelisch-persönliche Lebenseinheit sind. Und wie soll aus dem Grunde eines ungeordneten seelischen Durcheinanders ein einheitlich beseeltes Reich der Sachen wachsen können?

Wir hatten also eine Generalabrechnung mit dem All vornehmen wollen, und der Geist des Alls öffnet uns nun zum Schlußergebnis, kraft seiner Güte und Weisheit, die Augen für das Defizit in uns selbst. „Denn was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und verlöre sich selbst?"

Diese Selbsterkenntnis ist nicht gerade angenehm, aber sie ist heilsam und eine Verheißung neuer Zukunft. Es muß der Mensch von neuem geboren werden, wenn eine Neugeburt der Kultur sich ereignen soll.

2.

Und nun ist es doch wirklich mit Händen zu greifen, wie uns das Alte und Bisherige nicht mehr genügt. Die Begeisterung und der Selbstruhm, die wir noch bis vor kurzem gegenüber unserer gewaltigen wissenschaftlich-technischen, maschinellen und industriellen Entwicklung hatten, beginnt merklich abzuflauen und schlägt hier und da sogar in einen trüben Pessimismus um. Durchaus nicht nur bei Leuten, wie Rosegger, der in seinem „Ewigen Licht" nichts als Volksuntergang von seiten dieser Entwicklung kommen sieht. Ja, wenn es sich bei diesem herben Urteil über unsere bisherige, vielgepriesene „Kultur" nur um bäuerlich bedingte Auffassungen und nur um die Meinung von Pfarrern, Moralisten und sonstigen Hütern und Liebhabern des Patriarchalischen handelte! Aber das ist durchaus nicht der Fall. Das Mißbehagen über unsere eben noch so angestaunten technischen Leistungen ergreift viel weitere Kreise, und ganz modern empfindende Geister sind fast geneigt, ihren Kulturwert radikal zu verneinen.

Wir wollen einen ganz unverdächtigen Zeugen dafür namhaft machen, den Nationalökonomen Werner Sombart. Er sagte vor nicht langer Zeit in einem Vortrage: „Alle die Möglichkeiten, die der Dämon des Erfindungsgeistes uns gegeben hat, lösen sich, wenn wir die Frage stellen, was sie uns denn wirklich bringen, in nichts auf. Wozu brauchen wir so viel Licht in der Welt? Weil wir in den Städten zusammengepfercht wohnen, und weil wir abends zu Hunderttausenden durcheinanderlaufen, was natürlich beleuchtet werden muß. Wozu brauchen wir in der Luft herumzufliegen? Was brauchen wir das Telephon, welchen Sinn hat die Erfindung des Grammophons? Eine geschmackvolle Zeit würde einen Mann, der das Grammophon erfindet, mit lebenslänglichem Zuchthaus bestrafen. Um unser Wohlbefinden kümmert sich der Dämon Erfindungsgeist nicht, er liefert uns bloß den Lärm und Gestank, und — da er materielle Güter schafft, die wieder zur Bevölkerungszunahme führen — liefert er uns die Masse. Zweifellos hat sich die Wissenschaft, wo sie der Technik genützt hat, als sehr fruchtbar erwiesen, aber unsere wirklichen Einsichten in das Wesen der Dinge sind heute um keinen Deut größer, als es früher der Fall war. Nichts hat die moderne Kultur für unser inneres Leben, für unser Glück, unsere Zufriedenheit, unsere Tiefe geleistet."

So spricht ein Mann, dem man zum mindesten das eine zugestehen muß, daß er, wie nur einer, die wirtschaftlich-technische Seite unserer Kultur studiert hat. Aber das persönliche Fazit ist trübster Pessimismus: Da wohnt kein Glück, keine Zufriedenheit, keine Tiefe, nichts, wodurch das innere Leben bereichert würde!

Nun, wir stimmen Sombart höchstens so weit zu, daß wir ein „noch nicht" an Stelle seines „nicht" setzen. Aber selbst durch das letzte und sehr ernste Buch eines so innerlich und religiös fundamentierten Kulturkämpfers, wie Heinrich Diesmans einer ist, klingt doch auch leise ein müder Kulturpessimismus. Wenigstens insofern, als auch er es vergißt, die starken und lebenschaffenden Werte unserer wissenschaftlich-technischen Kultur zu betonen und scharf die Notwendigkeit dieses ganzen Prozesses herauszuheben. Wir unserseits bejahen diesen Prozeß, aber wir halten seine Versittlichung und Beseelung nicht nur für nötig, sondern auch für möglich und des Schweißes aller Edlen wert.

Denn dieser ganze Prozeß arbeitet von selber und gerade durch den Druck und Zwang und die nervöse Friedlosigkeit, in die er uns gebracht hat, entweder auf eine neue Versittlichung und Beseelung durch uns hin, oder wir resignieren und lassen uns durch ihn zerbrechen. Aber alle Zeichen der Zeit deuten darauf hin, daß wir dazu nicht die mindeste Lust verspüren. Druck durch Gegendruck überwinden, das wird auch hier unsere Parole.

Aber sie kann nur dann Erfolg haben, wenn wir zunächst einmal in aller Deutlichkeit empfinden, wo uns eigentlich der Schuh drückt, und warum er uns, so wie er ist, auch drücken muß.

3.

Um uns darüber klar zu werden, dürfte es gut sein, mit einem ganz einfachen Beispiel aus dem Reiche der Sachenkultur zu beginnen. Wir können dann um so leichter dieselben Erscheinungen im Geistigen und Seelischen verdeutlichen.

Alle Sachen und Gegenstände, die Menschengeist und Menschenhand konstruieren und schaffen, haben ihren ersten Ursprung in irgendeiner Not, in irgendeinem Bedürfen. Nehmen wir etwa das Bedürfnis zu sitzen, das der Mensch von Urtagen her empfindet. Das veranlaßte ihn, sich eine Sitzgelegenheit zu schaffen. Zuerst nahm er einen Stein, und als der drückte, legte er ein Fell darauf. Aber das war ein schwer bewegliches Möbel. Und so wurde allmählich aus dem schwer beweglichen Stein der leicht bewegliche Stuhl. Und der Stuhl, grob aus Holz gefügt, drückte weiter. Und diese Not ward die Erfinderin von Rohrgeflecht und Polster.

Denn alles bildet sich, und alles bilden wir nur aus unserer Not gesund weiter und möglichst bis dahin, daß es wirkliche Notstillung gewährt. Und solange die Dinge und Sachen, die wir schaffen, nur aus dieser unserer Not und im steten Lebens- und Zweckzusammenhange mit ihr von uns geschaffen und weitergebildet werden, ist alle solche Tätigkeit eine wirkliche Kulturtätigkeit. Denn sie zielt ab auf Harmonie und Zusammenklang zwischen Person und Sache. Die Sache ist Selbstdarstellung und Selbstüberwindung menschlichen Bedürfens. Es bildet sich der Stuhl um unseren Körper und sein Bedürfen, um unsere Seele und ihren Wunsch, vom sitzenden Körper nicht belästigt und dadurch von dem abgezogen zu werden, dem sie sich ganz ungestört hingeben möchte. Es ist der Stuhl Diener, Nothelfer und Selbstdarsteller menschlichen Bedürfens.

Solange nun Tischler und Fabrikant des Stuhles diesen einfachsten und obersten Zweck bei ihrer Arbeit immer im Auge haben, ist alles in Ordnung. Es läuft die Arbeit der Hand und der Maschine auf kultureller Bahn. Ja, wenn es so bliebe!

Es kommt aber seltsamerweise bei allem menschlichen Schaffen und Bilden ein Punkt, wo sich die Geschöpfe und Erzeugnisse der Menschenhand und des Menschengeistes von dem originalen Triebe, dem sie entstammen, und damit von ihrem Sinn und Zweck gegenüber dem Menschen und seiner Totalität loszulösen beginnen. Irgendein anderer Trieb bemächtigt sich ihrer, ein Spieltrieb, ein Geldtrieb, ein äußerlicher Veränderungstrieb, ein Modetrieb.

Der Tischler kann nun Stühle „machen". Und aus lauter Freude über das, was er „kann", vergißt er den Menschen, der darauf sitzen soll. Er kann ja mit seinen Stühlen machen, was er will. Und er „kann" ja so viel! Ich will dir, mein lieber Stuhl, und an dir den Leuten mal zeigen, was ich kann, was für „schöne" Stühle ich machen kann! Und er spielt mit den Stühlen. Und er macht „schöne" Stühle, „moderne" Stühle, noch nicht dagewesene Stühle.

Alle Kunst der Drehbank und alle Zier wird herbeigerufen, Wulste, Muschelornamente und Schweifungen. Wie schön sieht er nun aus!

Nur einen Fehler hat er; man kann nicht recht darauf sitzen! Aber er kommt ja in die gute Stube, und wie werden sie ihn da bewundern, und wie stolz sein, darauf sitzen zu dürfen! Stühle um der Stühle, um des Zierates, um des Anschauens willen! Eine Qual für Gesäß und Arme und Beine, aber eine Lust für das Auge!

Wirklich eine Lust? Auf die Dauer doch höchstens für die Augen, die nicht wirklich sehen gelernt haben, die außen und auf der Sinnenseite liegen und am äußerlichsten Scheine haften. Aber nicht für die Augen, die von der Seele her zu schauen gelernt haben. Sie finden den „schönen" Stuhl häßlich, barbarisch, zweckwidrig, kulturfeindlich. Das Einzelne daran mögen sie lobenswert finden, geschmackvoll, fein. Das Ganze finden sie häßlich, verwerflich und verderblich für Mensch und Handwerk, für Kunst, Kultur und Leben.

Und nun mag man von den Stühlen über Stiefel, Korsetts, Kleidung hinweg auf das ganze Reich der Sachenkultur den Blick wenden, unsertwegen bis hin zum Berliner Dom. Man wird nun wissen, wo der alte Schuh der Sachenkultur uns drückt, und warum die neue Kulturfehnsucht so brennend und heiß in unserem Volke arbeitet.

Wenn uns da allenthalben so vieles, was uns ehedem wunder wie schön und großartig vorkam, heute zu Pein und Ärgernis geworden ist, so ist das wirklich keine Marotte und törichte Neuerungssucht, sondern ein verheißungsvoller religiös-sittlicher Erneuerungsprozeß des Menschen selbst.

Der Mensch hat es satt bekommen, sich von seinen eigenen Geschöpfen quälen und beherrschen, verdinglichen und körperlich-geistig entselbsten zu lassen. Er selber tritt endlich wieder in den Mittelpunkt der Dinge und seines Schaffens und ruft über die Gesamtproduktion aller Erzeugnisse seiner Hand und seines Geistes ein scharfes Quos ego! Ich will euch, wenn ihr euch von mir emanzipieren und zu Quälgeistern und Tyrannen für mich machen wollt!

Und jedesmal dann, wenn der Mensch wieder als Selbstzweck in den Mittelpunkt seines Schaffens tritt und sich mit seiner geistig-körperlichen Totalität zum Maße der Dinge macht, beginnt eine Reformation im Reiche der Dinge, weil eine Beseelung der Sachen und Dinge. Und nur wo solche Beseelung ist, hört die Technik auf, mit den Dingen und den Menschen zu spielen. Der Mensch wird wieder Herr, die Technik wird wieder Dienerin, und was sie schafft, wird Ausdruck und Selbstdarstellung der Seele. Und ebendas und nichts anderes heißt Kultur.

4.

Diese Kultur der Selbstdarstellung und Harmonie kann aber nie von außen her erdacht, gemacht und etwa gar von der Wissenschaft und äußerlichen Technik erzeugt werden, sie muß aus dem Erlebnis, dem Bedürfnis, der

irrationalen Not des Daseins geboren und durch Aufgebot von Lauterkeit, Sachlichkeit und Treue gegenüber dem Innersten erkämpft werden. Das alles sind aber keine wissenschaftlichen Gedanken, sondern moralische Kräfte, die, wie schließlich ein jeder von sich selber weiß, am wärmsten und persönlichsten aus religiösem Seelengrunde sprudeln. Nur ein Weg führt hier nach oben und zur wahren Kultur: nicht der Weg von außen her und vom Mittelbaren des Intellektes und Schöngelernten her, sondern der Weg von innen her, vom Unmittelbaren und Innersten der Schöpfung her. Es sei einer Künstler, Architekt, Staatsmann, Pfarrer, Industrieller, will er Kulturförderer sein, dann muß ein oberstes Gesetz seine Freiheit sein, nämlich dies, sich selber achten zu können in seinem Werke, vor dem unerbittlichen Auge seines innersten Richters kein Verworfener zu sein. Die so sich selber achten, die so sich verpflichtet fühlen, ihrem innersten Drange Helfer und Ausgebärer zu sein, die allein entbinden die schöpferischen Kräfte des Alls mit den Mitteln ihrer individuellen Veranlagung und sind ein Aufwärtsgang für die Kultur. Denn sie entwickeln das Leben in seinem ganzen Bereiche empor, aber immer aus den innersten Kräften dieses Lebens selber her, also nie künstlich, sondern stets organisch; und so nur wächst Kultur.

Und alle ernstesten Vorkämpfer der neuen Kulturbewegung sind in diesem eben beschriebenen Sinne sittlich-religiöse Kämpfer gewesen und sind es noch, sie kämpfen für das Leben und gegen seine Verwissenschaftlichung und Intellektualisierung, sie kämpfen für Eigenart und gegen den Historismus, sie kämpfen gegen die Pöbelhaftigkeit und das Protzentum der Gesinnung, gegen den Schein und die Imitation für die neue und doch uralte und einzige Moral der Gradheit, Echtheit und Wahrhaftigkeit des seelischen Ausdrucks.

Von Ruskin und Gottfried Semper, von Crane und Morris über den Rembrandt-Deutschen hin bis zu van de Velde hört man hell und deutlich die moralischen Fanfaren. Noch in seinem letzten Artikel in den „Süddeutschen Monatsheften" ruft van de Velde den Industriellen zu: „Die Industrie muß die Moral, die wir predigen, annehmen," und dem Publikum: „Bereitet nur den Weg vor, helft uns die Moral der Qualitätsarbeit predigen." Und wie ernst und tief man es mit der Versittlichung der Arbeit meint, das möge sein Mahnruf erhärten: „Helft uns nur die Ansicht verbreiten, daß es für einen Sohn der besseren Stände ebenso ehrenwert ist, Buchbinder, Goldschmied, Keramiker oder Emailleur zu werden, wie Advokat, Bankier oder Offizier." Denn, so meint er, erst wenn es dahin kommt, wie es in Dänemark schon heute sich ereignet, daß nämlich die höheren Klassen und Stände zu ihrem erhöhten Kulturgefühl auch die Erkenntnis und den Willen fügen, daß Handarbeit niemanden erniedrigt, sondern eine Quelle tiefster und edelster Schaffensfreude ist, nur dann werden wir fähig zu wahrer Kultur.

Es handelt sich hier also wirklich nicht um geistreiche Spielereien und absonderliche Einfälle eines überreizten ästhetischen Empfindens, sondern um eine

neue, große Liebe zur Arbeit und eine sittliche Neubewertung der Arbeit selbst. Es handelt sich allenthalben um moralische Predigt und um ein neuerwachtes Verpflichtungsgefühl gegenüber der in uns drängenden Schöpfung, die nur durch uns weiterwachsen will und kann. Und Kultur will ja wachsen und nicht gemacht sein! Die rationellsten Reißbrettaufrisse und die beste Fixigkeit in einem Dutzend alten Stilen, auch die schönsten Programme helfen hier nichts, wenn nicht eine Wendung im Innern erfolgt und nicht aus den Tiefen der Empfindung, des Gefühls, Geschmacks und sittlichen Willens die neue Welle neuer Sehnsucht steigt.

Und eben diese Sehnsucht ist wieder wach und lebendig geworden. Sie wurde naturgemäß zuerst lebendig gegenüber der Not und dem Druck, womit die in Unnatur und Verlogenheit geratene Sachenkultur den armen Menschen zu malträtieren begann. Aber diese Selbstbesinnung gegenüber dem Reiche der Sachen muß sich in noch viel höherem Grade, als bisher, auch nach innen wenden und zu einer Selbstbesinnung im Reiche der Seele führen. Denn eine harmonische Außenkultur ist zuletzt und umfassend nur möglich durch eine Harmonie im Inneren. Aber ebenda mangelt es uns. Und zwar hat uns dieselbe Verirrung, die uns draußen in Unkultur gestürzt hat, auch drinnen und im Reiche der Seele zu Unkultur verdammt. Da draußen lösten die Dinge sich von uns los und trieben es mit uns, wie sie wollten, und drinnen lösten sich die einzelnen Triebe und Kräfte von uns und der organischen Seeleneinheit los und trieben es auch, wie sie wollten. Und also geschah es, daß dieser moderne Herr und Gebieter aller Naturkräfte ein Knecht und Sklave seiner auseinander strebenden Geister, eine Disharmonie in sich selber wurde und damit kulturell notwendig so herunterkam, wie er gekommen ist. Er beschönigte das alles zwar mit der „Macht der Verhältnisse", aber vergaß, daß es für Mensch und Menschengeist nur einen einzigen Beruf und Adel gibt: die Macht des Geistes über die Verhältnisse zu stabilieren!

5.

Wir haben hinsichtlich unserer Geistigkeit jahrzehntelang in Zerrissenheit und Spezialkultur gesessen. Wir haben die einzelnen Kräfte unseres Seelenganzen gründlichst voneinander isoliert, miteinander verfeindet, durcheinander aufgehoben. Ich glaube, auch das war eine notwendige und zuletzt heilsame Durchgangsstation zum neuen und großen Ziele. Es war der Schatten zum neuen Licht, das mit dem Protestantismus aufging. Der Protestantismus löschte alle äußere Autorität aus und stellte den Menschen auf sich selbst und auf die Unmittelbarkeit der Seele, in der das Göttliche sei und wirke. Der auf sich selbst gestellte Mensch wußte aber bald nichts Besseres mit sich anzufangen, als daß er Schritt um Schritt auch seine Einzelkräfte auf sich selber stellte. Erst die Wissenschaft, dann die Moral, dann die Kunst, und jede kultivierte sich, als wäre sie das Ganze, auf Kosten des Ganzen. Hatte vorher im katholischen Zeitalter

die Religion, zu autoritativer Gesetzlichkeit erhoben, alles zwangsweise geeint und mit kultureller Einheit durchdrungen, so hub jetzt die freie Konkurrenz der Kräfte an, und es ward ein Krieg aller gegen alle. Das war wohl nötig und ist auch insofern gut und heilsam gewesen, als nur das völlig freie Sichausleben der Einzelkraft ihr selber zeigen konnte, wie weit sie mit sich selber und ohne das Ganze der Seele kommt.

Aber nun sehen wir's ja wohl, wie weit wir damit gekommen sind! Seele, als organische innere Einheit und letzten Sinn und Zweck all unseres äußeren Getriebes, gab es schließlich überhaupt nicht mehr. Zum mindesten nicht als etwas, um deswillen alles andere sei, und alles Einzelne zu arbeiten und sich zu bilden habe. Alles Einzelne ward Selbstzweck. Dem Intellektuellen wurde die Intellektualisierung, dem Ästheten die Ästhetisierung, dem Geldmann die Kapitalbildung, dem Moralisten die Moralisierung, dem Kirchenmanne die Verkirchlichung alles Lebens und Geschehens der Endzweck. Selbst das Innerste und Tiefste und Zarteste seelischer Regungen ward schließlich nichts anderes als ein interessantes Phänomen intellektueller Neugierde, artistischer Verarbeitung, moralisierender Betrachtung. Das Leben war selbst in seinen heiligsten Quellen nicht mehr da, um zu leben und zu quellen und sich immer reiner und schöner und harmonischer ins Licht zu erheben. Es war vielmehr dazu da, um beklopft, behorcht, zerklärt, zerpflückt, ästhetisch verwertet, pädagogisch behandelt, moralisch beurteilt und bepredigt zu werden.

Da jede Teiltätigkeit um ihrer selbst willen geschah, und jede Teilkraft sich um ihrer selbst willen übte, und alles und jedes nur als Reckstange und Sprungbrett für sich betrachtete, so mußte das Ganze entwertet und der Mensch in seiner Totalität, zentralen Lebenskraft und Lebenseinheit auf das schwerste gefährdet werden. Denn alles Einzelne kann ja gesund nur aus dem Grunde des Ganzen leben. Am kleinsten Grashalm muß die ganze Schöpfung arbeiten, und in der Teiltätigkeit muß immer der ganze Mensch lebendig sein als ihr Grund und als ihr Ziel. Andernfalls verdirbt mit unerbittlicher Notwendigkeit das Teilschaffen sich selbst und das Ganze, den Menschen und seine Schöpfung.

Und wie hat unser Leben und unsere Kultur unter dieser Verfeindung der Seelenkräfte und unter dem Wegfall der seelisch-persönlichen Einheit gelitten! Machen wir uns doch nur, um aus dieser Sinnlosigkeit ein für allemal herauszukommen, im einzelnen klar, was die unentrinnbare Folge einer Emanzipation der an sich guten und edlen Einzelkräfte vom Ganzen der Seele war und sein muß.

6.

Wenn der wissenschaftliche Intellekt nur sich gelten lassen und nichts weiter, als die ihm möglichen Verarbeitungen des Lebens, als „wahr" anerkennen will, dann folgt daraus mit Notwendigkeit, daß der höchste Sinn und Zweck der Welt ausgesucht nur der ist, daß sie untersucht, erklärt und in eine Ursachenkette verwandelt, also verwissenschaftlicht werde. Selbst das tiefste und innerlichste

Erleben darf dann kein unmittelbares Zutrauen zu sich selber haben, sondern muß, ehe es an sich glauben darf, erst unter die Brille des Intellektes genommen und von dem Professor begutachtet werden. Und was sich dann nicht kausal einfangen und erklären läßt, dem wird die Existenzberechtigung abgesprochen; es wird, wenn man es auch am Existieren nicht hindern kann, wenigstens in das Reich der schönen Illusionen verwiesen. Und in dieses Reich der zwar schönen, aber leeren Einbildungen muß dann alles Edelste unserer Seele abgeschoben werden, einfach weil alle Liebe, alles Ästhetische, Moralische und Religiöse, will es leben, seines subjektiv-irrationalen Charakters nie entkleidet werden darf. Wird dem allen aber lediglich ein subjektiv-illusorischer Charakter zugesprochen, dann neigen die in Mißtrauen gegen sich selbst geratenen Seelen dazu, dieses ihr Eigenes und Bestes zurückzustellen gegenüber der Welt des Reellen und Materiellen. Der praktische Materialismus ist noch immer die Massenfolge des theoretischen Materialismus gewesen. Fällt der Schwerpunkt des Lebens nicht mehr nach innen, so muß er ja im Leben und Handeln nach außen fallen und auf die Sinnenseite. Und das war in Deutschland in den Gründerjahren in bedauerlichstem Maße der Fall, und der damals großgewordene Geist des Protzentums und öden Scheinenwollens hemmt auch heute noch den Vorwärtsgang einer verinnerlichten und beseelten Kultur.

Wir hätten hier noch manch anderes zu bemerken, aber wir befragen schnell weiter den *ästhetischen Trieb*, ob er, losgelöst von den anderen und auf sich selbst gestellt, Leben erhalten und gestalten kann. Der ästhetische Trieb möchte in seiner Übertreibung die ganze Welt nur als ästhetisches Phänomen gelten lassen, genießen, beurteilen, gestalten. Aber wenn es richtig ist, daß wir alles und jedes, wie wissenschaftlich so auch ästhetisch nehmen können und auch *sollen*, so ist es doch ein Fluch für das Leben und das ästhetische Schaffen selbst, wenn wir es *nur* so oder möglichst nur so nehmen wollen. Ibsen schreibt einmal an Björnson: „Wenn ich in diesem Augenblicke bekennen sollte, worin die wesentliche Ausbeute meiner Reise besteht, so würde ich sagen, sie besteht darin, daß ich das Ästhetische aus mir selbst ausgetrieben habe, sowie es früher Macht über mich hatte: nämlich isoliert und mit dem Anspruch, für sich selbst Geltung zu haben. Ästhetik in diesem Sinne scheint mir jetzt ebensosehr ein Fluch für die Poesie zu sein, wie die Theologie es für die Religion ist." Das ist vorzüglich und trifft den Nagel auf den Kopf. Denn die Theologie wird der Religion deshalb so leicht zum Fluche, weil sie ihre Gedanken und Wissenschaftlichkeiten über Religion so leicht mit der Religion selber verwechselt und dann statt innerer Bewegungen den Menschenseelen nichts als Kopfdinge vermittelt. Und die Ästhetik wird für die Poesie und Kunst zum Fluche, sobald sie, isoliert von den anderen Kräften, die Erscheinungen des Lebens fassen und beurteilen will. Denn jedes isolierte ästhetische Interesse geht allemal nur auf den *Schein* der Dinge. Aber die Dinge und wir selber sind nicht um des Scheines willen, noch dazu da, um nur auf den Schein hin betrachtet, genossen, zergliedert,

geformt und behandelt zu werden. Sobald wir das, was wir schaffen, nur um des „schönen" Scheines willen schaffen, dann geht es uns damit, wie mit den „schönen" Stiefeln und Stühlen: es lösen sich unsere Schöpfungen von ihrem Urquell, ihrer Not, ihrem Bedürfen und wenden sich als Quälgeister gegen uns selber und gegen die Schönheit selbst, die nur unter Zweckmäßigkeit, d. h. unter Bezugnahme auf unser ganzes Sein und Bedürfen gesund bleiben und gestalten kann. Denn der von seinem Sinn losgelöste „schöne" Schuh erzeugt Hühneraugen und Verkrümmungen der Zehen, d. h. diese Sorte von Ästhetik verunstaltet das Wunderwerk der Schöpfung und wendet sich damit gegen sich selbst.

Schon hier sehen wir, daß der ästhetische Trieb sich unter keinen Umständen von der Totalität unseres Lebens und Bedürfens lösen darf; daß auch er, ob er gleich auf den Schein geht, doch dem Sein verpflichtet ist. Eine Kultur der Sachen ist nur möglich unter Kultur der Seele. Wer schönen Schein will, muß schönes Sein zu schaffen suchen, muß das Äußere aus dem Inneren wachsen lassen und im Äußeren nichts als einen Ausdruck und eine Offenbarung inneren Gehaltes und Lebens sehen.

Ästhetische Kultur ist Ausdruckskultur der Seele und alles dessen, was die Seele vom Körper her als Bedürfen und Not und Sehnsucht empfindet und zu überwinden trachtet. Gerade hier liegen auch die großen sozialen Aufgaben einer wahren Ausdruckskultur. Und wenn ein Künstler wirklich künstlerisch schaffen will, so muß er Vollmensch und nicht Teilmensch sein. Will sagen, er darf sich und sein Auge nicht nur auf die „Erscheinung" einstellen, sondern muß sie begreifen, fühlen, empfinden, erleben als den notwendigen Ausdruck innerster Ereignisse. Andernfalls gerät er entweder dahin, daß ihm selbst das Edelste, was uns das Leben an „Erscheinungen" bietet, zu nichts weiter gut ist, als zu technischen Experimenten mit Farbe und Stein. Oder aber er gerät in jene furchtbare Objektivität, wie sie etwa Leonardosche Karikaturen zeigen. Er malt gefrorenen Schrecken und vereistes Lächeln, aber das Leben entfloh und ließ nur seine Maske zurück. Die objektive Beobachtung macht es nicht beim Künstler. Er ist nicht Wissenschaftler. Das subjektive Miterleben muß mit schöpferischer Glut dahinter stehen. Wer Leben lebendig im Bilde erstehen lassen will, darf es nicht nur von außen beobachten, er muß selber von diesem Leben durchbebt, durchzittert, durchsonnt oder erschüttert sein, das er gestalten will. Es muß also das Sein lebendig durch seine Seele gegangen sein, wenn der Schein durch seine Hand das Leben offenbaren soll. Das heißt aber, der wahre Dichter und Künstler muß mit allen seinen Kräften, all seiner Liebe, all seinen Empfindungen das umspannen und erleben, dem er in Dichtung oder Bild zu bleibendem Leben verhelfen will. Nur aus der Totalität der Seele kann der wahre Künstler schaffen.

Und wenn der Ästhet schließlich meint, es sei das Non plus ultra von „Kultur", alles nur ästhetisch zu nehmen, so belehrt ihn das Leben durch jedes in den Schmutz gefallene Kind, daß da mit Ästhetik und Sauberhaltung der

Handschuhe nichts, mit Zugreifen und Helfen allein dem Lebenswillen gedient wird. Und wer dem unmittelbar in uns schaffenden Lebenswillen nicht gehorcht, der kann wohl ein Schmarotzer am Tische des Lebens sein, nie aber einer, der selber gesunden und starken Beitrag zu Leben und Kultur zu leisten vermag.

Nicht anders steht es schließlich aber auch mit dem religiösen und moralischen Triebe. Auch sie können beide nicht gesund bleiben und gesunden Lebensbeitrag liefern, wenn sie sich von der Totalität unseres Seins loslösen und statt des Ganzen nur sich selber kultivieren und zum Selbstgenusse machen.

Denn dann neigen sie beide sofort dazu, nur bestimmte, ihnen charakteristische Äußerungen zu pflegen; die Religion etwa das Gebet und die Gemeinschaft, die Moral das moralische Urteil und diese oder jene Gesetzlichkeiten und Konventionen. Und über der Pflege dieser ihrer speziellsten Äußerungen stellen sie den inneren Quell selber und sein ursprüngliches, zentrales, alles durchflutendes Schaffen still. Und dann ist es um Religion und Moral im tiefen und lebendigen Sinne geschehen.

Die Religion wird zu Formeln und Gebeten, zu ausschließenden Lehren und Lehrstreitigkeiten über alles und noch etwas, und jedenfalls zu einer Sache, die man, wie anderes auch, und neben dem anderen, abmacht, damit sie abgemacht ist.

Die Moral aber wird, sobald sie sich in sich selbst verliebt, unfehlbar zum Moralismus. Aller Moralismus schädigt das Leben aber gerade dadurch so sehr, daß er es immer nur sittlich be- und verurteilen, statt liebend schaffen und höherführen will. Wer sich moralisch fühlt, wenn er die Welt moralisch beurteilt, der züchtet es sich an, nur immer das Manko an allem Leben zu sehen und ebendanach seine spitzen, scharfen Pfeile zu schießen. Und je moralischer er sich dabei vorkommt, um so schwärzer wird sich bald das ganze menschliche Leben und Treiben in seinen Augen malen. Bald wird er im Hintergrunde jeder und auch der edelsten Tat doch noch ein zweites Motiv, ein geheimes und gemeines Gefühlchen erst wittern und dann auch gefunden zu haben glauben, bis er schließlich nur noch darin die Wahrheit und in allem Edlen nur Trug, Schein und Spiegelfechterei sieht.

Man lese einmal daraufhin die vielgepriesenen „Maximen" de la Rochefoucaulds und auch vieles vom großen Moralisten Nietzsche. Das Rezept ist im Grunde recht einfach und überall, und vor allem gegen die Gegner, geistreich zu verwenden: Alles Gute hat zu seiner Kehrseite ein Schlechtes, dies Schlechte vor sich und den anderen zu verbergen, wendet der nichtsnutzige Mensch nach außen dessen Widerspiel: das Gute; wir aber entlarven ihn und zeigen seine Achterseite!

Auf diesem Wege wird dann freilich alles zerfetzt und zersetzt und nichts Gutes an der Menschheit gelassen. Wem dagegen das große, heilige Wunder der Welt nicht dazu da ist, daß es moralisch veralbert und geschändet, sondern in der Richtung auf lebendige Kräfteeinheit auferbaut und schaffend gemacht werde, der steht unter dem Goethewort:

„O blicke nicht nach dem, was jedem fehlt;
Betrachte, was noch einem jeden bleibt!"

Und an ebendieſes, was noch jedem bleibt, knüpft er mit ſeiner Liebe, ſeinem Schaffen an. Denn er weiß, um mit Kant zu reden, daß er jeden nur beſſer machen kann „durch den Reſt des Guten, der in ihm iſt", daß er jeden nur klüger machen kann „durch den Reſt der Klugheit, die in ihm iſt". Dieſen Reſt zu ſehen, und wenn er unſichtbar wäre, an ihn zu glauben und durch ſolchen Glauben dem anderen das Zutrauen zu ſich ſelber und ſeinem innerſten Sein erſt einmal wiederzugeben und ihn ſo ſchaffend zu machen durch ſich ſelber, das wird ihm der ſelbſtverſtändliche Weg ſeiner Arbeit am Menſchen ſein.

Wir müſſen alſo Glauben haben, Glauben an den Menſchen und an das Heiligtum in ſeinem Inneren. Wir müſſen glauben, daß Menſch und Menſchenleben nicht dazu da ſind, um Gegenſtand intellektueller, äſthetiſcher, moraliſierender und kirchlicher Sondertendenzen zu ſein, ſondern vielmehr dazu, um aus der Totalität der vorhandenen Kräftemitgift zu möglichſter Reinheit, Höhe und Einheit emporgeſtaltet zu werden. Dieſen großen Glauben kann ſich aber zuletzt nur der dauernd erhalten, der in ſich ſelber den waltenden, einheitlichen Schöpfungswillen Seele in Seele fühlt und ihm zu gehorchen vor allem anderen entſchloſſen iſt.

Und wenn es an dem iſt, dann lautet das allſeitige Ergebnis dieſer unſerer Betrachtung: Nur auf dem Boden ſolchen Fühlens, Vertrauens und Gehorchens iſt Kultur im wahren Sinne möglich. Dieſes Gefühls-, Vertrauens- und Gehorſamsverhältnis gegenüber dem zentralen ſeeliſchen Schöpfungswillen nennen wir aber: Religion. Denn Religion hat allen wirklichen Religiöſen nie etwas anderes als dieſes eine geheißen: in allen Kräfteverzweigungen und Kräftebetätigungen der Vollſtrecker des innerſten Schöpfungswillens zu ſein, der aus der Einheit unſeres Weſens und nach allen Richtungen ſeine Befehle gibt und uns, wenn wir ihm folgen, ſo ſicher und gewiß aus dem Zuſammenhang unſerer Kräfte zur möglichſt vollkommenen Selbſtdarſtellung gelangen läßt, wie er es am Löwen tut aus deſſen Kräfteeinheit und an der Pflanze aus der ihrigen. In dieſem Sinne iſt Religion, als Leben aus der Wurzeleinheit alles Seins, der Einheitsgrund unſerer Perſönlichkeit und der Quellgrund der Kultur. Und wahre Kultur iſt nichts als Selbſtdarſtellung der Seele im ganzen Bereiche ihres Handelns und Schaffens.

„Suchſt du das Höchſte, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren:
Was ſie willenlos iſt, ſei du es wollend — das iſt's!

Bedeutung und Vollzug der Haftstrafe nach dem Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch

Von Dr. jur. Bolko von Katte

Der Vorentwurf zu einem Strafgesetzbuch strebt danach, die Haftstrafe auf dem Gebiete der Vergehen erheblich auszudehnen und die bisherige Festungshaft durch sie zu ersetzen*).

Es ist für den philosophisch denkenden Menschen ohne weiteres klar, daß niemals die Strafe, sondern immer die vollbrachte Tat das Entehrende ist. Ebenso sicher ist es aber, daß in der Achtung der Mitmenschen nur sehr selten die straflose Tat, fast immer aber die ausgesprochene und vollstreckte Strafe dem von ihr Betroffenen einen Makel anheftet.

Daß die Ehrminderung, die der Mensch durch eine gegen ihn vollstreckte Strafe erleidet, je nach der Art der Strafe verschieden beurteilt wird, daß Geldstrafen in vielen Fällen die Achtung, die der Mensch unter seinen Mitmenschen genießt, nur sehr unerheblich oder gar nicht mindert und daß bei Freiheitsstrafen die Strafart (nach dem bisherigen System Zuchthaus, Gefängnis, Festung, Haft) für die Ehrminderung, die der von der Strafe Betroffene erleidet, von weitgehendster Bedeutung ist, beruht auf historischer Entwicklung.

Die Schätzung der Straftat, nicht nur im Bewußtsein des Volkes, sondern auch in dem der gebildeten Schichten, tritt dem Gesetzgeber bei Bestimmung der Strafen als gegebene Größe entgegen. Er muß mit ihr rechnen und tut es auch tatsächlich. Die bestehende Gesetzgebung, wie auch der Vorentwurf, haben es mit vollem Recht als ein Gebot der Gerechtigkeit anerkannt, Straftaten, die nicht aus ehrloser Gesinnung hervorgegangen sind, aber nach ihrer Schwere zur Sühne durch bloße Geldopfer nicht geeignet sind, mit Freiheitsstrafen zu belegen, die eine Minderung des Ansehens, das der Bestrafte unter seinen Mitmenschen genießt, nach ihrem Vollzuge nicht zur Folge haben. Im geltenden Rechte erfüllt die Festungsstrafe diese Aufgabe, nach dem Vorentwurf soll es die Haftstrafe tun.

Die Begründung des Entwurfs sagt wörtlich:

---

*) Vgl. Begründung zum Vorentwurf, Bd. I, S. 53.

„Hiernach bietet sich als Ersatzmittel von selbst die Haft dar, welche eine Ehrminderung für den Verurteilten nicht mit sich bringt. Nur muß, wie im Entwurf geschehen, dafür Sorge getragen werden, daß die Lage des zu einfacher, die bürgerliche Geltung unberührt lassender Freiheitsentziehung Verurteilten dadurch nicht wesentlich verschlechtert wird."

Ob eine Strafart die bürgerliche Geltung des Betroffenen unberührt läßt, ist eine Frage, die der Gesetzgeber durch einfache gesetzliche Bestimmung nicht entscheiden und auch durch eingehende und verständnisvolle Regelung des Strafvollzugs nur beeinflussen kann. Das zuletzt Entscheidende sind Imponderabilien, historisch gewordene Anschauungen, Empfindungen des ganzen Volkes oder einzelner Kreise der Gesellschaft. Ob die Haftstrafe die von den Redaktoren des Vorentwurfs gehegte Erwartung, die bürgerliche Geltung der von ihr Betroffenen unberührt zu lassen, erfüllen wird, ist eine Frage, die mit Sicherheit erst dann entschieden werden kann, wenn der Vorentwurf zum Gesetz erhoben worden und längere Zeit in Übung gewesen ist.

Es fällt zunächst auf, daß der Entwurf in verschiedenen Fällen Haft zuläßt für Straftaten, die der gesunde Sinn des Volkes stets als ehrenrührig ansieht. Ich verweise insbesondere auf Vergehen der Unterschlagung, § 271 des Vorentwurfs, intellektuelle Urkundenfälschung § 285 des Vorentwurfs, Unterdrückung von Urkunden § 287 des Vorentwurfs, böswillige Vermögensschädigung durch arglistige Täuschung, d. i. ein dem Betrug sehr nahe liegendes, vom Entwurf neu eingeführtes Delikt § 291 des Vorentwurfs. Die Zahl der hier zu erwähnenden Straftaten läßt sich aber noch erheblich vergrößern.

Ist es wirklich anzunehmen, daß eine Strafe, die für Personen zur Anwendung kommt, die sich durch ihre Tat selbst ehrlos gemacht haben, vom Volksbewußtsein als eine die bürgerliche Ehre des Betroffenen nicht berührende Strafe angesehen werden wird? Ja, noch mehr, wenn man für Straftaten, wie die obengenannten, eine Strafe zuläßt, die nach den Motiven des Gesetzes wenigstens die Ehre des Bestraften nicht berühren soll, läuft man dabei nicht Gefahr, das Ehrgefühl weiterer Kreise abzustumpfen?

Die Haftstrafe ist auch nach dem Vorentwurf wie bisher Übertretungsstrafe geblieben. Landstreicher, Bettler, Gewerbsunzucht, daneben zahlreiche harmlosere Übertretungen sollen nach dem Vorentwurf mit Haft bestraft werden. Es erscheint kaum denkbar, daß die Anwendung der Strafe auf die hier aufgezählten Delikte für ihre Schätzung im Volksbewußtsein ohne Einfluß sein sollte. Das Volk beobachtet scharf, wofür eine bestimmte Strafe angewendet wird. Wenn der Entwurf zum Gesetze wird, so wird es sehen, daß man den Politiker, der aus mißleitetem Idealismus mit dem Strafgesetz kollidierte, den schwerbeleidigten Mann, der im Zweikampf den Zerstörer seines Eheglücks tötete oder auch nur verwundete, den Unglücklichen, der auf der Jagd versehentlich seinen Freund erschoß, und den Landstreicher, Bettler, die Dirne, den Urkundenfälscher, den Verletzer fremden Eigentums, den Verbreiter unzüchtiger Schriften mit ein und derselben Strafart belegt.

Es bleiben da nur zwei Alternativen. Entweder die Haftstrafe erfüllt die Erwartung der Redaktion des Entwurfs, die bürgerliche Ehre des Bestraften unberührt zu lassen, dann muß sich im Volke die Überzeugung festsetzen, daß Betteln, Landstreichen usw. keine ehrenrührigen Taten sind, oder, was wahrscheinlich geschehen wird, sie erfüllt diese Erwartung nicht, dann heftet sie Personen, die das Gesetz wohl mit Freiheitsentziehung bestrafen, deren Ehre es aber mit Recht unberührt lassen will, einen Makel an, der in keinem Verhältnis zu ihrer Tat steht und vom Gesetze selbst nicht gewollt ist.

Wie denkt man sich z. B. die Wirkung auf Gericht und Zuhörerraum, wenn ein Landstreicher, dem der Vorsitzende seine siebzig bis hundert Vorstrafen vorhält, kaltblütig antwortet: „Das ist nicht so schlimm, wie das aussieht, hoher Gerichtshof, der Herr Schöffe hier z. B. hat wegen einer einzigen Sache länger in Haft gesessen, als ich alles zusammengenommen in meinem ganzen Leben."

Der § 20 des Vorentwurfs bestimmt, daß Haftstrafen in besonderen Anstalten oder in besonderen Abteilungen zu vollstrecken sind, so daß Haftgefangene mit andern Gefangenen nicht in Berührung kommen. Sicher ist diese Bestimmung mit Freuden zu begrüßen. Die räumliche Trennung der Haftgefangenen von andern Gefangenen fällt dem Volk ins Auge und erscheint wohl als geeignetes Mittel, die Haft tatsächlich zu einer die bürgerliche Geltung unberührt lassenden Strafe zu machen. Fraglich ist indessen, ob die Trennung in besonderen Abteilungen derselben Anstalt ausreichend ist, diesen Zweck zu erreichen. Gewiß wird es bei der großen Zahl der nach dem Entwurf voraussichtlich zur Vollstreckung kommenden Haftstrafen aus fiskalischen Gründen gar nicht möglich sein, so viel besondere Anstalten zu errichten, als erforderlich wären, um alle Haftstrafen in besonderen Anstalten zu vollstrecken. Der triviale Geldpunkt darf aber nicht hindern, die Konsequenzen dieser Unvollkommenheit richtig zu erkennen und zu würdigen.

Dem Volke (und ich verstehe unter Volk stets auch die gebildeten Kreise) ist im allgemeinen nur die Anstalt bekannt, in der eine Strafe vollstreckt wird. Diese Anstalt, sie wird im Volksmund wohl auch weiter den Namen Gefängnis behalten, sieht das Volk. Ihre innere Einrichtung entzieht sich größtenteils seiner Kenntnis und ist für die meisten Menschen, die nicht selbst mit dem Gesetze in Konflikt kommen, auch ohne Interesse. In dieser Anstalt hat dieser oder jener Mann „gesessen". Er hat also im Gefängnis gesessen. Das ist der Makel, der dem Haftbestraften anhaften wird und sich weder durch Ausspruch des Gesetzes noch auch durch Trennung der Anstalt, in besondere Abteilungen für mit Haft und mit Gefängnis bestrafte Personen, vermeiden läßt.

Nach § 20 des Vorentwurfs soll die Haft eine einfache Freiheitsentziehung mit Beaufsichtigung der Beschäftigung und der Lebensweise sein. Die Begründung hebt mit vollem Recht die sittliche Bedeutung nützlicher Tätigkeit hervor und verlangt auch von den Haftgefangenen eine angemessene Beschäftigung. Bei

Auswahl der Arbeit soll in erster Linie Selbstbeschäftigung stehen und nur, wenn es der Haftgefangene daran fehlen läßt, Zuweisung von Arbeit erfolgen, wobei gleichfalls auf seine billigen Wünsche und seinen Beruf Rücksicht zu nehmen ist. Ausnehmen will der Entwurf nur Arbeiten, die mit dem Strafort und Strafzweck nicht zu vereinbaren sind. Als Beispiel bringt er Übungen eines Virtuosen auf dem Instrument, eines Akrobaten u. dgl. Der Entwurf fordert die Beaufsichtigung der Beschäftigung mit nützlicher Arbeit, schon um festzustellen, daß wirklich eine Beschäftigung stattfindet und nicht bloß vorgetäuscht wird. So sympathisch diese Bestimmungen im allgemeinen berühren, so liegt doch in ihnen der Keim für Schwierigkeiten, deren Beseitigung man den Verwaltungsorganen allein kaum anvertrauen kann.

Soweit es sich um Beaufsichtigung der den Haftgefangenen zugewiesenen Arbeit handelt, soll die Beaufsichtigung durch Erfordern einer bestimmten Arbeitsleistung erfolgen. Dies ist wohl unbedenklich. Die Anstaltsleitung wird ohne weiteres in der Lage sein, die den Gefangenen zugewiesenen Arbeiten zu prüfen und die Leistung zu beurteilen. Erhebliche Schwierigkeiten dürften indessen bei Beaufsichtigung der Selbstbeschäftigung entstehen. Als angemessene Beschäftigung für Personen gebildeter Kreise wird wohl ausschließlich geistige Arbeit in Frage kommen. Diese aber kann bei den meisten Menschen nicht in produktiver, sondern nur in rezeptiver Arbeit bestehen. Der Kaufmann, der Gutsbesitzer, der Beamte, der Arzt, kurz jeder im praktischen Leben stehende Durchschnittsmensch, der seinem praktischen Beruf in Haft naturgemäß nicht nachgehen kann, wird, wenn er sich angemessen beschäftigen soll, meist nichts anderes tun können, als Lektüre aus dem Gebiete seines Spezialfaches zu treiben.

Sehr gering ist die Zahl derjenigen, die veranlagt genug sind, ihre Kenntnisse schriftstellerisch zu verwerten. Wie aber will man Selbstbeschäftigung derjenigen Haftgefangenen, die nichts weiter wollen oder können als fachwissenschaftliche Lektüre zu treiben, beaufsichtigen? Will man sie wie Schüler überhören? Oder sollen sie gezwungen sein, über das Gelesene Aufsätze zu schreiben?

Ebenso schwierig wird die Frage, wenn zufällig einmal ein Gelehrter oder Schriftsteller in Haft sitzt, der wirklich produktiv arbeiten will. Daß eine Kontrolle politischer Haftgefangenen notwendig ist, um zu verhindern, daß die Muße der Haft zur Abfassung staatsfeindlicher Pamphlete benutzt wird, ist selbstverständlich. Diese Kontrolle aber weiter auszudehnen, als zur Erreichung des gedachten Ziels unumgänglich nötig ist, heißt von der Anstaltsleitung Unmögliches verlangen. Wer soll die Beschäftigung eines Mathematikers, eines Sanskritforschers oder Philosophen beaufsichtigen?

Diese Leute haben aber nach dem Gesetz das Recht, sich in Haft mit ihrem Fach zu beschäftigen, und sollen dieses Recht haben. Es wäre eine vom Gesetze gewiß nicht gewollte bureaukratische Engherzigkeit und zudem eine überflüssige Grausamkeit gegen den ganz in seinem Fach aufgehenden Gelehrten, wollte man die Beschäftigung eines Gelehrten mit seinem Spezialfach nur deshalb verbieten,

weil die Anstalt nicht mit hinreichender Sicherheit feststellen kann, ob der Haftgefangene wirklich über seine wissenschaftlichen Probleme nachsinnt oder etwas anderes denkt, weil also die vom Gesetze auch bei Selbstbeschäftigung vorgeschriebene Beaufsichtigung nicht ausgeübt werden kann.

Fassen wir diese Betrachtungen zusammen, so scheint die Haftstrafe in der vom Vorentwurf gewollten Form nicht als geeignet, die bisherige Festungshaft zu ersetzen. Sie wird dem Volke nicht als eine die bürgerliche Geltung unberührt lassende Strafe erscheinen. Der Grund liegt in erster Linie darin, daß zu viele ganz verschiedene und aus den verschiedensten Motiven entspringende Taten mit derselben Strafart bestraft werden.

Man kann den Journalisten, der sich durch einen politischen Zeitungsartikel strafbar gemacht hat, nicht bestrafen wie einen Landstreicher. Man kann für fahrlässige Beschädigung eines Wehres oder einer Schleuse (§ 181 des Vorentwurfs) nicht dieselbe Strafart eintreten lassen wie für wissentliche Verleumdung und falsche Anschuldigung (§ 171 des Vorentwurfs). Man kann den in seinem Berufe grau gewordenen Schiffskapitän, der durch eine vorübergehende Unachtsamkeit die Strandung seines Schiffes verursacht (§ 191 des Vorentwurfs), nicht auf eine Stufe stellen mit einem Mädchenhändler (§ 237 des Vorentwurfs).

Tut man dies, so heftet man Personen, die etwas Strafbares getan haben, aber nichts Unehrenhaftes, einen schweren Makel an und der Wille des Gesetzgebers, sie mit einer ihre bürgerliche Geltung unberührt lassenden Strafe zu bestrafen, bleibt auf dem Papier stehen. Nach unserm Erachten gibt es nur ein Mittel, diesen Übelstand zu beseitigen.

Man lasse die Haft wie bisher als Übertretungsstrafe bestehen und schaffe, will man die Festungshaft durchaus beseitigen, eine ihr analoge Strafart. Alsdann trete man mit dem einfachen Empfinden des Gentleman an das Problem heran. Man scheide aus der Fülle der nach dem St. G. B. zu bestrafenden Handlungen diejenigen aus, deren Begehung bei aller Strafbarkeit keinen Rückschluß auf unehrenhafte Gesinnung des Täters gestattet, und nur diese bestrafe man mit der an Stelle der Festungshaft tretenden Strafe. Solche Taten aber, deren Begehung normalerweise auf unehrenhafte Gesinnung schließen läßt, zeichne man nicht dadurch aus, daß man sie mit einer Strafe belegt, die nach dem Willen des Gesetzgebers die bürgerliche Geltung des Bestraften nicht berühren soll.

Ferner aber ist es notwendig, den Vollzug der an Stelle der Festungshaft tretenden Strafe dem Strafzweck analog auszugestalten. Daß eine vollständige räumliche Trennung der zum Strafvollzug dienenden Anstalt von andern Strafanstalten, besonders von Gefängnissen notwendig ist, habe ich oben schon ausgeführt. Da die Zahl der dann noch in Frage kommenden Straftaten, mag sie auch noch immer ziemlich groß bleiben, doch wesentlich geringer sein wird als die Zahl der nach dem Vorentwurf mit Haft zu sühnenden Delikte, so wird sich wohl auch die pekuniäre Seite, die ich oben schon streifte, lösen lassen,

Endlich scheint es zweckmäßig, an Stelle der vom Vorentwurf vorgeschlagenen Beaufsichtigung der Selbstbeschäftigung der Gefangenen ein Recht der Anstaltsleitung, von ihrer Beschäftigung Kenntnis zu nehmen und ungeeignete Tätigkeit zu verbieten, zu setzen. Dem Gefangenen könnte gegen ihm ungerecht erscheinende Verfügungen ein Recht, sich bei den Gerichten zu beschweren, eingeräumt werden.

Auf solche Weise wird die von den Redaktoren des Vorentwurfs als zu kompliziert bezeichnete Ausgestaltung unseres Strafsystems in vier verschiedene Freiheitsstrafen allerdings nicht vermieden. Es scheint aber zweckmäßiger, ein etwas komplizierteres System bestehen zu lassen, als der Theorie der Vereinfachung die berechtigten Interessen zahlreicher Menschen zu opfern, die, wenn auch Strafbares, doch nicht Unehrenhaftes getan haben und daher nicht mit Landstreichern, Dirnen, gefährlichen Trunkenbolden und manch anderen Übeltätern, die der Entwurf alle mit derselben Haft bestrafen will, auf eine Stufe zu stellen sind.

Splitter

Was manchen Eltern an Verständnis für ihre Kinder fehlt, das ersetzen bei der Mutter die Liebe, beim Vater die Prügel.

*

Bei den Starken ist Fleiß Wille, bei den Schwachen Feigheit.

*

Die Schüler lernen das meiste aus dem, was sie nicht lernen.

Armin T. Wegner

Gebet für ein wachſendes Feuer

Verſchont mich, Freunde, mit den Koryphäen.
Der laute Ruhm, er macht ſie gipfelblind,
Daß gipfelſtolz ſie nie zur Zeit erſpähen,
Wie ſie ja längſt ſchon wieder unten ſind.

Verſchont mich mit dem Seienden und Großen,
Der fertig ſeinen Ruhmesbakel ſchwingt,
Der, geſtern ſchon vom Poſtament geſtoßen,
Sich heut noch balſamierte Hymnen ſingt.

Wie er ſich ſpreizt und wie er voll Gefallen
Sich ſonnen will an kalt gewordnem Ruhm,
Ließ längſt ein andrer ſich die Brünne ſchnallen
Und wirft den alten Krempel-Tempel um.

Und den zu ſehn in ſeinem erſten Willen,
Zu wiſſen, daß er einſt die Schlachten ſchlägt,
Zu ſehn, wie arbeitsglühend er im Stillen
Zu neuem Bau ſchon Stein zu Steine trägt,

Wie tauſendfältig hier lebendge Säfte
Ein Willensfeuer ſiegerſtolz durchkreiſt,
Den morſchen Zierat alter Lanzenſchäfte
Ein Schwertſchlag lachend in die Ecke ſchmeißt,

Die Zukunft fühlen und dies Feuer kennen,
Das, heimlich wachſend, eignen Glanz gebiert,
Und, muß es an ſich ſelber nicht verbrennen,
Sein Licht einſt ſchenkend an die Welt verliert,

— ſpring hoch, o Luſt! — ſo Werdendes zu ſchauen
An fremdem Leben, geht wie Glück ins Blut.
Wo, Flamme, brennſt du hin? Zu Glanz? Zu Grauen?
Ihr Götter, hütet, ſegnet ſolche Glut!

Adolf Petrenz

12)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

Er rief alle guten Mächte um Hilfe an. Er stürzte sich wie nie zuvor in seine geistliche Tätigkeit; er nahm Zuflucht zu den Erinnerungen an seine geliebte Mutter, deren Wesen jetzt, gleichsam neuerweckt, zwischen ihren alten Sachen in seinem Heim schwebte. Und er züchtigte sich, indem er sich gerade die reine Güte, die weibliche Zurückhaltung und Ehrbarkeit vorhielt, die Jungfer Thorborg selber so schön zur Schau trug. Und er errötete vor Scham ihr gegenüber. — —

Und er fragte sich selbst, ob er sie denn nicht liebe? Ob er ihr nicht in Zucht und Ehren seine Hand anbieten könne, als seiner Gattin! Und seine Gedanken wurden sanft und zärtlich. Aber dann greinte ihn des Satans Fratze an, und er wußte, so, wie es in seiner geheimen Seele beschaffen war, wollte er als wahrer Nachfolger und Diener Christi ihr nicht die Ehe anbieten — das würde nur ein verächtliches Nachgeben seiner sündigen, brennenden Begier gegenüber sein. Sünde vor Gott und Sünde gegen sie, deren Kampf und Sieg er gesehen hatte, und die ihm ein strahlendes Beispiel sein sollte.

Ach nein, er war nicht derjenige, der einer Frau die reine, heilige Liebe bieten konnte, auf der das Heim und die Ehre des Hauses zu Gottes Ehre aufgebaut wurde.

Schmerzlich hatte er das in den Tagen empfunden, als Jungfer Anne Kathrine vor ihrer Abreise in Maasvär gewesen war. All ihr Liebreiz, alle ihre feine Weiblichkeit war wie verblaßt für ihn, und hätte er ihr seine Hand und sein Herz geboten, da hätte er sich einer großen, sündhaften Lüge schuldig gemacht. Denn es zog ihn nicht mit einem einzigen sehnenden Gedanken zu ihr.

Und Anne Kathrine hatte ihn so still fragend angesehen. Wohl hatte ihr Blick die Verwandlung, die mit ihm vorgegangen war, bemerkt; aber ihre unschuldige, reine Mädchenseele hatte das Wesen dieser Verwandlung nicht erfaßt.

Was sein Inneres erfüllte, verbarg er vor aller Augen — wie ein Missetäter seine Untat verbirgt. Ja, wie ein Lügner ging er umher — in seinem Hause bei der fröhlichen, freundlichen Thorborg, wie auch da draußen in seinem Beruf.

Er floh sein Pfarrhaus, in dem ihre Nähe die ständig drohende Gefahr für seine Gedanken war. Aber die Gedanken folgten ihm, wohin er sich auch wandte. Und er streifte umher und reiste, arbeitete für die Schulen, hielt Andachten, predigte, so daß die gebrechlichen Kirchen unter seiner Stimme erbebten.

Er kehrte zurück — nach seinem Hause, das ihm so schön und freundlich entgegenschimmerte, oben an dem bleichen Hügel. Er war müde und mißmutig. Aber es harrte seiner nichts als neue Not und Schande . . .

In manch einer qualvollen Stunde dachte er, ob er sie bitten solle abzureisen! Aber er brachte es nicht fertig.

Er konnte sich nicht dazu erniedrigen, seine elende Schmach einzugestehen. Und selbst wenn er sich dazu hätte überwinden können — er hatte nicht den Mut. Hinter dem Gedanken daran lauerte eine geheime Angst: Wenn er dadurch die bösen Mächte in ihr wieder wachrief! Welch eine Sündenlast wälzte er da nicht auf sich herab!

Und sie, die alle ihre Freude, all ihr Glück in der Arbeit für sein Wohl sah — wie konnte er sie wegjagen! Die Pläne, die sie gemacht hatte, die mußte sie auch ausführen; ja, das Pfarrhaus war ihr Besitz geworden, sie war eins mit seiner Erneuerung . . .

Ach nein. Sie mußte bleiben, bis sie selbst die Stunde ihrer Abreise bestimmte. Und er mußte sein Kreuz tragen und seinen Kampf kämpfen wie ein Mann.

Hilfe war nur bei Gott zu finden.

Es war ihm eine Wohltat, wenn an den Tagen, wo er zu Hause war, Gäste in das Pfarrhaus kamen. Das zerstreute seine Gedanken, und unter den Gästen wurde ihm Jungfer Thorborg ferner gerückt. Er hatte gelernt, ihren vorzüglichen Punsch zu schätzen. Der erleichterte auch seinen Sinn, — und er schaffte ihm Schlaf in den bösen Stunden der Nacht.

Auch auf seinen langen Reisen nahm er jetzt Branntwein mit. Er hatte herausgefühlt, daß seine Bootsleute sich beeinträchtigt fühlten, daß er mit aller Sitte und Gewohnheit brach und ihnen keinen Schnaps gönnte. Auch ihm selber tat ein Tropfen wohl in all der Kälte und dem Unwetter. Und wenn die brennenden, bösen Gedanken ihn wach hielten, konnte ihm der Branntwein Vergessen und Schlaf bringen.

* * *

Schulkinder und Sommergäste reisten ab, und es wurde still auf Maasvär. Und in der Stille wurden die Tage kürzer und hastig rückte der Herbst heran.

Das Laub hing rot und gelb an den Birkenzweigen bis in die Mitte des Septembers hinein. Da sauste ein Weststurm über die Insel und entkleidete Wald und Gebüsch ihres letzten goldenen Schmuckes. Das geschah in zwei Tagen.

Als Jungfer Thorborg am Morgen des dritten Tages auf die Treppe hinaustrat, befand sie sich auf einer fremden Insel, die sie nicht kannte. Schwarze, struppige Reiser füllten die Steinklüfte aus, als sei eine zweitägige Feuersbrunst über das Land gefahren, das sie bisher nur im Winterslinnen und im Sommergrün gesehen hatte.

Blaugrau, still lag die Bucht da. Aber an beiden Landzungen leckte der weiße Gischt hoch an dem nackten Felsen hinauf; denn draußen im Meer und durch die Fjordöffnung hinein gingen die Wellen noch hoch.

Der Nebel wich von den Bergen. Gleichsam als ein Abdruck davon lag noch auf den obersten Gipfeln eine Schicht blendend weißen Neuschnees. Der Winter steckte noch einen Zipfel heraus, um zu verkünden, daß er nicht mehr fern sei!

Es war eiskalt. Bald aber würde die Sonne die graue Luft durchdringen und Wärme verbreiten.

Schreiend flog die Drosselschar aus den beiden Ebereschen, als sie hinauskam. Die Blätter waren abgefallen, aber die Beeren hingen gleich Dolden aus Blutropfen zwischen den Zweigen. Die Drosseln waren hungrig und flogen nicht weiter als bis an das Gitterwerk des Gartenzauns. Dort saßen sie und warteten und schalten, während Jungfer Thorborg auf der obersten Treppenstufe stehen blieb.

Sie sah sich um und spähte voller Unruhe über den Fjord hinaus. Schon während dieser beiden Sturmtage hatte man den Pfarrer aus Tromsö zurückerwartet. Wenn er jetzt nur die Heimreise nicht zu früh antrat.

Die See ging noch hoch ... und er war unvernünftig und hatte diesmal nur zwei ganz junge Burschen im Boot.

Dann stieg sie die Treppe hinab und mußte lächeln. Sie selber war bisher niemals bange vor der See gewesen!

Und die Drosseln flogen wieder in die Ebereschen hinein.

Sie hatte einen Korb in der Hand und wollte die letzten Rüben und gelben Wurzeln sammeln. Wie zerzaust sah es hier draußen aus. Die langen, brandgelben Ringelblumen lagen wirr durcheinander am Boden, an den Stiefmütterchen waren fast alle Blätter geknickt, und die großmächtigen Bärlappstengel waren mitten

durchgebrochen. Sie ordnete die Stiefmütterchen ein wenig, richtete sie auf und strich sie glatt. Von den Ringelblumen pflückte sie die meisten. Sie waren nicht zu retten, und da war es ja am besten, die Zimmer damit zu schmücken, solange es dauerte. Sie waren außerdem die Lieblingsblumen des Pfarrers.

Als sie dann bei dem Rübenbeet an der Arbeit war, die Rüben auszog und in den Korb sammelte, ertönte dicht hinter ihr eine Stimme:

„Guten Tag, Jungfer Steenbuk!"

Draußen hinter dem Gitter stand Madame Foksen.

„Guten Tag, Madame Foksen!"

„Sie arbeiten im Garten, wie ich sehe."

„Ja, jetzt ist es vorbei mit dem Garten! Ich hole herein, was noch da ist. Wir können jeden Tag auf Frost gefaßt sein."

„Ach ja! Den können wir bald haben!"

„Sehen Sie nur — Schnee auf den Bergen!"

„Ja, der Sommer hier bei uns ist nicht lang, Jungfer."

„Wollten Sie etwas von mir, Madame Foksen . . .?"

Thorborg war aufgestanden und bürstete ihre Schürze ab.

„Ja — offen gestanden — ich möchte gern ein kleines Wort mit Ihnen reden. Aber ich kann sehr gut später wiederkommen, wenn ich jetzt stören sollte . . ."

„Ganz und gar nicht. Es ist vielleicht am besten, wir gehen hinein?"

„Ja, wenn Sie einen Augenblick für mich hätten . . ."

„Bitte schön, Madame Foksen!"

Sie öffnete die Gartenpforte, nahm die Ringelblumen mit und geleitete Madame Foksen in das Wohnzimmer.

„Ich glaube wirklich, Sie haben schon geheizt!" sagte die Madame, nachdem sie Platz genommen hatte.

„Ja, es war hier so bitterlich kalt. Und ich erwarte den Herrn Pfarrer heute zurück — es mag eine böse, kalte Fahrt für ihn gewesen sein."

„Ja, ja, das ist gewiß."

„Wir hatten ja heute morgen den reinen Winter," sagte Thorborg.

„Ja, wahrhaftig! Man muß wohl darauf gefaßt sein, daß der Winter in diesem Jahr früh kommt," sagte Madame Foksen.

Und dann schwiegen sie beide. Endlich sah Madame Foksen sie mit ihren ruhigen Augen an:

„Und wie lange haben Sie sich eigentlich gedacht, daß Sie noch hier oben bleiben wollen?"

„Ich?" Thorborg zuckte zusammen und reckte sich kerzengerade auf. „Was meinen Sie damit?"

„Ich meine, Sie zu fragen, wie lange Sie noch hier zu bleiben gedenken?"

„Und warum fragen Sie mich danach, Madame Foksen?"

„Liebe Jungfer Steenbuk, Sie können es mir doch nicht übel nehmen, daß ich Sie danach frage?"

Thorborg lachte laut auf.

„Es klang nur so, als wenn Sie mich von hier wegjagen wollten!"

„Wer sollte und könnte Sie wohl verjagen wollen?"

„Ja, ich habe die Absicht, hier genau solange zu bleiben, wie der Pfarrer mich haben will."

„Und das ist abgemacht — zwischen dem Pfarrer und Ihnen?"

Thorborg errötete. Sie mußte an den Tag nach ihrer Ankunft denken, als der Pfarrer sie bereden wollte, zu Foksens hinüber zu ziehen.

„Ja, das ist abgemacht, Madame Foksen," sagte sie ruhig. „Zwischen uns beiden. Zwischen dem Pfarrer und mir."

Madame Foksen saß eine Weile schweigend da. Dann beugte sie sich vornüber und fragte sanft, als wolle sie um Verzeihung bitten:

„Versäumen Sie denn gar nichts, wenn Sie solange hier auf Maasvär bleiben?"

„Nein, ich versäume nichts, wenn ich hierbleibe. Und, offen gestanden, glaube ich, daß ich viel versäumt haben würde, wenn ich nicht hier geblieben wäre — hier im Pfarrhaus."

„Darin kann Ihnen niemand mehr recht geben als ich," sagte Madame Foksen. „Sie haben hier gewiß ein gutes Werk getan."

„Ja, Madame Foksen, ich fand, es war die höchste Zeit, daß jemand zu diesem Mann kam und in dieses Haus."

„Ich habe schon früher von Ihnen zu verstehen geglaubt, Jungfer Steenbuk, daß Sie uns Vorwürfe machen wollen — und zwar fällt die Verantwortung namentlich auf mich —, daß wir uns nicht mehr um den Pfarrer und seine Wirtschaft gekümmert haben."

„Ja, wenn Sie es selbst sagen, so will ich nicht leugnen, daß . . ."

„Die Sache ist nicht so leicht zu beurteilen, Jungfer. Es ist so verschieden für die verschiedenen Menschen. Ich kann wohl sagen, daß ich wie auch meine Schwester dem Pfarrer behilflich gewesen sind. Er hat zu uns gesagt, es sei mehr als genug . . ."

„Ach was — der! Für den ist ja alles mehr als genug!"

„Wir baten ihn, uns gütigst zu sagen, wenn er irgendeinen Wunsch haben sollte. Und darauf warteten wir. Wir wollten ungern — aufdringlich sein, Jungfer. Meine Schwester wie auch ich haben eine große Angst davor."

Thorborgs Augen blitzten.

„Wollen Sie damit sagen, daß ich — daß ich aufdringlich gewesen bin?"

„Ich will nur sagen, daß es für die verschiedenen Menschen so verschieden ist. Und daß man gegenseitig die Handlungen danach beurteilen muß. Die Furcht, die wir hegten, hielt Sie nicht zurück . . ." — — —

„Ihre „Furcht" ist wohl auch nicht immer gleich groß. Sie ist wohl auch verschieden, Madame Foksen! Wenn es sich um eine alleinstehende Frau wie mich handelt . . ."

„Sie meinen, daß ich jetzt aufdringlich Ihnen gegenüber bin?"

„Ja, wenn ich etwas meine, so meine ich das!"

„Ich war ja darauf vorbereitet, diesen Vorwurf von Ihnen zu hören. Und ich kann auch nicht leugnen, daß Sie recht haben, daß ich jetzt Ihnen gegenüber aufdringlich bin, Jungfer Steenbuk. Aber wenn Sie mit gutem Grund Ihre Rechtfertigung darin sehen, daß Sie gut gegen unsern Pfarrer gehandelt haben, den wir alle hochschätzen und herzlich lieb haben, so kann ich Sie vielleicht auch bitten, meine Rechtfertigung darin zu sehen, daß ich jetzt nach bestem Ermessen im Interesse des Pfarrers handle. Wenn ich nach reiflicher Erwägung meinen Widerwillen, mich Ihnen aufzudrängen, überwunden habe, da geschieht das, weil ich finde, daß ich hier, wo es sich mehr um das Wohl des Pfarrers handelt, als wenn man ihm das Haus ordnet und den Haushalt führt, — zu Ihnen gehen mußte."

„Es handelt sich um das Wohl des Pfarrers?"

„Ist es Ihnen denn niemals eingefallen, Jungfer Steenbuk, daran zu denken, was für einen Eindruck es macht, daß Sie, eine junge, unverheiratete Dame, unter einem Dach mit dem Pfarrer leben, der ebenfalls jung und unverheiratet ist?"

„Ja, daran denke ich jeden Tag, Madame Foksen."

„Nun ja . . ."

„Und ich finde, es macht einen ganz außerordentlich guten Eindruck. Niemals ist ein junges, unverheiratetes Mädchen glücklicher gewesen, als ich es hier bin. Nie im Leben habe ich eine so schöne, reichgesegnete Zeit durchlebt. Und so weit ich sehen und es beurteilen kann, hat der junge, unverheiratete Pfarrer ebenfalls nur Gutes und Angenehmes davon gehabt!"

„Ich denke nicht daran, wie Sie selbst darüber denken, sondern was andere davon sagen, Jungfer Steenbuk. Andere können die Sache vielleicht in einem etwas anderen Lichte sehen."

„Ich habe nie darüber nachgedacht und habe es auch nie nötig gehabt, darüber nachzudenken, was — andere finden!" sagte Thorborg und warf den Kopf in den Nacken.

„Aber der Pfarrer hat das doch vielleicht nötig!"

„Der Pfarrer —? Wieso?"

Madame Foksen rückte näher an den Tisch heran. Sie sah Thorborg strenge in die Augen und sagte langsam und bestimmt:

„Es ist meine Pflicht, Ihnen zu sagen, Jungfer Steenbuk, daß Ihr Aufenthalt hier im Pfarrhause Anlaß zu allerlei Gerede in unserer Gemeinde gegeben hat. Man findet, daß das Verhältnis ein wenig sonderbar aussieht . . ."

„Man glaubt, daß wir wie die Schweine leben! Sagen Sie es nur gerade heraus, Madame Foksen!"

„Ein so häßliches Wort könnte niemals über meine Lippen kommen, Jungfer! Sie werden wohl verstehen, wie ich es meine. Ihr fortgesetzter Aufenthalt hier im Pfarrhause in gleicher Weise wie bisher kann leicht falsch ausgelegt werden und Ärgernis erregen. Ich rede nicht von Ihnen, Jungfer Steenbuck; Sie müssen in Gottes Namen über Ihren Ruf wachen, wie es Ihnen beliebt! Aber Sie bringen den Ruf unseres guten, liebenswerten Pastors in Gefahr — ja, Sie haben das bereits getan . . ."

„Und deswegen soll ich verschwinden —?"

„Liebe Jungfer Steenbuk, Sie sind noch so jung, und in der Jugend denkt man nicht an vielerlei von dem, was das Leben uns Ältere lehrt, worauf wir achten und Rücksicht nehmen müssen. So schwer es mir wird, es Ihnen zu sagen, möchte ich Sie doch recht eindringlich bitten, von hier fortzureisen — um so mehr, als der Winter sich jetzt meldet. Meines Mannes Jacht fährt in der nächsten Woche nach Tromsö . . ."

„Nein, das geht mir denn doch zu weit, meine gute Madame Foksen!" Thorborg stand auf und schlug auf den Tisch. „Ein Glück, daß Sie nicht gleich eine leere Tonne mitgebracht haben, in die Sie mich hineinstecken und direkt auf Ihre Brücke rollen können!"

„Sie sollten sich nicht . . ."

„Ach was, halten Sie Ihren Mund! Sie Klatschbase! Glauben Sie vielleicht, daß ich Ihre ganze Heuchelei nicht durchschaue! Glauben Sie, daß Sie mich mit Ihrer Scheinheiligkeit hinters Licht führen können? Die hab ich schon lange satt, vom ersten Augenblick an, als ich Sie sah. Hier in diesem Hause, das Sie wie einen Schweinestall haben aussehen lassen. — Sie mit Ihrer herzlichen Liebe für unsern guten, liebenswerten Pfarrer! Und auch Ihre Schwester, die hierher kam und schön tat! Ich weiß recht gut, worauf Sie gerechnet haben. Und nun sind Sie bange, daß ich Ihnen einen Strich durch die Rechnung machen könnte! Und darauf können Sie sich übrigens verlassen. Das werde ich tun, einen dicken, schwarzen Strich werde ich durch Ihre Ränke und Ihre Kuppelei machen! Solange

noch ein Atemzug in mir ist, soll sich der Pfarrer nicht mit Ihrer Schwester verheiraten. Und ich will Ihnen auch sagen warum! Weil sie eine Kopfhängerin ist, eine blutlose Betschwester! Und von der Sorte hat Sören Römer genug gehabt — zum Unglück für sein ganzes Leben. — Ich kenne ihn, denn ich — ich liebe ihn, ich liebe ihn, hören Sie, und ich weiß, was er nötig hat! Er braucht nicht noch mehr Frömmigkeit und Weiberregiment von der Sorte, wie Sie und Ihre Sippe sie einem gesunden, starken Mann zu bieten haben!"

Madame Foksen war aufgestanden. Ihr bleiches Gesicht war weiß, und ihre stahlgrauen Augen leuchteten vor Erbitterung. Ihr starker, vornehmer Mund verzog sich verächtlich:

„Ich habe nichts davon gewußt, daß sich jemand Pastor Römer aufdringen will, um ihn zu heiraten, — als bis jetzt, wo Sie . . ."

„Hinaus aus dem Hause mit Ihnen und Ihrem schmutzigen Mundwerk! Gehen Sie zu Ihren Klatschschwestern und grüßen Sie sie von Thorborg Steenbuk, sagen Sie ihnen, daß nicht hier im Hause der Hausherr ein Schweineleben führt! Gehen Sie heim und kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten — und Ihren eigenen Mann!"

Sie stand da und wies mit der Hand auf die Tür.

Madame Foksen ging. Sie war dunkelrot. Sie griff nach der Türklinke, blieb dann aber stehen, biß die Zähne aufeinander und erhob den Kopf:

„Was ich soeben aus Ihrem Munde habe hervorgehen hören, Jungfer Steenbuk, tut mir im Innersten meines Herzens weh — um Pastor Römers willen."

Sie ging und schloß die Tür geräuschlos hinter sich.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Thorborg blieb lange auf demselben Fleck stehen. Dann begann sie, im Zimmer auf und nieder zu gehen, hastig, heftig. Auf einmal blieb sie stehen und lachte laut — bis sie sich dann plötzlich hinsetzte, den Kopf auf die Arme über der Tischplatte legte, und laut schluchzte.

* * *

Am Nachmittag kamen zwei fremde Männer vom Strande herauf, zwischen sich trugen sie den in allerlei Bootleinwand und Decken gehüllten Pfarrer.

Das Pfarrboot war im Fjord gekentert. Die beiden fremden Leute hatten es von ihrem Boot aus gesehen und den Pfarrer und seine Leute, die auf dem Bootskiel ritten, gerettet. Sie waren nicht zu Schaden gekommen, aber ganz ermattet . . .

Sören Römer zitterte und fror und konnte kaum sprechen. Thorborg brachte ihn mit Joninas Hilfe zu Bett, deckte ihn mit einem Berg von Federkissen zu und braute ihm einen glühendheißen, starken Punsch. Und die Wärme verbreitete sich durch seinen Körper, und er schlief ein.

Er schlief bis zum Mittag des nächsten Tages und wollte aufstehen. Aber das verbot ihm Thorborg auf das bestimmteste. Er habe in der Nacht starkes Fieber gehabt, sagte sie, und nun müsse er wenigstens bis zum nächsten Tage liegen bleiben. Sie habe bei ihm gewacht.

Sie sorgte nach jeder Richtung gut für ihn. Er aß und trank und schlief. Am Abend erwachte er von neuem und wollte wieder aufstehen. Aber er erhielt keine Erlaubnis. Es war ja übrigens auch bald Nacht. Thorborg saß am Bett und redete ihm zu. Und er gab nach; er fühlte sich noch so schwer in den Gliedern. Er erzählte von ihrem Schiffbruch. Es sei sein eigener Fehler. Das Wetter sei gar nicht so schlimm gewesen. Aber er habe selbst für eine Weile das Steuer

übernommen, um einen der jungen Burschen abzulösen. Und da war denn ganz plötzlich ein heftiger Windstoß gekommen, und er hatte das Steuer nicht schnell genug gedreht...

„Ja, ich danke meinem Schöpfer nun doch — da ja die Sache gut gegangen ist —, denn nun haben Sie Ihr Lehrgeld erhalten und werden in Zukunft vorsichtig sein!"

„Ich bin nicht unvorsichtig, Jungfer!"

„Ja, das sind Sie. Das sagen alle. Und gestern den ganzen Tag habe ich ein Gefühl gehabt, daß Ihnen etwas zugestoßen sei.... Wie können Sie auch nur das Steuer übernehmen —!"

„Aber ich habe doch schon früher ein Boot gesteuert!"

„Aber das werden Sie nun nie wieder tun!"

Er lächelte. Dann fühlte sie seinen Puls und legte ihm die Hand auf die Stirn.

„Jetzt haben Sie aber lange genug geschwatzt! Nun sollen Sie schlafen. Soll ich Ihnen noch ein Glas bringen?"

„Ja, danke, liebe Jungfer Thorborg! Man schläft so gut danach!"

Sie brachte ihm den Punsch, sagte Gute Nacht und ging auf ihr Zimmer hinauf.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sören Römer schlief nicht. Der starke Punsch machte ihn noch mehr wach. Er fühlte sich gestärkt und erfrischt; hatte auch wirklich genug geschlafen nach dem harten Ringen mit dem Tode!

Oben über sich hörte er Thorborg.

Jetzt lag sie im Bett.

Sie hatte die Ruhe und den Schlaf wohl nötig! Die ganze vorige Nacht hatte sie kein Auge geschlossen. Um seinetwillen!

Wie gut sie war! Pflegte ihn wie seine Mutter... Er erinnerte sich einer Krankheit aus seiner Kinderzeit.... Und der Gedanke kehrte wieder zu Jungfer Thorborg zurück. Sie hatte ihn allein in die Höhe gehoben, als er kam — und auf das Bett gelegt. Sie war stark...

Er drehte und wendete sich, verscheuchte die Gedanken, preßte die Augen zusammen, konnte aber keinen Frieden und keinen Schlaf finden. Er betete zu Gott, jammerte laut in seiner Not — ganz wach, ausgeruht, munter...

Er fuhr in die Höhe und lauschte.

Thorborg stand da oben aus ihrem Bett auf. Ging durch das Zimmer — zur Tür hinaus — sie hatte ihn offenbar gehört und fürchtete, daß er wieder elend sei!

Da kam sie die Treppe hinab.

Er legte sich auf das Kissen zurück und schloß die Augen.

Vorsichtig öffnete sie die Tür. Mit einem Licht trat sie an das Bett. Er lag still, als schlafe er. Sie strich ihm leicht über die heiße, feuchte Stirn, zog das Kissen höher hinauf und setzte sich dann auf einen Stuhl am Fenster, das Licht vor sich auf dem Waschtisch.

Eine ganze Weile herrschte die tiefste Stille.

Da hob er unmerklich die Augenlider und sah sie an. Sie saß mit der Hand unter der Wange und las in seiner Bibel. Sie hatte einen Unterrock an und hatte einen Schal über dem weißen Hemd lose um die Schultern gebunden. Jetzt sah sie ihn an, und er schloß die Augen wieder.

Es folgte abermals eine lange Stille. Und wieder betrachtete er sie verstohlen.

Sie schlief.

Das dicke, schwarze Haar war in einen losen Knoten geschlungen. Das Licht fiel auf ihren schlanken Hals und den oberen Teil des Busens. Sie hatte noch immer den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, und die Wange ruhte in ihrer Hand. Das Buch lag auf ihrem Schoß.

Er starrte sie an, das Blut hämmerte ihm im Herzen ... Er stöhnte laut, sie erwachte und sah zu ihm hinüber.

Entsetzt über seinen Blick — in Angst — ging sie zu ihm hin und kniete an seinem Bett nieder:

„Was haben Sie nur? Lieber Freund — wollen Sie irgend etwas ...?"

Da schlang er die Arme um sie, preßte sie an sich und flüsterte ihr ins Ohr:

„Sie — Sie will ich!"

Er drückte seine Stirn gegen ihren Hals. Und da ward es still. Sie erhob die Hand, legte sie auf seinen Kopf und sagte leise, mit unsagbarer Zärtlichkeit:

„Ja — mich —! Mich sollen Sie haben! — Sie Lieber!"

— —

Nach dem Bootsunglück war der Pfarrer fast drei Wochen elend.

Er ließ sich nicht außerhalb des Pfarrhauses blicken, und das Arbeitszimmer war strenge geschlossen. Alle Geschäfte wurden abgesagt.

Auch Jungfer Steenbuk war nicht zu sehen. Sie widmete sich ganz der Pflege des Pfarrers. Kamen Leute nach dem Pfarrhause, so begegnete sie ihnen still und ernst und erteilte Bescheid, daß der Pfarrer nicht gestört werden dürfe. Sie sah angegriffen und bekümmert aus, die sonst so muntere, fröhliche Jungfer.

Jonina wußte zu berichten, daß es mit dem Verstande des Pfarrers wohl nicht so ganz auf der Art sei. Er lag nicht zu Bett, hielt sich nur in seinem Arbeitszimmer auf. Zuzeiten hatte sie ihn draußen von der Küche aus jammern und weinen hören; ja bisweilen schrie er wie ein Verrückter. Jungfer Steenbuk sorgte fast ausschließlich für ihn. Aber da waren Tage, wo er sie nicht sehen wollte. Wo er sie mit Flüchen von sich jagte, so daß es schrecklich anzuhören war ... Und die Jungfer sei bange und weine und klage allein oben in ihrer Stube. Und dann wolle er wieder, daß sie zu ihm kommen solle. Und sie bliebe bei ihm und wache des Nachts im Schlafzimmer. Und dann war es still. Und dann war die Jungfer ruhig und sagte tröstend zu Jonina:

„Jetzt geht es bald vorüber, Jonina. Jetzt findet der Pfarrer bald Ruhe und Frieden ...!"

Ja, es war wirklich eine Zeit der Prüfung für die Jungfer gewesen und Jonina konnte sie nicht genug loben wegen ihrer Güte gegen den Pfarrer und gegen sie selbst draußen in der Küche! — — —

Den dritten Sonntag war Gottesdienst auf Maasvär, und diesmal wurde er nicht abgesagt.

Es waren viele Leute in der Kirche. Und es herrschte große Freude, daß der Pfarrer wieder gesund geworden war.

Aber als er vor den Altar trat, ging eine Bewegung durch die ganze, dichtgefüllte Kirche.

(Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsſpiegel Berlin, 25. April 1910.

(Die Wahlrechtsfrage. Reichs-Wertzuwachsſteuer. Kali.)

Während der letzten Woche iſt die preußiſche Wahlrechtsfrage nicht ein Stück voran gekommen. Die gut gemeinten Vorſchläge zu einem Ausgleich, die während der Oſterwoche von Freikonſervativen und Nationalliberalen unter Mitwirkung der Regierung erörtert wurden (vgl. Leitartikel in Nummer 13) haben dank der Halsſtarrigkeit derer um Heydebrand zu keinem Ergebnis geführt. Die Parteileitung der Deutſchkonſervativen zeigt vielmehr durch verſchiedne Äußerungen, daß ihr an dem Zuſtandekommen eines neuen Wahlgeſetzes nichts gelegen iſt. Sie iſt alſo zu dem von ihr bereits im Januar eingenommenen, aber immer wieder geſchickt verſchleierten Standpunkte zurückgekehrt. Wie ſich dieſe Haltung mit konſervativer Geſinnung verträgt, iſt uns gänzlich unverſtändlich. Nachdem das Wort des Königs für die Wahlreform verpfändet wurde, ſcheint es uns die Pflicht aller monarchiſch geſinnten Männer, alle Kräfte für die Erreichung eines praktiſchen Ergebniſſes im Sinne des königlichen Gebots einſetzen zu müſſen. Die Deutſchkonſervativen ſind ſich des eben gekennzeichneten Widerſpruchs auch durchaus bewußt. Infolgedeſſen iſt ihr heißes Bemühen vor allen Dingen darauf gerichtet, ihre dem monarchiſchen Gedanken ſo überaus ſchädliche Haltung gegenüber den königstreuen Wählern im Lande zu erklären und zu bemänteln. Aus dieſem Bemühn heraus iſt es verſtändlich, warum ſie auf die Mitglieder des Herrenhauſes in ihrem Sinne drücken, alle Vermittlungsvorſchläge des Miniſterpräſidenten abzulehnen: es gilt die Verantwortung von der Fraktion des Landtages auf das Herrenhaus abzuwälzen; dort gibt es keine Parteien, dort raten die geiſtigen Spitzen des Landes aus allen gebildeten Ständen; wenn dieſe Notabelnverſammlung von den Vorſchlägen der Vegierung nichts wiſſen will, dann heißt das ebenſoviel wie eine anerkennende Beurteilung der Tätigkeit der Deutſchkonſervativen im Landtage. Trotz dieſer tatſächlichen Verhältniſſe ſetzt der Herr Miniſterpräſident ſeine Bemühungen fort, um das Herrenhaus wenigſtens für die Überbleibſel ſeiner Vorlage zu gewinnen; wie ein getreuer Eckehard ſucht er die alte preußiſche Tradition vor dem Parteiregiment zu bewahren. Was bisher aus den Kommiſſionen gekommen iſt, ſieht allerdings wenig tröſtlich aus. Am Donnerstag, den 28. d. M., ſoll die Entſcheidung darüber fallen, ob die Regierung ihren Entwurf überhaupt noch aufrecht erhält oder ob ſie ſich den Entſchlüſſen des Herrenhauſes unterwirft. „Dabei wird ſie ſich“, ſo heißt es in der geſtrigen Veröffentlichung der „Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung“, „wie bisher nur von dem ſachlichen Intereſſe leiten laſſen, das darin beſteht, die Reform in einer Geſtalt zu verwirklichen, die offenbare Mängel der Dreiklaſſenwahl beſeitigt oder mildert und die daher Dauer verſpricht.“

Hat die eventuell zustande kommende Reform überhaupt Aussicht auf Dauer? Wir fürchten, der Optimismus des Herrn Ministerpräsidenten geht in dieser Annahme zu weit; wir glauben, daß keine Reform des preußischen Wahlrechts Bestand haben kann, die nicht das Übergewicht der gegenwärtig herrschenden Kreise in der preußischen Politik bricht. Diese Kreise flößen der Gesellschaft je länger sie am Ruder sind umso mehr Furcht ein. Wer die Entwicklung der Wahlrechtsfrage während der letzten Monate verfolgt hat, wird bemerkt haben, wie das Interesse an den politischen Dingen gewachsen ist. Nicht aus Begeisterung für die eine oder andre Form des Wahlrechts, nicht aus einem innern Interesse an politischen Dingen, sondern um die auf allen Gebieten gefährdeten Interessen vor dem Übermut einiger weniger zu schützen, schließen sich die bürgerlichen Kreise zusammen. Der Übermut, die Frivolität, mit der an alle das Leben des Staates berührende Fragen herangetreten wird, haben das Bürgertum auf die Schanzen gerufen. Wie das Scheitern der Reichsfinanzreform die Bildung des Hansabundes beschleunigte, so ist der verhältnismäßig schnelle Zusammenschluß der freisinnigen Parteien dem Verhalten der deutschkonservativen Landtagsfraktion zuzuschreiben.

Wie im preußischen Landtage, so sieht es im Reichstage aus. Der einzige Unterschied besteht darin, daß dort Herr von Heydebrand dirigiert, während hier Herr Erzberger die erste Geige spielt. Im Reichstage stehn außerdem die wirtschaftlichen Fragen mehr im Vordergrunde, während politische künstlich hineingetragen werden. Es handelt sich um das Kaligesetz und die Wertzuwachssteuer. Beiden Vorlagen gegenüber häufen sich mit jedem Tage die parlamentarischen Schwierigkeiten derart, daß die Wertzuwachssteuer nahezu aussichtslos geworden ist und das Kaligesetz durch seine augenblickliche Überlastung mit sozialpolitischen Maßregeln und Anträgen für den Bundesrat wie für die Industrie vollkommen unbrauchbar und unannehmbar erscheint. Es sind freilich große und weitreichende materielle und wirtschaftspolitische Interessen und Anschauungen, die beim Kaligesetz einander sehr schroff gegenüberstehen, und der Ausgleich der bestehenden Gegensätze wird bis zu einem gewissen Grade dadurch erschwert, daß die politischen Parteien keine Fachmänner besitzen, welche die in bergtechnischer wie syndikatspolitischer Beziehung gleich schwierige und überaus komplizierte Materie objektiv beherrschen, unbeeinflußt von politischen oder Interessenrücksichten, bei denen bekanntlich die Landwirtschaft als Hauptkonsument der Kalisalze eine sehr erhebliche Rolle spielt. Auf der einen Seite ist man sich bei den maßgebenden Parteien darüber klar geworden, daß die Kali-Industrie als das einzige wertvolle deutsche Naturmonopol eines reichsgesetzlichen Schutzes bedarf — auf der andern Seite will man aber dieses Gesetz im Hinblick auf das allgemeine Wahlrecht als willkommenen Anlaß zu einem sozialpolitischen Wettrennen zwischen Zentrum und Sozialdemokratie benutzen, bei dem der Kali-Industrie eine Belastung aufgepackt wird, unter der sie unweigerlich zusammenbrechen müßte. Denn im Interesse der Landwirtschaft sollen ihr herabgesetzte Maximalpreise gesetzlich vorgeschrieben werden, im Interesse der Arbeiterschaft werden gesetzliche Tarifverträge, Minimallöhne und der Maximalarbeitstag verlangt. Überdies soll auch der über sechs Prozent hinausgehende Gewinn zu einem Drittel unter die Arbeiter verteilt werden! Was Wunder, wenn sich der Herr Handelsminister und seine Kommissare und natürlich auch die Industrie gegen ein derartiges Gesetz mit Händen und Füßen sträuben. Im Laufe dieser Woche wird wohl die Entscheidung fallen und wir werden bei der großen wirtschaftlichen Bedeutung dieser Frage darauf noch eingehend zurückkommen.

Eine verschüttete Steuerquelle. Es muß auffallen, daß in einer Zeit, wo alles nach neuen Steuerquellen sucht, ein seltsames Vorrecht der in sog. Anwaltsprozesse des bürgerlichen Streitverfahrens kämpfenden Parteien aufrecht erhalten bleibt, das den Landesstaatskassen nicht unbeträchtliche Summen einer landesgesetzlich vorgeschriebenen Abgabe vorenthält: Das Vorrecht, die Bevollmächtigung ihrer Preßvertreter nicht zu den Gerichtsakten nachweisen zu müssen. Die Reichszivilprozeßordnung bestimmt nämlich einerseits (§ 80, Abs. 1): „Der Bevollmächtigte hat der Bevollmächtigung durch eine schriftliche Vollmacht nachzuweisen und diese zu den Gerichtsakten abzugeben", — und solche Urkunden sind nach Landesrecht stempelpflichtig; die Zivilprozeßordnung bestimmt aber andererseits (§ 88, Abs. 2), daß die Gerichte den Mangel der Vollmacht von Amtswegen nur zu berücksichtigen haben, insoweit in dem betreffenden Rechtsstreite oder dem Teile eines solchen eine Vertretung durch Anwälte nicht geboten sei. Es soll danach im übrigen (§ 88, Abs. 1) den Gegner überlassen bleiben, den Mangel der Vollmacht zu rügen und dadurch deren Vorlegung zu veranlassen. Es hat also jeder Anwalt für den Nachweis seiner Bevollmächtigung zu sorgen, soweit es sein eigenes Interesse erheischt (z. B. wegen späterer Einforderung der Gebühren von der von ihm vertretenen Partei); und man überläßt es zugleich seinem pflichtmäßigen Ermessen, nicht ohne genügende Vollmacht der von ihm im Prozesse vertretenen Partei dem Gegner entgegenzutreten. Darauf vertraut denn wiederum auch der Anwalt der anderen Partei, so daß es nur selten und unter besonderen Umständen dazu kommt, daß die Vorlegung der Vollmacht des gegnerischen Prozeßbevollmächtigten (§ 88, Abs. 1) oder gar die Beglaubigung ihrer privatschriftlichen Unterzeichnung (§ 88, Abs. 2) gefordert wird.

Die Folge davon ist, daß Prozeßvollmachten in dem von dem sogenannten Anwaltszwange betroffenen Prozeßverfahren vor den Kollegialgerichten, also gerade in den Prozessen mit hohen und höchsten Streitwerten, überhaupt kaum zum Vorschein kommen und der Stempelpflicht bei ihnen dann auch nicht gerügt wird, obwohl eine schriftliche Festlegung der Bevollmächtigung regelmäßig unentbehrlich ist und demnach auch nach dem Willen des Gesetzes den landesgesetzlichen Stempel zu tragen hätte.

Nach Preußischem Gesetze z. B. beläuft sich dieser bei einem Streitgegenstand, der 500 M. nicht übersteigt, auf 50 Pfg.; bis 1000 M. auf 1 M., bis 3000 M. auf 1,50 M.; bis 6000 M. auf 2 M.; bis 10 000 M. auf 3 M.; bis 15 000 M. auf 4 M.; bei einem höheren Betrage auf 5 M. Dabei ist zu bemerken, daß vom 1. April 1910 ab die amtsgerichtliche Zuständigkeit (mit Prozessen ohne Anwaltszwang) bei 600 M. Streitwert aufhört; und ferner daß die an sich nicht gerade hohen Stempelbeträge in jedem Prozesse doppelt fällig werden, nämlich für jeden Streitteil.

Diese nicht ganz unerheblichen Stempelbeträge bleiben den Landes-Staatskassen vorenthalten, obwohl sie, wäre dies Versteckspielen mit der, wie gesagt, unentbehrlichen schriftlichen Vollmacht, nicht reichsgesetzlich gestattet, ein Anrecht darauf hätten.

Daß sich aus jenem Grundsatze im übrigen Mißstände für das Verfahren vor den Kollegialgerichten ergeben hätten, wird allerdings nicht behauptet werden dürfen. Aber eine innere Berechtigung kann man ihm deshalb doch kaum zu sprechen; und die Sache, entsprechend den § 174, Satz 1 im Bürgerlichen Gesetzbuche dem Belieben der Beteiligten allein zu überlassen, hat für ein geordnetes Verfahren vor einer Staatsbehörde wenig Sinn. Es ist jedenfalls nicht verständlich, weshalb im amtsgerichtlichen Prozesse den dort auftretenden Anwälten, wollte

man diese etwa dadurch begünstigen, nicht das gleiche Vorrecht eingeräumt wird. Es ist auch gewiß nicht zu viel verlangt, daß jeder, und selbst ein Anwalt, der im Streitverfahren so wichtige Rechte vertritt, sich der Behörde, die darüber befinden soll, als richtigen Vertreter der Partei ausweist; daß das wichtige urkundliche Beweismittel uber die richtige Vertretung der Gegenpartei im Prozesse in den Handakt ihres Gegners begraben bleibt.

Nach der Reichszivilprozeßordnung kann nun entweder eine Vollmacht ganz gespart werden, auf dem Umwege, daß der Prozeßvertreter erster Instanz dem von ihm selbst der Regel nach ausgewählten Prozeßvertreter der folgenden Instanz um Führung der Streitsache dort ersucht; oder es wird eine Vollmacht ausgestellt, zunächst aber nur in blanco unterschrieben und bleibt so in der Hand und Mappe des Prozeßbevollmächtigen. Dadurch ist diesem selbst die volle Sicherheit des Nachweises seines ihm gewordenen Auftrages gewährt, jedoch ohne daß eine Stempelpflicht bereis eintrete. Dies ist erst dann der Fall, die Urkunde erst dann stempelpflichtig, wenn das Vollmachtsformular inhaltlich und insbesondere mit der Tagesbezeichnung ausgefüllt wird; solche Herstellung einer vollgültigen Urkunde ist aber erst bei deren Gebrauch nach außen, Dritten, also auch der Gerichtbehörde gegenüber erforderlich. Daß die Verstempelung einstweilen und somit freilich meist endgültig unterbleibt, darf weder dem bevollmächtigten Anwalte, noch der von ihm vertretenen Partei verargt werden; das Gesetz läßt diese Sparsamkeit durchgehen, — selbst zu Gunsten der Gegenpartei, wenn diese etwa außer den übrigen Prozeßkosten auch die Kosten der Vollmachtserteilung des Obsiegenden an seinen Anwalt an und für sich zu tragen hätte. Und trotzdem muß man sagen, daß die landesgesetzlich gewollte Stempelpflicht einfach damit umgangen wird; und daß jedenfalls dafür im Grunde eine Rechtfertigung sich nicht finden läßt. Ein seltsames laisser faire!

Striche man also den wenig sachlichen § 88 der Reichszivilprozeßordnung, — oder doch dessen Abs. 2, da Abs. 1 als selbstverständliche Vorschrift unschädlich ist, — so würde (kraft des § 80 dort) die Prozeßvollmachten zu den Akten abgegeben werden müssen und danach die verstopfte Steuerquelle wieder sprudeln und die Landeskasse füllen, ohne daß auch nur irgend eine neue Steuerlast auferlegt, irgend ein neues Landessteuergesetz erlassen zu werden braucht. Ein Geschenk des Reiches ohne irgend eine eigene Vermögenseinbuße!

Nach der letzten Übersicht sind in Preußen im Jahre 1908 soviel Rechtsstreitigkeiten bei den Gerichten anhängig geworden, daß, nehme man nur ein Durchschnittsstempelsatz von 2 M. an, also für jeden Prozeß 4 M., eine Mehreinnahme an Stempelgebühren von 1—2 Millionen in diesem Jahre eingetreten sein würde, wenn nämlich die erforderlichen beiden Prozeßvollmachten ordnungsmäßig verstempelt wären. Bei der Berechnung zu beachten ist allerdings die nicht unbeträchtliche Zahl der Armensachen und der durch Versäumnisurteil erledigten, in denen nur ein Anwalt auftrat.

Und ist der Ertrag für die Staatskassen auch schließlich nicht erdrückend groß, — man sollte ihn eines verkehrten Grundsatzes wegen nicht von der Hand weisen!

K. Schn.

Unsere Literatur über Amerika ist noch nicht so reich, daß man neue Erscheinungen flüchtig beiseite schieben könnte. Daß ein starkes Bedürfnis nach Belehrung über die nach so vielen Richtungen uns interessierenden Verhältnisse in den Vereinigten Staaten vorliegt, beweist die dankbare Aufnahme selbst solcher

Schriften, die nur einem kurzen Aufenthalt in der Union ihr Dasein verdanken und über die Fixierung von mehr oder minder tiefgehenden Reiseeindrücken nicht hinauskommen. Zu den ernst zu nehmenden Büchern gehört ohne Zweifel ein jüngst erschienenes Werk von Dr. Junge „Amerikanische Wirtschaftspolitik. Ihre ökonomischen Grundlagen, ihre sozialen Wirkungen und ihre Lehren für die deutsche Volkswirtschaft." (Von Dr. Franz Erich Junge, Beratender Ingenieur, New York. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1910). Der Verfasser hat das wirtschaftliche Leben Amerikas jahrelang aus der Nähe gesehen und mit scharfen Augen verfolgt. Er verfügt über eine gute nationalökonomische Bildung und über einen fesselnden Stil, dessen Amerikanismen nicht ohne originelle Wirkung sind. Was das Buch aber vor allem auszeichnet, ist ein scharf ausgeprägtes Deutschempfinden, das den Verfasser davor bewahrt, die heimischen Zustände neu erworbenen Eindrücken zuliebe herabzusetzen. Das Buch ist vielmehr ein Beispiel dafür, wie Beobachter von nationalem Sinn und gleichzeitig scharfer Intelligenz durch die Erfahrungen draußen zu einer hohen Schätzung heimischer Einrichtungen und Leistungen geführt werden und in bemerkenswerten Gegensatz zu dem Pessimismus treten, der bei uns in der Beurteilung des eigenen Landes so weit um sich greift. Gerade für die ehrlichen Pessimisten bei uns, die nach Stützen für eine freundlichere Betrachtung unserer Zukunft suchen, kann dies Buch eine wahrhafte Aufrichtung sein. Nicht deswegen, weil es die amerikanischen Zustände in einem weniger glänzenden Lichte zeigt, als oberflächliche Schilderungen zu tun pflegen. Nicht, weil es die Begrenztheit der Möglichkeiten auch dieses so reich ausgestatteten Landes mit einem tief ins Detail gehenden Material belegt. Sondern weil es uns aus dem Vergleich unserer eigenen Verhältnisse mit denen Amerikas zur Anschauung bringt, wo unsere Stärke liegt und wie wenig wir Ursache zu Kleinmut haben. Das Jungesche Buch stellt aber auch zahlreiche Warnungstafeln auf. Indem es kritikloser Bewunderung amerikanischer Vorbilder entgegenarbeitet, weist es nach, wie wenig mit der Übertragung amerikanischer Methoden auf das deutsche Wirtschaftsleben zu gewinnen ist, wie sehr wir uns zu hüten haben vor einer Nachahmung dieser Methoden, die auch ein vorläufig noch aus dem Vollen schöpfendes Wirtschaftssystem wie das amerikanische nicht auf lange Dauer wird ertragen können. Die Formulierungen, in denen Dr. Junge die Ergebnisse seiner Beobachtungen niederlegt, sind zum Teil von außerordentlicher Schärfe. Die charakteristischen Merkmale der amerikanischen Volkswirtschaft sieht er in „Systemlosigkeit, Mangel an Prestige und Inkompetenz auf seiten der Staatsgewalt, Raubbau auf seiten der Unternehmer und Wirtschaft aus dem Vollen auf seiten der Verbraucher". Er stellt die Verfassung der Union dem preußisch-deutschen Staatsbegriff gegenüber: dort Furcht vor dem Staat, Widerstand gegen dessen Übergriffe in das Privatleben, Kultus des Geschäftserfolges, der Quantitäten, der Persönlichkeiten; hier der Staat alles geltend, der einzelne nichts, sofern er nicht als dienendes Glied dem nationalen Organismus einverleibt ist. „In Amerika arbeiten einzelne Wirtschaftsorganismen in höchstbeschleunigtem Zeitmaß, mit größten Leistungsmengen und äußerster Anspannung der individuellen Fähigkeiten, aber nicht einheitlich, oft gegeneinander. In Deutschland arbeitet die straff organisierte und disziplinierte nationale Gesamtheit, Staats- und Privatwirtschaft, in gemäßigterem Tempo, mit geringerer Einzelleistung, oft schwerfällig, aber alle Volksglieder in einer Richtung, unter zentraler Leitung, mit methodischer Stetigkeit und deshalb mit der vollen Wucht völkischer Kraft. Statt einer vielköpfigen internationalen terrorisierenden Trustoligarchie erkennen wir nur einen alles umfassenden Trust an, und dieser Trust ist der Staat." Dr. Junge verfolgt die Vergleichung

der Verhältnisse beider Länder nach den verschiedensten Richtungen. Wir heben daraus noch die folgende Ausführung hervor: „Der Imperialismus der Vereinigten Staaten ist, ungleich den wirtschaftlichen Expansionsbestrebungen Deutschlands, nicht eine völkische Bewegung, sondern eine politische Tendenz: die Machination des anlagesuchenden Großkapitals, der aber, im Gegensatz zur Ausdehnung des deutschen Welthandels, die wirklich treibende Kraft fehlt: das überströmende Menschentum. Die „amerikanische Gefahr" ist in ihrer ökonomischen Bedeutung weit mehr eine Gefahr für Amerika als für die übrige Welt, weil sie infolge Raubbaus und Verschwendungssucht die Grundlagen der wirtschaftlichen Machtstellung des Landes zu erschüttern droht. Für die Nationen Europas besteht weniger die Gefahr einer wirtschaftlichen Unterjochung durch die Vereinigten Staaten, welche bald in ihrem eigenen Haushalt voll beschäftigt sein werden, als die Gefahr des Übergreifens der Routine materieller Quantitäten auf die staatsethischen Prinzipien der alten Kulturländer; des Verdrängens der völkisch-sittlichen Ideale der letzteren durch den ungezügelten Individualismus, Opportunismus und Kommerzialismus der ersteren: des Überwucherns der europäischen Kultur durch die amerikanische Zivilisation."

Wie man schon aus diesen Anführungen sieht, zeichnet der Verfasser in das glänzende Bild des amerikanischen Wirtschaftslebens tiefe Schatten hinein. Daß es für uns wichtig ist, die Kehrseite auch dieser Medaille zu Gesicht zu bekommen, bedarf keiner Betonung. Daß wir die Vorderseite darüber nicht vergessen, dafür werden die Amerikaner selber hinreichend sorgen. ⁂

Die Kunst des Porträts. Von Wilhelm Waetzoldt. Mit 80 Abbildungen. Ferdinand Hirt u. Sohn, Leipzig. 451 S., geb. 14,50 M.

Keine Geschichte des Porträts, sondern eine sehr ausgeführte ästhetische Untersuchung der vielen Faktoren, von denen die Kunst des gemalten Bildnisses abhängt. Worin besteht diese Kunst zuvörderst? In der Ähnlichkeit? Aber was ist Ähnlichkeit? Einem jeden erscheint sie anders, dem Maler, dem Porträtierten wie dem Beschauer. Wo hört das Abbild auf und wo fängt das Bildnis an? Wie haben verschiedene Zeitalter, verschiedene Nationen, verschiedene große Künstler die besonderen Aufgaben der Porträtdarstellung zu lösen versucht? Als Phidias auf der Außenseite des Atheneschildes sein Selbstbildnis als Kämpfer anbrachte, benutzte man diese Kühnheit zur Anklage gegen ihn. Als das Quattrocento ein wenig müde geworden an seiner eigenen Kunst, entdeckte man in Italien plötzlich die Vlamen und kaufte die nordischen Bildertafeln in Mengen auf, weil sie so sehr viel ähnlicher in der Menschendarstellung schienen als die einheimischen. Und nicht lange, so triumphierte ein neues und stolzeres Geschlecht über die Behutsamkeit der alten Niederländer, denn Michelangelo gab den Wahlspruch aus: „Von der Kunst wird die Natur besiegt." Und der Verfasser resümiert: Sobald die Kunst einmal die Reife erlangt hat, daß sie „sowohl die äußere Ähnlichkeit wie die innere, das Physiognomische und seine seelische Belebtheit geben kann, ist die Ähnlichkeit nicht mehr das einzige künstlerische Ziel und der einzige Wertmaßstab, der an Porträts gelegt werden kann, sondern sie ist ein künstlerisches Problem.

Im übrigen widerlegt Waetzoldt mit Glück den populären Irrtum, daß ein gewisser Grad seelischer und geistiger Verwandtschaft zwischen Künstler und Modell und ferner ein persönlicher Kontakt zwischen beiden nötig sei, damit ähnliche Porträts entstehen. Es muß auch ohnedem gehen, und die größten Porträtisten beweisen, daß es geht, denn des Künstlers Aufgabe und ihre Lösung ruht schließlich

nicht hinter der Erscheinung, sondern stets in ihr. Das Wunder der Porträtkunst zeige sich eben darin, daß durch solche „scheinbar ausschließlich auf Technisches und Formales abzielende Arbeitsweisen nicht nur formale Werte, sondern die unlösbar an sie gebundenen seelischen Werte geschaffen werden, Ergebnisse, zu denen der Nichtkünstler nur auf dem Wege der außeranschaulichen Erkenntnis, mit Hilfe psychologischer Erfahrung kommt" (126). Waetzoldt erörtert nach diesen Vorfragen, die allein drei umfängliche Kapitel füllen, weiterhin die Darstellungsmittel und Ausdrucksfaktoren, die Bedeutung der Farbe, die Gebärdung, die Unterschiede des Kopf- und Gestaltporträts, die Bildgröße und den Maßstab, Tracht und Kleidung, Beiwerk und Hintergrund. Die Probleme der Gruppendarstellung werden, immer mit Hinweis auf praktische Lösungen aus allen Zeiten und Stilen der Malerei, besprochen und geklärt, und ein stattliches Schlußkapitel bringt einen Beitrag zur Psychologie der Selbstdarstellung, der zugleich so etwas wie die Soziologie des Künstlers versucht und für sich durch seine hundert Seiten eine selbständige Abhandlung füllen könnte.

Ein überaus fleißiges, gewissenhaftes und kluges Buch. Wir sind jetzt durch den Impressionismus dem Porträt gegenüber in eine etwas zwiespältige Lage geraten. Man will die neue Kunst verstehen, durchaus, um nicht rückständig zu erscheinen, und grade beim „Parademarsch des Künstlers", wie Trübner das Porträt nennt, wird den meisten Laien das Mitgehen recht schwer. Was wir lange wußten oder fühlten, daß der Impressionismus das Bildnis nicht eben zielgerecht nur als Farbfleck behandelt, betont und begründet Waetzoldt wiederholt. Er sagt etwas umständlich, daß der Impressionismus „infolge seiner Verzichtleistung auf das Darstellungsmittel der Form sich von der Porträtzone weg zur Stillebenzone wenden muß". Der Besteller wünscht aber kein Stilleben, sondern ein Porträt, und wenn der Impressionismus an diesen praktischen Forderungen so häufig scheitert, so erweist er immer wieder seine technologische Begrenztheit, die ihm das Ausreifen eines allgemeinen künstlerischen Stilideals und seine Annahme durch die Zeit erschwert oder ganz versagt. Diese Erkenntnis, die das Buch in ihrer ganzen Bedeutsamkeit unterstreicht, ist aktuell und sollte es noch mehr werden. Wobei die tatsächlichen Verdienste des Impressionismus um einen neuen Kolorismus und eine neue Komposition ungeschmälert bestehen bleiben sollen.

Freilich glaube ich kaum, daß Waetzoldts Buch eine tiefere Wirkung üben wird. Wer wird es lesen? Es will ja studiert und nicht schlechtweg gelesen sein, denn es kommt mit streng wissenschaftlicher Schwere daher und ermüdet vor allem dadurch, daß es ein künstlerisches Teilgebiet außerordentlich in die Länge zieht. Ich glaube, daß sich die Frage durch Einbeziehung der Plastik und sogar der Denkmalskunst viel anregender hätte erörtern lassen, und die Karikatur durfte auch innerhalb der Grenzen, die sich der Verfasser gesteckt hat, nicht so stiefmütterlich behandelt sein, wie er es mit seinen gelegentlichen Bemerkungen tut.

Eugen Kalkschmidt

Katholische Literatur. Zum ersten Male geht Keiters katholischer Literaturkalender durch die Lande. (Herausgegeben von Karl Menne. Essen, Fredebeul und Koenen. M. 4,—). Sorgfältiger als seine Vorgänger bearbeitet, leidet auch dieser Jahrgang an erheblichen Mängeln, welche, wie es scheint, bei derartigen Werken unausrottbar sind. Voran geht eine lesenswerte Abhandlung über theologische Enzyklopädien von Gregor Reinhold. Keiters wie Kürschners Literaturkalender geben nur ein mangelhaftes Bild der zeitgenössischen literarischen Tätigkeit. Zu kurz sind oft die Titelangaben, es

fehlen die Seitenzahlen und man sieht ab von den mitunter wichtigen Beiträgen für Zeitschriften und Sammelwerke.

Der musterhafte „Allgemeine Deutsche Hochschulen-Almanach" von Kukula ist leider eingegangen. Muß denn ein solches Werk jährlich erscheinen? Es erhebt sich die Frage: Wer ist als katholischer Schriftsteller zu betrachten? Doch nur der, welcher in seinen Geisteserzeugnissen mehr oder minder für die katholische Weltanschauung eintritt. Bei diesem Literaturkalender scheint es aber zu heißen: Wer nicht wider mich ist, ist für mich. Darum sind ihm auch die sogenannten Taufscheinkatholiken recht, nur gar zu widerborstige Gesellen wie Wahrmund und Schnitzer fehlen. Ob aber Schriftsteller wie die Professoren Brandl und Brunner (Berlin), Gärtner (Jena), die Gebrüder Schanz und Meurer (Würzburg) nebst vielen ihrer österreichischen hier aufgeführten Kollegen als Vertreter katholischer Ideen zu gelten haben, ist mehr als fraglich. Unter den schöngeistigen Autoren sind manche, deren Richtung eher eine antikatholische ist, wie H. Wette und die Feldmarschallswitwe Marie Ebner-Eschenbach. Um überhaupt Klarheit in diese Frage zu bekommen, wäre es endlich einmal an der Zeit, daß eine deutsche katholische Literaturgeschichte erschiene.

Der Arbeit merkt man es an, daß der Herausgeber gar nicht bibliographisch geschult ist. Wozu führt er fremdsprachliche, nichtdeutsche Verfasser auf? Abgesehen von ungenauen Titelangaben stehen manche Namen ohne Werke oder mit einer Bezeichnung wie: Novellen, Übersetzungen, Journalistik. Die Sünden der früheren Jahrgänge sind noch geblieben. Das System der Fragebogenversendung allein genügt für ein bibliographisches Werk nicht.

Quantitativ genommen könnte man nach unserem Literaturkalender schier von einer Blütezeit katholischer Literatur in deutschen Landen reden. Es werden nicht weniger als 3551 schriftstellernde Geistliche aufgeführt, darunter 34 Bischöfe, 3036 Weltgeistliche, 145 Benediktiner, 61 Franziskaner und Kapuziner, 125 Jesuiten, 150 anderer Orden.

Dagegen ist die Zahl der Laien nicht sehr groß. Außer den Redakteuren, Journalisten, Privatiers usw. zählt man 100 Beamten, 123 Hochschullehrer, 311 Schulaufsichtsbeamten und Lehrer höherer Schulen, 61 Bibliothekare, Archivare und Museumsangestellte, 130 Volksschullehrer, 31 Ärzte und — 174 Frauen.

Von den Bischöfen ist, wenn man von Paul Keppler (Rothenburg) absieht, kein hervorragender Schriftsteller zu nennen. Einzelne wie A. Bludau (Frauenburg), A. Schäfer (Dresden), F. A. Henle (Regensburg) sind gute Durchschnittsgelehrte. Die meisten Bischöfe haben außer etwa einer Dissertation nichts geschrieben. Hirtenbriefe aber als schriftstellerische Erzeugnisse der Bischöfe anzusehen, ist kindlich. Jene sind — ähnlich wie die Thronreden — offizielle Schriftstücke und werden gewöhnlich von den Bischöfen gar nicht verfaßt. Aus der Feder von Welt- und Ordensgeistlichen sind neben tüchtigen theologischen auch tüchtige Arbeiten über Landesgeschichte, Ethnographie (von Missionaren), Sprach- und Naturwissenschaft hervorgegangen. An dieser Stelle sei nur der Schriften des greisen Joseph Wimmer (Passau) über deutsche Landeskunde und Geschichte der Naturwissenschaften gedacht. Sonst überwiegen die Lehr- und Erbauungsbücher.

Fortwährend erscheinen neue Lehrbücher der Philosophie, Dogmatik, Moral, des Kirchenrechts usw., während es an tüchtigen Monographien häufig gebricht. Manche Theologieprofessoren, wie Kirschkamp und der 1908 vielgenannte Schröers in Bonn scheinen überhaupt nicht mehr zu schreiben. Eigentümlich berührt, daß der fleißige, auch von protestantischer Seite als gediegener Kanonist anerkannte Priester Joseph Freisen (geb. 1853) infolge der Umtriebe aus dem eigenen Lager

keinen Lehrstuhl an einer Hochschule erlangen konnte. Bei manchen Schriftstellern liegen die Erzeugnisse ihrer Muse weit zurück. Der vierundneunzigjährige Domdechant Clemens Perger in Münster hat ihr schon 1869 entsagt.

Auch zwei deutsch-russische Geistliche mit wertvollen Arbeiten über ihre Kolonialheimat sind vertreten (Ph. Becker und C. Staub), leider fehlt ihr Kollege Konrad Keller.

In der katholischen erbaulichen Literatur gibt es klassische und gediegene volkstümliche Schriften, welche von den breiten Volksmassen zu wenig gelesen werden. Einige Autoren von erbaulichen Schriften entfalten eine geradezu unheimliche Vielschreiberei. Sie scheinen auf Bestellung zu arbeiten. Kein Wunder, denn nicht wenige katholische Verleger würden sich wohl hüten, eine wissenschaftliche Arbeit in Verlag zu nehmen; läßt sich doch mit Gebetbüchern, Schriften über Skapuliere und Reliquien ein weit besseres Geschäft machen. Es ist hier die süßliche, kompilatorische, geschmacklose, nicht selten abergläubische Erbauungsliteratur gemeint, deren Erzeugnisse und Erzeuger der berühmte Würzburger Theologe Franz Hettinger so scharf geißelte. Von älteren Schriftstellern der Art abgesehen ist aus der Gegenwart besonders der badische Landpfarrer Joseph Keller in Hottenheim zu nennen. Durch seine Bücher — deren Aufzählung bei Keiter trotz engen Drucks zwei Spalten einnimmt — werden nur Oberflächlichkeit, Dummheit und süßliche Andächtelei gefördert. Die Mehrzahl des badischen Klerus ist mit der Richtung der Kellerschen Muse keineswegs einverstanden; dagegen aufzutreten fehlt es aber an Mut. Gewiß ist in dieser Beziehung manches besser geworden, aber viel bleibt zu tun noch übrig.

Die literarische Tätigkeit der Laien, der vielen Hoch-, Mittel- und Volksschullehrer usw. zu kennzeichnen, ist schwer, weil diese Schriften vielfach nur in losem Zusammenhang mit der katholischen Weltanschauung stehen. Neben manchen tüchtigen Fachleistungen entfaltet sich bei den Volksschullehrern eine ähnliche Überproduktion und Verwässerung als bei den Erbauungsschriftstellern (welche Schriftgattung jenen übrigens auch nicht fremd ist). Unter den politischen Schriftstellern ist der fünfunddreißigjährige Reichstagsabgeordnete Mathias Erzberger recht fruchtbar, aber er wiederholt sich und seine Ausführungen haben manchmal ein greisenhaftes Gepräge.

Die Schriftstellerinnen pflegen zumeist die Unterhaltungsliteratur, darunter manche wie Isabella Kaiser, Therese Kaiter (ps. M. Herbert) und die jüngst verstorbene Ferdinande von Brakel mit Geist, Geschmack und Erfolg. Diese Eigenschaften fehlen auch bei Enrica Händel-Mazetti und Nanny Lambrecht nicht, indes hat der freigeistig-naturalistische Einschlag in ihren Schriften Ärgernis erregt. Auf sozialpolitischem Gebiet ragt die Konvertitin Elisabeth Gnauck-Kühne hervor. Unter den Ordensfrauen, besonders solchen im Lehrberufe, zeigt sich vielfach wissenschaftlicher Eifer (auch auf theologischem Gebiete). Als erfreuliches Zeichen macht sich bei diesen als auch bei den weltlichen Lehrerinnen das Bestreben geltend, die Herausgabe von Lehrbüchern, die Arbeit an pädagogischen und methodischen Fragen der Männerwelt nicht mehr allein zu überlassen.

Die Zukunft der katholischen Literatur, soweit sie nicht rein theologisch und fachwissenschaftlich ist, liegt mehr bei den Frauen als den Männern. Dies wissen und fühlen die französischen Machthaber und handeln danach.

Über die Görres-Gesellschaft (seit 1876) zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland und die ihr entsprechende Leo-Gesellschaft in Wien (1892) kann hier des Raumes wegen nicht eingegangen werden. Als gut orientierendes Literaturblatt ist der „Literarische Handweiser" in Münster (1862) zu nennen.

Notwendig wäre eine große Bibliographie der katholischen Literatur auf biographischer Grundlage, etwa von 1700 an. (Die nur der theologischen Literatur dienende gediegene Arbeit von Dietrich Gla, leider ohne das biographische Material, wurde infolge Ablebens des Verfassers nicht fortgesetzt.) Leider herrscht für eine solche Arbeit, welche doch die Grundlage einer neueren katholischen Literaturgeschichte wäre, in den maßgebenden Kreisen nur geringes Verständnis.

Die sexuelle Krisis. Von Grete Meisel-Heß. Eugen Diedrichs, Jena 1909.

Teils erfreut, teils belustigt, teils empört habe ich das Buch gelesen, dessen Studium Freunden wie Gegnern der Frauenbewegung wohl empfohlen werden kann. Sehr fleißig, wenn auch etwas weitschweifig gearbeitet, beleuchtet es auf eigenartige Weise ein heikles Gebiet. Man kann der Verfasserin den edlen Mut der Begeisterung nicht absprechen und muß sich vor dem hohen sittlichen Ernst beugen, mit dem sie die geschlechtlichen Fragen berührt. Oft findet sie mit gesundem Menschenverstand ein tüchtiges Wort und sagt Dinge, von denen die landläufige Moral behauptet, man dürfe sie höchstens denken, aber dann irrt sie wieder — meines Erachtens — in den wichtigsten, grundlegenden Momenten. Deutschlands gesunde Geburtsziffern strafen das Wort „sexuelle Krisis" Lügen. Die ungeheure Zahl der unehelichen Geburten zeigt, daß auch die freie Liebe — als deren Anhängerin Frau Grete Meisel-Heß sich gibt — nicht gerade im Verschwinden begriffen ist. Die Krisis liegt wohl eher darin, daß eine beträchtliche Anzahl von Frauen aus dem Mittelstand, und darunter recht gebildete Elemente, keine Lebensbefriedigung mehr finden, weil die veränderten sozialen Bedingungen ihnen das ersprießliche Arbeitsgebiet in den Familien genommen haben. Die Frau will sich vor allem nützlich, ja sogar unentbehrlich fühlen. Es ist ein Fehler, anzunehmen, daß diese Unentbehrlichkeit unbedingt auf geschlechtlichem Gebiet liegen muß. Die gesellschaftlich anerkannte freie Liebe würde also die eigentliche Krisis keineswegs bessern. In dem Wunsch, den freien Zustand der Liebe nicht etwa nur gesetzlich, sondern vor allem gesellschaftlich anerkannt zu sehen, liegt die originelle und interessante Seite des Buchs. Nun, in den obersten wie in den untersten Schichten war diese Anschauung schon manchmal und mancherorts verbreitet, die Verfasserin spielt selbst darauf an, wenn sie von galanter Liebe und verschiedenen Volksgebräuchen erzählt. Sie dem Mittelstand begreiflich machen zu wollen, scheint mir aussichtlos, denn, aus der Konvention geboren, kann er in seinem Dasein die Konvention nicht entbehren. Er steht und fällt mit ihr. Daran können auch jene Damen nichts ändern, die mit Trauer erkennen, daß trotz allen opfervollen, hingebenden Bemühungen der „Marktwert des Mannes" — wie Frau Meisel-Heß sich mit seltener Offenheit ausdrückt — den Marktwert der Frau immer noch übersteigt. Trotz dem starken Widerspruch, den ich dem Buch entgegenbringe, hat mich aber seine Lektüre gefesselt und mir von neuem Achtung eingeflößt vor der mutigen Arbeit der modernen Frau. Alexander von Gleichen-Rußwurm

Ibsen-Schriften

Doktor Eugen Heinrich Schmitt hat voriges Jahr bei Fritz Eckardt in Leipzig ein Buch: „Ibsen als Prophet“ herausgegeben. Die meisten Leser haben wahrscheinlich vergessen, was seinerzeit in den „Grenzboten“ von der merkwürdigen Persönlichkeit des Autors mitgeteilt worden ist. Als Geschichtsschreiber in einem ungarischen Neste hat er, sechsunddreißig Jahre alt, sich an eine von der Berliner philosophischen Gesellschaft 1887 gestellte Preisaufgabe gewagt und eine Arbeit über Hegels Dialektik geliefert, die als beste anerkannt wurde. Die ungarische Regierung schickte den genialen Autodidakten auf deutsche Universitäten, aber die akademische Laufbahn mochte er nach seiner Rückkehr in die Heimat nicht einschlagen, weil er voraussah, daß ihn seine Ansicht vom Staate in Konflikte verwickeln würde. Er nahm nur eine Bibliothekarstelle an und gab auch diese auf, als ihm zugemutet wurde, auf die schriftstellerische Verbreitung seiner Ideen zu verzichten. Sein Eintreten für die gedrückten ungarischen Landarbeiter zog ihm mehrere Prozesse zu. In seinem Werke über die Gnosis entwickelt er seine Philosophie im Zusammenhange. Er bekennt sich zur Lehre der alten Gnostiker. Vom Pleroma (wörtlich: Ausfüllung, d. h. Gesamtheit der göttlichen Lebensfülle), diesem göttlichen All und Nichts, das alle Möglichkeiten in sich enthält, gehen Wellenströme aus. Die feinsten Wellen erzeugen das Geistesleben, die gröberen die sinnlichen Vorstellungen, die gröbsten die Sinnendinge. In Jesus ist der Logos erschienen, von dem die reinen, allbezwingenden Licht- und Liebeswellen ausgehn, und die Urchristen und ihre echten Söhne, die Gnostiker, haben dieses Licht- und Liebesleben in der Menschheit zu verbreiten angefangen. Zu dessen Unterdrückung hat sich die Hierarchie mit dem „Fürsten dieser Welt“ verbündet und beide haben durch ihre abscheulichen, mörderischen, teuflischen Gewalttaten die Menschheit in die Tierheit zurückgestoßen. Zweihundertmal ungefähr nennt er sowohl die gewöhnlichen Christen wie die ungläubigen Materialisten Tiermenschen. Darüber habe ich bemerkt: „Schmitt sollte diese Tiermenschen, für die er ja übrigens opferwillig eingetreten ist, nicht gar so sehr verachten, denn wenn die alle Pneumatiker würden, dann hätte das aus lauter Pneumatikern bestehende „dritte Reich“ nichts zu essen, nichts zum Heizen, weder Kleidung noch Wohnung, und auf dieser Erde wenigstens würde der Lichtstoff des Pleroma kaum fortfahren zu schwingen, wenn die gröberen Wellen ihren Dienst einstellen. Und da doch auch die Tiermenschen noch nicht wirkliche Tiere sind, so wird eine kirchlich-staatliche Organisation, die ihnen ihr bescheidenes Teil angemessener Seelennahrung reicht, kaum zu entbehren sein.“ In einem spätern Buche „Der Idealstaat“ hat Schmitt eine Geschichte der Utopien geschrieben und die verschiedenen Staatsideale kritisiert, wobei der Liberalismus und der Kommunismus beinahe ebenso schlecht wegkommen wie der bestehende Staat und die Kirche. „Und nachdem“, schrieb ich am Schlusse der Anzeige, „der Verfasser das Utopische aller Utopien ganz vortrefflich nachgewiesen hat, bereitet er uns die reinste Heiterkeit durch die allerlustigste aller Utopien. Die Vernunfterkenntnis wird uns ins Paradies führen — durch das mathematische Denken. Wenn wir ihn recht verstehn, soll uns die Infinitesimalrechnung erlösen. Vielleicht erfahren wir aus dem versprochenen zweiten Bande der „Gnosis“ genauer, wie er sich die Sache

denkt." Diese Erwartung ist getäuscht worden. Der zweite Band enthält der Hauptsache nach eine Darstellung der christlichen Mystik und der idealistischen Philosophie, die beide nach einer beliebten Manier für die „Gnosis" annektiert werden. Daß es Tiermenschen, menschliche Menschen und höhere oder Geistesmenschen gibt (welcher Begriff sich keineswegs mit dem des Genies deckt), weiß die europäische Kulturmenschheit, seitdem sie da ist. Aber daß das höhere, das echte und wahre Menschentum seine vollkommenste Verwirklichung in der gnostischen Schwärmerei erlebt habe, die Kirche dagegen und der Staat, die sich ja freilich, als unbehilfliche Kolossalmächte, in den Jahrtausenden ihres Daseins ein ansehnliches Schuldkonto aufgeladen haben, schlankweg des Teufels sein sollen, das ist eine Schrulle. Ein Mann von Geist wird ja nun über seinen Gegenstand auch dann Geistreiches zu sagen wissen, wenn er ihn von einem schrullenhaften Standpunkte aus behandelt, und so finden wir denn in Schmitts Ibsenbuche manches Schöne, sogar, was man nicht erwartet hat, mitunter Nüchtern-Verständiges. So schreibt er über Nora — wie sehr werden's ihm die meisten seiner Leserinnen übel nehmen! —, sie sage sich vom Manne und ihren kleinen Kindern „in ganz seelenloser Weise" los und beweise damit, „daß sie eigentlich die ganz würdige Gemahlin dieses seelenlosen Geldmenschen war". Doch richtige Aufschlüsse über die Natur des behandelten Gegenstandes werden wir uns von solcher Betrachtungsweise nicht versprechen. Für Schmitt ist Ibsen ein wirklicher Seher, in dessen Schöpfungen wir nichts anderes sehen dürfen als Offenbarungen, die den in den Gleichnissen Jesu vom Himmelreich gegebenen gleichartig sind und nur vom religiösen Sinne verstanden werden können. Er sieht in Ibsens Dramen den die gnostische Erkenntnis sinnbildenden Sonnenmythus, die Geschichte vom sterbenden alten und dem wiedererstehenden neuen Menschen der Zukunft. Nicht ein Familiendrama sind „Die Gespenster"; scheinbar freilich hat er „nur diesen Stich" aufgezogen, aber zu dem Zweck, „diese ganze große Maschinennäherei des Gewebes von Theologie, Jurisprudenz und Politik, und wie der fadenscheinige Plunder sonst heißen mag, aufzuziehn". Durch die Zerstörung aller alten Ideale scheint nun freilich der moderne Mensch vollends in Tierheit zu versinken und in der Eisregion der Aufklärung durch den unerbittlichen Verstand alles warme Liebesleben einzubüßen. Allein „mit dem Tiefstand der Geistessonne, in der tiefsten Nacht dieser Weihnachtstage der Weltgeschichte wird das Himmelslicht geboren, das wir im Innersten besitzen, indem wir es sind". Ibsen würde, wenn er noch lebte, die übermenschliche Stellung, die ihm hier angewiesen wird, stolzbescheiden ablehnen. Weit Geringeres hat er abgelehnt, wie die Tendenz, zur Befreiung der Frau von alten Banden beizutragen. Am 26. Mai 1896 hat er bei einem Feste des „Norwegischen Vereins für die Sache der Frau" gesprochen: „Ich bin nicht Mitglied dieses Vereins. Alles, was ich gedichtet habe, ist ohne bewußte Tendenz gewesen. Ich bin mehr Dichter und weniger Sozialphilosoph gewesen, als man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist. Ich danke für das Hoch, das auf mich ausgebracht worden, muß jedoch die Ehre ablehnen, mit Bewußtsein für die Sache der Frau gewirkt zu haben. Ich bin mir nicht einmal klar darüber, was das eigentlich ist: Die Sache der Frau. Mir hat sie sich als eine Sache des Menschen dargestellt. Und wenn man meine Bücher aufmerksam liest, wird man das verstehen. Es ist wohl wünschenswert, daß die Frauenfrage

gelöst werde, so nebenher. Aber das war nicht mein Hauptzweck. Meine Aufgabe ist die Menschenschilderung gewesen."

Wer eines sachkundigen und zuverlässigen Führers durch Ibsens Werke bedarf, der findet ihn in Roman Woerners „Henrik Ibsen". Woerner hat mit dem Dichter persönlich intim verkehrt. Der erste Teil seines Werkes ist im 4. Bande des Jahrgangs 1900 der „Grenzboten" mit Emil Reichs Ibsenbuche zusammen besprochen worden. Der zweite Band ist erst jetzt (München, C. H. Beck, 1910) erschienen. Die Verzögerung hat ihm den Vorteil gebracht, daß Ibsens Nachlaß benützt werden konnte, bestehend in Skizzen und Entwürfen, die Aufschluß geben „über sein verborgenstes Innenleben und geheimstes Schaffen, zu dem kein Spürsinn und Scharfsinn je auf anderem Wege hätte gelangen können". So vermag uns denn Woerner vom „Bunde der Jugend" an (1868 und 1869) das gesamte Schaffen Ibsens in Wechselwirkung mit seinen äußeren Schicksalen zu entrollen und zu zeigen, wie sein Vaterland ihn abwechselnd angezogen und abgestoßen, wie der Norden mit dem Süden um ihn gekämpft, wie sich aus dem Norweger der Germane emporgerungen hat, wie Anerkennung und Widerspruch, wie seine vortreffliche Gattin und sein idyllisches Heim auf ihn gewirkt haben, und — wie zuletzt der Altersschwache von der Höhe des Schaffens allmählich herabgesunken ist. Denn Woerner ist zwar ein aufrichtiger und verständnisvoller, aber kein blinder, unkritischer Verehrer und Bewunderer. Er weist z. B. nach, wie dem Dichter das Theater und die Franzosen geschadet haben; von diesen stammen, „was an seiner Technik schlecht ist, Theater ist, Schablone ist". Er vermutet, daß es Otto Ludwigs „Erbförster" gewesen sei (dieses Stück wurde zu der Zeit, wo Ibsen in Dresden wohnte, dort oft gegeben), von dem er den vollkommen lebenswahren, von aller Theatermanier freien Dialog gelernt habe, wie er zum ersten Male ganz vollendet in „Nora" erscheine. Den Erzählern, die alle Personen und Vorgänge der Dramen als Symbole deuten, tritt Woerner mit den eignen Worten Ibsens entgegen. Dieser hat, wie schon aus der oben angeführten kurzen Rede hervorgeht, vor allem wirkliche Menschen schildern wollen. An Björnson schrieb er über die Deutungssucht: „Auf diese Weise mache ich mich anheischig, Deine wie die Werke aller andern Dichter von Anfang bis zu Ende in Allegorien umzuwandeln. Nehmen wir „Götz von Berlichingen", sagen wir, daß Götz selbst den gärenden Freiheitsdrang des Volkes, der Kaiser den Staatsbegriff bedeute usw. — was kommt dabei heraus? Daß es keine Poesie mehr ist." Wie Ibsen erst von der „Wildente" an allerdings mit der Menschenschilderung auch Symbolismus verbunden und wie das bei seinen Nachahmern gewirkt hat, wird ausführlich dargelegt.

Klar und scharf hat Expeditus Schmidt („Anregungen." Gesammelte Studien und Vorträge. München, Etzold u. Co.) den Tendenzdichter Ibsen vom Dichter unterschieden. Der bekannte Franziskanerpater und Theaterfreund arbeitet zum Ärger der ultramontanen Fanatiker mit rühmlichem Eifer daran, seinen Glaubensgenossen die Scheuklappen, die jene ihnen vorgebunden haben, abzulösen, ihre Augen für das Gute, Große und Schöne in der modernen nichtkatholischen Literatur zu öffnen und sie aus der Enge und Isolierung herauszuführen, in der sie von ihren ängstlichen Gewissen festgehalten werden. Über dem Gedankengehalt von Ibsens Stücken, schreibt Schmidt in einer seiner Ibsenstudien, werde die Kunst

des Dichters fast übersehen. Als Denker sei der große Norweger Bramante zu vergleichen, den man il Maestro Rovinante, den Meister Niederreißer, nannte, weil er ganze Stadtviertel niederreißen ließ, um für seine Bauten Platz zu schaffen. Ibsen sei, durchaus nicht bloß im schlimmen Sinne, ein Maestro Rovinante, denn mit seiner Gesellschaftskritik habe er fast immer nur allzu recht. Brauchbare Pläne für Neubauten zu liefern, habe freilich seine Kraft nicht hingereicht; indes würde es unbillig sein, von einem Dichter zu verlangen, was bisher auch die Berufeneren: Philosophen und Staatsmänner, nicht zu leisten vermocht haben. Zudem habe Ibsen selbst sein Gebiet mit den Worten abgegrenzt: „Meine Aufgabe ist Fragen, nicht Bescheidgeben." Dagegen habe sich Ibsen, der Künstler, der Dichter, als ein wirklicher Baumeister bewährt, und zwar wird seine Kunst als dramatische Schachspielkunst beschrieben; sie bestehe darin, daß Figuren, deren jede ihre eigene, Läufern oder Springern ähnliche Gangart habe, in eine Anfangstellung gebracht würden, die so konstruiert sei, daß sich daraus das „Matt in so oder so viel Zügen" mit Notwendigkeit ergebe. Daß er als katholischer Ordensgeistlicher Ibsen anerkennt und empfiehlt, rechtfertigt der Pater mit Berufung auf Markus 9. Der Apostel Johannes, heißt es da, berichtete von einem Menschen, der Teufel austrieb in Jesu Namen; dem hätten sie es gewehrt, weil er sich ihnen, den Aposteln, nicht angeschlossen habe; darauf erwiderte Jesus: „Wehret es ihm nicht, wer nicht wider euch ist, der ist für euch". Von dieser Erzählung macht der Pater die Anwendung: „Ibsen hat das Christentum nie richtig erfaßt — darüber haben wir nicht zu richten; aber den Gedanken sittlicher Vervollkommnung hat er verfochten wie kaum ein Zweiter, und manchen bösen Geist der Unwahrheit und Halbheit hat er ausgetrieben. Ich kann mich nicht entschließen, es ihm wehren zu wollen, wenn er auch nicht ganz auf meinem Boden steht. Ich kann nur wünschen, daß sein Wirken ein recht tiefgreifendes sei, damit die Helden vom Adel des Charakters, die jetzt noch dünn genug gesät sind, immer zahlreicher werden. Ungefähr so sagt's der Pfarrer auch, nur mit ein bißchen andern Worten. Mir ist nie viel am Worte gelegen, aber immer sehr viel an der Sache. Selten aber ist mir eine Sache höher erschienen als das sittliche Streben nach einem echt adligen Charakter, und darum hab' ich mich nicht gescheut, auch bei dieser Gelegenheit nnd an dieser Stelle zu sprechen." Der Vortrag, dessen Schluß diese Sätze bilden, wurde am 24. Mai 1898 gehalten als Einleitung zu den Festspielen der Ibsen-Vereinigung im Düsseldorfer Schauspielhause. Ich muß gestehen, daß mir der Pater Exgeditus den Zweifel erregt hat, ob ich nicht vielleicht in den Ibsen-Artikeln des Jahrgangs 1900 der „Grenzboten" (im 2. und 3. Bande) hie und da ungerecht geworden bin gegen den großen Dichter.

Carl Jentsch

Bücherliste

Besprechung einzelner Werke vorbehalten.

Morsch, Prof. Dr. H.: Das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich. B. G. Teubner, Leipzig. M. 12.—.

Teirich, Valentin: Die Dornenkrone. Severine. Zwei Novellen. Jul. Kühkopf, Korneuburg. M. 2.—.

Larsen, Carl: Ein modernes Volk im Kriege. Lipsius u. Tischer, Kiel. M. 6.—.

Friis, Achton: Im Grönlandeis mit Mylius-Erichsen. Otto Spamer, Leipzig. M. 13.50.

Holst, Ad.: Mit Wolken und Winden. Fritz Eckardt, Verlag, Leipzig. M. 2.50.

Gnauck-Kühne, Elisabeth: Das soziale Gemeinschaftsleben im Deutschen Reiche. Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach.

Beusch, Dr. Paul: Die Reichsfinanzen und die Steuerreform 1909. Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach. M. 2.—.

Diehl, Ludwig: Der Altertümer-Sammler. W. Spemann, Berlin.

Koppelmann, Prof. Dr. Wilh.: Jesus. Drama in 5 Akten. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig.

Weigand, Fr. L. K.: Deutsches Wörterbuch. Herausgegeben von Herm. Hirt. 1.—9. Lieferung. Verlag Alfred Töpelmann, Gießen. Je M. 1.60.

Haffert, Dr. Kurt: Deutschlands Kolonien. Dr. Seele u. Co. Verlag, Leipzig.

Der Apothekerberuf. Sonderabdruck aus dem Zentralblatt für Pharmazie und Chemie.

Wagner, Ludw.: Ferienkurse für Ausländer in Kaiserslautern. Eug. Crusius, Hofbuchhdlg., Kaiserslautern. M. 1.50.

Torrund, Jaïny: Die Gipsklatze. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig. M. 0.20.

Frohme, Karl: Empor! Lieder und Gedichte. Auer u. Co., Hamburg. M. 1.—.

Schmoller, G., und **Stolze**, W.: Die Behördenorganisation. 5. Band, erste Hälfte. Verlag Paul Parey, Berlin. M. 23.—.

Schmoller, G., und **Stolze**, W.: Die Behördenorganisation. 10. Band. Verlag Paul Parey, Berlin. M. 17.—.

Morris, Max: Der junge Goethe. 2 Bände. Insel-Verlag, Leipzig. M. 4.50.

Raff, Helene: Paul Heyse. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart und Berlin. M. 2.50.

Spiero, Dr. Heinr.: Paul Heyse, der Dichter und seine Werke. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart und Berlin. M. 2.—.

Petzet, Erich: Paul Heyse als Dramatiker. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart und Berlin. M. 1.50.

Duhm, B.: Das kommende Reich Gottes. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. M. 0.75.

Hodgskin, Thomas: Verteidigung der Arbeit gegen die Ansprüche des Kapitals. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Friedr. Raffel. E. L. Hirschfeld, Leipzig. M. 1.20.

Knabe, Dr. Karl: Das deutsche Unterrichtswesen der Gegenwart. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Altmann, Dr. S. P.: Finanzwissenschaft. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Bähnisch, Alfred: Die deutschen Personennamen. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Bebel, Dr. Waldemar: Heldenleben. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Lange, Dr. Max: Das Schachspiel. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Schwemer, Rich.: Restauration und Revolution. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Bause, Ewald: Die Atlasländer (Orient I). B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Bause, Ewald: Der arabische Orient (Orient II). B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Bause, Ewald: Der arabische Orient (Orient III). B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Finck, Dr. Franz: Die Haupttypen des Sprachbaues. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Finck, Dr. Franz: Die Sprachstämme des Erdkreises. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Steinhausen, Prof. Dr. Georg: Germanische Kultur in der Urzeit. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Volkmann, Paul: Eigenart der Natur und Eigensinn des Monismus. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.—.

Schridde, Dr. Georg: Gustav Freytags Kultur- und Geschichtspsychologie. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig. M. 3.—.

Petsch, Prof. Dr Robert: Lessings Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai über das Trauerspiel. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig. M. 3.—.

Reuschler, Günther: Romantischer Kalender. Boll u. Pickardt, Berlin. M. 1.50.

Rittelmeyer, Lic. Dr. Fr.: Was will Johannes Müller. C. H. Beck'sche Verlags-Buchhandlung, München. M. 0.80.

Thöne, Joh. Franz: System der Metaphysik. Verlag Rich. Lincke, Dresden. M. 3.50.

Falke, Konrad: Im Banne der Jungfrau. Verlag Raschke u. Co., Zürich. M. 10.—.

Jacobsohn, Dr. phil. Alfred: Der Kampf gegen die Wohlfahrtseinrichtungen in Großbetrieben. E. L. Hirschfeld, Leipzig. M. 2.—

Schulze, Friedr.: Die Franzosenzeit in deutschen Landen 1806/1815. R. Voigtländer's Verlag, Leipzig. M. 1.—.

Lexis, Wilh.: Allgemeine Volkswirtschaftslehre. B. G. Teubner, Leipzig. M. 7.—.

Crétin, V. M.: La France. B. G. Teubner, Leipzig. M. 2.40.

Die Freunde der „Grenzboten"

werden höflichst gebeten, während der bald beginnenden Reisezeit das Blatt in allen Lesezimmern der Hotels, Kaffees, Bäder, Überseedampfer, sowie auf den Bahnhöfen usw. zu fordern. :: :: ::

Für die Herausgabe verantwortlich: George Cleinow in Berlin-Schöneberg.
(Herr Dr. Paul Mahn ist bis Mitte Mai verreist.) Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Einzelheiten aus den Perſonalverhältniſſen der preußiſchen Verwaltung

Ich wende mich jetzt zu den Perſonalverhältniſſen unſrer Verwaltung*). Auch die früher genannten Kritiker beſchäftigen ſich mit ihnen, aber, wie mir ſcheint, recht ungenügend. Zwei ſtreifen ſie überhaupt nur leicht. So meint Graf Hue de Grais ganz gelegentlich, daß die hervorragenden und ſegensreichen Leiſtungen mancher Oberpräſidenten in den erſten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts nicht auf die Stellung ihres Amts im Aufbau der Verwaltung, ſondern auf ihre Perſönlichkeiten zurückzuführen ſei, unterläßt es aber vollſtändig, aus dieſer richtigen Beobachtung den naheliegenden Schluß zu ziehen. Geheimrat von Maſſow bemerkt ſogar ausdrücklich, daß es ſich bei der ganzen Frage nicht um Perſonen handle, ſondern nur um die Verwaltungsmethode, deren Mängel überdies dem jetzigen Menſchenalter nicht zur Laſt fielen. Wie man aber die Methode von den Menſchen, die ſie geſchaffen haben und üben, oder vielmehr nicht üben, trennen kann, verrät er nicht. —

Klonau findet einen Übelſtand auf dieſem Gebiet darin, daß bei den Regierungen viel mehr Beamte beſchäftigt ſeien, als dem Bedürfnis entſpreche. Dies ſchädige nicht nur die Beamten ſelbſt, ſondern auch die Verwaltung und den Staat. Die Beamten würden wegen dieſer Überzahl in jüngeren Jahren ſchlecht beſoldet, rückten immer ſpäter in etatsmäßige Stellen auf oder würden immer ſeltener und ſpäter Landräte. Endlich würden ſie in den beſten Jahren ihres Lebens nicht ausreichend beſchäftigt. Darunter leide wieder die Verwaltung, da die Gründlichkeit der Arbeit nicht dadurch zunehme, daß das Arbeitspenſum klein ſei, während anderſeits durch die ungenügende Beſchäftigung

*) Vgl. Die Not der Preußiſchen Verwaltung. „Grenzboten“ 1910, Heft 3 und die Fortſetzungen Heft 4, 5, 7, 15 u. 16.

die Neigung zu unnützer Vielschreiberei gefördert werde. Den Staat endlich koste die jetzige Einrichtung unnötig viel Geld. Außerdem erwähnt Klonau flüchtig die jetzt übliche Günstlingswirtschaft, die darauf beruhe, daß die Personalien der Verwaltungsbeamten nicht ähnlich den militärischen Personalien im Zivilkabinett bearbeitet würden.

Nun wird man Klonau darin zustimmen müssen, daß in der Tat mancher höhere Regierungsbeamte nicht voll beschäftigt ist. Daraus folgt aber noch nicht, daß es zu viel höhere Beamte bei den Regierungen gibt; den nicht ausreichend beschäftigten Beamten stehen hier genug andere gegenüber, die überlastet sind. Überdies hebt Lotz gegenüber Klonau zutreffend hervor, daß die Zahl der Stunden, die ein Beamter auf der Behörde zubringt, keinen Maßstab für seine Arbeitsleistung geben kann. Grade der höhere Verwaltungsbeamte muß neben der Erledigung der praktischen Bureauarbeit noch die Zeit haben, nicht nur auf den Gebieten, mit denen er dienstlich befaßt ist, theoretisch weiter zu arbeiten, sondern auch seine allgemeine Bildung zu fördern, damit er stets über den Dingen steht. Dadurch unterscheidet sich seine Tätigkeit von der des Bureaubeamten. Namentlich muß er auch an dem Leben seines Volkes teilnehmen können, damit er dessen Bedürfnisse kennen lernt und nicht ein Fremdling in dem Lande bleibt, dem er dienen soll.

Übrigens irrt auch Klonau darin, daß es die ungenügende Beschäftigung sei, die die Beamten zu unnötiger Vielschreiberei verführe. Psychologisch dürfte das Gegenteil richtig sein. Vielschreiberei hat vielmehr ihre Ursache in einer falschen, unpraktischen Dienstführung überhaupt oder in dem Bestreben, sich hervorzutun. Insofern hängt sie mit der Günstlingswirtschaft zusammen, die jetzt bei uns herrscht. Damit hat Klonau einen wunden Punkt berührt. Ob freilich sein Vorschlag, diese Wirtschaft durch Übertragung der Personalien an das Zivilkabinett zu beseitigen, praktisch durchführbar wäre, scheint mir zweifelhaft. —

Freiherr von Zedlitz erwähnt, daß der verstorbene Minister von Miquel die Ursache der ungenügenden Leistungen der Verwaltung vornehmlich in der unzureichenden Vorbildung der Verwaltungsbeamten gesucht habe. Seine eigene Meinung ist, daß die Vorbildung der Verwaltungsbeamten durch das neue Gesetz, über das ich mich in meinem zweiten Artikel gründlich ausgesprochen habe, nunmehr befriedigend geregelt sei. Ich bin seit der Niederschrift meines Artikels immer mehr in der Ansicht befestigt worden, daß die neue Ausbildung schlechter ist als die frühere, und auf die Dauer verhängnisvoll wirken muß — namentlich dann, wenn man allerhand weitere Pläne, von denen ich gehört habe, ausführen sollte. Ich komme hierauf noch zurück. —

Mehrere Kritiker, von Massow, Klonau und Lotz, bezeichnen es übereinstimmend als einen Mangel, daß die Verwaltungsbeamten jetzt durch Rang und Gehalt an die ihnen einmal verliehenen Stellen gefesselt seien. Lotz insbesondere findet, daß die „ungeheuer" verschiedene Besoldung unsrer einzelnen Beamten-

klassen, die in der Hauptsache auf zufälligen Ergebnissen der geschichtlichen Entwicklung beruhen, keine innere Berechtigung mehr habe und der „modernen" Auffassung widerspräche, wofür wir uns die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten als Vorbild dienen lassen könnten. Nach moderner Auffassung habe die Besoldung für die die ganze Person und Arbeitskraft ausfüllende Berufsarbeit des Beamten den Charakter der Alimentation, des standesgemäßen Unterhalts. Da aber heute alle Tätigkeit des höhern Beamten mit akademischer Bildung grundsätzlich als gleichwert anerkannt werden müsse, einerlei, ob sie im Zentrum oder draußen geleistet werde, so sei sie auch gleichmäßig zu entlohnen. Es sei dies auch bei der Beratung der preußischen Besoldungsvorlage von 1896 durch viele „beachtenswerte" Anträge anerkannt worden, die darauf abgezielt hätten, daß alle akademisch gebildeten Berufsbeamten mit einer ähnlichen Einrichtung und Dauer der Studien, des Vorbereitungsdienstes und der Wartezeit bis zur etatsmäßigen Anstellung im allgemeinen in demselben Alter zu denselben Ehrenrechten und demselben Gehalt aufsteigen könnten, also z. B. die Amts- und Landrichter den Regierungsräten, die Präsidenten der übrigen Provinzialbehörden den Regierungspräsidenten gleichgestellt würden.

Lotz meint, daß die jetzigen Einrichtungen in der Beamtenschaft das Gefühl der Bevorzugung andrer oder der Zurücksetzung der eignen Person, Mißgunst und Streberei beförderten. Vor allem sehen aber die drei Kritiker darin einen Übelstand, daß infolge der eben erwähnten Einrichtungen jetzt die Beamten nicht zwischen den Zentral- und den Provinzial- und Bezirks- und Kreisbehörden ohne weiteres ausgetauscht werden könnten. Dadurch wird nach Lotz verhindert, daß die Erfahrungen der Beamten, die mitten im praktischen Leben oder ihm doch recht nahe ständen, im Zentrum nutzbar gemacht werden könnten, oder daß umgekehrt die Anschauungen und Bestrebungen der Zentralstellen auf Provinz, Bezirk und Kreis anregend, belehrend, befruchtend wirkten. Nur durch einen solchen Austausch könne aber das Ziel erreicht werden, nicht nur den Behörden als solchen ihren universalen Charakter zurückzugeben, sondern auch der Mehrzahl der Beamten zu einer gewissen Universalität, einem lückenlosen Überblick über die staatsrechtlichen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse zu verhelfen und sie so zu geeigneten Trägern politischen Fortschritts zu befähigen. Für die Ministerien insbesondre sei es nachteilig, daß man ihnen jetzt nicht öfters frisches Blut zuführen könne und daß die Ministerialräte jetzt keine Gelegenheit hätten, zeitweilig in die Provinz zurückzukehren, um sich durch die Berührung mit dem frischen Strom des Lebens vor Unfehlbarkeitsglauben, Verknöcherung und Bureaukratismus zu bewahren. Klonau weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß die meisten Ministerialräte schon in jüngern Jahren in ihre Stellungen kämen und daß ein großer Teil von ihnen niemals Gelegenheit gehabt habe, die Kreis- und die Gemeindeverwaltung gründlich kennen zu lernen und zu beobachten, wie die vielen gutgemeinten Anordnungen von oben in der untersten Instanz wirkten und welche Arbeit aufgewendet werden müsse, um die fast täglich

eingehenden Anfragen zu beantworten. Kurz, alle drei Kritiker stimmen darin überein, daß in der Verwaltung ein Wechsel zwischen der mehr praktischen Arbeit in der Provinz und der überwiegend theoretischen Arbeit am grünen Tisch der Zentralbehörden ebenso nützen werde, wie sich im Heere der Wechsel zwischen dem Frontdienst und dem Generalstab oder dem Kriegsministerium glänzend bewährt habe. Lotz meint noch, daß ein solcher Wechsel zwischen den einzelnen Behörden oben und unten zugleich eine wirksame Kontrolle über die Ausführung der Absichten und Anweisungen der Ministerien durch die Provinzialstellen herbeiführen würde, die bei allen großen Maßregeln und Reformen von einschneidender Bedeutung, ja in der Regel wichtiger sei als die Gesetzgebung darüber selbst. Und dieser Wechsel allein würde unter den heutigen Verhältnissen einen wirksamen Ersatz der Sendboten Karls des Großen und der dauernd reisenden Staatsräte des Ancien régime Frankreichs bieten können.

Gegen diese Ausführungen läßt sich manches einwenden.

Zwar ist die preußische Staatsregierung, wie Lotz vor einiger Zeit anderswo mit Recht bemerkt hat, bei der Aufstellung des Besoldungsplans von 1896 von jener vorhin erwähnten Auffassung vom Wesen des Beamtengehalts ausgegangen. Aber sie hat erstens diese Auffassung damit begründet, daß der Beamte auf die Besoldung seine gesicherte finanzielle Stellung für sich und seine Familie, sowie die Ehre des Amts einrechnen müsse. Das klingt schon ganz anders. Zweitens ist die Staatsregierung damals weit davon entfernt gewesen, anzuerkennen, daß nach „modernen" Anschauungen verschiedene Beamtenklassen nur wegen der gleichen Vor- und Ausbildung im Diensteinkommen oder im Raug gleichzustellen seien. Vielmehr hat sie damals immer daran festgehalten, daß bei der Entscheidung über diese beiden Punkte namentlich die innre Wesenheit der einzelnen Beamtenklasse, die Stellung und die Bedeutung des Amts in der Behördenorganisation maßgebend sein müsse. Damit ist sie nur der, soweit ich sehen kann, allgemein anerkannten Forderung der Wissenschaft gefolgt, daß bei der Regelung der Lohnverhältnisse auch der gesellschaftliche Wert der Arbeitsleistung zu berücksichtigen sei, der bei einem Beamten eben nur nach der Dienststellung bemessen werden kann. Sonst dürfte kein Minister höher besoldet werden als ein gleich alter Regierungsrat, was Lotz selbst nicht will. Ebenso hat die Staatsregierung dabei einen zweiten Grundsatz richtig gewürdigt, daß nämlich bei der Bemessung des Lohns, also beim Beamten des Gehalts, auch auf die besondern Fähigkeiten, Begabungen und Talente, die ein bestimmtes Amt oder dessen „innere Wesenheit" fordert, Rücksicht genommen werden muß. Grade das ist nach dem bekannten Wort eines amerikanischen Trustleiters, daß nichts so billig sei als Gehirn, womit er die hohen Gehälter mancher leitenden Trustbeamten rechtfertigte, amerikanisch und „modern". Erst mit dem Richterbesoldungsgesetz von 1907 und bei der Neuordnung der Beamtenbesoldung von 1909 hat die Staatsregierung den entgegengesetzten Standpunkt eingenommen. Das beweist aber noch nicht, daß die leitenden Männer von 1897 unrecht hatten. Praktisch hat übrigens auch

bei dieser Neuordnung der Besoldungen jene Gleichstellung der verschiedensten Beamtenklassen Folgen gehabt, die die Hoffnung auf Beseitigung des Gefühls der Bevorzugung andrer und der eigenen Zurücksetzung, der Mißgunst und der Streberei sofort als trügerisch erwiesen haben.

Für den Vorschlag, Beamte der Zentral- und der Provinzialbehörden auszutauschen, darf man sich jedenfalls nicht auf das Vorbild der Heeresverwaltung berufen. Zwischen dem eigentlichen Truppendienst oder auch nur dem Dienst in einem Truppenstab und der Tätigkeit im Großen Generalstab, im Kriegsministerium oder in andern militärischen Zentralbehörden ist ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Die Tätigkeit des Beamten vollzieht sich aber im Ministerium wie im Landratsamt oder in der Regierung auf denselben Gebieten und ist auch ihrem Wesen nach dieselbe, nur daß man im Ministerium die Dinge von einem höhern und entferntern Standpunkt aus betrachtet. Sodann kann ich mir nicht gut vorstellen, wie ein solcher Austausch praktisch durchgeführt werden soll. Mit der Versetzung eines Offiziers aus einer militärischen Zentralbehörde in die Front oder auch umgekehrt ist in den höheren Rangklassen, die hier überhaupt nur in Betracht kommen können, fast immer eine Beförderung verbunden, während dies bei dem Austausch, den die drei Kritiker im Auge haben, soweit ich sie verstanden habe, nicht der Fall sein soll und auch gar nicht der Fall sein kann, da sonst der Zweck dieser Hin- und Herversetzungen kaum erreicht werden könnte. Wenn man ferner wirklich von jenem Austausch die Vorteile haben wollte, die man sich auf dem Papier verspricht, dann müßte der Wechsel ununterbrochen sein. Dagegen hat aber schon der Finanzminister von Miquel bei der Beratung der Besoldungsvorlage von 1896 geltend gemacht, daß bei dem raschen Wechsel der leitenden Beamten der Ministerien die Ministerialräte die nötige Einheitlichkeit in den Anschauungen und in der Praxis der Ministerien darstellten und daß schon aus diesem Grunde ein zu häufiger und zu schneller Wechsel der Räte vermieden werden müsse. Und welche Stellen bei den Provinzialbehörden würden in Betracht kommen? Doch nur die der Oberpräsidialräte oder der Oberregierungsräte, also ebenfalls Stellen, in deren Besetzung ein allzu häufiger Wechsel nicht erwünscht ist. Damit entfällt aber die Möglichkeit, der Mehrzahl der Beamten auf diesem Wege die von Lotz bezeichnete Universalität zu verschaffen. Dann ist bei den eben erwähnten Verhandlungen von 1896 auch mit Recht darauf hingewiesen worden, daß, wie die Verhältnisse augenblicklich bei uns liegen, nicht jeder Ministerialrat für eine Stelle in der Provinzialverwaltung geeignet ist. Für viele würde es sich bei der Versetzung in die Provinz nicht um eine „Rückkehr" in den frischen Strom des Lebens handeln, sondern um eine erste Bekanntschaft mit dem praktischen Leben. Man denke nur an einen Ministerialrat, der sich in einem Fachministerium zehn bis fünfzehn Jahre auf einem engbegrenzten Arbeitsgebiet betätigt hat. Was würde dieser als Oberpräsidial- oder Oberregierungsrat leisten können? Selbst ein geschulter Verwaltungsbeamter würde Jahre gebrauchen,

um sich wieder in die ganze Vielseitigkeit der Geschäfte eines Oberpräsidiums oder einer Regierung einzuleben. Viel schlimmer würde es natürlich einem der vielen Juristen in den Ministerien ergehen, die niemals das ganze Gebiet der Verwaltung kennen gelernt haben, vielleicht gleich aus der Justiz in das Ministerium gekommen sind. Es würde lange Jahre dauern, bis sich ein solcher Herr in den Geschäften der Provinzialbehörde auch nur oberflächlich zurechtgefunden hätte, er würde der Provinzialbehörde nichts nützen und in das Ministerium nur die Erinnerung an ein wüstes Durcheinander mitnehmen.

Und endlich! Welche Anschauungen würde ein solcher Ministerialbeamter in der Provinz „anregend, belehrend, befruchtend" verbreiten können? Doch eben nur die seines bisherigen, vielleicht ganz einseitigen Referats. Damit kann er aber doch keinen Nutzen stiften. Ist denn außerdem ein solcher Austausch wirklich das einzige Mittel, oder auch nur nötig, um immer in den Zentralbehörden Männer zu haben, die das praktische Leben und seine Forderungen kennen oder in den Provinzialbehörden solche, die mit den Anschauungen und der Praxis der Zentralbehörden bekannt sind? Oder läßt sich wirklich nur durch einen solchen Austausch der Zweck der Sendboten Karls des Großen oder der reisenden Räte des alten französischen Königtums erreichen? Mir scheint nicht. Ich glaube vielmehr ein viel näher liegendes, viel einfacheres und viel wirksameres Mittel zu kennen. Weiteres später. Hier möchte ich nur noch darauf hinweisen, daß Klonau den Kernpunkt der Frage berührt hat, indem er bemerkt, daß so manche Ministerialräte die Praxis des Lebens und der Verwaltung gar nicht kennen gelernt hatten, als sie in das Ministerium kamen. Hier muß angefaßt werden. —

Geheimrat Schwarz weist ferner auf eine gewisse Unzufriedenheit hin, die sich vielfach unter den höhern Beamten der Regierungsinstanz, besonders an kleinern und mittlern Regierungen, bemerkbar mache und sich in einem starken Drängen nach der selbständigen und verantwortlichen Stellung eines Landrats, sowie in einem fortwährenden Hasten nach neuen Dezernaten äußere. Das ist richtig; ebenso kann man Schwarz darin beistimmen, daß durch eine solche Unzufriedenheit die Güte der Leistungen der Beamten nicht gefördert wird. Dagegen ist seine Erklärung dieser Erscheinungen sicherlich nicht richtig; er widerlegt sie selbst. Er meint, daß sie ihre Ursachen in der Behördenorganisation hätten. Der Wert und die Wirksamkeit einer Beamtenschaft seien nämlich in hervorragendster Weise abhängig von der Organisation, die dem Beamtenapparat zugrunde liege. Das Gefühl, an einer Stelle zu stehn, die nach ihren Befugnissen und ihrem Geschäftskreis hemmend und einschränkend wirke, vermindern die Arbeitsfreudigkeit eines Durchschnittsbeamten ebensosehr, wie die Bedeutung, die Zweckmäßigkeit und der Umfang des Amts seine guten Eigenschaften zu wecken und zu steigern pflege. Das Gefühl, dem Landrat oft mehr hinderlich als förderlich gegenüberzustehn, mache sich daher grade an den mittlere und kleinern Regierungen geltend, während an den Regierungen der

großen Industriebezirke die Sache vielfach anders liege. Hier habe der Regierungsdezernent vielmehr das Bewußtsein, daß er den untern Instanzen wirklich tätig und fördernd zur Seite trete.

In Wirklichkeit sind aber die Stellung der Regierungen und ihrer Dezernenten zu den untern Behörden, ihr Geschäftskreis und ihre Befugnisse überall dieselben. Deshalb müssen doch auch die Wirkungen dieser Verhältnisse überall dieselben sein. Es ist mir also nicht verständlich, daß ein Dezernent einer kleinen Regierung lediglich wegen der geringeren Größe seiner Behörde einen Landrat mehr hemmen und einschränken müsse, als der Inhaber desselben Dezernats bei einer großen Regierung. Ich möchte sogar behaupten, daß grade die Dezernenten der größern Regierungen den Landräten größere Schwierigkeiten machen müssen. An den großen Behörden, namentlich in wirtschaftlich und politisch hochentwickelten Landesteilen, sind die Dezernate sachlich viel beschränkter als an den kleinern. Die Dezernenten der großen Regierungen werden also in höherm Grade und schneller Spezialisten auf ihren Gebieten und sind als solche den Landräten unbedingt überlegen. Daß aber eine solche Überlegenheit bewußt oder unbewußt auch geltend gemacht wird, liegt auf der Hand.

Ich habe denn auch an großen Regierungen ebensolche Unzufriedenheit und ein ebensolches Drängen nach dem Landratsamt oder nach andern Dezernaten kennen gelernt wie an kleinen Regierungen, an jenen sogar noch mehr als an diesen. Diese Erscheinungen haben eben andre Ursachen, als Schwarz meint. Er hat sie zum Teil selbst richtig angegeben: es sind die Reize des Landratsamts, daneben allerdings auch die Zurücksetzung der Regierung gegenüber dem Landratsamt, und daraus ergibt sich, wie wir noch sehen werden, alles andre. —

In diesen Zusammenhang gehört endlich die Klage des Freiherrn von Zedlitz über die falsche Behandlung der Landräte durch die Zentralbehörden. Man scheine dort den Landrat jetzt völlig in Reih und Glied mit den andern Verwaltungsbeamten einreihen zu wollen. Das Dienstalter falle jetzt für die Ernennung eines Assessors zum Landrat anscheinend ungleich mehr ins Gewicht, als der Zusammenhang mit dem Kreise oder die Wünsche der Kreiseingesessenen. Zuweilen scheine es, als ob solche Beziehungen gradezu als Hinderungsgründe für die Bestellung zum Landrat angesehen würden. Das Landratsamt werde mehr und mehr als Durchgang zu der Stellung des Oberregierungsrats behandelt. Auch werde mit Versetzungen und Dispositionsstellungen nicht gespart. Dazu komme die Überspannung des Begriffs des „politischen Beamten", durch die man die Landräte zu politischen Agenten der jeweiligen Regierung mache, was auch vom rein politischen Standpunkt aus ein schwerer Fehler sei.

Durch alles dies verkehre sich die Eigenart des Landratsamts gradezu in sein Gegenteil, da früher der angesessene Landrat sein Leben lang mit dem Kreise zu Gedeih und Verderb verbunden gewesen sei. Außerdem stehe diese

ganze Auffassung und Behandlung des Landratsamts aber auch in unlösbarem Widerspruch mit der Natur dieses Amts. Nach der bewußten Absicht des Gesetzgebers solle der Landrat eben nicht ein Staatsbeamter sein wie jeder andre, da er neben seinen Staatsgeschäften auch die Kommunalverwaltung des Kreises leite und den Vorsitz in den beschließenden und ausführenden Vertretungen der Kreisgemeinde führe. Diesem Wesen des Amts entspreche allein eine Behandlung des Amtsinhabers, wobei dieser darin eine Lebensstellung finden könne, damit er auch als Berufsbeamter den nötigen engen Zusammenhang mit dem Kreise und seinen Angelegenheiten, sowie das Vertrauen und die Anerkennung der Kreiseingesessenen erlange und bewahre.

Diese Schilderung der jetzigen Stellung und Behandlung des Landrats ist zunächst zweifellos viel zu sehr grau in grau gehalten, wie wir noch sehen werden. Außerdem behauptet Freiherr von Zedlitz selbst nicht, daß durch die von ihm getadelte Behandlung des Landrats die Mißstände herbeigeführt worden seien, die er selbst in der allgemeinen Verwaltung gefunden hat. Es würde sich dies auch schwer beweisen lassen. Richtig ist dagegen, daß die Überspannung des Begriffs des politischen Beamten beim Landrat oder vielmehr überhaupt die Übertragung der rein politischen Betrachtungsweise auf die laufende Verwaltung des Landratsamts geschadet hat. Aber das hat seine besondern Gründe und ist überhaupt eine allgemeine Erscheinung.

Anderseits kann nicht ohne weiteres zugegeben werden, daß der Landrat kein Staatsbeamter sei wie jeder andere. Die ganze Entwicklung des Landratsamts spricht dagegen. Denn sie hat immer das Ziel gehabt, die alten Beziehungen des Landrats zum Kreise zu lockern, — zum Vorteil des Staats. Insofern ist die Entwicklung des Landratsamts ein wesentlicher Teil der Herausbildung des neuen Staats. Daß der Landrat auch jetzt noch an der Spitze der Kreisgemeindeverwaltung steht, beweist nichts für die Richtigkeit der Zedlitzschen Auffassung. Staatsverwaltung und Gemeindeverwaltung oder Selbstverwaltung sind, wie wir gesehen haben, keine begrifflichen Gegensätze mehr. Vor allem hatte die frühere Stellung des Landrats doch auch große Nachteile vom Standpunkt des Staats. Freiherr von Zedlitz erwähnt selbst, daß es der alte angesessene Landrat öfters an Staatsbewußtsein habe fehlen lassen. Weshalb wohl? Doch nur deshalb, weil er zu sehr mit seinem Kreise verwachsen war, sich zu sehr als dessen Vertreter gegen den Racker Staat gefühlt hat. Eine Verallgemeinerung dieses Verhältnisses müßte also zur Lockerung des Staatsgefüges führen. Außerdem muß aber ein Beamter, der zu lange in derselben Stellung bleibt, einseitig werden, da er den Vergleichsmaßstab verliert, und verknöchert. In weiterer Folge muß ihm der Unternehmungsgeist abhanden kommen. Das gilt alles auch von dem Landrat trotz seiner anregenden Tätigkeit. Dafür gibt es genug Beispiele und Beweise. Namentlich sind auch die hannoverschen und schleswig-holsteinischen Amtsmänner, die uns Freiherr v. Zedlitz als Muster vorhält, diesem Schicksal nicht entgangen. Und einen Beweis

im großen liefert die Rückständigkeit des Ostens unsres Staats, des gelobten Landes des angesessenen Landrats, auf die ich schon in meinem ersten Artikel hingewiesen habe. Daß ein Landrat Zusammenhang mit seinem Kreise und das Vertrauen und die Anerkennung der Kreiseingesessenen hat, ist freilich eine unerläßliche Voraussetzung für ein gedeihliches Wirken. Aber der rechte Mann braucht kein ganzes Leben, um sich eine solche Vertrauensstellung zu erwerben.

Und zum Schluß noch eine Frage: Wenn die Landräte alle auf Lebenszeit in ihren Kreisen sitzen bleiben sollen, womit will man denn die leitenden Stellungen der über den Landratsämtern stehenden Behörden besetzen? Nur mit Erzeugnissen des grünen Tisches?

Der Superlativ in der Kritik

Von R. Krauß-Stuttgart

Der Aufsatz bestätigt, was alle Eingeweihten wissen und nur das große Publikum ständig bezweifelt. Nämlich daß neun Zehntel aller Gegenwartskritik dem Kritisierten viel zu günstig gegenüberstehen. Mag hier und da ein Anfänger, um sich Sporen zu verdienen, einen Könner einmal verreißen, die Mehrzahl aller Kritiker urteilt viel zu milde, und zwar wohlwollend. Man braucht nur einmal zurückzudenken und zu schätzen, wie viel wertvolle Bücher aus dem letzten Jahrzehnt geschrieben zu nennen sind: man kommt kaum höher als auf zwei bis drei Dutzend. Liest man die gleichzeitigen Zeitungen und Zeitschriften, so müßten jährlich ein paar hundert ans Licht gekommen sein. Trotzdem glaubt das jeweilige Gegenwartspublikum von den Kritikern mit hohen Ansprüchen, von den wählerischen Geistern stets, sie urteilten zu hart. D. Schriftltg.

Der Superlativ hat eine bejahende und eine verneinende Seite. Im positiven Sinn ist er das Symbol der Begeisterung, der Verzückung, der dithyrambischen Stimmung und artet leicht zur Übertreibung, zum Überschwang, zur Überspanntheit aus; nicht ohne Grund hat man schon von einem Rausche des Superlativs geredet. Er steht darum dem Kritiker übel an, dem keine Gefühlsschwelgerei die Klarheit des Blicks und die Besonnenheit des Urteils trüben darf. Das große Publikum, das noch immer von einer fast unglaublichen Hochachtung vor der geheimnisvollen Macht des Gedruckten erfüllt ist, versteht sich nicht genügend auf die Kunst, von der zur Schau getragenen Begeisterung die nötigen Abzüge zu machen, und läßt sich so durch die Lobeshymnen von Superlativkritikern ganz falsche Vorstellungen über den Wert von Kunstwerken beibringen. Und was soll ein Kritiker, der sich fortgesetzt in Ekstase befindet, tun, wenn er sich nun einmal wahrhaft Außerordentlichem gegenübergestellt sieht? Er hat sein

Pulver im voraus verpufft und ernsthafte Leute glauben ihm seine durch Mißbrauch entwerteten Anpreisungen nicht mehr. Und das ist so ziemlich das Schlimmste, was ihm begegnen kann. Denn auch der Kritiker darf sich durch seinen strengen Beruf nicht des schönen menschlichen Rechts der Begeisterungsfähigkeit berauben lassen. Nur muß er davon sparsamen Gebrauch machen, um in entscheidenden Augenblicken desto nachdrücklicher wirken zu können.

Rascher Enthusiasmus ist ein Privileg der Jugend. Daraus folgt, daß große Jugendlichkeit keine Empfehlung für den Beruf des Kritikers ist. Wir haben es schon häufig erlebt und erleben es fast täglich, wie das heißblütige Naturell der Allzu-Jungen der Würde der Kritik Schaden zufügt. Doppelt gefährlich ist es, wenn so ein kritisches Temperament, das keine rechte Gelegenheit hat, sich auszutoben, endlich einmal auf seine Beute losgelassen wird. Es gibt nicht nur Sonntagsreiter, sondern auch Sonntagsrezensenten. Sie treten in die Lücke, wenn die ständigen Berichterstatter erkrankt, beurlaubt oder sonstwie verhindert sind, oder wenn diesen eine Sache zu geringfügig ist, um sich damit zu befassen. Ihr Weizen blüht hauptsächlich in den Hundstagen. Manchmal dürfen sie sogar Hintertreppenromane anzeigen. Im übrigen sind neben Varietés oder Kinematographen Theater siebenten Rangs die Objekte, an denen sie ihren Tatendrang kühlen. Alles was sich in ihrem Gemüt an unverbrauchter Begeisterung angesammelt hat, alles was in ihrem Hirn an Superlativen aufgestapelt liegt, wird nun mit der Verschwendung des in der Kleinstadt wohnenden Millionärs, der nur einmal im Jahre sein Geld unter die Leute bringen kann, vergeudet. Der Eingeweihte lächelt natürlich über solchen Übereifer, der über Vorstadtkomiker und Operettentenöre in Verzückungen gerät. Aber die naive Mehrzahl des lesenden Publikums nimmt auch in diesem Falle wieder alles für bare Münze. Namentlich muß es verwirren, wenn in derselben Zeitung, vielleicht sogar in derselben Nummer grundverschiedene Maßstäbe angelegt werden, und man darf es den Laien nicht verübeln, wenn sie sich einbilden, daß eine kleine Bühne, an der so ein Sonntagsrezensent alles herrlich findet, Besseres leiste als eine große Kunstanstalt, die ein ernsthafter Kritiker im Hinblick auf die höchsten Kunstideale beurteilt.

Vielfach sind die Überwertungen in Kunst und Literatur rein geschäftlicher Natur, ersonnen vom Spekulationsgeist derer, die als Manager bei Künstlern und Dichtern fungieren, also der Verleger, Kunsthändler usw. Damit kann die Selbstreklame einträchtig Hand in Hand gehen, und meist fehlt es auch nicht an guten Freunden oder Cliquenbrüdern, die mit vollen Backen in die Ruhmesposaune stoßen. Dazu gesellen sich die Bedürfnisse der illustrierten Wochenschriften, die alle acht Tage ihrem Publikum ein halb Dutzend Berühmtheiten in Wort und Bild vorführen müssen und solche aus eigener Vollmacht schaffen, falls gerade keine allgemein anerkannten vorhanden sind.

Man weiß, wie das gemacht wird und was man davon zu halten hat. Ungleich ernsthafter sind die Versuche zu nehmen, neue literarische Größen zu

entdecken, wenn sie von unabhängigen Federn ausgehen. Natürlich läuft auch dabei viel Eitelkeit und Wichtigtuerei mit unter: die geheime Hoffnung, daß ein Teil vom Ruhme des Entdeckten auf den Entdecker zurückstrahle, pflegt die Schwingen zu befeuern. Aber oft steht doch das ehrliche Bestreben im Vordergrund, der Kunst durch Zuführung neuer Talente zu dienen und den Künstler zu fördern, der aus dem Dunkel gehoben werden soll. Nur richtet auch hier wieder der Superlativ Unheil an. Das Talent wird sofort zum Genie potenziert. Jeden Augenblick fühlt sich wieder ein Kritiker berufen, die Entdeckung des ersehnten poetischen Heilands auszuposaunen. Kein unedles Motiv ist dabei im Spiel. Wir empfinden es ja alle schmerzlich, daß es im Reiche deutscher Poesie schon allzulange an einem überragenden Geiste fehlt. Nur sind wir schon zu oft mit Weissagungen betrogen worden, als daß nicht jede neue größtem Mißtrauen begegnen müßte. Manchmal glückt es ja der Kritik unter der Führung eines besonders angesehenen Schriftstellers wirklich, eine Tagesberühmtheit zu schaffen. Aber die Herrlichkeit dauert meist nicht eben lange, und gewöhnlich wird der Messiaskandidat schon wieder durch sein zweites oder drittes Werk, das hinter dem ersten zurückbleibt, seiner Würde entkleidet.

Die schöpferische Gesamtpotenz ist heute sozusagen in eine unendliche Menge von Partikelchen verstückelt. Und das technische Vermögen ist so sehr Gemeingut aller geworden, daß sich schon mit einer verhältnismäßig bescheidenen Begabung günstige Ergebnisse erzielen lassen. So kommt es, daß auf den verschiedensten Kunstgebieten, am meisten vielleicht in der Landschaftsmalerei und im Roman, sehr viel verhältnismäßig Gutes dargeboten wird. Aber deshalb finden die guten Leistungen auch nur ein beschränktes Publikum. Das ist für dieses, das die Auswahl hat, recht angenehm, aber desto schlimmer für den Künstler, den Dichter, der infolge der großen Konkurrenzfähigkeit sich nur schwer durchsetzt. Und eben daraus entspringen wieder die häufigen wohlwollenden Bemühungen der Kritiker, Dichtern, die sie besonders schätzen, emporzuhelfen: Bemühungen, die nur durch ihre Häufigkeit an Wirksamkeit einbüßen. Man hört gegenwärtig so oft die Behauptung, dieser und jener rage über den Durchschnitt hervor, daß man daraus den logischen Schluß ziehen muß, der Durchschnitt selbst sei hervorragend. Dadurch wird aber gerade wieder das angebliche Hervorragen über den Durchschnitt illusorisch gemacht. Man sollte sich darum sehr besinnen, ehe man einen Autor, für den man um Teilnahme beim Publikum wirbt, als einen aus der Nationalliteratur nicht hinauszudenkenden Faktor ausgibt. Wenn von mindestens einem Hundert von Poeten schon behauptet worden ist, daß sie zu den unveräußerlichen Besitztümern des deutschen Volks gehören, so ist das nichts als eine lächerliche Superlativphrase. Wenn ein Kritiker sich zu der Behauptung versteigt, es sei „ein Verlust an der seelischen Höhe unseres ästhetischen Gefühlslebens", wenn irgendein von irgendeinem wackeren Dichter gespendeter Schatz noch lange ungenutzt ruhe, so hat man es entweder mit Gedankenlosigkeit oder Sinnenbeneblung zu tun. Man

soll mir einmal auch nur ein halb Dutzend lebender deutscher Dichter herzählen, die man nicht aus unserer Literatur ausscheiden könnte, ohne daß sich an deren Gesamtbild etwas veränderte!

Wie es dem Menschen überhaupt naturgemäß ist, alles auf sein liebes Ich zu beziehen, so verfällt insbesondere der Kritiker in die Schwäche, das, worüber er gerade schreibt, für ungewöhnlich merkwürdig zu halten oder doch zu erklären. Aus eben diesem Grunde meinen zahlreiche Biographen in den Helden ihrer Biographie förmlich vernarrt sein und ihm jede gute Eigenschaft im Superlativ zuerkennen zu müssen. Häufig wird ja allerdings die von Haus aus vorhandene Vorliebe für eine Persönlichkeit den Entschluß, über sie zu schreiben, bestimmen. Doch ist auch der umgekehrte Fall nicht selten, daß der Gegenstand dem Schriftsteller erst von seiten einer Redaktion oder sonst durch eine Anregung von außen zugeworfen wird, und um so erstaunlicher ist dann die sogar für die bestellte Arbeit aufgebotene Begeisterung.

Es gibt aber nicht nur einen Superlativ des Lobes, sondern auch einen des Tadels, und der ist der schlimmere, weil der Haß immer mehr Schaden anrichtet als die Liebe. Der Jugend steht die Begeisterung natürlicher zu Gesicht als der Überdruß; nichtsdestoweniger nimmt sie häufig dessen Mienen an und schießt dann auch, wo sie sich ablehnend verhält, weit übers Ziel hinaus. Mißgunst ist am übertriebenen Ausdruck des kritischen Tadels natürlich nicht unbeteiligt, darunter ungewollte und unbewußte. Im Schriftsteller und Kritiker steckt meist ein Stück vom Poeten, das nicht groß genug zur selbständigen Entfaltung ist und doch so groß, daß es zu schöpferischen Taten verlockt. So kommt es, daß allzu viele Rezensenten unter die Schaffenden gehen, und der Ärger über den Mißerfolg ihrer dilettantischen Versuche macht sie leicht ungerecht gegen die Glücklicheren, die mehr inneren Beruf zu künstlerischer Gestaltung haben. Oft wird die übertriebene Schärfe des Tadels auch dadurch verursacht, daß — zumal von seiten der Schulwissenschaft — absolute ästhetische Maßstäbe angelegt und künstlerische Leistungen nach ein für allemal festgelegten Theorien beurteilt, in vorhandene Systeme hineingepreßt werden. Das muß zu jenen Superlativen des Tadels führen, die nicht einmal vor den ersten literarischen Größen Halt machen.

Nun soll man sich jedoch darüber klar sein, daß sich die grammatikalische Steigerungsform des Superlativs mit der Möglichkeit des sprachlichen Ausdrucks für superlative Gefühle durchaus nicht genau deckt. Wie in allen Kultursprachen wird der Superlativ auch im Deutschen sowohl relativ als absolut gebraucht. Wenn wir vom schönsten Traume oder vom größten Eifer reden, so ist damit eben ein sehr schöner Traum und ein sehr großer Eifer gemeint, und dies beanstanden zu wollen, wäre eine lächerliche Pedanterie. Um so mehr Vorsicht empfiehlt sich im absoluten Gebrauche des Superlativs, der — gerade wie die Ordnungszahlen — Menschen oder Dingen immer einen Rang anweist, und zwar ausschließlich den ersten oder letzten. Man kann mit dem Zollmaß

unfehlbar den längsten Grenadier einer Kompagnie feststellen, man kann auch mit Hilfe der Statistik zuverlässig berechnen, welches Land in einem Jahre die höchsten Geburtsziffern erzielt hat. Zur Abschätzung geistiger Werte ist jedoch noch keine Goldwage erfunden worden, und im Bereiche des Geschmacks gibt es nur subjektive Urteile und relative Maßstäbe. Der Lehrer hüte sich wohl, irgendeinen seiner Schüler, und muß er sich über ihn noch so sehr ärgern, für schlechtweg den dümmsten zu erklären. Denn es könnte sich gar zu leicht ereignen, daß dieser „Dümmste" hinterher das angenehme Talent entfaltet, Millionen zusammenzuscharren, oder sich durch irgendeine geniale technische Erfindung in die vorderste Reihe der Zeitgenossen zu stellen. Wenn jeder schwärmende Jüngling, der für seinen Schatz den Ruhmestitel des schönsten Mädchens im Städtchen beansprucht, damit im Recht wäre, so gäbe es dort eben nicht ein schönstes Mädchen, sondern deren ein Halbhundert. Man ist in Deutschland so ungefähr darüber einig, daß Bismarck der erste Staatsmann und Richard Wagner das stärkste musikdramatische Genie des neunzehnten Jahrhunderts gewesen sind. Aber wenn man nach dem größten Dramatiker seit Schiller frägt, so schwirren in buntem Durcheinander die Namen Kleist, Hebbel, Grillparzer, Ibsen usw. durch die Luft, und über die Rangordnung innerhalb der modernen Malerei herrscht dieselbe Uneinigkeit. Die wenigsten haben überhaupt die nötige übersichtliche Erfahrung und umfassende Kenntnis, um eine ästhetische Einschätzung vornehmen zu können. Genau genommen, dürfte man keiner Person oder Sache einen bestimmten Platz anweisen, ohne die gesamte Mitbewerberschaft zu kennen. Wer mit Kühnheit einige Vorsicht paaren will, bedient sich eines einschränkenden Wörtchens, wie „wohl" oder „vielleicht", ohne daß damit viel gewonnen wäre. Ein Musikkritiker erklärt frischweg die und die Sängerin für die beste derzeitige Isolde. Wenn es gut geht, hat er von einem Halbhundert namhafter Vertreterinnen der Rolle ein Dutzend gesehen. Solange aber seine Kenntnis so lückenhaft ist, fällt der Gebrauch des absoluten Superlativs unter den Begriff des groben Unfugs. Ein anderer höchst beliebter Fall: Ein Rezensent greift aus einem Gedicht- oder Novellenband, den er nicht ganz lesen mag, auf gut Glück ein paar Stücke heraus und stempelt dann diese zu den Perlen der Sammlung. Auf solche Weise wird der Superlativ allerdings zum Merkmal eines ungenierten Draufgängertums, und Berthold Auerbach hat nicht so unrecht, wenn er ihm durch den Mund des Hofarzts in „Auf der Höhe" den Krieg mit den Worten erklärt: „Ich möchte der Welt für die nächsten fünfzig Jahre jeden Superlativ verbieten; das würde die Menschen zwingen, einfacher und bestimmter zu denken und zu empfinden." Indessen muß man sich hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Absolute Verbote taugen selten etwas. Man darf unsere Sprache keiner Ausdrucksmöglichkeiten berauben; denn immer reicher soll sie werden, nicht ärmer. Genug, wenn sich der Autor prüft, ehe er Superlative anwendet, und der Leser, ehe er — sie glaubt.

Der Entwurf eines Stellenvermittlergeſetzes*)

Von Geh. Reg.-Rat Dr. Seidel-Berlin

Schon ſeit längerer Zeit wurde über Mißſtände im Stellenvermittelungsweſen Klage geführt und geſetzgeberiſches Einſchreiten gefordert. Es wurde über die Unzuverläſſigkeit vieler Stellenvermittler geklagt und darüber, daß die Betriebe mit anderen Berufen verbunden ſind. Auch nach Inkrafttreten der Novelle der Gewerbeordnung vom 30. Juni 1900 (R.G.Bl. S. 321) und nach Erlaß des Geſetzes, betreffend die Stellenvermittelung der Schiffsleute vom 2. Juni 1902 (R.G.Bl. S. 215), ſind dieſe Klagen nicht verſtummt. Die in dieſen Geſetzen, beſonders in der Gewerbeordnungsnovelle, getroffene Regelung des Stellenvermittlergewerbes hat ebenſowenig wie die in früheren Novellen vorgeſehenen Verſchärfungen ausgereicht, um die Mißſtände, deren Bekämpfung ſie dienen ſollten, zu beſeitigen.

Zahlreiche Intereſſengruppen, u. a. auch das preußiſche Landesökonomiekollegium, die Landwirtſchaftskammern, die Arbeitsnachweisverbände, haben den dringenden Wunſch nach Änderung der beſtehenden geſetzlichen Beſtimmungen ausgeſprochen.

Es iſt dies natürlich, denn die Stellenvermittelung hat im Laufe unſrer wirtſchaftlichen Entwickelung eine außergewöhnliche Bedeutung bekommen, vornehmlich durch die Freizügigkeit, den Eiſenbahnverkehr, die internationalen Beziehungen mancher Gewerbe, wie beim Gaſtwirtſchaftsgewerbe, die ſteigende Nachfrage nach Arbeitskräften von ſeiten der Induſtrie, den Mangel an Arbeitskräften in der Landwirtſchaft, die Zunahme der Saiſonarbeit und ähnliche wirtſchaftliche Vorgänge. Alles dies drängte nach einer zuſammenfaſſenden Organiſation der Stellenvermittelung und des Arbeitsnachweiſes auf öffentlich-rechtlicher Grundlage unter Leitung und Aufſicht des Staates. Neben den Stellenvermittlern haben die gemeinnützigen Vereine die Stellenvermittelung beſtimmter Kategorien übernommen, ebenſo Kommunen und weitere kommunale Verbände. Staat und Kommunen ſind beſtrebt geweſen, aus öffentlichen Mitteln dieſe verſchiedenen Arten des Arbeitsnachweiſes zu unterſtützen. In letzter Zeit

*) Nach den amtlichen Materialien bearbeitet.

war die Aufmerksamkeit besonders auf die großen Arbeitgeber- und Arbeitnehmernachweise gerichtet. Die Kämpfe auf dem Arbeitsmarkt haben dazu geführt, daß man versucht hat, den Arbeitsnachweis paritätisch zu organisieren. Es sind Wünsche laut geworden, den ganzen Arbeitsnachweis als eine solche Einrichtung obligatorisch und mit paritätischer Verwaltung zu organisieren. Es ist in dieser Beziehung namentlich von Arbeitnehmern des Gastwirtgewerbes, welche besonders unter Ausbeutung durch Stellenvermittler leiden, auf die französische Gesetzgebung (Gesetz vom 14. März 1904), die eine Aufhebung der gewerblichen Vermittlerbureaus gegen Entschädigung ermöglicht, verwiesen und insbesondre gefordert worden, den Arbeitsnachweis ganz dem privaten Erwerbsinteresse zu entziehen und ausschließlich den gemeinnützigen öffentlichen Arbeitsnachweis als Stellenvermittler zuzulassen. Die Entschädigungssummen, die für die Durchführung eines dem französischen ähnlichen Gesetzes aufzubringen wären, sind für das Deutsche Reich auf 20 Millionen Mark berechnet worden, wenn jeder Stellenvermittler mit der willkürlich gegriffenen Summe von durchschnittlich nur 3000 Mark entschädigt würde. Die Entschädigungsfrage würde demnach einer sofortigen Ausschaltung der gewerbsmäßigen Stellenvermittler kaum unüberwindliche Hindernisse bereiten.

Auch im Mutterlande des Manchestertums, wo überhaupt der Staatssozialismus an Stelle der früheren grundsätzlichen Nichteinmischung des Staates rasche Fortschritte macht, ist soeben durch Gesetz vom 1. Februar d. Js. der staatliche Arbeitsnachweis eingeführt worden. Das vom Handelsamt (Board of trade) unter der Führerschaft des Ministers Churchill ausgegangene Gesetz, die Labour exchanges betreffend, ist, wie die „Times" vom 31. Januar in einem Leitartikel betont, ein „sehr interessanter Versuch", indem es ein ganz neues System schafft. Wohl gab es bereits Ausweise und in einigen Ländern seien sie allmählich in eine Art System gebracht, in England aber werde jetzt mit einem Guß die Sache gemacht.

Es werden jetzt, wie der „Arbeitgeber" berichtet, 11 „Divisional clearing houses", je einer für die 11 industriellen Bezirke des Königreichs, eingerichtet; 40 Arbeitsnachweise erster Klasse in Städten über 100000 Einwohner, 30 zweiter Klasse in Städten zwischen 50000 und 100000, und eine größere Menge dritter Klasse für kleinere Orte. Im ganzen sind es zunächst etwa 150, man denkt, daß es im Laufe dieses Jahres etwa 200 werden. Die Zentralstelle des National clearing house ist in Westminster. Als jährliche Ausgabe sind 4 Millionen Mark vorgesehen. Alljährlich sollen nach Bedarf und Mitteln eigene Häuser gebaut oder erworben werden; vorerst sind verschiedenartige Räumlichkeiten, alte Schulen, Dienstgebäude, Werkstätten usw. für den Gebrauch verwendet worden.

Geschäftsgang und Einrichtung sind kurz folgende: Arbeitsuchende, die innerhalb eines Umkreises von drei englischen Meilen vom Arbeitsnachweis wohnen, sollen dort persönlich erscheinen. Namen, Beruf und Adressen werden

in ein laufendes Register eingetragen. Anderseits werden Nachfragen von Arbeitgebern angenommen und registriert. Wenn tunlich erhält der Arbeiter sofort eine Karte, mit der er sich bei der entsprechenden Arbeiter suchenden Firma melden kann; andernfalls muß er häufiger kommen oder er erhält Benachrichtigung. Die Beamten der Labour exchanges übernehmen keine Verantwortung betreffs der Lohnverhältnisse, Arbeitsbedingungen usw. Sie haben sich auf die Mitteilung der ihnen zugegangenen Informationen zu beschränken. Kein Arbeiter darf dafür zur Rechenschaft gezogen werden, wenn er die ihm angewiesene Stelle nicht annimmt; es ist besonders bestimmt, „daß kein Arbeitsuchender beim Arbeitsnachweis ungünstiger gestellt werden darf, wenn er eine ihm nachgewiesene Arbeit deshalb ablehnt, weil an der betreffenden Stelle ein Ausstand oder eine Aussperrung im Gange ist, oder weil die Löhne niedriger sind, als es den ortsüblichen Sätzen entspricht". Bei mehr als fünf englische Meilen (etwa acht Kilometer) vom Arbeitsnachweis oder der Wohnung des Arbeiters entfernten Arbeitsstellen kann dem Arbeiter nach Befinden des Beamten ein Reisevorschuß (gewöhnlich Eisenbahnfahrkarte) gewährt werden. Nach den vom Handelsamt erlassenen Ausführungsbestimmungen soll indes darauf geachtet werden, daß eine ungebührliche Ermutigung ländlicher Arbeiter zur Abwanderung vom Lande in die Städte möglichst vermieden wird. Die örtlichen Nachweise stehen mit den Bezirksnachweisen und letztere mit dem Zentralamt in Verbindung, so daß ein Überweisungsverkehr in und zwischen den Bezirken stattfinden kann. Es sind zunächst etwa achthundert Beamte angestellt, ohne die oberen Chefs. („Die Post" vom 18. Februar 1910 Nr. 81.)

Die neue englische Einrichtung wird von manchen unserer Sozialpolitiker sehr gelobt. So rühmt Stadtrat Dr. Flesch in Frankfurt a. M. im „Berliner Tageblatt", daß der Arbeitsnachweis in England einheitlich, großzügig, als staatliche Institution mit aller Autorität einer solchen ins Leben gerufen werden solle. Aber er hat bei aller Befürwortung des öffentlichen Arbeitsnachweises doch Bedenken dagegen, daß das englische Beispiel in Deutschland nachgeahmt und der Arbeitsnachweis aus einer Organisation der Selbstverwaltung zu einer rein staatlichen Anstalt würde.

Nach den Erklärungen des Staatssekretärs des Innern im Reichstage haben die verbündeten Regierungen die Frage der Verstaatlichung bezw. Munizipalisierung des Arbeitsnachweises in Deutschland eingehend geprüft, sind aber zu dem Ergebnis gekommen, daß wir zurzeit noch nicht so weit sind, daß wir zu einer Zwangsorganisation des gesamten Arbeitsnachweises als einer öffentlichen Einrichtung mit paritätischer Verwaltung schreiten können. Auch die Reichstagsdebatte vom 20. Januar d. Js. bei der Interpellation Trimborn über den Zechen-Arbeitsnachweis im Ruhrgebiet hat erkennen lassen, daß eine solche Vorlage keine Aussicht auf Annahme haben würde.

Wie der Staatssekretär in Übereinstimmung mit der Begründung zu dem vorliegenden Gesetzentwurfe bei dessen erster Beratung im Plenum des Reichs-

tages ausgeführt hat, sprechen gegen die Ausschaltung des privaten Stellenvermittlerwesens mancherlei Bedenken. Viele Stellenvermittler haben sich einwandfrei geführt. Den Weg der Ausschaltung eines ganzen Gewerbes könne die Regierung nur beschreiten, wenn eine zwingende Notwendigkeit vorliege. Das sei aber nicht der Fall. Im Gegenteil, es würde eine Lücke entstehen. Die gewerbsmäßigen Stellenvermittler würden für gewisse Leute, bei denen der Vermittler die ihm innewohnende Fähigkeit zum Individualisieren besonders zu betätigen und auszubilden in der Lage sei, ohne Schädigung der Arbeitgeber und Arbeitnehmer jedenfalls zurzeit noch nicht entbehrt werden können. Dann hätten aber die bestehenden Arbeitsnachweise noch nicht den Beweis geliefert, daß es wirklich gut sei, die gesamte Stellenvermittelung auf ihre Schultern zu legen.

Der Entwurf erklärt als gewerbsmäßigen Stellenvermittler den, der die Vermittelung eines Vertrages über die Stelle betreibt oder Gelegenheit zur Erlangung einer Stelle nachweist, und sich zu diesem Zwecke mit Arbeitgebern und Arbeitnehmern in besondere Beziehungen setzt. Der Stellenvermittler bedarf zur Ausübung seines Gewerbes einer Erlaubnis der Behörde. Die Erlaubnis ist zu versagen, wenn Tatsachen vorliegen, welche die Unzuverlässigkeit des Nachsuchenden in bezug auf den beabsichtigten Gewerbebetrieb dartun, oder ein Bedürfnis nach Stellenvermittlern nicht vorliegt. Ein Bedürfnis ist insbesondre nicht anzuerkennen, soweit für den Ort oder den wirtschaftlichen Bezirk ein öffentlicher gemeinnütziger Arbeisnachweis in ausreichendem Umfange besteht.

Ein Stellenvermittler darf weder Gastwirtschaft, Schankwirtschaft, noch gewerbsmäßige Vermietung von Wohn- oder Schlafstellen, ebensowenig Handel mit Kleidungsstücken, Nahrungsmitteln oder Verbrauchsgegenständen oder mit Lotterielosen betreiben, das Geschäft eines Geldwechslers, Pfandleihers oder Pfandvermittlers weder selbst noch durch andere betreiben. Die Landeszentralbehörden oder die von ihnen bezeichneten Behörden können Ausnahmen von diesen Vorschriften zulassen. Auch darf der Stellenvermittler mit anderen Gewerbetreibenden jener Art nicht so in Verbindung treten, daß er sich für die Ausübung seiner Tätigkeit von ihnen Vergütungen irgendwelcher Art gewähren oder versprechen läßt. Diese Vorschrift gilt nicht, wenn die Tätigkeit des Stellenvermittlers für den eigenen Betrieb des Gewerbetreibenden in Anspruch genommen wird.

Für die den Stellenvermittlern zukommenden Gebühren können von der Landeszentralbehörde oder den von ihr bezeichneten Behörden nach Anhören von Vertretern der Stellenvermittler, der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer Taxen festgesetzt werden. Die Gebühr ist im Zweifel von dem Arbeitgeber und dem Arbeitnehmer je zur Hälfte zu zahlen, wenn der Vertrag infolge der Vermittelung zustande kommt; eine entgegenstehende Vereinbarung zuungunsten des Arbeitsnehmers ist nichtig. Der Anspruch des Stellenvermittlers auf die vom Arbeitgeber zu zahlende Hälfte erlischt, wenn der Arbeitnehmer seinen

Dienst nicht zur festgesetzten Zeit antritt; die bereits gezahlte Gebühr kann zurückgefordert werden. Die Stellenvermittler sind verpflichtet, dem Stellensuchenden vor Abschluß des Vermittelungsgeschäfts die für ihn zur Anwendung kommende Taxe mitzuteilen. Die Taxe ist in den Geschäftsräumen an einer in die Augen fallenden Stelle anzubringen.

Im übrigen kann die Landeszentralbehörde weitere Bestimmungen über den Umfang der Befugnisse und Verpflichtungen sowie über den Geschäftsbetrieb der Stellenvermittler erlassen.

Die Erlaubnis zum Gewerbebetriebe des Stellenvermittlers ist zurückzunehmen, wenn sich aus Handlungen oder Unterlassungen des Stellenvermittlers dessen Unzuverlässigkeit in bezug auf den Gewerbebetrieb ergibt. Unter der gleichen Voraussetzung ist der Gewerbebetrieb Stellenvermittlern, die ihn vor dem 1. Oktober 1900 begonnen haben, zu untersagen. Die Unzuverlässigkeit ist stets anzunehmen, wenn der Stellenvermittler wiederholt bestraft ist, weil er die festgesetzte Gebührentaxe überschritten oder sich außer den taxmäßigen Gebühren Vergütungen anderer Art von dem Arbeitnehmer hat gewähren oder versprechen lassen, oder weil er eines der ihm verbotenen Gewerbe betrieben hat.

Ein Abdruck des Gesetzes muß auf jedem deutschen Kauffahrteischiff im Volkslogis zur jederzeitigen Einsicht der Schiffsleute vorhanden sein.

Der Entwurf setzt zum Schluß eine Reihe von Geldstrafen für Übertretungen des Gesetzes fest; sie können bis zum Höchstbetrage von 600 Mark festgesetzt werden für den, der ohne Konzession Stellen vermittelt, verbotene Nebenbetriebe leitet, die Taxen überschreitet oder es unternimmt, einen Arbeitnehmer zum Bruche eines eingegangenen Arbeitsvertrages zu verleiten, bis zum Höchstbetrage von 150 Mark bei Übertretung der übrigen Gesetzesvorschriften. Im Unvermögensfalle tritt an Stelle der Geldstrafe die entsprechende Haftstrafe.

Die Bestimmungen der Gewerbeordnung finden insoweit noch auf den Gewerbebetrieb des Stellenvermittlers Anwendung, als der Entwurf nicht besondere Vorschriften getroffen hat. Hierdurch wird der Charakter der Vorlage als eines die Gewerbeordnung ergänzenden Sondergesetzes zum Ausdruck gebracht. Es kommen also die allgemeinen Bestimmungen der Gewerbeordnung (§ 1 Abs. 2, §§ 11a, 41, 42, 45 bis 47) auch weiterhin zur Anwendung.

Die in Aussicht genommenen Maßnahmen lehnen sich zum Teil an das Reichsgesetz vom 2. Juni 1902, betreffend die Stellenvermittelung für Schiffsleute, an. Für diese Art der Stellenvermittelung hat sich ebenfalls die Einführung des Bedürfnisnachweises als erwünscht erwiesen. Da für die übrigen Stellenvermittler die im Gesetze vom 2. Juni 1902 bereits vorgesehene behördliche Regelung der Tarife und das Verbot gewisser Nebengewerbe in Betracht kommen, so sind zwischen beiden Arten der Stellenvermittler nicht so erhebliche Unterschiede vorhanden, daß eine getrennte gesetzliche Neuregelung erforderlich erschien. Die Vorlage will daher die Angelegenheit unter Berücksichtigung der hinsichtlich

der Stellenvermittler für Schiffsleute notwendigen Sondervorschriften einheitlich regeln.

Die Tendenz des Gesetzentwurfes geht unzweifelhaft dahin, die Arbeitsnachweise als eine öffentliche Einrichtung zu fördern. Dadurch, daß ein Bedürfnis als nicht nachgewiesen gilt, wenn öffentliche und gemeinnützige Arbeitsnachweise bestehen, wird die private Stellenvermittelung immer seltener werden, während die gemeinnützigen und öffentlichen Vermittelungen ausgebaut und immer mehr zur Herrschaft gelangen werden. In diesem Sinne hat sich auch der Staatssekretär im Reichstage ausgesprochen.

Erteilte Konzessionen können sogar entzogen werden, da den Landeszentralbehörden durch den Entwurf die Möglichkeit gegeben ist, über die allgemeinen Bestimmungen hinaus das Gewerbe zu reglementieren und zu beaufsichtigen. Dadurch, daß auch die auf nicht gewerbsmäßiger Grundlage bestehenden Betriebe beaufsichtigt und reglementiert werden können, erhalten die Behörden auch die Aufsicht über die vielen in den letzten Jahren entstandenen Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Nachweise, die schon oft die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben. Die Regierung hofft, wie der Staatssekretär des Innern im Reichstage erklärte, einen Einblick in diese Betriebe zu gewinnen und denn ermessen zu können, ob etwa ein gesetzgeberisches Einschreiten nötig ist, oder auch schon die Befugnisse der Landeszentralbehörde ausreichen.

Zweifellos bedeutet die ganze Vorlage einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den bestehenden Verhältnissen. Ob sie in dieser Form seitens der Kommission, an die sie verwiesen ist, und seitens des Plenums des Reichtages Zustimmung finden wird, ist noch nicht sicher zu übersehen, jedenfalls lassen die Verhandlungen der ersten Lesung im letzteren aber erkennen, daß trotz mancherlei Widersprüche der einzelnen Parteien in der Hauptsache die Absicht besteht, ein positives Ergebnis zustande zu bringen.

Das Reichs-Kaligesetz

Von Heinrich Hink

Seit mehr als Jahresfrist schon tobt der Kampf in der deutschen Kali-Industrie, und wenn die preußische Staatsregierung sich veranlaßt gesehen hat, dem Bundesrat und Reichstag einen „Gesetzentwurf über den Absatz von Kalisalzen" zu unterbreiten, so folgte sie damit nicht dem Hilferuf einer bedrängten Industrie, als vielmehr der unabweislichen Erkenntnis, daß es nicht länger angeht, diese Industrie, an der ja der preußische Staat und verschiedene kleinere Bundes-

staaten durch erheblichen Besitz an Kalifeldern und Bergwerken interessiert sind, sich selbst zu überlassen, daß es hohe Zeit ist, dieses Naturmonopol, das einzig wertvolle, das Deutschland besitzt, vor ausländischer Begehrlichkeit und Ausbeutung zu schützen. Alle Ackerbauländer der Welt, die eine systematisch kultivierte Landwirtschaft betreiben, sind für den Bezug von Kalisalzen als wertvolles Düngemittel auf Deutschland angewiesen und sind uns tributpflichtig. Hier liegt der wunde Punkt, an dem die Kali-Industrie leidet, und der das Eingreifen der Gesetzgebung herausgefordert hat. Das klingt paradox, liegt aber in den eigenartigen Verhältnissen der Kali-Industrie und der Kalianwendung begründet. Kali ist kein Wunderelixir, das an sich überzeugt und ohne weiteres reißend abgeht. Seine Anwendung erfordert ein System, praktische Erfahrung und wissenschaftliche Schulung. Es hat viel Zeit gebraucht, ehe der von Natur aus skeptische deutsche Bauer den Wert der Kalidüngung gelernt und sich dazu bekannt hat. Selbst in Deutschland, dessen Landwirtschaft so ziemlich auf der Höhe der wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften steht, gibt es noch immer nicht unbeträchtliche Bezirke, in denen die Kalidüngung fast unbekannt ist. Unter diesen Umständen ist es einleuchtend, daß die Einführung der Kalidüngung im Ausland noch viel größere Schwierigkeiten zu überwinden hat.

Die Kalipropaganda ist nun in großem Maßstabe wissenschaftlich, praktisch und kaufmännisch vom Kalisyndikat, zu dem sich die deutschen Kaliwerke seit 1889 zusammengeschlossen hatten, organisiert worden. Heute bestehen in Deutschland 12, im gesamten Auslande, in allen Erdteilen 31 Propagandabureaus, die von der Zentrale in Staßfurt geleitet werden. Durch Versuchsstationen, Wanderredner, zahllose Belehrungsschriften in allen Kultursprachen, Kalender u. dgl. ist der Gesamtabsatz an Kalisalzen von rund 1 123 000 Doppelzentnern im Wert von 25 Millionen Mark im Jahre 1889 auf etwa 7 Millionen Doppelzentner im Wert von ungefähr 115 Millionen Mark im Jahre 1909 gestiegen. In zwei Jahrzehnten ist somit der Kaliabsatz versechsfacht worden. Gewiß eine sehr anerkennenswerte Leistung, die aber nur möglich war auf Grund einer Organisation, die im Syndikat, also in dem Zusammenschluß aller Werke ihre Grundlage und zugleich ihren festen Tragpfeiler hatte. Denn es ist klar, daß eine so große und umfassende Propaganda, die ihre Fäden um die ganze Welt zieht, Mittel beansprucht, die weit über die materielle Leistungsfähigkeit und das Vermögen eines einzelnen Werkes hinausgehen. Auch hier dürften einige Zahlen von Interesse sein: Der Wandkalender des Syndikats mit den Düngungsvorschriften wird in 60 000 Exemplaren jährlich verteilt; von der Zentralstelle werden jährlich 3 Millionen Broschüren und Flugschriften versandt; von den deutschen Propagandabureaus allein etwa 800 000, von den 14 europäischen $1^1/_2$ Millionen. Die außereuropäischen Schriften sind nicht allein in den Weltsprachen abgefaßt, sondern auch in singhalesischer, malayischer, gujarytischer und tamilischer Sprache, in Idiomen, von denen gemeinhin nur der gelehrte Sprachforscher eine Vorstellung hat.

Es ist demnach eine erhebliche Kulturarbeit, die in dieser Kalipropaganda geleistet wird. Aber daraus ergibt sich auch, daß der Absatz, so erfreuliche und anerkennenswerte Fortschritte er gemacht hat, nicht so rapid steigen kann, wie es beispielsweise in der viel jüngeren Elektrizitäts-Industrie möglich war. Auch mit der Vermehrung neuer Produktionsstätten kann er nicht gleichen Schritt halten; er kann nicht wachsen im gleichen Verhältnis zum Entstehen neuer Kaliwerke, die, durch die Aussicht auf reiche und verhältnismäßig mühelose, wenn auch mit dem bergmännischen Risiko verbundene Gewinne geblendet, sich an die Syndikatstafel drängten und zeitweilig eine Ära fieberhaften Gründungstaumels inaugurierten. Dies Mißverhältnis, das von Jahr zu Jahr stärker fühlbar wurde, konnte zur Not ausgeglichen werden, solange der Syndikatsgedanke dominierte und die verschiedenen Kaliwerke zu einer wirtschaftlichen Gemeinschaft zusammenführte, die die Produktion beschränkte, d. h. auf die einzelnen Syndikatswerke nach einem bestimmten Verhältnis verteilte und die notwendige Spannung zwischen Inland- und Auslandpreisen aufrecht erhielt. Dadurch konnte jedes Kaliwerk auch bei beschränkter Förderung einen, wenn auch nicht reichlichen, doch immerhin befriedigenden Nutzen abwerfen. Der Syndikatsgedanke erfordert aber als erste und unerläßlichste Voraussetzung die Selbstbeschränkung; es ist ganz klar, daß es für jedes neu entstehende Werk eine Kleinigkeit war, das Syndikat zu gefährden, ja sogar zu sprengen, wenn es auf Kosten der Allgemeinheit mit seinem Kali zu billigeren als den Syndikatspreisen ins Ausland ging. Für den Preisausfall konnte es ja überreichlichen Ersatz in einer gesteigerten Förderung finden, die nicht unwesentlich die Selbstkosten verringert. Weil Kali ein deutsches Naturmonopol ist, konnte das Syndikat die Auslandspreise relativ hoch bemessen; und wiederum, weil Kali ein deutsches Naturmonopol ist, konnte jeder Außenseiter sicher sein, zu herabgesetzten Preisen seine ganze Produktion im Ausland loszuwerden und noch mehr zu verdienen als im Syndikat. So erklärt sich das oben ausgesprochene scheinbare Paradoxon.

Es konnte sich also nur darum handeln, ob sich ein deutsches Kaliwerk findet, das den Wagemut, das Organisationstalent und die erforderlichen geschäftlichen Verbindungen hatte, unabhängig vom Syndikat sich ein größeres Absatzgebiet im Ausland zu sichern und demgemäß seine geschäftlichen Operationen einzurichten. Dann mußte das schon lange latente Mißverhältnis, der Fehler in der Konstruktion des Kalisyndikats akut werden. Und dieses Werk fand sich, erst in Sollstedt, dann in Aschersleben, besser gesagt in ihren Haupteigentümern Hermann Schmidtmann und seinem Sohn Waldemar. In einer längeren Vorarbeit hatten die Schmidtmanns sich erst für Sollstedt, dann auch für Aschersleben so ziemlich das ganze nordamerikanische Absatzgebiet gesichert; es würde zu weit führen, hier die unleugbaren Fehler der Syndikatsverwaltung und der geschäftlichen Syndikatstaktik zu erörtern, die in einer gewissen Methode des laisser faire, laisser aller ihrem schärfsten Gegner den Spielraum und

die Möglichkeit ließen, sich in einem großen Geschäftsgebiet des Syndikats festzusetzen, so fest, daß er ohne schwere Verluste für das Kalisyndikat nicht mehr vertrieben werden konnte. Es genügt, die Tatsache festzuhalten, daß in der Nacht zum 1. Juli 1909, als kurz nach Mitternacht die Erneuerung des alten Kalisyndikats an dem üblichen hartnäckigen Quotenhandel gescheitert war, die Vertreter der Schmidtmann-Werke, die Herren Waldemar Schmidtmann und Dr. Greve, den Beratungssaal verlassen hatten, und am nächsten Morgen, als die Einigungsverhandlungen fortgesetzt wurden, stand das alte Syndikat, das noch bis 31. Dezember 1909 lief, vor der vollzogenen Tatsache eines gewaltigen außersyndikatlichen Abschlusses, durch den die gesamte Produktion der Werke Aschersleben und Sollstedt — nahezu die doppelte Syndikatsquote dieser beiden Werke — zu halben Syndikatspreisen auf zwei Jahre mit der Option auf weitere fünf Jahre an zwei amerikanische Düngertrusts verkauft war. Nun trat noch ein drittes Werk, Einigkeit, das zu zwei Dritteln in amerikanischen Besitz ist, gleichfalls aus dem Syndikat und überließ seine gesamte Produktion einem dritten Düngertrust, so daß tatsächlich nahezu der gesamte amerikanische Markt dem Syndikat entwunden war. Monatelang mühte man sich nun in fruchtlosen Einigungsverhandlungen; es bildete sich ein zunächst einjähriges Rumpfsyndikat mit Ausschluß der genannten drei Werke; der Gedanke, den offenen Preiskampf gegen die Außenseiter aufzunehmen, wurde bald wieder fallen gelassen, und nun erhoben sich die Bemühungen, ein gesetzgeberisches Einschreiten herbeizuführen. Das preußische Handelsministerium arbeitete einen Entwurf aus, der seine schärfste Spitze nicht so sehr gegen die Schmidtmannschen Auslandsverkäufe, als vielmehr gegen die angebliche „Überproduktion", gegen das Entstehen neuer Werke richtete und in den betroffenen Kreisen — namentlich in Hannover und Süddeutschland — einen solchen Sturm entfachte, daß der Bundesrat diesen Entwurf preisgab und sich auf einen zweiten einigte, der im wesentlichen eine „Vertriebsgemeinschaft", also ein Zwangssyndikat einführte. Aber auch damit hatte man kein Glück; denn große Parteien des Reichstags, vor allem das Zentrum, erklärten es mit ihren politischen Grundsätzen für unvereinbar, ein Zwangssyndikat, also eine Unternehmerkoalition gesetzlich zu stabilieren. Da aber der zwingende Gedanke, eine nationale Produktion vor ausländischen Einbrüchen, vor Raubbau und Preisschleudereien zum Nachteil der heimischen Landwirtschaft zu schützen, nicht mehr von der Hand zu weisen war, so einigten sich Zentrum, Konservative, Nationalliberale und Wirtschaftliche Vereinigung im Reichstag auf einen Kompromißantrag, der die Billigung der verbündeten Regierungen fand und nun nach einer langwierigen Kommissionsberatung vor der Verabschiedung steht. Dieser Kompromißantrag läßt den Gedanken der Vertriebsgemeinschaft vollständig fallen; er bestimmt die Beschränkung der Produktion durch die Kontingentierung des Absatzes nach dem bisherigen Quotenverhältnis der einzelnen Werke und besteuert die Lieferung über das gesetzliche Kontingent, also die Schmidtmannschen Massenverkäufe, mit einem Betrag, der jedes Überkontingent

unwirtschaftlich macht, also praktisch nahezu vereitelt; er beschränkt auch in gewissem Grade die neu entstehenden Werke, indem er ihnen die volle Beteiligungsziffer, die ganze Quote, erst nach einer dreijährigen Karenzzeit zubilligt.

Das Gesetz normiert aber auch Preise für die Roh- und Düngesalze und Fabrikate, Höchstpreise für das Inland, Mindestpreise für das Ausland, die nicht niedriger sein dürfen als die gesetzlich festgelegten Inlands-Höchstpreise. In den Höchstpreisen ist man nicht unberechtigten agrarischen Wünschen gefolgt. Durch die Mindestpreise hat man der „Verschleuderung ins Ausland", Unterbietungspreisen im Stile Schmidtmanns, einen wirksamen Riegel vorgeschoben. Nun haben aber Maximalpreise, wenn kein Syndikat besteht und der freie Wettbewerb herrscht, in der Praxis den Nachteil, daß sie nie erreicht werden; dadurch wird auch die Spannung gegen die Auslandspreise herabgedrückt und die Minimalpreise für das Ausland werden dann in der Regel zu Maximalpreisen. Das bedeutet für die Gesamtheit der Kali-Industrie zweifellos eine schwere Schädigung, zumal die Inlandspreise dank den angedeuteten Einflüssen durch Parlamentsbeschluß gegenüber den bisher geltenden so herabgesetzt worden sind, daß das Syndikat daraus einen Ausfall von jährlich 10 Millionen Mark berechnet. Aber ganz abgesehen davon erscheint die gesetzliche Festlegung von Verkaufspreisen für eine aufblühende, in der Entwicklung begriffene Industrie nicht bloß als eine lästige Fessel und Einschränkung der notwendigen Aktionsfreiheit, sondern auch im Hinblick auf andere große Industrien als ein höchst bedenklicher und gefährlicher gesetzgeberischer Präzedenzfall, der nicht geschaffen werden dürfte.

An diesen Entwurf hat sich begreiflicherweise ein ungemein lebhafter Kampf der Meinungen geknüpft, der sich nur zu oft — es ist ja ein Kampf schwerschwiegender materieller Interessen, der da ausgefochten wird! — bemühte, den Schwerpunkt der ganzen Frage zu verschieben und ihren Kern zu verdunkeln. Ist die Überproduktion, die Tatsache, daß große und leistungsfähige Werke ihren vollen Betrieb durch den Andrang neuer Werke nicht mehr ausnutzen können, die Ursache der Schmidtmann-Aktion und die Triebfeder des neuen Kaligesetzes? Hervorragende Vertreter der Kali-Industrie, denen gewiß genaue Sachkenntnis nicht abgesprochen werden kann, wie Emil Sauer und Dr. Wilhelm Sauer, bestreiten mit aller Entschiedenheit die angebliche Überproduktion in der Kali-Industrie; sie gehen von der sicherlich berechtigten Auffassung aus, daß der Absatz — eine ungestörte, ruhige Syndikatsarbeit vorausgesetzt, die durch keine Außenseiterkämpfe, durch keine Erschütterung der Auslandsmärkte getrübt wird — sich in kurzer Zeit nach Analogie der bisherigen Entwicklung derart steigern muß, daß die neuen Werke bequem versorgt werden können. Andere Autoritäten wieder, wie Herr Oberbergrat Dr. Wachler, sind der gegenteiligen Überzeugung und glauben, daß etwa die Hälfte der heutigen Werke genügen würde, den gesamten gegenwärtigen Kalibedarf zu decken. Bei der Beurteilung dieser Streitpunkte wird man aber nicht zu übersehen haben, daß ein großer Teil der Werke, die angeblich die

Überproduktion geschaffen haben, von Unternehmern gegründet worden ist, die schon seit Jahren in der Kali-Industrie stehen, also sich doch wohl einen Gewinn, eine dauernde Rentabilität versprochen und an die Überproduktion nicht geglaubt haben müssen; und wenn Herr Schmidtmann selbst die Überproduktion als die tiefste Ursache seines Vorgehens in Amerika bezeichnet — warum hat er dann erst vor wenigen Jahren sein Werk Sollstedt gebaut? Und wenn anderseits namentlich von freisinniger Seite geltend gemacht worden ist, daß die „künstliche Hochhaltung der Preise" durch das Syndikat die Überproduktion, das Entstehen neuer Werke gezüchtet hätte, so ist auch dieser Einwand nicht als stichhaltig einzusehen. Denn es setzt eine geradezu unmenschliche Bescheidenheit, eine ungewöhnliche geschäftliche Beschränktheit voraus, bei einem Monopolartikel die Auslandspreise recht niedrig zu halten und freiwillig auf einen sicheren Gewinn zu verzichten, bloß um das Entstehen eines Konkurrenzwerkes zu verhüten — zumal angesichts des großen Risikos, das bergbaulichen Unternehmungen stets innewohnt.

Hier Recht und Unrecht scharf zu scheiden, ist nicht leicht, zumal die Aufklärung in den verschiedenen Organen der öffentlichen Tagesmeinung ziemlich versagt hat und mehr unter dem Einfluß parteimäßiger Erwägungen stand, als der Sache nützlich war. Auch hier kann der Syndikatsverwaltung der Vorwurf nicht erspart werden, daß ihre Organisation im Dienst der Aufklärung, in dem Eingreifen in die verschiedenen Phasen des Kampfes und zuletzt der Gesetzesberatung nicht ganz zweckmäßig funktioniert hat. Wie das Gesetz sich schließlich in den Einzelheiten auch gestalten mag — sicher ist, daß die bisherigen Außenseiterkämpfe nun endgültig vorüber sind, der Schutz des deutschen Kalimonopols nun im wesentlichen erreicht ist, freilich aber auch die Daseins- und Inhaltsformen des bisherigen Syndikats sich gründlich verändern werden. Denn unter der Geltung des neuen Gesetzes wird das Syndikat, wenn es sich wieder erneuert, mehr oder weniger nur ein Schattendasein führen. Die tatsächliche Herrschaft liegt in Zukunft in Händen der vom neuen Gesetz eingeführten „Verteilungsstelle", die über die Quoten, den Lebensnerv jedes Kaliwerkes, und damit über das Kontingent verfügt! Und hier liegt wieder eine Unklarheit des Gesetzes, die unter Umständen für die Kali-Industrie verhängnisvoll werden kann. Denn das ganze Gesetz ist auf der Voraussetzung aufgebaut, daß ein Zusammenschluß der Werke zu einem Syndikat erfolgt. Geschieht dies aber nicht, so schwebt das ganze System der Kontingentierung in der Luft!

Die 20. Ausstellung der Berliner Sezession

Von Hans Rosenhagen

Wie von Ibsen jeder normal gebauten Wahrheit zugesprochene Lebensfrist von zwölf, fünfzehn, höchstens zwanzig Jahren bezeichnet eigentlich auch die Altersgrenze jeder nützlichen Einrichtung. Deshalb kann es kaum wundernehmen, daß die Berliner Sezession, nachdem sie zwölf Jahre gewirkt, jetzt zum mindesten reformbedürftig erscheint. Sie hat sehr viel Gutes im Berliner Kunstleben gestiftet. Wie berechtigt war ihre Oppositionsstellung gegen den Akademiemismus, gegen die eingetrocknete Ästhetik, gegen die veralteten Vorstellungen des Publikums von Kunst! Doch alles hat seine Zeit. Die Einseitigkeit ihrer Bestrebungen setzte die Grenzen der Wirksamkeit der Sezession. Ihr Eintreten für die Freiheit der Kunst, für das Talent an sich hat mählich zu unhaltbaren Zuständen geführt und die Kunstbegriffe so verwirrt, daß aus den Kreisen der Sezession selbst der Ruf nach der Akademie, nach dem soliden Handwerk in der Kunst laut wird. Keine Frage, daß die Leitung der Sezession allein die Schuld an diesen Zuständen sich zuzuschreiben hat. Zu bereitwillig hat sie allem, was nach Talent aussah, die Pforten ihrer Ausstellungen geöffnet, zu einseitig war sie in der Bevorzugung der Künstler, welche die französischen Impressionisten und ihre neuesten Pariser Fortsetzer nachahmten, zu nachsichtig nahm sie Arbeiten auf, deren Urheber nicht einen künstlerischen Zweck, sondern lediglich die grobe Sensation erstrebten. Auf diese Weise verloren ihre Ausstellungen den ursprünglich beabsichtigten vorbildlichen Charakter, wurden sie zu Stätten, wo neben der ernsten Kunst die Blague und die Unfähigkeit das große Wort führten. Es ist grade den vorzüglichsten Künstlern der Sezession der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie zu wenig streng über die Würde der Kunst gewacht und Künstler und Werke in ihren Kreis gelassen haben, die dort nicht hingehören. Jetzt fühlen sie sich selbst durch die Fülle der unfähigen Elemente bedrängt und müssen erleben, daß die Leute, denen sie erst die Möglichkeit verschafften, vor der Öffentlichkeit zu erscheinen, sie des Eigennutzes, der Härte und anderer schlimmer Eigenschaften beschuldigen. Zum Glück und mit Recht steht das Publikum und die einsichtige Kritik durchaus auf der Seite der Angegriffenen, die als Persönlichkeiten und Schaffende durch lange Jahre sich bewährt haben. Wird eine Reorganisation der Sezession

erstrebt, so kann sie nur unter ihrer Führung zustande kommen, und man muß wünschen, daß sie für diesen Fall eine Diktatur erklären, damit rücksichtslos mit all den Schäden aufgeräumt werden kann, die sich herausgestellt haben, und mit all den Nachahmern, Unfähigen und Dilettanten, deren Mitwirkung an den Ausstellungen der Sezession deren Ansehn schädigte und in dem künstlerischen Nachwuchs die Meinung erwecken muß, es sei nicht mehr nötig, etwas zu lernen, um ein großer Künstler oder doch von den berühmten Kollegen als solcher angesehen zu werden.

Will die Sezession weiter die belebende Kraft im Berliner Kunstleben bleiben, die sie ursprünglich war, so wird sie sich mit aller Energie von jenen Elementen freimachen müssen, die das künstlerische Handwerk schänden, indem sie, ohne etwas Positives zu bieten, neue Kunstgesetze aufstellen wollen. Von jenen Leuten, die fortwährend vom Rhythmus der Linie und Farbe, von Raumaufteilung und dergleichen sprechen und nicht imstande sind, sich persönlich mit irgendeinem Natureindruck auseinanderzusetzen, sondern, weil sie weder ordentlich zeichnen noch malen können, vom Raube an den Werken anderer leben. Wobei sie dann in der Einbildung, ihre eigenen Leistungen seien so schwieriger zu kontrollieren, sich mit Vorliebe an die sehr freien Schöpfungen halten, mit denen ganz große Künstler ihre Tätigkeit zu beschließen pflegen.

Auch die diesjährige Ausstellung der Berliner Sezession leidet teilweise unter dem Übergewicht dieser unproduktiven Talente, die den Raum für die Darbietungen der produktiven mit ihren so überflüssigen Erzeugnissen beschränken und die Hängekommission zu einer ganz unstatthaften Überfüllung einzelner Säle und zu einer beklagenswert geschmacklosen Behandlung ganzer Wände genötigt haben. Hundert von diesen Entbehrlichkeiten weniger und die Ausstellung könnte das Muster einer im höchsten Grade interessierenden Vorführung zeitgenössischer Kunst sein; denn sie enthält eine große Zahl wirklich sehr hervorragender Schöpfungen.

Wenn man nicht grade die immer mehr um sich greifende Neigung vieler junger deutscher Maler, französische Künstler wie Cézanne, Matisse, Gauguin und van Gogh nachzuahmen, für ein Symptom nehmen will, lassen neue Richtungslinien in der deutschen Kunst sich nicht wahrnehmen. Die Bewunderung für die Franzosen hindert selbst die fortschrittlich Gesinnten, nach neuen Möglichkeiten in der heimischen Art zu suchen. Die Vernünftigen halten sich damit aufrecht, daß sie sich mit der Natur beschäftigen, und man muß feststellen, daß eine stattliche Zahl von ihnen zu malerischen Ergebnissen gelangt ist, für die man die höchste Achtung haben muß. Leistungen, wie sie Robert Breyer, Ulrich und Heinrich Hübner, Waldemar Rösler, Emil Pottner — um nur einige der besten zu nennen — hier haben, brauchen keine Konkurrenz der Franzosen zu fürchten. Und daß unter den neu an dieser Stelle erscheinenden jungen Künstlern sich mehrere befinden, die auf dem gleichen Wege sind, erweckt die Hoffnung, daß die Zwecklosigkeit der Nachahmung einer dem deutschen Wesen vollkommen

fremden Anschauungs- und Darstellungsweise von dem intelligenten Teil des jungen Nachwuchses bald allgemein erkannt sein wird. Wenn nur auch unter dem jüngeren Geschlechte der Mut zu dem Bekenntnisse wüchse, daß es schließlich doch der Zweck der guten Malerei sei, etwas auszudrücken, Kunde von dem zu geben, was Fühlen und Denken bewegt. Wer etwas zu sagen hat, der sage es nur. Mit dem Mut allein, ohne die nötigen Kenntnisse und Erfahrungen, ist es freilich nicht getan, wie in der Ausstellung Max Beckmanns „Ausgießung des heiligen Geistes" beweist, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einer von Betrunkenen aufgeführten Karnevalsszene besitzt und alle Wünsche an Komposition, Gliederung und liebevolle Durchbildung unbefriedigt läßt. Die einzige bemerkenswerte Tat in dieser Richtung ist Max Slevogts „Hörselberg", eine Darstellung des ungeheuren Liebestaumels im Zauberreiche der Venus. Ein Werk höchster künstlerischer Energie, strotzend von malerischem Temperament und starker Sinnlichkeit, wundervoll in der Absicht und in Einzelheiten, doch vielleicht ohne den dämonischen Ausdruck, den die Idee verlangt. Sehr fein die im Reize unberührter Jungfräulichkeit erscheinende, von Rosenduft umwallte nackte Göttin der Liebe, prachtvoll die besinnungslose Begierde, mit der der sein Gewand von sich schleudernde Jüngling über liebeglühende Leiber fort in ihre Arme stürmt, glänzend die Verkörperung des wildesten Genusses in den Gruppen verschlungener Gestalten; aber es fehlt der lodernden Brunst doch ein wenig der Gegensatz, auch farbig, so daß der rosige Schein, der die Göttin umwallt, süß macht, was als eine Naturgewalt Grauen erregen sollte. Von einer Erscheinung wie Slevogt begehrt man eben das Höchste, besonders da es sich um ein Werk handelt, das durch seine kolossalen Maße und die darauf verwendete Arbeit die stärksten Ansprüche herausfordert. Auch Corinth will das Bild mit Inhalt, doch bleiben seine „Waffen des Mars" eine kühle Erfindung ohne Anziehungskraft; denn die Farbe ist trübe und schmierig. Besser ist sein „Atelier eines Malers", ein Familienbild, das seine bekannten Vorzüge zeigt.

Aus der Gruppe geschmackvoller Realisten ragt, wie immer, Liebermann hervor mit neuen, stark farbigen und mit größter Weisheit komponierten „Reitern am Strande" und zwei Bildnissen, dem des Dichters Dehmel und dem des Pfarrers Naumann, wobei der dem Maler im Temperament verwandte Poet besser fortgekommen ist. Kalckreuth passiert nur grade mit einer „Alten Liebe", und der verstorbene eigenartige Stuttgarter Landschafter Reiniger erschien in der Gedächtnisausstellung bei Schulte sehr viel besser als hier. Den Gipfel der guten deutschen Wirklichkeitskunst aber repräsentieren innerhalb dieser Vorführung die Sonderausstellungen von Wilhelm Trübner und Hugo von Habermann. Dieser beeinflußt von Leibl, jener dessen berufener Nachfolger und Fortsetzer. In beider Leistungen die höchste Summe von Können und hingebender Arbeit. Beide Künstler höchst charakteristische Persönlichkeiten. Ist das Wesen der Habermannschen Malerei bestimmt durch einen erlesenen Farbengeschmack, durch Neigung für eine kapriziöse, schwungvolle und lebendige Zeichnung, so ist

das Kennzeichen der Trübnerschen gesunde Kraft und ein ganz auf deutschem Boden gewachsener, höchst eindrucksvoller Kolorismus. Was Monet in der französischen Malerei, ist Trübner in der deutschen: der redlichste Wahrheitsucher mit einem Schönheitsideal in der Brust und der nationalste Vertreter der künstlerischen Kultur seines Landes. Mit welcher unglaublichen Hingabe ringt er um den malerischen Ausdruck dessen, was ihm in der Natur schön erscheint! Kein Stück Wirklichkeit ist ihm zu unbedeutend, als daß er nicht Schätze von Schönheit darin fände. Er glänzt hier vor allem als Landschafter. Herrlich seine Bilder vom Starnberger See mit dem smaragdenen, von Sonnenlicht durchfunkelten Grün, mit dem köstlichen Blick auf die fernen Ufer, über den schimmernden Wasserspiegel mit der durchsichtigen Luft darüber. Dieser Frühstückstisch am Seeufer, diese „Drei Bäume", dieser „Abhang" — wer in Vergangenheit und Gegenwart hat Schöneres in dieser Art geschaffen? Dann die prachtvollen Pferdebildnisse: welche Sicherheit in der Feststellung des Wesentlichen, welche leuchtende, dem Wirklichkeitseindruck ganz nahekommende Farbe! Die Akte im Grünen mit dem reizvollen Spiel des warmen und kalten Lichts auf den Körpern. Wie erstaunlich diese Malerei, die bei aller Breite doch so unendlich intim sein kann! Ein paar ältere Werke dazwischen geben Kunde von dem Wirken Trübners als großer Bildnismaler und bezeugen, daß er auch in Kompositionen idealen Stils — „Kampf der Zentauren und Lapithen" — ein Meister ist, dem von den Jüngeren noch keiner sich vergleichen darf. Welch einen einzigen Maler der modernen Frau besitzt Deutschland in Habermann, und wie wenig ist seine Stärke ausgenützt worden! Fünfunddreißig Jahre einer reichen und interessanten künstlerischen Tätigkeit sind hier durch eine Auswahl seiner Werke illustriert, beginnend mit kostbar malerischen Schöpfungen fast strengen altmeisterlichen Charakters und endend in einer ganz individuellen Art, Menschen und Dinge zu packen, in einem bezaubernden Durchdringen von Form und Farbe mit Geist. Wie billig, von Manier zu reden, wo es sich um einen Stil handelt, den feine Nerven und eine Neigung zum Seltenen und Besonderen gebildet haben! Nicht in allem wird man Habermann zustimmen. Es ist hier ein repräsentatives Frauenporträt, das entschieden kalt und hart als Malerei wirkt; doch findet man nur wenige Sachen, in denen nicht mindestens die geistvolle Absicht Teilnahme erweckte. Den entscheidenden Teil der Vorführung aber bilden Porträts, Landschaften und Studien, die zweifellos zu den feinsten und gediegensten malerischen Leistungen gehören, die seit 1875 in Deutschland entstanden sind und ihrem Urheber für immer Ehre machen werden.

Welche überragende Kraft Habermann in der zeitgenössischen Kunst vorstellt, wird man recht gewahr, wenn man von seiner Sonderausstellung zu der des so hochgeschätzten Schweden Anders Zorn kommt, die eigentlich eine einzige Enttäuschung bildet. Nicht nur, daß man merkt, wie diese rasend geschickte Hand auch nicht einmal unter einem Herzschlag zittert — man findet auch die

Bewegung des Pinsels ohne Kraft, das Kolorit flau, die Virtuosität konventionell. Gewiß: es fehlen in dieser Sammlung die Arbeiten, die Zorns Ruhm geschaffen, seine blendenden Akte, seine nicht auf Bestellung, sondern aus künstlerischem Interesse gemalten Bildnisse — die mit ihrem Kinde vom Strande ins Bad gehende nackte Frau, das Porträt des Herrn Olsson geben nur grade eine Ahnung davon —; aber man erhält doch durch das Nebeneinander von etwa zwanzig Bildern dieses Malers, der keine Schwierigkeiten zu kennen scheint, den Eindruck, daß man ihn weit überschätzt hat, daß Deutschland mehrere Maler besitzt, die stärkere Künstler sind.

Überhaupt ist die Beteiligung des Auslandes an dieser Ausstellung erfreulicherweise so gehalten, daß die deutsche Kunst dabei nicht ins Hintertreffen gerät. Zugegeben, daß in Deutschland seit 1870 kein Historienbild von der hohen künstlerischen Qualität der „Erschießung des Kaisers Maximilian" von Edouard Manet entstanden ist; dafür haben aber die Franzosen weder einen Menzel, noch einen Leibl, noch einen Böcklin. Die Gegenstücke zu Claude Monets schönen drei Bildern findet man im Saale Trübners. Van Gogh, dessen hier vorhandene „Eisenbahnbrücke" zu seinen besten Leistungen zählt, in dem Durcheinander der Linien aber schon den Wahnsinn ahnen läßt, war ein Phänomen; die schließlich indessen in dem angeborenen formalen Gefühl des Romanen gipfelnde Kunst Cézannes, von der hier der „Bahndurchstich bei Aix" ein ungewöhnlich lehrreiches Beispiel liefert, ist so ausschließlich französisch, wie Schwinds Bilder ausschließlich deutsch sind. Es zeugt für die Steigerung des deutschen Kunstempfindens, daß man erkennt, was Cézanne erstrebte und wie fein er ist; doch sollte man um Himmels willen nicht versuchen, seine Absichten in der deutschen Malerei verwirklichen zu wollen. Das würde deren Charakter zerstören, ohne ihr einen wirklichen Gewinn zu verschaffen. Van Dongens in ungeniertester Art auf einem Diwan liegende Frau in Schwarz — übrigens eines der besten Bilder der Ausstellung — zeigt die Wirkung Cézannes auf das jüngere französische Malergeschlecht und ist in der Beherrschung des Formalen so französisch wie möglich. Bei aller Anerkennung für die Güte dieser Arbeit wird man doch nie wünschen dürfen, daß so etwas in Deutschland nachgemacht würde; denn das Beste daran ist eben der französische Geist, der für den deutschen Maler ewig unerreichbar sein wird und — was die Hauptsache ist — in Deutschland niemals volkstümlich werden kann und darf, wenn anders das Volk nicht sein Eigenstes und Bestes aufgeben soll. Wieviel näher verwandt ist dem deutschen Empfinden Ferdinand Hodler! Ganz grade geht er in dem besten der hiesigen Werke, in der Studie des „Holzfällers", auf sein Ziel los, in möglichst einfacher Weise das Wesentliche, die kraftvolle Bewegung, die gewaltige Anstrengung des Mannes bei der Arbeit zu geben. Und wie wundervoll hat er die Schönheit der Energie in einer Linie zusammengefaßt, die von der Spitze der Axt bis in den Fuß des Mannes sprühende Kraft ist und gegen die eine zweite mehr federnde Linie als Kontrast spielt. Wucht, Größe, Einfachheit,

unmittelbares Betonen der innerlichen Absicht sind Merkmale deutscher Art. Das bestätigt in dieser Ausstellung nicht nur Hodler, der Schweizer, sondern auch Hans Thoma, dessen innere Absicht ja Ausdruck der Empfindung ist, bestätigt ein unbekannter Maler Oswald Galle, der mit deutschem Sinn gefühlt hat, wie schön nackte Jünglingsleiber und blonde Köpfe gegen eine grüne Wiese und eine graue Luft stehen, bestätigt ein ebenso unbekannter Walther Klemm, der die charakteristischen Silhouetten von Schlittschuhläufern von hellem Eise sich abheben sah. Solche Erscheinungen geben die Hoffnung, daß die gesunde deutsche Art der Kunstübung sich ununterbrochen erneut, auch wenn die Kunstmode Frankreichs ihre Herrschaft ausübt.

Ebensoviel Verwirrung der Begriffe wie in der Malerei zeigt sich in der Plastik. Archaistische Bestrebungen, falsche Französelei wechseln miteinander ab. Die beiden delikaten Frauenbüsten von Fritz Klimsch, eine im Motiv fein gefühlte riesige Halbfigur einer Schlafenden von Engelmann, ein Relief von Kolbe und ein kühner, aber in der Ausführung billiger Versuch Albikers, die Überraschung der badenden Susanna auszudrücken, sind alles, was ernsthafte Beachtung in der Ausstellung verdient. Daß sie trotzdem nicht die schlechteste ist, welche die Berliner Sezession gemacht hat, dürfte dieser Bericht beweisen. Möchte es nicht die letzte gewesen sein, möchten die produktiven Kräfte in der Sezession zusammenhalten, möchten sie bestrebt sein, der zwecklosen Ausländerei des jungen Geschlechts einen Riegel vorzuschieben, und ihren Plan, die solide künstlerische Arbeit hochzuhalten, durchführen können. Denn der ernsthaft arbeitende Mensch hält es unter seiner Würde, jeder Mode nachzulaufen, und so wird auf dem Boden ehrlicher Arbeit ganz von selbst aufwachsen, was die Herzen ersehnen: eine gute und starke deutsche Kunst.

13)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

Des Pfarrers Gesicht war weiß wie das weiße Meßgewand. Und abgemagert wie das eines Toten. Die Augen brannten groß und starr zu der Decke der Kirche empor. Seine Stimme zitterte, und statt die Messe zu verrichten, verlas er den Text aus der Bibel.

Auf der Kanzel stand er ebenso — die Augen erhoben. Und seine Predigt war still und leise — mit großen Pausen, als kämpfe er mit dem Weinen.

Da waren viele Abendmahlsgäste und mehrere Taufen. Und der Pfarrer vollzog die Geschäfte mit Ruhe und Freundlichkeit wie immer. Am Nachmittag kamen auch viele Leute zu ihm ins Haus. Er sprach mit ihnen allen und jeder erledigte sein Anliegen.

Aber unter sich schüttelten sie den Kopf. Das war offenbar ein furchtbares Erlebnis für den Pfarrer gewesen, — so auf dem Bootskiel zu reiten! Es war, als sei etwas in ihm geknickt, gebrochen.

In der folgenden Woche reiste der Pfarrer nach Kjelnäs. Dann nach Tennö. Er waltete seines Amtes wie vorher. Aber überall hinterließ er den Eindruck: daß etwas in ihm geknickt sei!

Und es war ja eine Tatsache, die oft gesehen und bekannt war, daß es Leute gab, die durch einen Schiffbruch fürs Leben gezeichnet waren!

* * *

In die Tiefe des Abgrunds war er hinabgestürzt. Er schwankte umher in dem schwarzen Grabe und kratzte vergebens an den Wänden: Er kam nicht hinaus. Er sah nicht einmal das Licht des Tages oder die Sterne des Himmels über sich.

In Seelenangst, in Furcht um seinen menschlichen Verstand ward er still. Er mußte seine Gedanken ausschließen, seinen Herzschlag anhalten — und still sein. Wenn nicht der Wahnsinn ihn überwältigen sollte. Und er wanderte aus seinem Hause heraus, hinaus unter Menschen, zu seiner Arbeit — wie eine lebende Leiche oder wie ein Nachtwandler, der nicht geweckt werden durfte. Er sah sich selbst handeln, hörte seine eigene Stimme, wie in weiter Ferne, außerhalb seiner stillstehenden Seele sprechen.

Er mußte still sein — und warten. Er hatte in die Schrecken der Verzweiflung hineingeblickt; er wich ihnen aus. In seines Bewußtseins dunkler Verborgenheit wußte er ja, daß Jesus Christus, der barmherzige Erlöser, lebte. Und wenn er nur warten konnte, so würde der Erlöser zu ihm kommen, wenn seine Stunde erst da war. . . .

Nicht bitten, nicht flehen, seinen Namen nicht rufen! Denn der Schrecken lauerte in den Worten, ja, im Gefühl, zwischen den gefalteten Händen. Der Gedanke ward wach gerufen, und der Gedanke war der Sturm, der sich erhob und alles Lebende in seiner Seele zerstörte.

Nicht zu Gott, viel weniger noch zu den Menschen konnte er mit seiner Qual gehen.

Er hatte seine Mutter gesehen . . . sie wandte sich von ihm ab in Scham und Schmerz und erinnerte ihn daran, daß sie so lebendig, so stark und warm in seinen Gedanken gewesen war — kurz bevor er gesündigt hatte!

Er hatte zuzeiten an den guten, alten Bischof gedacht. Aber selbst wenn er sich vor ihm erniedrigte und zum zweiten Male — und zwar jetzt mit dem Sündenfall — seine Erbärmlichkeit bekannte, er fühlte sich nicht zu ihm hingezogen. Der Gott des alten Herrn war doch nicht sein Gott. Und jetzt war keine Hilfe mehr für ihn vorhanden — in einem andern Amt. Jetzt war er in den starken Klauen der Sünde; und sie würde ihn verfolgen, und flöhe er auch bis ans Ende der Welt.

Und Thorborg — ach, Thorborg! Das unglückliche Weib, das er verführt hatte. Er hatte sie herausgerissen aus ihrem mühsam erkämpften Frieden, hinein in den wildesten Wirbel und Rausch der Sinne! Wieder und wieder — und wahnsinnig von neuem!

Hatte sich je ein Mann schwerer versündigt als er gegen sie! Er, der sehr wohl ihre Schwachheit kannte, er, der ihren schönen Sieg kannte! Worüber sollte er weiter mit ihr reden — als über seine reuige Zerknirschung und seine Bitte um eine Verzeihung, die sie ihm nicht gewähren konnte! Er sah seine böse Tat in ihr wachsen, sich mit entsetzlicher Gewalt gegen ihn erheben. Er hörte sie frei

die vermessensten Worte reden, die Sünde als Schönheit und Recht preisen, seine Reue verdammen. ... Ja, sie lehnte sich vor seinen Augen auf als wilde Heidin, die die Gebote des Herrn nicht kannte.

Und dies war sein Werk, das Werk des Pfarrers, des Dieners des Herrn.

Mit ihr reden! Ja, er hatte geredet. In Wahnsinn und Geistesverwirrung hatte er ihre Seele erschreckt. Und sie kam so still zu ihm und sagte, sie wolle von ihm gehen, denn sie sähe, daß sie ihm ein Leid zufügte. So schön und so still hatte sie es zu ihm gesagt — und ihn dadurch tiefer gedemütigt, als sie auch nur ahnen konnte.

Er sollte sie gehen lassen — verführt und geschändet von ihm sollte sie zu den Ihren zurückkehren. Nachdem sie alle ihre guten Werke an ihm geübt hatte, der sie so schlecht dafür lohnte! ...

Und sein ermatteter, gehetzter, gequälter Gedanke stand wieder und wieder still vor dem unumgänglichen Abschluß:

Er mußte Thorborg heiraten.

Es gab keine Grenze für sein Grauen.

Denn er wußte, wenn er Thorborg heiratete — falls nicht der Herr sie vorher durch ein Wunder umwandelte, sie und ihn selber —, da verpflichtete er sich für sein Leben dem Satan, dem übermächtigen Feind seiner Seele und seiner Seligkeit — der Sünde in seinem Fleisch.

Denn das wußte Sören Römer jetzt, er war sein ganzes Leben lang mit gefesselten wilden Tieren in seinen schlummernden Sinnen umhergegangen.

Er wußte das immer klarer mit jedem Mal, das er in den Pfarrhof und zu ihr zurückkehrte — und seine Todesangst und seine Seelenqual in ihren Armen war groß.

— —

An einem Tag im Januar kam er zu ihr in die Wohnstube hinein.

Sie sah müde aus und krank. Aber sie legte ihre Arbeit nieder und lächelte ihm zu. Es war Sonnabend und sie hatte ihn nicht erwartet, da er mit seiner Predigt im Studierzimmer beschäftigt war.

„Bist du fertig?" fragte sie.

Er antwortete nicht. Er setzte sich ihr gegenüber und sagte schließlich, ohne sie anzusehen:

„Thorborg! Ich habe eben an den Pfarrer in Nyborg geschrieben, ob er kommen und uns trauen will."

Sie wurde dunkelrot und sah ihn an. Dann barg sie das Gesicht in beiden Händen und flüsterte:

„Nein — nein! Wozu denn das? Wozu denn das?"

Er wandte sich heftig um.

„Wozu —?"

Als er aber sah, daß sie vor Weinen bebte, hielt er inne. Endlich streckte er die Hand über den Tisch aus und sagte freundlich und mit einem Lächeln:

„Thorborg! Willst du denn nicht —?"

Sie nahm die Hände vom Gesicht und sah ihn durch Tränen an:

„Es hat wohl nichts gegeben, was ich lieber gewollt hätte, als deine Frau werden, Sören Römer. Aber jetzt fürchte ich mich. Schließlich —"

„Schließlich?"

„Ja, du hast meinen Mut geknickt — glaube ich. Schließlich. Ich habe solange gehofft und gewartet ..."

„Worauf hast du gewartet?"

„Daß du Frieden finden würdest."

Er zog die Hand zurück und entgegnete nichts. Endlich sagte er finster:

„Wir können ja nicht länger so weiter leben, wie wir es tun, ohne zu heiraten."

„Nein. Das kannst du nicht . . ."

„Und du?"

„Ach ich! Meine Mutter war nicht verheiratet. Ich bin wohl dazu geboren, auch ohnedem zu leben."

Es war ganz still. Dann sagte der Pfarrer:

„Einmal vor langer Zeit fragtest du mich, wie ich glaubte, daß meine Mutter deine arme Mutter beurteilen würde . . ."

Sie unterbrach ihn heftig:

„Rede nicht mit mir von deiner Mutter! Ich halte es nicht aus — ich ertrage es nicht."

„Aber Thorborg! Wie manches Mal hast du mir nicht selbst gesagt . . ."

„Ich glaubte, die Sache hätte jetzt ein Ende . . .!"

Sie wandte sich jäh zu ihm um und sagte mit Nachdruck:

„Es ist eine Sünde vor Gott, Abgötterei mit den Toten zu treiben."

„Mutter lebt —"

„Nein. Sie hat gelebt. Du aber lebst. Es ist dein Leben, das du lebst, über sie hinaus, nach ihr, weiter — dein eigenes, eigenstes Leben. Und sie war sie, du aber bist du!"

„Sollte ich nicht in der Erinnerung an meine Mutter leben, an den reinsten Wegweiser meines Lebens, an das schönste Beispiel . . ."

Thorborg erhob sich. Sie hörte ihn nicht an, stand da und sah vor sich hin und sagte endlich:

„Nicht deine Mutter allein ist tot. Auch noch ein anderer ist tot. Und lebt auch. Und du treibst Abgötterei mit ihm."

„Ich verstehe nicht, wen du meinst!"

„Jesus Christus."

„Thorborg!"

„Ja. Wir — du bist nicht in das Leben gesetzt, um gekreuzigt zu werden, zu sterben und dich begraben zu lassen."

Er erhob sich und drohte ihr mit den beiden erhobenen Händen:

„Halte ein mit den vermessenen Reden! Du verstehst selbst nicht, was du sagst!"

„Ach — wenn du es doch nur einmal verstündest!" sagte sie schmerzlich und setzte sich wieder in ihren Stuhl zurück.

Sören Römer ging heftig im Zimmer auf und nieder. Endlich setzte er sich. Nachdem er lange geschwiegen hatte, sagte er ruhig:

„Wir müssen doch miteinander reden, Thorborg, es ist doch eine ernste Sache."

„Liebster, Liebster! Wäre es nicht das Beste, wenn ich von dir ginge? Ich würde dir nie wieder vor die Augen kommen. Und du fändest vielleicht Frieden — mit einer andern.

„Aber, Thorborg, wie kannst du nur so reden! Du sollst doch ein Kind haben!"

„Ach, wie bereue ich es, daß ich es dir gesagt habe!"

„Du mußtest es mir doch sagen."

„Ja, das meinte ich auch."

„Und du kannst doch nicht in Schande leben . . ."

„Liebster, wenn du doch nur einmal verstehen könntest! Das Kind — das habe ich doch nur bekommen, weil ich dich geliebt habe! Und glaubst du, daß ich

mich davor schäme, dich geliebt zu haben? Nichts hat mich so stolz und so glücklich gemacht wie das, — ja, es ist für mich das Leben gewesen. Ich habe ein Gefühl, als sei ich durch meine Liebe zu dir ein neuer Mensch geworden."

„Aber wir müssen doch als Eheleute getraut werden . . ."

„Ich verlange keine Ehe für meine Liebe. Und auch nicht für das Kind. Laß mich gehen. Ich will mein Kind mit Stolz ernähren, und ich will mit ihm leben und es mit Stolz erziehen. Denn es ist ja dein Kind! Du hast es mir ja gegeben! Kann ich etwas Besseres besitzen als ein Kind von dir!"

„Aber Gottes heilige Gesetz! Und das Urteil der Menschen!"

„Aus dem Urteil der Menschen mache ich mir nur wenig. Das pflegt ein schlechtes Urteil zu sein."

„Aber Gottes Gesetz und Verordnung . . ."

„Gottes Gesetz! Ich bin wohl nicht so bange vor Gott wie du. Wenn ich mit meinem Kinde zu Gott komme und ihm sage, daß ich es von dir bekommen habe, weil du mich so sehr geliebt hast, daß ich ein Kind von dir bekam, — glaubst du, daß Gott dann noch mehr fragen wird?"

„Gott hat die Ehe eingesetzt."

„Ja. Aber wenn du nun nicht so viel Liebe hast . . ."

„Thorborg! Habe ich keine Liebe?"

Er erhob sich und ging zu ihr hin. Sie lag mit geschlossenen Augen hintenübergelehnt im Stuhl. Er legte sich vor ihr auf die Knie und ergriff ihre Hände.

„Habe ich keine Liebe?" flüsterte er.

„Ja, ja — ja! Aber — ich bin so bange geworden!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In einer Mitternachtstunde im Monat März schimmerte gedämpftes Licht durch die Fenster der Maasvärer Kirche.

Der Pfarrer Sören Römer wurde mit Thorborg Steenbuk getraut.

Der Pfarrer aus der Nachbargemeinde — aus Nyborg in Finmarken — war am Mittag nach einer anstrengenden Reise in Maasvär angelangt. Auf Pastor Römers Wunsch wurde die Trauung zu dieser ungewöhnlichen Zeit verrichtet.

Es war niemand in der Kirche außer den beiden Zeugen, nämlich dem Küster und dem Kaufmann Foksen.

Leer und dunkel lag die Kirche da. Nur auf dem Altar brannten Lichter.

Als die Handlung vorüber war, dankte das neuvermählte Paar dem fremden Pfarrer und begab sich nach dem Pfarrhause hinüber.

Der Pfarrer aus Nyborg ging mit Herrn Foksen, bei dem er übernachten sollte, bis er am nächsten Morgen die Rückreise nach Finmarken antrat.

Und der Küster löschte die Altarlichter aus, schloß die Sakristeitür und ging allein nach Hause in dem stillen, frostklaren Mondschein.

Der Schnee knirschte unter seinen einsamen Schritten.

* * *

Langsam und zögernd zog sich der Winter aus dem Lande zurück. Der Nebel hing tief zwischen den Bergen und erfüllte die Luft mit einem eisigen Staubregen. Auf Hügeln und in Tälern lag der Schnee in zähen Klecksen zwischen schwarzen, nassen Steinen oder nassen, sickernden Mooren, in denen das Leben noch nicht erwacht war.

Ohne Glanz oder Freude schlichen die Tage dahin, bis endlich, tief in den Juni hinein, kein Schnee mehr unter den Bergen zu sehen war, und man sagen mußte, daß es jetzt Sommer sei, da ja auch das Birkengestrüpp grün dastand und Gras und Heidekraut sproßten.

Aber der Nebel lag wie ein niedriger Deckel über Meer und Land, und die Tage waren sonnenlos und kalt.

Unter dem Felsabhang dicht hinter dem Küchenausbau am Pfarrhaus zu Maasvär lag noch eine schmutzige, halsstarrige Schneewehe, und Peder hackte und schaufelte und fuhr auf der Schubkarre weg; es ging langsam, von einem Tag zum andern, denn der alte Schnee war hart wie Kieselstein. Aber weg mußte er, da er Eiskälte über das Haus verbreitete und auch unter die Fliesen und in den Keller hineinsickerte.

Der Garten vor dem Hause lag zerzaust und unbestellt da, und auch in diesem Jahre hatte niemand daran gedacht, das Gitter zu malen. Die Ebereschen waren noch weit zurück und die Blätter waren klein; der Star baute ja schließlich sein Nest, aber ohne Fröhlichkeit und den gewohnten Spektakel. Auch auf der Treppe saß niemand in Heiterkeit und Traulichkeit. Ja, es war nur selten ein Mensch auf dem Wege zum Pfarrhaus hinauf zu sehen. Verlassen und abgeschlossen lag das unter seinem Rasendach, das in diesem Jahr gar nicht recht grün werden oder blühen wollte wie sonst.

Ende Juni kam die Pfarrersfrau nieder.

Diese oder jene Frau aus der Umgegend kam, erkundigte sich nach dem Befinden und begrüßte Mutter und Kind. Von Madame Foksen kam Essen für die Wöchnerin; sie selbst kam nicht.

Sonst war es still und leer im Pfarrhause wie vorher.

Als sich dann in der Ferienzeit das Handelshaus auf Maasvär mit den gewohnten Gästen füllte, übte das Pfarrhaus nicht mehr die Anziehungskraft wie einstmals auf sie aus. Man kam wohl und sagte Guten Tag und gratulierte. Aber das war auch alles. Es war auch draußen noch immer so kalt und so trübe, daß man sich am liebsten innerhalb der vier Wände, in Madame Foksens warmen Zimmern, aufhielt. — — —

Von der Pfarrersfrau selbst sah man nichts. Nachdem sie wieder außer Bette war, konnte man sie wohl hin und wieder einmal im Garten oder in der Nähe des Hauses sehen, aber unter Menschen kam sie nicht.

Auch der Pfarrer hielt sich zu Hause, soviel er konnte. Er ließ es bei seinen pflichtschuldigen Reisen nach den Filialgemeinden bewenden. Die Andachten und Schulinspektionen hatten ein Ende. Wer etwas von ihm wollte, mußte sich nach dem Pfarrhaus auf Maasvär bemühen oder ihn nach dem Gottesdienst aufsuchen. Er ging nicht wie früher an Land und kehrte ein, wo er vorüberfuhr und wo er wußte oder glaubte, daß jemand Trost oder Freude von seinem Besuch haben könne.

Er strich mit seinem Boot am Ufer und am Strande entlang, hastig und ohne sich umzusehen, wie jemand, der die Leute scheute oder sich schämte. Die Geschäfte nach dem Gottesdienst erledigte er so schnell und so kurz wie nur möglich — und fuhr dann denselben Weg wieder zurück, den er gekommen war.

Thorborg saß mit ihrem Kinde da und sah ihn an.

Sie sah, daß er unter der Schande litt. Das Kind, das drei Monate nach ihrer Trauung in der Kirche geboren war, sah er kaum an. Scheu und still hielt er sich dem Kinde und ihr fern in seinem Studierzimmer.

Sie sah, daß er unter der Stille im Pfarrhause litt, darunter, daß niemand dorthin kam, daß es gewissermaßen von allen Leuten in Acht und Bann getan war und einsam auf dem Hügel dastand.

Sie wußte, daß er schmachbeladen unter den Menschen in der Gemeinde herumschlich, daß ihre stumme Zurückhaltung ihn quälte ...

Und in ihrer Einsamkeit fühlte sie eine tiefe Furcht in ihrer Seele aufsteigen. War er denn nicht der Mann, für den sie ihn gehalten hatte? War er nicht im Grunde seines Wesens von der großen, ernsten und starken Art, die sich doch schließlich, im Bunde mit dem ewigen Gott, hoch über die niedrigen und kleinlichen Dinge dieser Welt erhoben?

Sie hatte gewartet — und gewartet.

Zuerst die Trauung. Vielleicht war das die Schwelle, die er überschreiten mußte, um ganz frei und ruhig er selbst zu werden. . . .

In stummer Enttäuschung hatte sie sich seinem Willen gebeugt und die Trauung in der Nacht vor sich gehen lassen, wo niemand ihren Zustand sah, dessen er sich schämte.

Dann das Kind. Ach, wenn das erst kam — !

Und es kam.

Sie wartete und wartete. Woche auf Woche. Dann fragte sie ihn eines Tages — mit zitternder Stimme, ob er nicht daran gedacht habe, daß das Kind getauft werden müsse?

„Ja — ja, Thorborg, natürlich —"

„Du meinst vielleicht, daß wir auch die Kindtaufe — in der Nacht abhalten sollen?"

„Nein, nein . . ."

Sie wartete und wartete. Und ihre Angst nahm zu. Hatte sie sich in ihm geirrt? Oder — war etwas in seinem Innern geknickt? — — —

Sie dankte ihm warm, als er eines Tages im August kam und ihr sagte, daß er das Kind zur Taufe am nächsten Sonntag in der Kirche eingetragen habe.

Und der Sonntag kam als der erste strahlende Vollsommertag. Die Sonne sengte und die Bucht lag warm und blau zwischen dem Strande und den grünen Birkenhängen am gegenüberliegenden Ufer. In Familiengruppen kam die Eidergans aus allen kleinen Buchten und Einschnitten zum Vorschein, der Kehlfisch sprang und die Möwen flogen weiß und geräuschlos.

Die Glocke tönte vom Kirchturm herab, so weit ihr Klang reichte, in den stillen, lauschenden Morgen hinein, und ein Boot nach dem andern mit Kirchgängern glitt um die Fischerspitze und die Landzunge herum.

Und den Hügel hinauf kamen die Kirchgänger, langsam und in ihren besten Kleidern, begrüßten einander und priesen das schöne Sommerwetter.

Aus dem Handelshause kam die ganze Familie Foksen mit Gästen. Es war eine ganze Schar, hauptsächlich Frauen.

Herr Foksen sollte zusammen mit dem jungen Anton Juhl aus Kjelnäs Gevatter stehen. Anton Juhl war am Tage vorher gekommen und wohnte bei Foksens. Die beiden Männer waren im Pfarrhaus gewesen, und am Nachmittag hatten sie sich einschreiben lassen. Wer die weiblichen Paten waren, hatten sie nicht erfahren können.

(Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 1. Mai 1910.

(Zentrum und Kali-Arbeiter. — Kalipreise. — Wertzuwachssteuer. — Das Preußische Wahlrecht. — Die Stellung des Reichskanzlers. — Elsaß-Lothringen.)

Das politische Leben der vergangnen Woche zeigte mit besondrer Schärfe, wie sehr alle an der Politik beteiligten Faktoren bestrebt sind, bereits durch ihre gegenwärtig getroffnen Entscheidungen und Maßnahmen auf die im Jahre 1911 kommenden Reichstagswahlen hinzuwirken. Die Regierung strebt den Ausgleich der bürgerlichen Parteien mit Einschluß des Zentrums an, um die Sozialdemokratie um so wirksamer bekämpfen zu können; die bürgerlichen Parteien treten mit allerhand Forderungen auf, die sonst nur auf dem Wunschzettel der sozialdemokratischen Partei stehn, hauptsächlich um später den Massen im Wahlkampf sagen zu können: Seht, wie wir um euer Wohlbefinden besorgt sind! Das Zentrum hat mit seiner Forderung in der Kalikommission, den in der Kali-Industrie beschäftigten Arbeitern solle eine Beteiligung am Reingewinn über den Lohn hinaus zugesichert werden, den Anfang gemacht, und den andern bürgerlichen Parteien bleibt eben im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen scheinbar nichts andres zu tun übrig, als diesem Antrag ihre Sympathien auszudrücken. Das ist denn doch ein höchst gefährlicher Weg, auf den unsre industrielle Entwicklung geleitet werden soll. Wenn die Beteiligung der Arbeiter am Gewinn durch einen Gesetzgebungsakt erst prinzipiell in einem Industriezweige eingeführt ist, dann wird die notwendige Folge sein, daß sie auch für andre Zweige nachdrücklich gefordert werden wird. Dann aber wird die Lage sowohl der Regierung wie der Unternehmer gegenüber den Fordernden erheblich schwieriger wie heute sein. Denn man wird einem Teil der Industriearbeiter nicht gut abschlagen können, was man einem andern zugebilligt hat. Überdies ist grade die Kali-Industrie durch die Zusammensetzung ihrer Arbeiter am allerwenigsten geeignet, in diesem Punkte bahnbrechend aufzutreten. Der Arbeiterstamm der Kali-Industrie zeichnet sich weder durch eine besondre Bildung, noch durch eigenartige, die Produktion beeinflussende Vorbildung oder durch individuelle Eigenschaften aus, die ihn über die Masse der andern Arbeiter hinausheben möchten. Wir meinen, die Regierung sollte sich nicht auf einen Weg drängen lassen, der in seinen Konsequenzen unübersehbar ist. Möge vorerst die Privatindustrie den Weg beschreiten, der hier vorgeschlagen wird. Besonders die katholischen Zentrumswähler aus der Industrie, soweit sie selbst Unternehmer sind, mögen durch ihr Vorgehn auf ihren eignen Werken zeigen, daß es ihnen mit der Sache ernst ist und daß ihnen die Sache nicht nur ein billiges Agitationsmittel gegen die andern Parteien darstellt. Billig ist das Agitationsmittel aber deshalb, weil es in einem Gebiet angewendet wird, wo die katholischen Zentrumswähler aus den Unternehmern keinen Nachteil davon haben können, — nämlich weil es dort keine gibt!

Anders steht es mit dem Antrag, der die Preise auf Kalidüngemittel zugunsten der heimischen Landwirtschaft auf einer möglichst niedrigen Stufe fixieren möchte. Für diesen Antrag sollten alle bürgerlichen Parteien eintreten, denn hier ist ein Mittel gegeben, das unsre Landwirtschaft gegenüber der andrer Staaten leistungsfähiger macht. Wir meinen sogar, die Reichsregierung hätte sofort nach Bekanntwerden der Nützlichkeit des Kali, eine Ausfuhr dieses Erzeugnisses erschweren und eine Politik einschlagen sollen, die auf Monopolisierung durch das Reich hinzielte. Noch jetzt erscheint uns der Weg gangbar. Sollten gegen diesen Vorschlag schwerwiegende Gründe sprechen, die wir nicht übersehn, so meinen wir, sollte es den

landwirtschaftlichen Genossenschaften, Konsumvereinen usw. gegebenenfalls mit Hilfe des Reichs ermöglicht werden, die gesamte Kali-Industrie als Monopol zu erwerben. Jedenfalls dürfte Kali nicht zu den Landeserzeugnissen gehören, die als Ausfuhrgut in erster Linie dazu dienen, Gold ins Land zu ziehn, das nicht der Landwirtschaft, sondern andern Gewerben zugute kommt. Der Export von Kalisalzen müßte um so mehr unterbunden werden, als er sogar indirekt Veranlassung zur Verteuerung der landwirtschaftlichen Produktion wird — z. B. dadurch, daß immer neue Werke entstehn, die, lediglich für den Export arbeitend, in steigendem Maße Arbeitshände absorbieren und Kapitalien festlegen. Selbstverständlich müßten die Privatunternehmer, die durch ihre Energie, ihren Fleiß und ihre Intelligenz der Landwirtschaft das Kali förmlich aufgezwungen haben, für ihre bisherigen Leistungen entsprechend entschädigt werden. Wer sich für die Kalifrage näher interessiert, sei auf den Beitrag des Herrn Hink in diesem Heft Seite 211 bis 216 hingewiesen, der sich allerdings auf den Boden des Kalisyndikats stellt.

Auch die Einbringung eines Entwurfs, der die Erhebung der Wertzuwachssteuer für das Reich fordert, wird agitatorisch ausgebeutet. In dieser Frage stehn einander wieder einmal der befestigte und bewegliche Besitz scharf getrennt gegenüber. Jeder von beiden ist bestrebt, dem andern den Gewinn am Wertzuwachs möglichst zu schmälern, um selbst bei der neuen Steuer möglichst glimpflich davonzukommen. Wir hoffen, daß das wichtige Gesetz in einer Fassung zustande kommen wird, die es zu einer gerechten Maßnahme machen kann. Der vorliegende Entwurf und die darangehängten Anträge zeigen indessen, daß man sich in den maßgeblichen Kreisen noch nicht darüber einig ist, was als gerecht aufgefaßt werden könnte. Infolgedessen dürfte auch die Verabschiedung des Entwurfs vor den Ferien kaum zu erwarten sein.

Unter dem Eindruck kommender Wahlen stehn auch die geheimen und öffentlichen Verhandlungen in der preußischen Wahlrechtsfrage. Der Beschluß des preußischen Herrenhauses vom 29. April hat zwar durch die Annahme des von der Regierung empfohlenen Kompromißantrags Schorlemer eine gewisse Entlastung der politischen Atmosphäre gebracht. Aber die Erleichterung betrifft doch nicht in erster Linie die Gesamtlage. Zunächst kann eigentlich nur die Regierung ein wenig aufatmen. Denn sie kennt nunmehr ihre Bundesgenossen und diese wieder wissen, was die Regierung will. Es steht nun zu hoffen, daß sich der Regierung bald die Möglichkeit eröffnen wird, stärker und individueller auf den Gang der Politik einzuwirken, als wie es seit dem Abgange des Fürsten Bülow leider der Fall war. Das Herrenhaus hat sich somit ein wichtiges Verdienst um das Land erworben, als es sich auf den Standpunkt der Regierung stellte, und allen den Männern, die sich an dem Einigungswerk beteiligt haben, gebührt Dank. Auch ein großer Teil der Konservativen hat sich wieder auf dem Platz neben der Regierung eingefunden, der für sie der natürlichste ist. Sie haben damit schwere Fehler der vergangnen Monate wenigstens zum Teil ausgeglichen und die preußische Politik kann dadurch nur an Stetigkeit gewinnen. Dieser Teil verkündet durch den Mund der „Kreuzzeitung", daß er auch im Landtage für die Vorlage, wie sie aus dem Herrenhause verabschiedet wurde, eintreten werde. Leider handelt es sich zunächst nur um einen Teil der Deutsch-Konservativen, denn der agrarische Flügel dieser Partei steht, wenn wir der „Deutschen Tageszeitung" Glauben schenken dürfen, dem Entwurf auch in der gegenwärtigen Fassung feindlich gegenüber. Es hängt somit zunächst noch nicht von den Nationalliberalen und dem Zentrum ab, ob der Entwurf im Landtage durchkommt, sondern von der Stellung, die Herr von Heydebrand seinem Gefolge vorschreibt. Was

aus der Vorlage wird, läßt sich also auch heute noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Einstweilen sind einige geschickte Persönlichkeiten am Werk, die Widerstrebenden auf den richtigen Weg zu führen, über dem die Devise steht: Das Vaterland über der Partei!

Dabei ist freilich noch ein Faktor zu berücksichtigen. Wird der Ministerpräsident an seinem Ultimatum vom 27. April festhalten oder wird er sich schließlich doch einer dem Entwurf feindlichen Mehrheit unterwerfen? Wir wollen an den Worten des Herrn von Bethmann Hollweg nicht zweifeln. Aber wir glauben doch einen Eindruck nicht verschweigen zu dürfen, den die Rede des Ministerpräsidenten auf einzelne Mitglieder des Herrenhauses und uns selbst gemacht hat. Die Rede und die Verhandlungen vom 27. April erweckten den Eindruck, als käme es den am meisten beteiligten Faktoren eher darauf an, der Vorlage ein ehrenvolles Begräbnis zu bereiten, als wie sie durchzubringen. Das Auftreten des Herrn Ministerpräsidenten am 27. April hat diesen Eindruck eher bestärkt als gemildert. Es soll damit nicht wiederholt werden, was der Oberbürgermeister von Königsberg, Herr Körte, der Regierung sagte, daß sie nämlich der Vorlage ohne inneres Interesse gegenüberstehe. Die leidenschaftslose Kühle, mit der Herr von Bethmann den Regierungsstandpunkt vertrat, harmonierte nicht mit den Worten, die er anwandte. Es fehlte jene Zuversicht in Ton und Gebärde, die Schwankende und sogar Widerstrebende mit sich reißt. Bethmann Hollweg sagte seine Rede her, als entledige er sich damit einer ungern getragenen Verpflichtung. Die Rede war ein Ultimatum, — gewiß, aber kein solches, dessenwegen bis aufs Messer gekämpft werden sollte. Der Herr Ministerpräsident führte keine neuen Argumente ins Feld, um die Vorlage zu stützen, sondern tat lediglich kund, was er haben wolle und was nicht. Es scheint uns da doch mancher Gedanke aufkommen zu müssen, der uns die Zukunft in keinem rosigen Lichte erscheinen läßt.

Wir sehn deshalb auch mit nicht geringer Besorgnis auf die Entwicklung der Elsaß-Lothringer Frage. Die reichsländischen Abgeordneten fordern die Autonomie. Daneben wirkt eine französisch-nationalistische, eine elsässisch-nationalistische und eine freisinnig-internationale Propaganda. Die Regierung will dem Drängen nach Autonomie nachgeben und die Wünsche des eingewanderten deutschen Elements, die wir in Nummer 17 veröffentlichten, nicht berücksichtigen. Wir vermissen bei dieser Angelegenheit auch wieder eine sachgemäße Hinzuziehung der Presse. Elsaß-Lothringen ist mit dem Blute unsrer Väter zurückerobert, daher haben wir als Erben nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, über dem Schicksal des Landes zu wachen, daß es deutsch bleibe.

Die Deutsche Tageszeitung verteidigt uns gegen die Auffassung der Magdeburgischen Zeitung, daß wir ein „konservatives" und „offiziöses" Organ seien. Wir danken dem Bündlerblatt für die Reklame, die es dadurch für uns in liberalen Kreisen bewirkt. Aber wir bedanken uns auch für die Freundschaft von Leuten, die so skrupellos mit ihren Lesern umspringen, wie die Männer der Deutschen Tageszeitung es zu tun belieben. „Die Grenzboten", heißt es, „sind nicht konservativ und wollen nicht konservativ sein. Ihre beiden Herausgeber haben bisher in der Hauptsache für mittelparteiliche, ja (entsetzlich!) für freisinnige Blätter geschrieben." — Zunächst ist es ein Verstoß gegen den journalistischen Anstand, Personen in die Politik hineinzuziehen, die damit nichts zu tun haben. Im übrigen betrachten die Grenzboten es als eine Ehre, von anständigen Blättern sowohl als konservativ wie als liberal angesprochen zu werden, da ihnen dadurch bescheinigt wird, daß sie sich über den Parteien halten. Aber sie

wehren sich dagegen, mit den „Konservativen der Deutschen Tageszeitung“ in einen Topf geworfen zu werden. Diese Konservativen sind tatsächlich Demokraten und Materialisten schlimmerer Art als die Sozialdemokraten. Die Sozialdemokraten sind wenigstens ehrliche Feinde der bestehenden Gesellschaftsordnung, die „Konservativen der Deutschen Tageszeitung“ dagegen heimliche, denen nur das engherzigste Klasseninteresse die Richtung weist. Im übrigen bedienen sie sich derselben Mittel gegen ihre Gegner wie die Sozialdemokratie: Terror! — Was nun die Offiziosität der Grenzboten anbetrifft, so sei auf unsre früheren Äußerungen hingewiesen, — im übrigen freuen wir uns, wenn unsre Anschauungen mit denen der verantwortlichen Regierung übereinstimmen. Wir möchten auch glauben, daß unsre Auffassung vom Wesen der Deutschen Tageszeitung nicht erheblich von der der amtlichen Kreise abweicht, bitten aber unsre Auslassung nicht als offiziös hinzunehmen.

Die körperliche Züchtigung in höheren Schulen. Die Sammlung der Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen enthält im 42. Bande Seite 221/222 ein Urteil des Reichsgerichts (II. Strafsenat) vom 2. März 1909, das sich mit dem Züchtigungsrecht der Lehrer an den höheren Schulen Preußens befaßt. Da gesetzliche Bestimmungen über die Schulzucht in höheren Schulen nicht bestehen, so geht das Reichsgericht auf die Grundsätze zurück, die sich aus dem Erziehungszweck der Schulen im allgemeinen ergeben. Es erkennt an, daß die Berechtigung und Verpflichtung der Lehrer zur Erziehung sowie die Rücksicht auf die Erhaltung von Ordnung in der Schule die Zulässigkeit von Ordnungs- und Disziplinarstrafen erheischen. Grundsätzlich verneint es aber die Statthaftigkeit von körperlichen Züchtigungen gegenüber Schülern der Untersekunda höherer Lehranstalten (z. B. Realgymnasien).

Das Urteil des Reichsgerichts erscheint nicht unbedenklich, zunächst schon deshalb, weil es zweifelhaft ist, ob die tatsächlichen Voraussetzungen, von denen es ausgeht, ohne Ausnahme für die Untersekunda von humanistischen und Real-Gymnasien zutreffen. Das Reichsgericht meint, eine Züchtigung, die für Kinder in den niederen Schulen passe, sei auf „Jünglinge“ („junge Leute“) von Bildung nicht anwendbar.

Aber abgesehen davon ist die Ansicht zu bekämpfen, daß die Schule in Untersekunda überhaupt nicht das Recht haben soll, eine Körperstrafe anzuwenden. Die Gymnasiasten und Realgymnasiasten unterscheiden sich vielfach nach ihrer häuslichen Erziehung nicht wesentlich von gewerblichen, z. B. Handwerks-Lehrlingen, denen gegenüber auch das Reichsgericht in den Fortbildungsschulen die Vornahme körperlicher Züchtigungen gestattet. Man mag zugeben, daß die Fälle, in denen bei einem fünfzehnjährigen Gymnasiasten eine körperliche Züchtigung in der Schule erzieherisch angebracht ist, sehr selten sein werden. Aber es kommen Fälle vor — z. B. Fälle grober Unbotmäßigkeit —, in denen sie keinen Ersatz durch andere Schulstrafen findet. Deshalb erscheint ihre grundsätzliche Ausschließung in bestimmten Schulklassen nicht angängig.

Ob man körperliche Züchtigung überhaupt bei der Erziehung der Jugend verwenden soll, darüber gehen die Ansichten auseinander. Ich glaube aber, daß der weit überwiegende Teil des deutschen Volkes sich zugunsten jenes Erziehungsmittels entscheidet. Bei Beurteilung der Frage darf man gelegentlichen traurigen Vorkommnissen kein großes Gewicht beilegen. Gerade der Umstand, daß man auf eindringliche Strafen mehr und mehr verzichtet, ist geeignet, den traurigen Vorkommnissen — Schülerselbstmorden — Vorschub zu leisten. Durch die allzu

zarte Behandlung wird das Gemüt verweichlicht; und wir erleben es daher, daß selbst ein scharfes, aber innerlich begründetes Wort des Tadels aus dem Munde des Lehrers einen überspannten Schüler zum Selbstmorde treiben kann. — In öffentlichen Schulen darf auch die Rücksichtnahme auf den einzelnen Schüler nicht übertrieben werden. Gewiß soll das Streben der Lehrer dahin gehen, den einzelnen Schüler möglichst in seiner Individualität zu erfassen und zu bilden. Aber dieser Möglichkeit sind Grenzen durch den Gemeinschaftsunterricht und die durchschnittliche Befähigung der Lehrer gezogen. Selbst der befähigtste Lehrer und Erzieher kann in einer stark bevölkerten Schulklasse leicht in die Lage kommen, mit Strenge vorgehen zu müssen, noch viel leichter der mittelmäßig begabte Lehrer. Gerade in der jetzigen Zeit, in der viele verderbliche Einflüsse auf ein Schwinden der Autorität in fast allen Lebenslagen hinarbeiten, ist es notwendig, in der Schule die Autorität des Lehrers zu betonen und zu schützen. Und das gilt nicht nur von den Volksschulen, sondern auch von den höheren Schulen, in denen jene Kräfte herangebildet werden, die einst zur Leitung des Volkes bestimmt sind. Gerade die Leiter des Volkes müssen in der Jugend Autorität erfahren, gehorchen gelernt haben, damit sie selbst Gehorsam von anderen zu verlangen verstehen und fähig sind, Autorität geltend zu machen.

Fehlt es bisher an gesetzlichen und Verwaltungsbestimmungen über die Ausübung der Schulzucht in höheren Schulen, so wird es vielleicht Sache der Unterrichtsverwaltung sein, entsprechende Verordnungen zu erlassen. Ich glaube, die große Mehrzahl der deutschen Väter wird mir darin beistimmen, daß den Lehrern das Recht körperlicher Züchtigung ausdrücklich eingeräumt werden muß. In Englands Schulen dient der Stock als Erziehungsmittel bei Zöglingen bis zu achtzehn Jahren. Sollte in Deutschland eine körperliche Züchtigung wirklich dem Vierzehn- und Fünfzehnjährigen, selbst Sechzehnjährigen — in geeigneten Fällen — Schaden bringen? Ich glaube es nicht! Das Ehrgefühl können Schläge nur dann gefährlich treffen, wenn sie als etwas ganz Unerhörtes gelten. Das ändert sich aber mit dem Augenblick, in dem sie durch die Schulordnung als ordentliches Strafmittel eingeführt werden. Besäßen unsere höheren Schulen irgendeine wirksame Schulstrafe, so könnte in nicht ganz seltenen Fällen von der Anwendung anderer Abwehrmittel, insbesondere der Verweisung eines Schülers von der Schule, abgesehen werden. Die mehr oder weniger rücksichtsvolle Handhabung von gewissen Erziehungsgrundsätzen wirkt im späteren Leben der Schüler sicherlich nach. Vielleicht bewirkt die weniger rücksichtsvolle Erziehung der jungen Engländer, daß sie als Erwachsene im Leben nicht die Sentimentalität und Rücksichtnahme kennen, welche die Deutschen — zum Schaden des Deutschen Reiches — im allgemeinen auszeichnet.

Eben lese ich in einer Tageszeitung, daß zufolge Verfügung eines Provinzialschulkollegiums (für höhere Schulen) auch Schüler der drei unteren Klassen nicht ohne Wissen des Direktors und Ordinarius körperlich gezüchtigt werden dürfen und daß Schläge an den Kopf unter allen Umständen verboten sind. Dem letzteren Verbot wird man unbedenklich zustimmen können. Daß aber eine Erlaubnis des Direktors notwendig ist, wenn ein Lehrer es für angebracht hält, einem Sextaner, Quintaner oder Quartaner einmal die Höschen stramm zu ziehen — an einem Körperteil, an dem notorisch nicht leicht Schaden gestiftet wird —, will wenig einleuchten. Es ist überhaupt verderblich, wenn Schüler wissen, daß der „Herr Direktor" zwischen ihnen und dem Lehrer steht.

Schließlich darf man die persönlichen Interessen der Lehrer auch nicht ganz außer acht lassen. Es fragt sich nämlich: Was soll und darf ein Lehrer tun,

um sich vor offenbaren Frechheiten von Schülern mittleren und gereifteren, oder auch jungen Alters zu schützen? Solche Frechheiten, welche Beleidigungen des Lehrers enthalten, kommen in den höheren Schulen vor. Sie wirken um so verletzender, als sie von Kindern sogenannter anständiger Eltern ausgehen. Gibt man dem Lehrer in geeigneten Fällen hier kein Züchtigungsrecht, so kann ihm — unter Umständen wenigstens — das Recht der Notwehr denselben Weg weisen, nämlich den einer mäßigen Züchtigung. Und versagt auch dieses Recht, so wird der Lehrer befugt sein, Strafantrag bei Gericht zu stellen. Zulässig würde vielfach eine gerichtliche Strafverfolgung sein. Und mancher Vater, der heute sein dreizehn-, vierzehn- oder selbst fünfzehnjähriges Söhnchen recht sehr gegen vermeintliche Übergriffe des Lehrers in Schutz nimmt, würde vielleicht schnell eine Lektion mit dem Rohrstock den Scherereien und Unannehmlichkeiten eines öffentlichen Strafprozesses vorziehen. Jurist

„Die heilige Einfalt." Novellen von Clara Viebig. E. Fleischel u. Co. 1910.

Paul Heyse ist an seinem achtzigsten Geburtstag ausgiebig und mit aller Berechtigung als Meister der Novelle gepriesen worden. Wie er dem Decamerone des Boccaccio die gestraffte und in sich abgeschlossene Handlung, das zentrale merkwürdige und einprägsame Begebnis: den „Falken" nachgebildet hat, wie er über die Italiener hinausgewachsen ist, indem er neben die äußere Handlung eine innere setzte, dem schönen Gefäß altitalienischer Novellistik bedeutenden seelischen Gehalt gab — das ist in hundert Blättern erörtert worden. Liest man Clara Viebigs jüngsten Novellenband, so wird man erkennen, daß der von Heyse betretene Novellenpfad höher hinaufführt, als ihn der alte Meister verfolgt hat, und daß es der Dichterin in ihrer reifen Kunstübung mehrmals geglückt ist, ein bedeutendes Stück weiter aufwärts zu wandern. Dies mag nun sehr befremdlich klingen: die rücksichtslose Realistin, die vor keiner Häßlichkeit bangende Naturalistin neben dem Hüter der reinen Schönheit, und nun gar über ihm und noch dazu auf seinem eigensten Felde, auf einem Gebiete, das nicht nur dichterische Gestaltungskraft, sondern auch äußerste Formstrenge erfordert. Und dennoch ist es so und soll bewiesen werden.

„Der Käse", eine von den sieben nicht gleichwertigen Geschichten des neuen Bandes, handelt von italienischen Bahnarbeitern in Clara Viebigs heimatlicher Eifel. Der brave Luigi Torpiglia spart jeden Groschen und schickt ihn der Frau nach Hause. Dafür beglückt ihn die Dankbare mit einem großen Käse, einem richtigen „Formaggio d' Italia". Den teilt Luigi mit seinem tückischen und neidischen Kameraden Lippo. Als aber Lippo mehr als die ihm früher versprochene Hälfte begehrt, wird sie ihm heftig verweigert, es kommt zu einer Prügelei im Wirtshaus, bei der die Eifelbauern für Luigi Partei ergreifen und den Störenfried Lippo hinauswerfen. Der Rachsüchtige stürzt in voller Wut noch einmal in die Schänke und versetzt Luigi einen sofort tötenden Messerstich. Die Geschichte ist so straff gebaut, so in sich geschlossen wie die Novellen Paul Heyses, der Käse spielt genau so die Falkenrolle, wie das in Heyses „Arrabbiata" der Biß in die Hand tut. Aber dies sei doch nur das Äußerliche der Heyseschen Technik, könnte man einwenden; deshalb sei die Handlung doch roh und unschön. Versteht man unter „schön" nur das Sanfte, Geglättete, so hat das zweite Tadelwort volle Berechtigung. Clara Viebig glättet nichts, weil sie ihre Menschen mit voller Schärfe zu zeichnen liebt. Aber um alle Roheit wird die Erzählung durch ihren tiefen und zarten Seelengehalt gebracht. Luigis Verhältnis zu den Seinen ist als ein kindlich

schönes gezeichnet; der Mörder Lippo erscheint nicht als krasser Bösewicht, sein Neid hat etwas Rührendes, weil es der Neid des einsamen, ungeliebten und liebebedürftigen Menschen auf einen an Liebe reicheren ist. Damit scheint mir die Gleichwertigkeit dieser Erzählung mit den besten Heyseschen Novellen gegeben. Worin aber besteht nun ihr Überragen? Das kulturell Wertvolle der scharfen Gegenüberstellung italienischer und deutsch-bäuerischer Eigenart, wie es in dieser Geschichte mit kunstvoll wenigen Strichen nebenher geboten wird, trifft man auch in mancher Hervorbringung Heyses. Aber eines findet sich wohl niemals bei Heyse und findet sich wieder und wieder bei Clara Viebig. Als Luigi den Käse erhält, da begründet die Dichterin derart seinen Jubel: „den Käse der Heimat! den Käse, den er gegessen hatte, solange er denken konnte ... den sie schmausten daheim zum roten Wein. Den Käse, den sie bereiteten aus der Milch der Ziegen, die da klettern auf den beglänzten Bergen am blauen Meer ... den Käse, bei dem sie ihm „Felicissima notte" zugetrunken hatten an seinem Hochzeitsmahl ...". Hier ist ganz offenbar mehr vorhanden als nur ein seelisches Bedeuten des scheinbar unpoetischen Geschehnisses für den einzelnen. Hier greift die Dichterin über die Gestalt des armen Erdarbeiters hoch hinaus, gibt sie in einem jähen Aufschwung ein Allgemeines, verkörpert sie das halb dumpfe und doch so starke Heimatgefühl schlichter, einfältiger Menschen, der „heiligen Einfalt" überhaupt. Sie darf diesen Flug ins Allgemeine wagen, ohne sich ins Unklare zu verlieren, weil sie ihn immer nur auf Augenblicke nach sorglichster Wanderung auf festem Boden unternimmt, weil sie nach ihm wieder zum festen Boden zurückkehrt. Sie überträgt damit auf die deutsche Novelle (wie sie es vorher schon auf den deutschen Roman übertragen hatte) das Beste, das eigentlich Wertvolle des Zolaschen Dichtens. — — Was ich an der einen Geschichte gezeigt habe, wird man stofflich anders, und doch im letzten Grunde gleich in mehreren Novellen des neuen Buches finden. Nur in den beiden letzten Geschichten, der „Wasserratte" und dem „Loos", ist der Aufschwung über das im alten Wortsinn Novellistische nicht so recht zu verspüren.

Victor Klemperer

Paracelsus. Wir befinden uns in einer merkwürdigen gottentfremdeten und doch wiederum an fruchtbaren religiösen Ideen und Empfindungen reichen Zeit, in einer Übergangszeit. Unzweifelhaft kann uns das Heil nur von einer positiven, dem realen Leben zugewandten Weltanschauung kommen, die nicht nur für den Ausnahmemenschen bestimmt ist. Insofern kann das Nietzsche, der im Grunde doch dem Leben abgewandte Abkömmling Buddhas keine Erfüllung, keine Erlösung bringen. Eher wiederum Christus, der milde und reine Mensch, die starke, sieghafte, von ihren Ideen, ihrem Wollen inbrünstig durchdrungene Persönlichkeit. Es gab schon öfter solche Zeiten in der Weltentwicklung. Ich erinnere nur an die Zeit der Aufklärung, an die Zeit Voltaires und Rousseaus. Auch im Mittelalter hat es entschieden derartige Strömungen gegeben, wie z. B. die Schriften der Mystiker beweisen, deren öffentliches Wirken auch vielfach ihrem Denken entsprach. Derartige Bewegungen gingen z. B. von den Franziskanern und Dominikanern aus. Der bekannte deutsche Mystiker Eckhart, dessen Schriften neuerdings wieder herausgesucht und neu herausgegeben werden, war ein Dominikaner. Sein Wirkungskreis — er war Revisor der Klöster — erstreckte sich fast über das ganze damalige Deutschland. Solch ein Zeitalter war auch das der deutschen Renaissance, des Humanismus, der Reformation. Die verschiedensten Ideen und Weltanschauungen wirkten auch damals und bewegten die Gemüter der Menschen, insbesondere der Gebildeten, der Gelehrten. Nicht nur der Protestantismus erstand damals, sondern

auch eine Wiedergeburt der griechischen Philosophie fand statt. Religiöse Empfindungen regten sich damals schon, die man später als theistische und pantheistische bezeichnet hat. Männer wie Erasmus von Rotterdamm und Sebastian Franck standen dem Katholizismus wie dem Protestantismus gleich kritisch gegenüber. Andere fanden in dem neuen religiösen Empfinden, im Naturgefühl, ihre Herzensruhe. Zu diesen gehört der vielgeschmähte und vielverkannte Theophrastus Paracelsus, der kein Zauberer, kein Charlatan, wie etwa Lascaris, Cagliostro u. a., war, sondern ein wahrhaft menschenfreundlicher Arzt und ein Naturforscher ersten Ranges, außerdem ein Philosoph und Theologe von höchster Originalität.

Vierhundertsechzehn Jahre sind seit seiner Geburt dahingegangen — Paracelsus wurde geboren am 10. November des Jahres 1493 — und dennoch berühren uns seine Ideen seltsam neu und modern. Ich möchte, bevor ich auf die Weltanschauung dieses Propheten und Märtyrers seiner Überzeugung eingehe, einen kurzen Überblick über sein an inneren Kämpfen, an Enttäuschungen, an Schmerzen und Sorgen reiches Leben geben (vgl. auch die vortreffliche Schrift über Paracelsus von Franz Strunz: „Theophrastus Paracelsus, sein Leben und seine Persönlichkeit. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte der deutschen Renaissance". Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig).

Theophrastus Bombast von Hohenheim war ein Abkömmling der alten württembergischen Adelsfamilie der Bombaste von Hohenheim, deren Stammschloß Hohenheim beim Dorfe Plieningen in der Umgebung von Stuttgart liegt. Sein Vater war der Gelehrte Wilhelm Bombast von Hohenheim, ein unter Abt Konrad von Hohensechberg in Einsiedeln ansässig gewordener Arzt. Theophrastus selbst wurde geboren in Einsiedeln. Unter seinen Lehrern werden genannt der hochgelehrte Polyhistor Johannes Trithemius (1462—1516), der zu den ersten deutschen Alchimisten des 15. Jahrhunderts gehörte, ferner der Chemiker Sigmund Füger von Friedberg, in dessen metallurgischem Laboratorium Theophrastus einen reichen Fond chemischer, mineralogischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse unzweifelhaft in sich aufgenommen hat. Wahrscheinlich bezog er dann die hohe Schule. Er hat in diesen Jahren, wie er selbst berichtet, in Italien, Frankreich, Spanien, England, ganz Österreich und den östlichen deutschen Marken Erfahrungen über die verschiedenen Arzneien gesammelt, wobei er oft zweifelhaft wurde über den Wert derselben. Dennoch hat ihn diese Wissenschaft immer wieder angezogen. Er gelangte zu der Überzeugung, daß der Arzt durch die verschiedensten Länder gewandert sein müsse, um die verschiedenen Krankheiten und ihre Heilmittel richtig erkennen zu können, und daß die Krankheit individuell behandelt werden müsse. Mit dieser Überzeugung widersprach er durchaus der herrschenden Meinung, die nicht an die Heilkraft eigentlicher Arzneien, die aus pflanzlichen und mineralischen Substanzen gewonnen wurden, glaubte, vielmehr den Verlauf der Krankheit abhängig machte von der richtigen und genauen, stets gleichartigen Anwendung gewisser Manipulationen (wie Aderlaß, Schröpfen) und Abführungsmittel und von dem Gebrauch widersinnigster, zumeist aus Bestandteilen und Aussonderungen des tierischen, ja menschlichen Körpers gewonnenen Pulvern, Pillen und Mixturen. Wegen dieser Lehren wurde Paracelsus auch bald angegriffen, in Straßburg, von wo er sich 1526 nach Basel begab. Hier war er eine Zeitlang Universitätsprofessor und Stadtarzt. Hier, wo Erasmus, Oecolampadius, Hans Holbein d. J. längere Zeit geweilt hatten, herrschte der Geist der wiedererstandenen Antike. Paracelsus begann seine Tätigkeit als Universitätsprofessor mit einem Programm an die Studentenschaft, in welchem er sich scharf gegen das herrschende griechisch-

arabische System der Medizin aussprach. Aber auch hier waren der Andersgläubigen so viele, daß er schließlich aus der Stadt fliehen mußte. Er weilte u. a. dann in Nürnberg, wo er vielleicht mit Sebastian Franck, dem freisinnigen Theologen, verkehrt hat. Auch Andreas Osiander (1498—1552) ist zu Paracelsus in seiner Nürnberger Zeit in Beziehung zu bringen. „Im Dezember 1529", berichtet Strunz, „zog P., auf dem Wege gegen Regensburg befindlich, nach dem weltvergessenen Beritzhausen im Labertale. Hier reiften allmählich seine zwei persönlichsten Werke: „Paramirum" und „Paragranum". Sie sind der breite Untergrund seiner Philosophie und Medizin, für Hohenheims Naturwissenschaft und Begriffssymbolik sozusagen die dauerhafte und farbenkräftige Folie, die auf einen erfüllenden Gesamteindruck zusammenstimmt und abtönt. Das sind die zwei Bücher, an die man denkt, wenn überhaupt der Name Hohenheim genannt wird. 1531 weilte er in St. Gallen. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Salzburg, wo er am 24. September 1541 starb und auch begraben wurde."

Im Anschluß an seine Biographie des Paracelsus gibt Strunz in der genannten Schrift eine vortreffliche Charakteristik des Gelehrten, und zwar auf Grund des von dem hochverdienten Paracelsusforscher Karl Sudhoff neu erschlossenen handschriftlichen Materials. Etwas anderes ist die Charakteristik ausgefallen, die Emil Reiche in seinem Buch: „Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit" gibt (7. Band der Monographien zur deutschen Kulturgeschichte". Mit 130 Abbildungen nach den Originalen aus dem 15. bis 18. Jahrhundert. Verlag bei Eugen Diederichs in Leipzig). Diese letztere Darstellung ist gerade deshalb so interessant, weil sie nicht nur ein vortreffliches, wenn auch etwas dunkel gefärbtes Stimmungsbild von jener Zeit gibt, sondern eben auch den Paracelsus nicht in so hellem Lichte erscheinen läßt als die von Strunz. Es war in der Tat eine merkwürdige Zeit, in der Paracelsus lebte, von Licht und Finsternis in gleichem Maße durchflossen. Charakteristisch für sie ist, daß in ihr der Aberglaube noch so fest wurzelt, daß selbst hochbedeutende Vertreter des Humanismus, wie Trithemius und der Tübinger Poet und Professor Heinrich Bebel, sich fanatisch für die Hexenverbrennung ausgesprochen haben. Man muß bedenken, daß die griechische Philosophie nicht in reiner Form, nicht direkt von der Quelle unseren Vorfahren übermittelt wurde, vielmehr bereits durchsetzt von Irrlehren, von den noch halb mittelalterlichen Ideen der italienischen Humanisten. Eine Hauptrolle in diesem italienischen Platonismus spielt, wie Reiche mit Recht hervorhebt, die Dämonenlehre, durch welche der finstere Volksglaube an Teufel und Hexen neue Nahrung erhielt. Einen besonderen Einfluß aber übte die jüdische Geheimlehre der Kabbala aus.

So schreibt auch Paracelsus: „Lerne artem cabbalisticam, die schließt alles auf." Nach seiner Ansicht schwingt sich der siderische (Astral-) Leib des Menschen, wenn wir schlafen, zu seinen Vätern auf. Er hält Gespräche mit seinem Gestirn. „Auch nach dem Tode kehrt er wieder in die Gestirne zurück, sowie der Erdenleib in den allgemeinen Schoß des Irdischen." Im Menschen sind drei Welten vereinigt, die körperliche Welt, die unsterbliche Seele und die Astralwelt, deren Repräsentant der zeitige, siderische oder Astralleib ist. Dieser kann durch die Natur hindurchsehen wie durch Glas, die inneren Eigenschaften der Körper und alle Kleinigkeiten seiner Mitmenschen erschauen. „Es ist möglich, daß mein Geist ohne des Leibes Hilfe durch inbrünstiges Wort allein und ohne Schwert einen anderen steche oder verwunde", und „die strenge Imagination eines anderen wieder vermag auch zu töten" sind, wie Reiche hervorhebt, des Paracelsus eigene Worte. Man wird hierbei auch an gewisse Experimente moderner Hypnotiseure erinnert.

„Die Geschichten der Erden geschehen im Himmel, ehe dies auf Erden angegangen und geschehen ist. Als so einen träumt, das morgen geschieht, also läuft der Himmel vor und tut alle Werke, die nachher der Mensch auf Erden vollbringt" (Paracelsus). „Die Gestirne werden von Geistern höherer Art bewohnt, die die Schicksale der Menschen regieren. Was in der großen Welt, im Makrokosmos, der Jupiter, das ist Mikrokosmos im Menschen, der Quintessenz der großen Welt, die Lunge. Ebenso ist die Sonne das Herz, die Milz Saturn, die Nieren Venus usw. Nichts ist tot in der Natur, die Erde atmet, so auch die Pflanzen" (man wird hier wieder an gewisse moderne Ideen von Fechner u. a. erinnert). Aber man höre Reiche weiter: „Die Rinde ist die Haut der Pflanzen, die Blätter sind ihre Haare, die Wurzel ihr Mund und ihr Magen, Harz und Gummi ihre Exkremente. Nicht anders die Steine. Auch sie leben, sie essen und trinken und geben Ausleerungen von sich. In allen vier Elementen sind unendlich viele geistige Substanzen, im Wasser die Nymphen oder Undinen, in der Luft Sylvanen, in der Erde die Gnomen, im Feuer die Salamander. Sie sind wie die reinen Geister durchsichtig und unglaublich schnell, haben aber auch Körper wie die Menschen, leben, essen und sprechen wie diese; wenn sie aber sterben, bleibt keine Seele zurück, denn sie haben keine. Wir sehen, selbst Anklänge aus Märchen machen sich bemerkbar." Soweit Reiche. In wunderbarer Weise verquicken sich in solchen Anschauungen Poesie, Volksglaube, Irrtum und Ahnungen. Mag man diese astrologischen Phantastereien einen Wahn nennen, es verrät sich doch in solcher Vorstellungsweise das edle Naturgefühl der Germanen, die Sehnsucht nach einer universalen Weltanschauung, für die auch das Kleinste Sinn und Bedeutung hat. Daß Paracelsus ein überaus starkes Naturgefühl besessen habe, gerade

Die Freunde der „Grenzboten"

werden höflichst gebeten, während der bald beginnenden Reisezeit das Blatt in allen Lesezimmern der Hotels, Kaffees, Bäder, Überseedampfer, sowie auf den Bahnhöfen usw. zu fordern.

diese Eigenschaft hebt Strunz als die hervorragendste und bedeutsamste des Gelehrten hervor. Aus dem Wirken des Paracelsus spricht zudem ein solcher Idealismus und anderseits ein so lebenstüchtiger, positiver Realismus, daß man auch ohne das Zeugnis der Schriften annehmen müßte, seine Persönlichkeit bedeute mehr als einen klugen Märchendichter und -deuter. Mit Recht hebt Strunz an der Hand der Schriften hervor, daß Paracelsus jene immanente Frömmigkeit besaß, die wir noch heute in den klassischen Mystikern bewundern. „Hierin stand er wohl gegen Rationalismus und jene transzendente Religion. Er hat in der Natur Gott gesehen, im Makrokosmus, im selben Maße wie er im Mikrokosmos, d. i. in dem Menschen, den Abglanz des göttlichen Lichtes bewunderte. Seine praktischen Konsequenzen sind die Ethik des christlichen Humanismus. Eine enge Verbrüderung sich liebender Gotteskinder soll aus einer sittlichen Menschheit herauswachsen, Menschenbewußtsein und die Erkenntnis des unendlichen Werts der Seele entflamme die innere Persönlichkeit. Diese Welt mit ihren tausenden Formen und Kräften ist sowohl in ihrer Einheit und im kleinsten als auch in ihren inneren Zusammenhängen die Offenbarungsstätte Gottes, die Natur die treueste Freundin und Helferin der Kranken und Schwachen, der Reichen und Bedürftigen."

Die beiden bedeutendsten Werke des P., „Paragranum" und „Paramirum", sind übrigens in dem genannten Verlage in Neuausgaben und in vornehmer, stilvoller Ausstattung herausgegeben worden. Diese Schriften erscheinen in dem Deutsch des Paracelsus. Vielleicht wäre eine Übertragung in unser Deutsch mit Beibehaltung alter Wortwendungen und -stellungen und des alten Tones der Sprache manchem erwünschter gewesen. Hans Benzmann (Steglitz)

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

Bücherliste

Besprechung einzelner Werke vorbehalten.

Kerschensteiner, Georg: Grundfrage der Schulorganisation. B. G. Teubner, Leipzig. M. 3.60.

Kerschensteiner, Georg: Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.—.

Seemann, Prof. Dr. Otto: Mythologie der Griechen und Römer. 5. Auflage. E. A. Seemann Verlag, Leipzig. M. 4.50.

Lütgendorff-Leinburg, Frh. Willibald Leo von: Familiengeschichte, Stammbaum und Ahnenprobe. Heinrich Keller, Verlag, Frankfurt a. M. M. 3.60.

Schottmüller, Dr. Kurt: Der Polenaufstand 1806 bis 1807. Friedr. Ebbecke's Verlag, Lissa i. P. M. 5.—.

Capper, Prof. Dr. S. H.: Meisterwerke der spanischen Baukunst. Wilh. Weicher, Verlag, Berlin M. 0.80.

Gronau, Dr. Georg: Meisterstücke der Bildhauerkunst. I. und II. Band. Wilh. Weicher, Verlag, Berlin. M. 0.80.

Moszeik, Pfarrer C.: Aus der Gedankenwelt einer Arbeiterfrau. Verlag Edwin Runge, Gr.-Lichterfelde. M. 2.—.

Mann, Heinr.: Die kleine Stadt. Insel-Verlag, Leipzig. M. 4.—.

Ernst, Paul: Die selige Insel. Insel-Verlag, Leipzig. M. 3.—.

Heyse, Paul: Hellbunkles Leben. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. M. 4.—.

Festenberg, Herm. von: Übermenschen. Max Woywod, Verlag, Breslau.

Festenberg, Herm. von: Graf Königsmark. Max Woywod, Verlag, Breslau.

Festenberg, Herm. von: Florian Geyer. Max Woywod, Verlag, Breslau.

Hofmiller, Josef: Zeitgenossen, Gerhart Hauptmann, Wedekind u. a. Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., München. M. 2.—.

Maison, Rudolf: Anleitung zur Bildhauerei. J. J. Weber, Leipzig. M. 3.—.

Lux, Jos. Aug.: Amsel Gabesam. Carl Reißner, Dresden.

Der Kampf um ein geistig hochstehendes Reichsgericht. Carl Heymann's Verlag, Berlin. M. 1.—.

Maeterlinck, Maurice: Maria Magdalena. Eug. Diederichs, Jena. M. 2.—.

Shakespeare: Sonette. Umgedichtet von Stefan Georgie. Georg Bondi, Berlin. M. 6.—.

Philippovich, Eugen von: Die Entwicklung der wirtschaftspolitischen Ideen im 19. Jahrhundert. J. B. C. Mohr, Tübingen. M. 1.60.

Beschhorn, Dr. Rich.: Das Problem der Willensfreiheit in theoretischer und praktischer Beziehung. Hahn'sche Buchhandlung, Hannover. M. 0.75.

Curtius, Friedr.: Für das Recht der Frauen in der Kirche. Karl Curtius, Berlin. M. 0.50.

Lessing, E. O.: Die neue Form. Carl Reißner, Dresden.

Anastasius Grün's Werke. 3 Bände. Bong u. Co., Berlin. M. 7.20.

Klie, Anna: Gedichte. Verlag Benno Goeritz, Braunschweig. M. 1.80.

Witkop, Ph.: Die neuere deutsche Lyrik.

Haupt, Dr. Albrecht: Der deutsche Backsteinbau der Gegenwart und seine Lage. H. A. Ludwig Degener, Leipzig. M. 0.60.

Für die Herausgabe verantwortlich: George Cleinow in Berlin-Schöneberg.
(Herr Dr. Paul Mahn ist bis Mitte Mai verreist.) Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Die

Neuen Militärischen Blätter

gegr. 1859

unterrichten zuverlässig und schnell über alle militärischen Vorgänge des In- und Auslandes. Sie seien daher allen Politikern warm als Informations-Organ empfohlen.

Abonnements Mk. 4,— vierteljährlich

bei allen Postanstalten, Buchhandlungen, Zeitungsgeschäften oder direkt bei der

Expedition der

Berlin SW. 11
Bernburgerstr. 22a/23.

Neuen Militärischen Blätter.

Für umstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Die polniſchen Volksbanken in Oberſchleſien

Von Amtsrichter Dr. Ernſt Sontag-Kattowitz O.-S.

Die Kampfperiode, in der das Deutſchtum gegenwärtig mit dem Polentum ſteht, und die ſich von allen früheren Perioden dieſes tauſendjährigen Kampfes durch die Wahl der Waffen unterſcheidet, mit denen der Kampf geführt wird, datiert ſeit dem Jahre 1864. Die polniſche Revolution von 1863, auf welche die Polen ſo große Hoffnungen geſetzt hatten, daß ſie in Paris unvorſichtigerweiſe bereits einen Czartoryski zum Könige von Polen gekrönt hatten, war von Rußland mit energiſcher Hand niedergeſchlagen worden. Die Einſicht dämmerte endlich den Polen, daß gegenüber militäriſch ſo gewaltig gerüſteten Mächten, wie es die drei Teilungsmächte ſind, jede Erhebung mit Waffengewalt ausſichtslos ſei. Gleichzeitig mußten ſie die Hoffnung zu Grabe tragen, daß die europäiſchen Weſtmächte Polen wieder errichten würden. Da trat die bange Frage an ſie heran: Was nun? Wie könnten ſie fortan das Polentum erhalten, wie es wieder emporführen? Dieſe Frage ſoll damals ein angeſehener Pole in Paris dem franzöſiſchen Staatsmann Thiers vorgelegt haben, und dieſer ſoll geantwortet haben: „Enrichissez-vous!“ Daß Thiers wirklich dieſe Äußerung getan hat, iſt nicht verbürgt; es kommt aber auch gar nicht darauf an, jedenfalls erleuchtet ſie mit einem Schlagworte den von da ab von den Polen beſchrittenen Weg des wirtſchaftlichen Kampfes. Natürlich iſt dieſer Weg nicht ſofort zielbewußt betreten worden, ſondern es hat längere Jahre des Taſtens und Erprobens bedurft, bis den Polen erſt klar wurde, daß ſie den auf politiſchem und militäriſchem Gebiete verlorenen Krieg auf dem wirtſchaftlichen mit Ausſicht auf Erfolg fortſetzen können. Aber ſie haben doch unter den Führern der ſechziger Jahre bereits einen Kopf gehabt, welcher ihnen den jetzt mit ſo vielem Erfolg beſchrittenen Weg mit aller Klarheit gewieſen hat. Es

ist dies Koszutki in seiner Broschüre: „Die polnische Frage im Lichte der Sozialwissenschaft". Schultze-Delitsch hatte in einem 1861 in Bromberg gehaltenen Vortrage die Auffaugung der Polen durch die Deutschen prophezeit. In Form eines offenen Briefes antwortete ihm Koszutki und stellte dabei die These auf: Ein Volk, welches seine politische Selbständigkeit nicht wiedererlangen könne, könne trotzdem fortleben, wenn es sich nur die Requisiten der staatlichen Existenz erhalte und diese weiter entwickele. Als diese Requisiten aber bezeichnet er die polnische Sprache, ein ausgiebiges Maß Grundbesitz und eine zuverlässige soziale Organisation der Bevölkerung.

Die Sprache wird den Polen von keiner Seite angetastet, so sehr sie auch das Gegenteil behaupten. Wie sie um den Grund und Boden in Posen und Westpreußen kämpfen, ist allgemein bekannt. Was aber die soziale Organisation angeht, so haben sie verstanden, diese auf einem Gebiete zu schaffen, auf dem man eine solche am wenigsten erwarten durfte. Zunächst war es das Gegebene, daß eine Bevölkerung, die in letzter Linie politische Endziele erstrebt, sich auch in politischen Vereinen zusammentat. Bei diesen Versuchen aber stießen sie an allen Ecken an die Grenzen und Zäune des alten preußischen Vereinsrechts und konnten vor allem für ihre Vereine die so wichtige juristische Persönlichkeit nicht erlangen. Da kamen sie auf die geniale Idee, sich der wirtschaftlichen Form der Genossenschaft zu bedienen; denn wer hier die handelsrechtlichen Bestimmungen erfüllt, kann kraft des Genossenschaftsgesetzes eine juristische Person schaffen, ohne daß die Staatsbehörden bei aller Erkenntnis von der Gefährlichkeit dieser Rechtspersönlichkeiten ein Veto einlegen dürfen. So wurde das Netz von Genossenschaften gespannt, das die Provinzen Posen und Westpreußen überzieht und heut das Rückgrat aller polnischen Organisation in diesen Provinzen ist. Wie die Polen damit verstanden haben, einen Staat im Staate aufzubauen, und wie die äußerlich ihren wirtschaftlichen Charakter streng wahrenden Genossenschaften doch auf das politische Leben dank der Personal-Union der Genossenschaftsleiter und der politischen Führer alleweil übergreifen, das hat uns Professor Bernhard in seinem epochemachenden Werke „Das polnische Gemeinwesen im Preußischen Staat" in glänzender Weise aufgehellt.

Es ist begreiflich, daß die Polen, sobald sie die Eroberung Oberschlesiens in Aussicht nahmen, auch bemüht waren, ihr Genossenschaftssystem dorthin zu verpflanzen. Sie fanden in Oberschlesien eine ganz anders geschichtete Bevölkerung vor als in Posen und Westpreußen. Die Mittel- und Oberschicht war rein deutsch. Für die Polonisierung in Betracht kamen allein die noch zu keinem politischen Leben erwachten, dumpf dahin vegetierenden Massen der Arbeiter in Gruben und Hütten und in ländlichen Bezirken eine gleich tiefstehende Bauernschaft. Auf diese Proletariermassen mußte natürlich zunächst durch Agitation gröbster Art eingewirkt werden, daneben aber unternahm es der „Beuthener Führer", vielfache Zeitungsbesitzer und Abgeordnete, Napieralski von vornherein auch, durch sozialpolitische Einrichtungen und wirtschaftliche Hebung diese Kreise

an die polnischen Interessen zu fesseln. Das wirksamste Mittel hierzu aber war wiederum die Genossenschaft. Im Jahre 1895 wurde die erste Bank Ludowy in Beuthen errichtet. Es folgten die Gründungen von Banken Ludowy 1898 in Oppeln, Kattowitz und Siemanowitz, 1900 in Ratibor, 1901 in Königshütte und Gleiwitz, 1902 in Rybnik, 1903 in Kosel, 1904 in Zaborze und Pleß, 1908 in Groß-Strehlitz, 1909 in Lublinitz und Schwientochlowitz. Daneben bestehen heut noch fünfzehn polnische Spar- und Darlehnskassen. Ferner wurde 1900 in Beuthen eine Spolka parcelacynia (Parzellierungsbank), 1903 eine Strzecha spolka budowlana (Baubank) in Kattowitz und 1908 eine solche in Ratibor errichtet. Letztere drei haben es aber noch zu keiner größeren Bedeutung gebracht.

Das Stammkapital der polnischen Banken ist mühsam aus kleinsten Beiträgen der Genossen zusammengetragen. Der Anteil des einzelnen Genossen beträgt zwar 500 Mark, er darf aber in jährlichen Raten von 3 Mark eingezahlt werden. Auch die Reserven sind langsam und durch alle möglichen Überweisungen gesammelt und vermehrt. Die Statuten bestimmen, daß zu dem Reservefonds zu schlagen sind: Schenkungen, das in der Regel für jeden Genossen 3 Mark betragende Eintrittsgeld, Eingänge, die als verloren bereits abgeschrieben waren, verjährte Depositen und Außenstände, die Zinsen des Reservefonds und endlich ein Zehntel des Reingewinns. Die Bank Ludowy in Kattowitz z. B. ist im Jahre 1898 von nur zwölf Genossen gegründet worden. Da der Geschäftsanteil 500 Mark beträgt und die meisten dieser Gründer einfache Ackerbürger waren, die höchstens einen Anteil voll eingezahlt haben dürften, so ist es schon reichlich gerechnet, wenn wir annehmen, daß diese Bank mit einem eingezahlten Geschäftsguthaben von 6000 Mark ihren Betrieb begonnen hat. Am Ende des Geschäftsjahres 1907 aber hatte sie bereits tausend Genossen, das Geschäftsguthaben betrug einschließlich des Reservefonds rund 162000 Mark. Am Ende des Geschäftsjahres 1908 belief sich die Zahl der Genossen auf 1029 und das eigene Vermögen der Kattowitzer Bank Ludowy auf rund 181000 Mark.

Die größte der polnischen Volksbanken, die in Beuthen, besaß am Schlusse des Geschäftsjahres 1907 an eigenem Vermögen (Geschäftsguthaben und Reservefonds zusammengefaßt) 428000 Mark und Ende 1908 600000 Mark. Es folgten der Größe nach

		1907	1908
Ratibor . . .	mit M.	75000	107000
Oppeln . . .	„ „	69000	87000
Gleiwitz . . .	„ „	40000	44000
Rybnik . . .	„ „	33000	41000
Königshütte .	„ „	30000	37000
Zaborze . . .	„ „	9000	10000
Kosel	„ „	4000	6000
Siemanowitz .	„ „	1800	5300

		1907	1908
Pleß	mit M.	1800	4000
Groß-Strehlitz	„ „	—	367

Das eigene Kapital sämtlicher Polenbanken betrug also im Jahre 1907 854000 M. und darf heute auf etwa eine Million Mark geschätzt werden.

Es ist begreiflich, daß mit diesem Betrage allein, der sich über den ganzen Regierungsbezirk Oppeln verteilt, ein großer wirtschaftlicher Einfluß nicht auszuüben wäre. Aber die Hauptbetriebsmittel entnehmen die Polenbanken nicht dem Kapital und den Reserven, sondern ihren Depositen. Die polnische Presse Oberschlesiens hat ihren Lesern vom ersten Tage ab gepredigt, ihr Geld nicht in die deutschen Sparkassen, sondern nur in die Banken Ludowy zu tragen. So schreibt, um nur zwei dieser Preßäußerungen zu zitieren, der „Dziennik Slonski“: „Sparen wir, Landsleute, tragen wir unsere Groschen in die polnischen Volksbanken, denn das stolze Preußentum beugt sich nur vor der Macht. . . . Wenn wir das Geld in die fremden deutschen Banken tragen, so schwingen wir die Peitsche über uns selbst. . . . In unserem Kampf mit dem Hakatismus spielt Geld eine große Rolle, scharren wir es daher zusammen, wenn wir nicht wollen, daß uns die Germanisationsflut überschwemmt.“ Der „Glos Slonski“ schreibt im Anschluß an seinen Bericht über die Generalversammlung 1908 der Gleiwitzer Volksbank: „Daher laßt uns auch nicht anderswo als nur in unseren Banken kleinere oder größere Spareinlagen mit vollem Vertrauen hinterlegen, und wenn wir so eine Mark der andern hinzufügen, werden wir in wenigen Jahren ein ansehnliches Kapital ansammeln, um die polnischen Banken zu fördern, und unseren Kindern die Zukunft zusichern wird.“

Es kommt hinzu, daß die polnischen Kreditgenossenschaften für das Polentum eine ganz andere Bedeutung haben als etwa die deutschen Kreditgenossenschaften für uns. Während der deutschen Geldwirtschaft die Kreditbanken, die städtischen und Kreissparkassen und die Genossenschaften zur Verfügung stehen, besitzen die Polen nur ihr Genossenschaftssystem. So ist es allmählich für sie zu einer nationalen Ehrenpflicht geworden, dieses System, das der Träger ihrer ganzen Politik ist, mit jedem Sparpfennig zu unterstützen. Weiter wird unter der polnisch redenden Arbeiter- und Bauernschaft von Mund zu Mund eine Agitation gegen die städtischen und Kreissparkassen getragen, die dem Bürgermeister oder Landrat unterstehen und darum schon als polenfeindlich gekennzeichnet werden. Anziehend wirkt auch das leichtere Verfahren bei Auszahlung und Einzahlung von Geldern gegenüber dem vielfach umständlicheren und bureaukratischeren der deutschen Kassen. Nicht zuletzt aber sind die Spargelder durch die unten noch näher zu erörternde Zinspolitik der Polenbanken angelockt worden. Sie geben nämlich für ihre Depositen den festen Zinsfuß von 4 Prozent, während der Zinsfuß der deutschen Sparinstitute vom Bankdiskont abhängig ist und deshalb häufig unter 4 Prozent sinkt. Hört aber so ein Häuer, der sein Geld bei der Kreissparkasse mit 3 Prozent verzinst

erhält, daß sein Mitarbeiter auf der Bank Ludowy 4 Prozent bekommt, so leuchtet ihm die größere Reellität und Volksfreundlichkeit dieser Bank ohne weiteres ein und er wird nicht zögern, seine Gelder aus der Kreissparkasse herauszunehmen, um sie dorthin zu übertragen.

Alle diese Faktoren haben zusammengewirkt, um den oberschlesischen Banken Ludowy, die mit ihrem bescheidenen Kapital doch eine recht mäßige Sicherheit bieten, Spargelder in unverhältnismäßiger Höhe zuzuführen.

Es besaßen an Depositen am Ende des Geschäftsjahres

	1907		1908	
die Banken Ludowy in Beuthen . . .	6400000	M.	7200000	M.
„ „ „ „ Kattowitz . . .	3200000	„	4700000	„
„ „ „ „ Oppeln . . .	2500000	„	3100000	„
„ „ „ „ Ratibor . . .	1900000	„	2400000	„
„ „ „ „ Gleiwitz . . .	1000000	„	1200000	„
„ „ „ „ Rybnik . . .	890000	„	1000000	„
„ „ „ „ Siemanowitz .	793000	„	813000	„
„ „ „ „ Königshütte .	566000	„	628000	„
„ „ „ „ Zaborze . . .	320000	„	461000	„
„ „ „ „ Pleß	80000	„	262000	„
„ „ „ „ Kosel	80000	„	151000	„
„ „ „ „ Groß-Strehlitz	—	„	18000	„

Dies sind zusammen fast 20 Millionen Mark, heute dürfte sich der Depositenbestand sämtlicher Volksbanken auf 22 bis 24 Millionen Mark belaufen.

Diese Zahlen bedeuten durchaus nicht etwa einen erreichten Höhepunkt, sondern, wenn nicht deutscherseits energisch den polnischen Volksbanken entgegengearbeitet wird, haben wir mit einer schnellen Steigerung von Jahr zu Jahr zu rechnen.

Prüfen wir nun, aus welchen Kreisen sich die Deponenten zusammensetzen, welche den polnischen Banken trotz ihrer manchmal recht gewagten Geschäftsführung ihre Spargelder so leichtherzig anvertrauen, so finden wir vor allem die breite Masse der Arbeiter in Gruben und Hütten, in den ländlichen Gegenden die Stellenbesitzer und Häusler, daneben alles, was aus der polnischen Arbeiter- und Bauernschaft zum kleineren Mittelstande aufsteigt, die Gastwirte, Kolonialwarenhändler, Vekturanten, kleinen Kaufleute u. dgl. Auch die Arbeiter, die vielfach von Stellenvermittlern nach dem westfälischen Industriebezirke vermietet werden, schicken von dort ihre Sparpfennige in die Banken Ludowy ihrer oberschlesischen Heimat. . . . Einzelne Geistliche geben ihr Geld der Bank Ludowy, wie sie ja auch ab und zu, wenn auch nicht in dem Maße wie in Posen und Westpreußen, im Aufsichtsrate vertreten sind. Daß Kirchenvermögen, wie im Posenschen unter Umgehung der gesetzlichen Bestimmung, daß die Substanz des Kirchenvermögens nur mündelsicher angelegt werden dürfe, auch in Oberschlesien den Banken Ludowy anvertraut sei, ließ sich bis jetzt nicht feststellen. Wohl

aber trägt die in Oberschlesien sich langsam vermehrende Oberschicht polnischer Akademiker, der Ärzte, Rechtsanwälte, Apotheker usw. ihr Vermögen größtenteils in die Banken Ludowy.

Die Kreditpolitik der Polenbanken wird von zwei Gesichtspunkten bestimmt. Einmal bilden die Banken Ludowy in sich einen so geschlossenen Wirtschaftsring, daß sie ihre eigene Zinspolitik treiben können, und zweitens sind die Polenbanken Kampfbanken.

Der Zinssatz, den Bankinstitute für die von ihnen entliehenen und die bei ihnen deponierten Gelder zahlen, richtet sich in der Regel nach dem Reichsbankdiskont, derart, daß z. B. die Sparer bei unseren Kreditbanken und den meisten deutschen Genossenschaften ihre Spareinlagen mit 1 Prozent unter dem Reichsbankdiskont verzinst erhalten. Entsprechend dem Herauf- und Herabsetzen des Reichsbankzinsfußes schwankt also auch der Zinsfuß, den diese Banken ihren Sparern geben. Von einer eigenen Zinspolitik spricht man im Gegensatze hierzu, wenn ein Verband seine Zinssätze unabhängig vom Reichsbankdiskont regelt. Dieses vermögen einzelne deutsche Raiffeisen-Verbände, welche bei einem Reichsbankdiskont von 6 Prozent ihren Genossen Kredit zu 5 Prozent gewährt haben; dies vermag noch mehr, dank seines engen Zusammenschlusses, der Verband der Banken Ludowy in Posen und Westpreußen, und ihm ahmen die oberschlesischen Polenbanken nach, obwohl eine solche Absonderung vom allgemeinen Geldmarkte in einem Industriebezirke viel schwerer ist als in ländlichen Gegenden. Die eigene Zinspolitik der oberschlesischen Polenbanken äußert sich darin, daß sie für Depositen grundsätzlich 4 Prozent Zinsen gewähren und für die ausgeliehenen Gelder 5, höchstens 6 Prozent nehmen. Dies bedeutet einmal für den Sparer die Annehmlichkeit eines festen Zinseinkommens, das zugleich in seiner Höhe der Verzinsung bester Staats- und Industriepapiere entspricht, und bedeutet für die Geldnehmer ebenfalls einen stabilen und dabei häufig sehr billigen Zinsfuß. Als von Dezember 1907 bis Mitte Januar 1908 der Bankdiskont $7^1/_2$ Prozent stand und die Kreditnehmer bei den deutschen Banken im Durchschnitt $8^1/_2$ bis $9^1/_2$ Prozent Zinsen zahlen mußten, verliehen die Banken Ludowy weiter ihr Geld zu 6 Prozent. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß sie damit als die Wohltäter der oberschlesischen Gewerbetreibenden dastanden und in einer solchen Krisenzeit gewaltige moralische Eroberungen gemacht haben. Möglich ist ihnen diese selbständige Zinspolitik durch den Überfluß an Geld, den sie dank ihrer reichlichen Depositen haben. (Es sei deshalb schon hier darauf hingewiesen: wenn wir deutscherseits mit ihnen konkurrieren wollen, müssen wir das Geld ebenso reichlich zu Gebote haben.) Soweit die kleineren polnischen Banken mit ihren Geldmitteln nicht auskommen, treten die größeren mit Darlehen helfend ein. Die Ratiborer Bank Ludowy z. B. hat jahrelang solchen Überfluß an Spargeldern gehabt, daß sie in der Lage war, dortigen deutschen Bankinstituten, Filialen größerer Kreditbanken, tägliches Geld zu geben.

Aus dem Prinzip der Banken Ludowy als Kampfbanken folgt, daß sie dort eintreten müssen, wo es gilt, Polen vor dem wirtschaftlichen Ruin zu bewahren oder national schwankende Elemente auf die polnische Seite herüberzuziehen oder deutschen Elementen zu schaden. Sie arbeiten dann nicht nach dem Gesichtspunkt der Solidität und Sicherheit und dem des größtmöglichen Verdienstes, sondern riskieren gelegentlich erhebliche Summen oder geben besonders billige Kredite. Da aber kein Kampf ohne Verluste geführt werden kann, arbeiten die Volksbanken verhältnismäßig teuer und deshalb das deutscherseits so gern zur Beruhigung vorgebrachte Gerede, sie seien alle wirtschaftlich unterhöhlt und würden bei der nächsten Krisis zusammenbrechen. Nach meiner Kenntnis steht es nicht so schlecht um sie, und sie werden uns nicht den Gefallen tun, zusammenzubrechen. Wie energisch sie aber mit allen ihnen zu Gebote stehenden Geldmitteln in den Kampf eintreten, dafür spricht die Tatsache, daß sie außer einer Anzahl Aktien der Bank Zwionsku in Posen (der Verbandsbank, welche zu besitzen für jede oberschlesische Bank Ludowy Ehrensache ist) keinerlei Effekten haben. Sie verwenden alle ihre Gelder zur Darlehensgewährung.

Der Kreditpolitik ist die Geschäftsgebarung der Polenbanken im einzelnen angepaßt.

Die Kreditform ist der trockene oder eigene Wechsel. Das Statut der Banken Ludowy sagt ausdrücklich: „Darlehen dürfen nur auf Wechsel gegeben werden." Und weiter bestimmt es: „Wechsel ohne Unterpfand müssen mindestens zwei Unterschriften haben." In Oberschlesien wie in Posen sieht der Wechsel, den der Darlehensnehmer bei einer polnischen Genossenschaft unterschreibt, so aus:

Kattowitz, den 15. April 1910.

Den .....ten ..... zahlen wir gegen diesen Wechsel der Genossenschaft Bank Ludowy E. G. m. b. H. in N. N. Mk. 510.

Ohne Präsentation und ohne Protest des Wechsels.

1. Stanislaus Piwowaczyk
2. Wojcich Zajonz
3. Wenzeslaus Szygalski.

Die polnischen Banken bedienen sich also im Solawechsel der primitivsten und dabei wirksamsten Form der Schuldverpflichtung. Sie scheiden nicht zwischen Aussteller des Wechsels, Akzeptanten, Giranten, Wechselbürgen, sondern sie lassen den Darlehensnehmer und die beiden Bürgen, die er in der Regel stellen muß, untereinander den trockenen Wechsel unterschreiben, und der Wortlaut: „zahlen wir gegen diesen Wechsel Mark . . ." wird auch von dem simpelsten Bauern und Arbeiter begriffen. Dabei bleibt das Datum dieses Wechsels unausgefüllt. Die Bank hat also jederzeit die Möglichkeit, es auszufüllen und damit gegen den oder die säumigen Schuldner die ganze Forderung zur Fälligkeit zu bringen. Die Gefahr bei den trockenen Wechseln ist natürlich die, daß sie

bei lässiger Geschäftsführung jahrelang im Portefeuille liegen und völlig vergessen werden können, und ein Nachteil ist, daß sie mangels sofortigen Feststehens des Fälligkeitstages nicht zur Kreditbeschaffung in Umlauf gesetzt werden können wie die Kreditwechsel der deutschen Genossenschaftsbanken. Aber diesen Nachteil empfinden die Polen nicht, da sie ihren Geldbedarf für Darlehenszwecke aus ihren Depositen decken können, und nicht nötig haben, wie viele der deutschen Genossenschaftsbanken, sich durch Diskontierung von Wechseln Geld zu verschaffen.

Für die Höhe des Kredits ist der oben betonte Gesichtspunkt der Polenbanken als Kampfbanken von entscheidendem Einfluß. Im deutschen Genossenschaftswesen hat sich die Regel herausgebildet, einem einzelnen Genossen keinen höheren Kredit zu gewähren, als der Reservefonds der Genossenschaft beträgt. Es soll eben durch den Verlust bei dem einzelnen Schuldner nicht unter Umständen die ganze Genossenschaft erschüttert werden.

Die Polen kehren sich an diesen Grundsatz nicht und können sich auch nicht daran kehren. Einmal sind die Reservefonds der polnischen Genossenschaften zum Teil so gering, daß diese Kreditgrenze wirtschaftlich unbrauchbar ist, zum zweiten aber sind die Genossenschaften die einzige Kreditorganisation des polnischen Gemeinwesens. Der Deutsche, der größere Kapitalien braucht, den können die deutschen Genossenschaften an Kreditbanken, Hypothekenbanken, Privatbankiers und Sparkassen verweisen. Das polnische Gemeinwesen ermangelt aller dieser Geldgeberschichten. Es hat einzig seine Genossenschaften; so müssen sie überall in die Bresche treten, wo Kredit für Polen und polnische Zwecke gebraucht wird, und können oft nicht nach dem Prinzip einer soliden Geschäftsführung fragen. Von welchem, durch Mißerfolge nicht zu erschütternden Optimismus sie erfüllt sind, davon gibt ein interessantes Beispiel die diesjährige Generalversammlung der Bank Ludowy in Siemanowitz. In dieser wird ein Verlust der Bank aus dem letzten Geschäftsjahr in Höhe von 76000 Mark mitgeteilt (bei einem eigenen Vermögen der Bank von nicht 6000 Mark), gleichzeitig beschließt die Generalversammlung aber, einzelnen Genossen Darlehen nur bis zur Höhe von 100000 Mark zu geben. Daß dies nicht etwa eine Farce ist, dagegen sprechen die Depositen der Bank, die fast 1 Million Mark erreicht haben. (Ein anderer Gedanke drängt sich einem aber bei solcher Geschäftsgebarung auf: In Berlin tagt noch immer die Bank-Enquete-Kommission. Sie erwägt unter anderem die Regelung des Depositenwesens. Wird sie nicht doch das von den deutschen Genossenschaften als solide erprobte Prinzip, daß keine Beleihung den Reservefonds überschreite, zum Gesetz erheben, wird sie nicht das zulässige Verhältnis zwischen Kapital und Depositen bei den Genossenschaften im Interesse der Sicherheit der Depositengläubiger regeln und wird sie nicht einen gesetzlichen Zwang schaffen, daß ein Teil des Reservefonds in Staats- oder wenigstens in Reichsbank-lombardfähigen Wertpapieren angelegt werde? Solche schreienden Mißverhältnisse, wie sie bei vielen polnischen Banken zwischen Kapital und Depositen bestehen, sind, von

jedem politischen Gesichtspunkt abgesehen, auf die Dauer mit einer soliden Geldwirtschaft unvereinbar.)

Man darf aber nun nicht glauben, daß die polnischen Banken durch ihre hohen Kredite und durch die Tatsache, daß sie diese aus den Depositen geben, durchweg gefährdet seien, besonders, wenn etwa bei einer Krisis die Deponenten ihre Spargelder zurückforderten. Dagegen haben sie sich bis zu einem gewissen Grade durch die vertragliche Bestimmung gesichert, daß sie größere Beträge nur mit drei- bis sechsmonatlicher Kündigung auszuzahlen brauchen. Sie haben also einen Run auf ihre Banken nicht zu fürchten. Zudem dürfte eine Krise in Oberschlesien kaum gleichzeitig mit einer solchen in Posen und Westpreußen auftreten; die Hilfe aber, welche die Bank Ludowy in Beuthen der notleidenden Posener Verbandsbank im Jahre 1900 geleistet, ist sicher dort unvergessen, und würde im Notfall mit Millionenüberweisungen von den Posener Banken Ludowy an die oberschlesischen Banken vergolten werden.

Die Kreditfristen für die von den Banken Ludowy gewährten Darlehen sind in der Regel längere, ohne daß deshalb die Bank die ausgeliehenen Beträge in voller Höhe für die Dauer der Kreditierung entbehrt. Sie sorgt für reichlichen Rückfluß der Gelder durch eine streng durchgeführte Abzahlungspraxis.

Auf der Rückseite ihrer Sola-Wechselformulare haben sie Vordrucke für Abschreibungen und sparen dadurch den neuen Wechselstempel, den die deutschen Genossenschaftsbanken bei Prolongation der ursprünglichen Wechsel entrichten müssen. Diese Ersparnis ist natürlich nur dadurch möglich, daß sie, wie oben ausgeführt, Wechsel unterschreiben lassen, die im Portefeuille der Bank bleiben. Die Regel ist, daß 10 Prozent der Darlehenssumme alljährlich abgezahlt werden müssen, und daß sich laut Vertrag für den säumigen Schuldner der Zinsfuß um mindestens $^1/_2$ Prozent erhöht. Übt diese schon eine starke Pression auf den Schuldner aus, so scheut sich die Bank auch nicht, wenn er mehrfach säumig ist, das Datum im Wechsel auszufüllen, ihn einzuklagen und rücksichtslos zu exequieren. Diese energischen Abzahlungen bringen immer wieder bares Geld in die Kassen, sorgen so für raschen Umlauf des Geldes und erhalten die Genossenschaften stets leistungsfähig.

Bezüglich der Sicherstellung der Kredite behauptet Bernhard, der in seinem Buch über das polnische Gemeinwesen gelegentlich die oberschlesischen Verhältnisse zum Vergleiche heranzieht, daß die oberschlesischen Polenbanken fast jeden Kredit durch Hypothekenbrief, Lebensversicherungspolicen und ähnliche oft zweifelhafte Wertpapiere sichern, während sich die Genossenschaften des Verbandes von Posen und Westpreußen auf die Bürgschaft beschränkten. Dies kann für die neuste Praxis der oberschlesischen Banken nur noch mit Einschränkung anerkannt werden. Auch diese wenden sich immer mehr der Sicherung durch Bürgschaft zu. Immerhin haben sie viel mehr Hypotheken als Unterlagen als die deutschen Genossenschaften, und gerade diese Unterlagen mindern die Solidität der Banken Ludowy, weil sich unter den Hypotheken vielfach solche an zweiter,

ja an dritter Stelle befinden. Es macht sich hier eben wieder der Einfluß der Polenbanken als Kampfbanken geltend. Sie wollen Kreditsuchende um jeden Preis als Genossen werben, sei es auch um den Preis, daß das ausgeliehene Geld manchmal keine genügende Sicherung findet. Die Sicherung durch Hypotheken vollzieht sich bei den Banken Ludowy in der Regel dadurch, daß sie sich diese abtreten lassen, selten begnügen sie sich mit ihrer Verpfändung.

Das bei den deutschen Kreditbanken beliebteste Sicherungsmittel der Lombardierung von Effekten ist den oberschlesischen Polenbanken so gut wie unbekannt. Einer der staatlich bestellten Revisoren hat nach seiner Erzählung bei der Revision von vier dieser Banken nur bei einer einzigen einen Posten lombardierter Effekten gefunden. Mit diesem Rechtsgeschäft aber wußten die Leiter der Bank Ludowy so wenig Bescheid, daß sie die Verpfändung hatten notariell vornehmen lassen, weil sie dies zu ihrer Rechtswirksamkeit für nötig hielten.

Was die Sicherung durch Bürgschaft angeht, so ist die Praxis der letzten Jahre darin auch solider geworden. Die Polenbanken lassen nicht mehr die sogenannte Wechselreiterei zu, daß der Y. und Z. den Wechsel des X. als Bürgen und der X. und Y. den Wechsel des Z. und der X. und Z. den Wechsel des Y. als Bürgen unterschreiben, wobei man dann nicht mehr weiß, wer der Sichernde und wer der Gesicherte ist, sondern sie vermeiden möglichst eine solche Inzucht von Bürgschaften und suchen gerade durch das Prinzip der expansiven Bürgschaft der Bank bisher fernstehende, womöglich deutsche Kreise heranzuziehen. Da statutarischer Grundsatz ist, daß nur an Genossen Darlehen gegeben werden und deutsche Gewerbetreibende vielfach Bedenken tragen, Genossen zu werden, weil die Liste der Genossen öffentlich ist, so werden solche Elemente zunächst dadurch in den wirtschaftlichen Kreis der Banken Ludowy gezogen, daß ein polnischer Geschäftsfreund von ihnen, der bereits Genosse ist oder es wird, offiziell das Geld erhält und der Deutsche den von jenem ausgestellten Wechsel nur als Bürge mitunterschreibt. Da, wie oben geschildert, die Bank wahlweise auf Hauptschuldner wie Bürgen zuerst und für den vollen Betrag greifen kann, so macht es für sie keinen Unterschied, in welcher Rechtstellung der deutsche Geldnehmer sich zu ihr befindet. Jedenfalls wirkt dieses Prinzip der Bürgschaft erobernd für die polnischen Banken und schließt deutsche wie polnische Elemente durch den gleichen Kredit im polnischen Wirtschaftslager zusammen. Soweit übrigens die Bürgen willfährig genug sind, auch Genossen zu werden, verlangt die Bank Ludowy auch von ihnen den Beitritt zur Genossenschaft. Auf diesem Wege ist z. B. der Amtsvorsteher eines deutschen Gutsbezirkes im Industrierevier Mitglied einer Bank Ludowy geworden. (Schluß folgt.)

Der praktische Nutzen der Frauenbewegung

Von Dr. Käthe Schirmacher-Paris

Wer die Notwendigkeit einer Bewegung erkennt, vermag sie nicht mehr völlig abzulehnen. Sie mag ihm sympathisch oder unsympathisch sein, läßt sich aber nicht mehr von der Hand weisen. Gehört die Frauenbewegung zu diesen notwendigen Bewegungen, mit denen man sich nolens volens abfinden muß? Hat sie einen deutlich sichtbaren Interessentenkreis? Erfüllt sie dessen Forderungen? Wirkt sie darüber hinaus allgemein nützlich? Hat sie einen praktischen Nutzen?

Die organisierte Frauenbewegung begann am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten, zur Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Sie entstand in Deutschland im Jahre 1865, zur Zeit der beginnenden Großindustrie. Damals gründeten Luise Otto-Peters und Auguste Schmidt in Leipzig den Allgemeinen deutschen Frauenverein. Sie gründeten ihn am Jahrestag der Schlacht von Leipzig, denn sie standen für Freiheit und Vaterland. Beide Frauen, sowie ihre Mitarbeiterinnen, Ottilie von Steyber, Henriette Goldschmidt, Lina Morgenstern, Marie Calm u. a. m., gehörten den bürgerlichen Kreisen an, waren teils Hausfrauen, wie die bedeutende Luise Otto-Peters, teils außerhäuslich erwerbende Frauen, wie Auguste Schmidt, die Lehrerin war und später eine große Mädchenschule mit Seminar leitete.

Da der Lehrberuf damals die fast einzige Laufbahn für gebildete Mädchen war, Vorbildung und Aussichten darin aber gleich mangelhaft, richteten die deutschen Frauenrechtlerinnen ihr Verlangen in erster Linie auf Verbesserung der Mädchenbildung. Frau Loeper-Houssselle und Fräulein Helene Lange griffen fünfzehn bis zwanzig Jahre später hier fördernd ein. Frau Ketteler war es, die, den Verein Frauenstudium gründend, auch das erste deutsche Mädchengymnasium, in Karlsruhe, ins Leben rief. Seit jener Zeit vermehrten sich in allen Teilen Deutschlands die Bildungsanstalten für Frauen — Realkurse, Gymnasialkurse, Mädchengymnasien, Oberlehrerinnenkurse, Zulassung von Hörerinnen zu den Universitäten usw. Hand in Hand damit ging die Berufsorganisation der Lehrerinnen im Allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein und in den verschieden-staatlichen Volksschullehrerinnenvereinen.

Die Gründung des Reichs hatte es unvermeidlich gemacht, daß auch der Schwerpunkt der Frauenbewegung nach Berlin überging. In den politisch-parlamentarisch-sozialen Kämpfen der Reichshauptstadt entstand hier die jüngere, die sozial-politische Richtung der Bewegung unter Führung von Frau Cauer, die seit 1890 eine Reihe von Mitarbeiterinnen um sich sammelte, Frau Bieber-Böhm, Dr. Augspurg, Fräulein Heymann, Anna Pappritz, Frau Stritt, M. Lischnewska, M. Schnee, Dr. Schirmacher, Dr. Stöcker, E. Lüders, Lily Braun usw. Für diesen linken Flügel traten Rechtsfragen, Frauenstimmrecht, Sittlichkeit, Arbeiterfrage, Organisation in erste Linie. So gelang es z. B. Frau Cauer, die kaufmännischen Angestellten weiblichen Geschlechts in einem Berufsverbande zu organisieren.

In diesen Kreisen begann auch die Arbeit der bürgerlichen Frau für die Proletarierin, die von den Begründerinnen der deutschen Frauenbewegung 1865 wohl prinzipiell mit erstrebt worden, praktisch aber nicht wesentlich gefördert war. Das lag in der Natur der Sache: die bürgerliche Frau wurde durch die Großindustrie von der früheren Hausarbeit entlastet und daher im Hause brotlos. Die Großindustrie trieb Hunderte und Tausende bürgerlicher Mädchen aus dem Haus. Deren Not schuf die Frauenbewegung, die eben deshalb bürgerlichen Ursprungs ist. Die Frauenbewegung im Volk, aber insofern sie nicht konfessionell, fiel fast ganz mit dem Sozialismus zusammen. Das ist leicht erklärlich: die Großindustrie lockte die Frau des Volks in die Fabrik, wo sie die Interessen des Arbeiters teilte und am stärksten von der sozialistischen Propaganda erfaßt wurde, die ihre Kundschaft im Volke sucht.

Die eigentliche Frauenbewegung begann aber in Bürgerkreisen. Was hat sie seit 1865 für diese auf außerhäusliche Berufsarbeit angewiesenen Frauen geleistet? Sie hat ihnen Arbeit geschafft und ihre Arbeitsbedingungen verbessert. War ein anderer Weg gangbar? Stand es in menschlicher Macht, diese Frauen wieder im Hause zu versorgen? Nein, das Haus war nicht mehr aufnahmefähig für diese Arbeitskräfte, es versagte als Versorgung des gesamten weiblichen Geschlechts, es stieß Hunderttausende von seiner Schwelle.

Diesen mußte geholfen werden. Das geschah zuerst durch Verbesserung der Frauenbildung. Die deutsche Frauenbewegung bezweckt die Ebenbürtigkeit und Gleichwertigkeit der auf Arbeit angewiesenen Frau in jedem Beruf, den sie ergreift. Denn halbgebildete Arbeiter sind unfähige Arbeiter und notwendigerweise Schmutzkonkurrenten, gleichzeitig aber auch eine soziale Last, da sie zuletzt der Allgemeinheit aufliegen. — Seit 1865 wurden in mühsamem Ringen nach und nach die nötigen Schritte getan, um die höheren Mädchenschulen zu wirklich höheren Schulen auszubauen, den Mädchen die höheren Knabenschulen zu öffnen oder besondere Mädchengymnasien zu gründen, die Frauen zum akademischen Studium und zur Immatrikulation zuzulassen, sowie zu den meisten Staatsprüfungen. So erschloß sich der deutschen Frau seit 1890 der höhere Lehrberuf, die Universitätslaufbahn (eine Dozentin), der Beruf des Arztes, Zahnarztes und

Apothekers, des Chemikers, Technikers, Ingenieurs, Architekten und Bibliothekars; der Anwaltsberuf ist ihr noch verschlossen, doch gibt es eine Anzahl weiblicher Juristen in Privatstellungen.

Verbessert wurden Ausbildung und Bezahlung in den älteren Berufen der Volksschullehrerin, Erzieherin und Krankenpflegerin. Durch den Aufschwung von Handel und Gewerbe entstand ein steigender Bedarf nach Verkäuferinnen, Buchhalterinnen, Kassiererinnen, Korrespondentinnen, Sekretärinnen, Steno- und Daktylographinnen. Sie begannen mit schlechter Ausbildung und schlechter Entlohnung. Die Frauenbewegung forderte und förderte Berufsorganisation, Berufsschulung, auskömmliche Bezahlung. An der Erschließung dieser und verwandter Berufe hatte der Letteverein, Berlin, schon seit 1865 gearbeitet. Die praktischen Berufe der Kinderpflegerin und Kindergärtnerin, der Handfertigkeits- und Haushaltslehrerin, der gewerblichen oder wissenschaftlichen Zeichnerin, der Dekorateurin und Reformschneiderin sind alle in neuerer Zeit geregelt oder erschlossen worden. Seit kurzem wird auch die handwerkliche Ausbildung der Frau betrieben.

Ganz neue Gebiete haben sich aufgetan, seit Staat und Gemeinden Sozialpolitik treiben. Seitdem sind Frauen Gewerbeaufseherinnen, Wohnungsaufseherinnen, Säuglingspflegerinnen, Schulschwestern, Aufseherinnen der Kommunalpflegekinder, Vormünder, Armenpflegerinnen, Waisenpflegerinnen, Leiterinnen von Fürsorgevereinen, Helferinnen an Jugendgerichten, Leiterinnen von städtischen Arbeitsnachweisen, von Rechtsschutzstellen usw.

Die eigentliche Wohltätigkeit, in der sich nach wie vor viele Frauen betätigen, besteht aber vorwiegend unabhängig von der Frauenbewegung.

Ein großer Teil der obengenannten Berufe wird ehrenamtlich und unentgeltlich versehen. Er hilft also nicht eigentlich zur Lösung der wirtschaftlichen Frauenfrage, gibt aber der Frauenbewegung ihren gemeinnützigen Charakter. Denn die Frauenbewegung will nicht allein der bürgerlichen Frau Brot verschaffen; sie sucht auch den Frauen des Volks zu helfen. Daher beschäftigen die Frauenrechtlerinnen sich mit der Verbesserung der Volksschulbildung (bis zum fünfzehnten Jahr, Haushaltsunterricht obligatorisch); sie geben Wegweiser der Berufswahl für die schulentlassene Jugend heraus, gründen Schulen für Dienstboten, Vereine von Hausbeamtinnen, studieren die Lohnfragen der Arbeiterin, das Problem der Heimarbeit, befürworten den gesetzlichen Arbeiterschutz und die Arbeiterinnenorganisation, Mutterschaftsversicherung usw.

Ganz besonders schwierige gemeinnützige Aufgaben hat die Frauenbewegung dann ergriffen auf dem Gebiet der Alkoholbekämpfung und auf dem Gebiet der Sittlichkeit (Bekämpfung der Reglementierung), dem Mutterschutz.

Eine solche Arbeit bedarf einer starken Organisation. Sie ist seit dem Jahre 1894 zentralisiert und dann immer besser ausgebaut worden. In jenem Jahre entstand nämlich der Bund deutscher Frauenvereine, zu dem die Anregung 1893 auf dem Internationalen Frauenkongreß in Chicago gegeben war. Der

Bund verfolgt heute ein umfassendes und modernes sozialpolitisches Programm, zählt hunderttausend Mitglieder, hat seinen Sitz in Dresden und zur Vorsitzenden Frau Marie Stritt daselbst. Er ist auch dem Weltbund der Frauen angeschlossen, der, gleichfalls amerikanischer Anregung entsprungen, heute über zwanzig national organisierte Länder umfaßt. Vorsitzende ist Lady Aberdeen, Vizekönigin von Irland.

Dem Bund deutscher Frauenvereine gehört heute wohl die Mehrzahl der bürgerlichen Frauenorganisationen an. Seinen ältesten Bestand bilden der Allgemeine deutsche Frauen- und der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein, sowie der Verband Fortschrittlicher Frauenvereine und der Verein Frauenbildung—Frauenstudium.

In den letzten zehn Jahren hat sich die deutsche Frauenbewegung nun nach Arbeitsgebieten, nach Konfessionen und nach geographischen Gebieten organisiert. Nach Arbeitsgebieten z. B. in dem deutschen Zweig der Internationalen abolitionistischen Föderation zur Bekämpfung der reglementierten Prostitution (Vorsitzende Frau Scheven, Dresden), in dem Bund abstinenter Frauen (Vorsitzende Fräulein Hoffmann, Bremen), in dem Verband deutscher Rechtsschutzvereine (Vorsitzende Frau Bennewi, Halle), dem Verein für Arbeiterinneninteressen (Vorsitzende Fräulein Friedenthal, Berlin), dem Deutschen Verbande für Frauenstimmrecht (Vorsitzende Dr. Augspurg, Siglhof).

Nach Konfessionen in dem Deutsch-evangelischen Frauenbund (Vorsitzende Fräulein P. Müller, Hannover), dem Jüdischen Frauenbund (Vorsitzende Fräulein Pappenheim, Frankfurt a. M.), dem Katholischen Frauenbund (Vorsitzende Frau von Carnap, Köln). Letzterer ist dem Bunde deutscher Frauenvereine noch nicht angeschlossen.

Die geographische Organisation geht nach Provinzen oder Bundesstaaten und ist sehr reichhaltig. Jede preußische Provinz, außer Pommern, Ostpreußen, Posen, Hannover und Hessen, hat einen Provinzverband ihrer Frauenvereine. Außerdem gibt es einen Elsaß-lothringer Verband, einen bayerischen, einen Pfälzer, einen norddeutschen (Hansestädte, Schleswig-Holstein, Mecklenburg), einen mitteldeutschen usw.

Auch die Berufsorganisationen der Frauen mehren sich, neueren Datums sind die der Krankenpflegerinnen, der bibliothekarisch arbeitenden Frauen, der weiblichen Oberlehrer u. a. m.

Um eine Übersicht der vielfältigen Organisationen zu gestatten, hat der Bund ein Merkbuch der Frauenbewegung veröffentlicht (1908), und das Kaiserlich Statistische Amt unternimmt jetzt die zweite Statistik der deutschen Frauenvereine.

Wie die deutsche Frauenbewegung sich in den letzten Jahren konfessionell gefärbt, so scheint sie jetzt auch parteipolitisch zu werden. Die verschiedenen Provinz- oder Landesvereine, die den Verband für Frauenstimmrecht bilden, sind

liberal, während der kürzlich gegründete Deutsche Frauenbund (Vorsitzende Frau von Alten, Berlin) die Propaganda auf konservative Kreise richtet.

Hier ist die Arbeit sehr nötig, denn Landadel, Gutsbesitzer, Beamte, Offiziere lehnen die Prinzipien der Frauenbewegung bis heute fast durchweg ab. Meist haben sie sich mit der Sache nicht beschäftigt, es genügt ihnen, daß die Frauenbewegung „umstürzlerisch" und daher „an maßgebender Stelle unbeliebt" ist. — Soll infolge zwingender Umstände ein Mädchen dieser Kreise sich sein Brot verdienen, so gibt es zwei Möglichkeiten: entweder das Mädchen wird mit möglichst geringen Kosten möglichst rasch ausgebildet, macht das Seminar durch und wird Erzieherin, Volksschullehrerin, Privatlehrerin, oder die Bessersituierten wenden das nötige Geld an eine Oberlehrerinnen- oder Universitätsbildung, und das Mädchen erreicht die höheren Staffeln der Berufe.

In jedem Falle genießt es die Früchte der Frauenbewegung, jedoch meist ohne sich dessen bewußt zu sein. Die mit möglichster Sparsamkeit vorgebildete Lehrerin ist freilich trotz aller Fortschritte auch noch zu einer möglichst sparsamen Existenz verurteilt: ihre männlichen Anverwandten nehmen oft bedeutende, einflußreiche Stellungen ein, aber das sind eben Männer, denen die Welt gehört, und sie als Frau hat sich naturgemäß zu bescheiden. — Die mit bedeutenderem Kapitalaufwand vorgebildete Oberlehrerin oder Doktorin aber begegnet in ihren Kreisen so viel Unverständnis für die Frauenbewegung, daß sie in den meisten Fällen, um nicht als „unweiblich", „überspannt", „unfein" zu gelten, der Idee, welcher sie ihre bessere Existenz verdankt, nicht einen Dienst erweisen mag. Der Deutsche Frauenbund hat also eine beträchtliche Aufklärungs- und Werbearbeit vor sich.

Eine Bewegung, die so weit und tief ausgreift, die so viele Fortschritte verzeichnet, so mannigfaltig sich betätigt, hat breite und tiefe Ursachen, die das Wollen des einzelnen weit überragen: die Frauenbewegung ist eine große, sachliche, ist eine soziale Erscheinung. Nicht sie trieb die Frau aus dem Haus, das hatte die Großindustrie schon besorgt. Wohl aber sind die im Hause nicht beschäftigten Frauen der nächste Interessentenkreis der Bewegung. Wie viele sind das? Rund die Hälfte aller erwachsenen Frauen Deutschlands, nämlich neun Millionen, die sich ihr Brot außerhalb des Hauses verdienen. — Sie sind längst nicht alle der Frauenbewegung angeschlossen. Ein großer Teil geht mit der Sozialdemokratie, ein anderer Teil mit den christlichen Gewerkschaften, noch andere kämpfen auf eigene Faust, haben keine Ahnung von Wert und Notwendigkeit der Organisation, wieder andere genießen die Früchte der Frauenbewegung, ohne sich ihr helfend anzuschließen. Immerhin, wie bei allen großen Bewegungen ist auch hier eine bewußte und organisierte Minderheit Vertreterin der Massennöte: die Interessen der erwerbenden Frau aller Stände und die sittlich-geistig-wirtschaftlich-sozialen Interessen der Allgemeinheit finden ihren Ausdruck durch den Bund deutscher Frauenvereine, der, wie gesagt, seit 1894 besteht, hunderttausend Mitglieder zählt und planmäßig der Frau, der

Familie, dem Staat zu nützen sucht. Der Bund rechnet mit den Tatsachen: die Hälfte aller erwachsenen deutschen Frauen findet nicht mehr Arbeit und Brot im Hause; es ist ihnen also damit nicht geholfen, daß wir sagen, die Frau gehört ins Haus. Die Aufgabe des Bundes wie aller einsichtigen Frauen und Männer besteht also darin, diesen Tatsachen Rechnung zu tragen und eine Lösung zu finden, die Frau, Mann, Kind, Haus, Gemeinde, Staat und Menschheit nicht nur nicht schädigt, sondern fördert. Und somit ist die Frauenbewegung eine unvermeidliche und eine gemeinnützige Bewegung, gegen die des einzelnen Widerstand aussichtslos und machtlos ist.

Das Kastensystem Indiens, sein Wesen und seine Bekämpfung

Von Dr. Freiherr von Mackay-München

Eine der größten Seltsamkeiten auf der Schaubühne der Weltgeschichte ist zweifellos die jahrhundertlang ungebrochen aufrecht erhaltene Herrschaft der kleinen Schar britischer Eroberer über das Indische Reich mit seinen dreihundert Millionen Einwohnern. Als nach dem Boxeraufstand der Gedanke einer Aufteilung Chinas unter die Westmächte auftauchte, erkannte man in den europäischen Kabinetten das Utopistische eines solchen Plans sehr bald, und doch war damals das Reich der Mitte militärisch ebenso schwach und politisch ebensowenig zentralisiert wie das Reich des Brahmanentums zur Zeit, da England in ihm festen Fuß faßte. Das Abendland sah sehr wohl ein, daß keine noch so große militärische Macht auf die Dauer imstande sein würde, dem Unwillen und dem Druck der chinesischen Volksmassen zu widerstehen, und begnügte sich daher bescheiden zur Sicherung der europäischen Kultur- und Wirtschaftsinteressen mit ein paar kleinen, leichter zu verteidigenden Außenposten am Meer. Der Erfolg der britischen Herrenpolitik am Indus und Ganges wird meist seiner klug angewandten Diplomatie des „Divide et impera!“ zugeschrieben, worunter man das Ausspielen der Gegensätze zwischen der hinduistischen Mehrheit und der mohammedanischen Minderheit versteht. Daß diese Motivierung ganz ungenügend ist, geht schon daraus hervor, daß jene Taktik erst jüngeren Datums, mit klarem Zielbewußtsein im Grunde erst von Lord Curzon angewandt worden ist. Die eigentliche Wurzel der politischen Ohnmacht Indiens ist vielmehr unzweifelhaft das Kastenwesen. Kämmel, der treffliche Schilderer der sozialen Verhältnisse des Landes, meint, der Durchschnittsinder werde auf die Frage nach seiner

Nationalität hin etwa sich äußern: Ich gehöre der siwaitischen Schneidergilde von Kalkutta an, oder: ich bin von der wischnuitischen Goldschmiedeinnung in Madras. Mit anderen Worten: der Kastengeist hat alles nationale Empfinden und damit jedes die Fremdherrschaft spontan zurückweisende patriotische Einheitsgefühl bei den Eingeborenen ertötet.

Mit der Zähigkeit marktgängig gewordener Ware hat sich bis auf den heutigen Tag die der Brahmanentheorie entlehnte irrtümliche Vorstellung vom Kastenwesen als einer Vierteilung des indischen Volks in die Kasten der Priester, Krieger, Landbebauer und Parias erhalten. In Wirklichkeit handelt es sich bei der Kastenordnung um eine unendlich vielfach und fein verästelte Gliederung und Differenzierung der Gesellschaft in kleine Einheiten, in Körperschaften, die nach der Erklärung Sénarts „mit einer gewissen überlieferten Organisation, mit einem Oberhaupt und einem Rat ausgestattet sind, deren Mitgliedschaft erblich ist, also nicht durch Zufall oder freie Wahl, sondern durch die Geburt erworben wird, die gemeinsame, insbesondere auf die Heirat, Nahrung, den Beruf bezügliche Gebräuche ausüben und die schließlich mit einer Gerichtsbarkeit ausgestattet sind, kraft deren sie, namentlich durch das Mittel der Ausschließung, ihre Autorität nach außen hin wahren und wirksam machen". Es gibt also nicht vier Kasten, sondern Tausende von Kasten, und alle diese kleinen Mosaiksteine des indischen Volks sind nicht etwa, wie nach der brahmanischen Klassifizierung anzunehmen wäre, durch Standesbewußtsein zu größeren Einheiten verbunden, werden vielmehr durch gesellschaftliche Abschattierungen aufs schärfste voneinander getrennt: der stolze Priester von Benares würde z. B. lieber den Hungertod erleiden als eine Speise von dem verachteten, halbnackten, in den Niederungen des Sindar Kartoffeln bauenden Brahmanen annehmen. Und endlich ist wiederum die Vorstellung unzutreffend, daß das Bindemittel der einzelnen Kastensplitter stets die gleiche Berufstätigkeit sei. Es ist zwar richtig, daß der sogenannte funktionelle, der berufliche Typ der Kaste am weitesten verbreitet ist. Daneben besteht aber eine ganze Reihe anderer einflußreicher Typen, so z. B. die konfessionelle (sektarianische) Kaste, die Abwanderungs- (Emigrations-) Kaste, die Kreuzungskaste usw. Das Kastenwesen stellt so einen allen seinen Abmessungen, Formen, elementaren Bestandteilen nach äußerst komplizierten Organismus dar, dessen Wesen und Bedeutung nicht verständlich ist ohne Untersuchung des Bodens, aus dem er die Triebkräfte dieser mysteriösen und gigantischen Entfaltung gesogen hat.

Von den vielen Hypothesen, die die Entstehung des indischen Kastenwesens zu erklären suchen, wird nur eine dessen Charaktereigenart gerecht und gewinnt daher immer mehr Anerkennung: die von H. H. Risley aufgestellte. Risley sieht als Ursprung der gesellschaftlichen Abtrennung den Rassengegensatz an. Herrenvölker, die erobernd in ein fremdes Land eindrangen, haben von jeher sich vor der Verschmelzung mit den in ihren Augen minderwertigen Angehörigen der besiegten Rassen dadurch zu schützen gesucht, daß sie ihren Söhnen und

Töchtern Ehen mit den Unterworfenen nicht gestatteten. Wie streng gerade in Indien diese Gesetze der „Endogamie" von den arischen Eroberern beachtet worden sind, erhellt daraus, daß noch jetzt die Bevölkerung von Kaschmir, Radschputana und vom Pandschab keine Spur der Vermischung mit den farbigen Drawidas erkennen läßt. Unvorschriftsmäßige Verbindungen ließen sich indessen natürlich nicht immer und namentlich dann nicht vermeiden, wenn es den Eroberern selbst an Frauen fehlte; die aus solchen Ehen hervorgegangenen Mischlinge stellten wieder eine besondere Volksschicht dar, die sich ihrer Rechtsstellung und ihren Sitten nach von den beiden anderen Gruppen wesentlich unterschied. Sie ist nach Risley das Prototyp der Kaste, und ein noch heute rein erhaltenes Vorbild einer solchen Kreuzungskaste stellen z. B. die Khas dar, die Nachkommen eingewanderter Radschputs und mongolischer Frauen. Je mehr die Zivilisation des Landes fortschritt, desto mehr machten sich natürlich die Unterschiede der beruflichen Tätigkeit als trennendes Element innerhalb der drei so geschaffenen Volksschichten geltend, eine Zersetzung und Gliederung, die aber nach dem Zeugnis der Paliliteratur wiederum durchaus nicht nach den Normen der indischen Theorie der Vierteilung erfolgte. Diese uralten Texte kennen vielmehr bereits eine viel weitgehendere, anders geordnete und dabei weniger exklusive Kastenordnung. Die oberste Kaste bildeten damals die Khattija, die Minister, dann kamen die Amakki, die königlichen Beamten, dann erst die Brahmanen, und unter diesen bildete wiederum der Stand der Asketen eine abgeschlossene Gruppe für sich. Wann das Kastenwesen durch religiöse Reformatoren nach dogmatischen Gesichtspunkten umgebildet wurde, läßt sich aus der Geschichte nicht klar erkennen. Die ursprüngliche reine Brahmalehre stand jedenfalls dem Kastengeist fremd gegenüber, und der Buddhismus mit seiner esoterischen Weltanschauung hatte erst recht weder den Ehrgeiz noch ein Interesse daran, die Volksmassen durch hierarchischen Gesellschaftszwang sich gefügig zu machen. Anders dachten die Brahmanen der nachklassischen Zeit. Ihre Metaphysik durchdringt das Salz einer zwar ideal angelegten, dabei aber doch sehr realistische Zwecke verfolgenden Philosophie. Sie benützten die Religion, um dem Kastenwesen eine übernatürliche Begründung zu geben und um ihrer selbstsüchtigen Interessen willen die Schranken zwischen den Berufen künstlich zu erhöhen. Sie erklärten die Überordnung des erbweisheitvollen Priestertums selbst über die Könige und Krieger als eine dem Geist dargebrachte Huldigung und als zuverlässiges Mittel, Indien die führende Stellung in der Kultur der ganzen Welt zu sichern. Sie stellten das dürftige Leben der Massen als gottgewollte Vorbestimmung hin und fanden für diese Lehre der Entsagung in der mitleidsvollen, träumerischen, weichen Gemütsart des Volks einen höchst fruchtbaren Boden. Die indische Orthodoxie gab so dem Kastenwesen erst seinen tieferen seelischen Inhalt, seine ethische Folie, aber auch seine unerbitterliche Härte und Engherzigkeit: jetzt erst wurde den Angehörigen einer Kaste verboten, mit Gliedern eines anderen Verbandes gemeinsam zu Tisch zu sitzen,

und jetzt erst wurden grausame Strafen über die Übertreter solcher Gebote verhängt.

Drei Faktoren sind es also, die vorzüglich als Antriebskräfte der Kastenbildung gewirkt haben: Rassenpolitik, Standesstolz, hierarchischer Dogmatismus. Durch das Zusammen- und Durcheinanderwirken dieser Energien entstand ein Abkapselungssystem, das sich in unendlich vielen Kombinationen fortsetzte, bis die Gesellschaft zu kleinsten Splittern atomisiert war. Hier nur ein theoretisches Beispiel, das ein ungefähres Bild der unzähligen Möglichkeiten solcher Abschnürungsprozesse geben dürfte. Ein Teil der Angehörigen einer Kreuzungskaste zieht nach anderen Wohnsitzen mit günstigeren Wirtschaftsbedingungen; es bildet sich eine Abwanderungskaste. Die Ankömmlinge werden in dem fremden Land mit einer religiösen Reformbewegung vertraut und ein weiterer Teil splittert sich als konfessionelle Kaste ab. Die neuen dogmatischen Anschauungen haben wieder zur Folge, daß sich die Ansichten über Ehegesetze, etwa über die Wiederverheiratung der Witwen, ändern, und der Streit hierüber gibt den Anstoß zu einer dritten Absonderung. In der so entstandenen neuen Gruppe überwiegt ein einzelner Beruf, etwa der priesterliche*), was diesen veranlaßt, wiederum eine Unterkaste zu bilden. So erst, durch einen Einblick in die Wirrnis der Entwicklung und der unermeßlichen Vielgestaltigkeit des Kastenwesens, wird eine zutreffende Würdigung seiner gegenwärtigen politischen Bedeutung möglich. Auf der einen Seite erkennt man, wie die Kaste mit allen, nicht nur den wirtschaftlichen, sondern auch den religiösen, sittlichen, rechtlichen, gesellschaftlichen Lebensformen des indischen Volks aufs innigste verflochten ist, so daß ohne Übertreibung gesagt werden kann, sie sei der Käfig, in dem Körper und Geist jedes einzelnen Inders von der Wiege bis zum Grabe eingeschlossen ist. Auf der anderen Seite ist aber eben diese diktatorische Macht zweifellos die Hauptursache all des namenlosen sozialen Elends, das am Mark des indischen Staatswesens zehrt. In den europäischen Wirtschaftsgebieten bildet die unterste Volksschicht ein zahlreiches Proletariat, dessen Daseinsbedingungen sich an der Grenze menschenwürdigen Daseins bewegen. Und doch erscheint diese tiefe Wunde am gesellschaftlichen Organismus des Westens fast winzig gegenüber dem Umfang und dem Grad der Verelendung, in der die Hefe des indischen Volks, die Parias, leben. Denn diese Gruppe der Ausgestoßenen, die sich bekanntlich aus den Angehörigen unterworfener Stämme und aus solchen Personen zusammensetzt, die aus einer Kaste wegen irgendeines Vergehens ausgeschlossen wurden, umfaßt angeblich nicht weniger als sechzig Millionen Menschen, also ungefähr so viel, als das Deutsche Reich Einwohner zählt, und den Abgrund der Not, in dem dies Riesenheer der Enterbten dahinvegetiert, schildert die Theosophin Mrs. Besant, die durch ihre Wohltätigkeitsarbeit mit dessen Lebenshaltung vertraut wie wenige

*) Entgegen landläufiger Anschauung sind gerade die Brahmanenkasten selten „rein"; von den Brahmanen Bengalens z. B. üben nur 17, von denen Bihars sogar nur 8 Prozent priesterliche Funktionen aus.

ist, mit den ergreifenden Worten: „Die Parias besitzen gegenwärtig entartete, übelriechende Körper, weil sie Generationen hindurch von schlechten Nahrungsstoffen und Getränken gelebt haben. Es werden mehrere Menschenalter besserer Nahrung und besserer Daseinsbedingungen nötig sein, bis sie diese körperlichen Eigentümlichkeiten verlieren und bis es so überhaupt möglich sein wird, sie mit anderen Menschen zusammenwohnen zu lassen und ihre Kinder in die gleichen Schulen wie die Kinder der anderen Inder aufzunehmen." In der Kastenordnung mit ihrer Tendenz zur Inzucht durch endogame Ehegesetze wurzelt ferner das System der Kinderehen, einer zweiten Haupturſache der Volksentartung; denn infolge dieser Unsitte werden jährlich Hunderttausende schwächliche Menschenwesen in die Welt gesetzt, denen jedes Rüstzeug zum Kampf ums Dasein schon von Geburt an fehlt und deren Eltern gänzlich unfähig sind, für genügende Ernährung und Erziehung zu sorgen. Endlich ist klar, daß, solange der Kastenzwang besteht, der keine freie Bewegung des Individuums duldet und die gewerbliche Tätigkeit in unzählige kleinste und zusammenhanglose Zirkel zersplittert und einschrumpfen läßt, an eine großzügige, moderne industrielle Entwicklung des Landes nicht zu denken, und daß damit der Weg abgeschnitten ist, durch Schaffung neuer Erwerbszweige der darbenden Volksmasse neue Nahrungsquellen und Wirtschaftskräfte zuzuführen.

Die Urteile über die Tätigkeit der britischen Regierung zur Bekämpfung der sozialen Not Indiens, die in der Welt ihresgleichen nicht hat, schwanken zwischen höchstem Lob und absprechendster Verurteilung. Eine unparteiische Kritik muß zugeben, daß England mit ungemeiner Zähigkeit und Energie reformatorisch sich betätigt hat, kann dabei aber doch nicht verkennen, daß im Grunde alle seine Anstrengungen umsonst gewesen sind oder doch wenigstens keinen irgendwie durchschlagenden Erfolg gehabt haben. Die immer wiederkehrenden furchtbaren Hungersnöte, die Verheerungen, die Pest und andere Seuchen periodisch anrichten, die englische Statistik selbst, die feststellt, daß sogar in guten Erntejahren auf den Kopf der Bevölkerung nur ein Ertrag von 17 Rupien (21,25 Mark) entfällt, daß der durchschnittliche Monatsverdienst eines gewöhnlichen Ryot (Bauern) 12 Rupien nicht übersteigt, während die auf den Kopf der Bevölkerung berechnete Steuerlast 3 Rupien beträgt, zeigen das mit unzweideutiger Schärfe und lassen es sehr zweifelhaft erscheinen, ob das Volk den europäischen Herren irgendwelche Besserung der Lebensverhältnisse zu verdanken hat. Das Versagen aller operativen Eingriffe Englands motiviert sich nach dem Gesagten leicht. Es wird zunächst schon durch die Ungleichheit der dynamischen Faktoren bedingt: was kann alle Hilfstätigkeit des Fähnleins Briten gegenüber dem Elend einer solchen Riesenmassen Enterbter bedeuten? Sodann dringt England bei seinen Reformversuchen offenbar gar nicht bis zu dem Schwerpunkt vor, wo allein der Hebel zu einer gründlichen Umformung der Zustände angesetzt werden könnte. Ohne den Sturz der Kastenbespotie und ihrer dissozialen Zwangsgesetze wird der Kalvariengang des

indischen Volks niemals ein Ende nehmen. Gerade England hat aber um der Erhaltung der eigenen Herrschaft willen das größte Interesse daran, daß dies Netz, in dem Indien sich selbst politisch gefangen hält, nicht zerrissen wird.

Der Organismus des indischen Staats übt, trotz seinem ungelenken und unharmonischen Gefüge, durch seine Masse und Eigenschwere eine solche Abstoßungskraft aus, daß jeder Versuch, von außen her auf seine Funktionen regulierend einzuwirken, scheitern muß. Die Umbildung und Gesundung kann nur von innen heraus, aus der Seele des Volks, kommen. Eine solche Gärung hat nun tatsächlich, vom Westen wenig beachtet, schon in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eingesetzt und ist seitdem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zu immer gewaltigerer geistiger Erneuerungsmacht angewachsen. Ihrem Gesamtcharakter nach könnte sie als religiöser Sozialismus bezeichnet werden. Der dogmatische Reformgedanke ist auf das Ziel gerichtet, die ursprüngliche brahmanische Lehre von allen späteren Zutaten, künstlichen Auslegungen und Verzerrungen zu befreien, die hoheitsvollen Gesetze der alten Veden in Ehren einzusetzen und durch Säuberung des Götterhimmels von allen mythologischen und symbolischen Gestalten den reinen Pantheismus wiederherzustellen. Da die alten Texte das Kastenwesen nicht kennen, so ergab sich aus diesen puristischen Bestrebungen ganz von selbst der Wille, auch mit dieser Einrichtung, auf die sich die Macht der heutigen Orthodoxie stützt, aufzuräumen. Am rücksichtslosesten ging Rammohun Roi, der Schrittmacher der ganzen Bewegung und Gründer der Brahmo-Samadsch*), vor. Er war ein glühender Verehrer des westlichen Demokratismus und wollte die indische Gesellschaft ganz nach dessen freiheitlichem Vorbild umformen. Indessen fand diese radikale Richtung nur bei der indischen Intelligenz Beifall; als Erwecker der Volksmassen ist Rammohun Roi bei weitem Swami Djanard Saraswati, dem Begründer der Aria-Samadsch, überlegen, deren festes Fundament der Nationalstolz des arischen Herrenvolks ist, und die zwar gleichfalls für die Ideen des westlichen Liberalismus sich einsetzte, diese aber aus der alten Vedantaphilosophie heraus entwickeln will, um so ein modernes fortschrittliches und doch fest im Boden Indiens und seiner Eigenart wurzelndes Staatswesen aufzubauen. Eine dritte von Swami Vivekananda gegründete Reformgemeinde, die Ramakrischna-Mission, war ursprünglich nichts als eine reaktionäre Rückflutung, die die streng orthodoxe und konservative Partei den Neuerern entgegenstellte. Sehr bald brach jedoch der moderne, alles durchsäuernde Geist auch in diese Feste sich Bresche, und zwar namentlich dank der Bemühungen des hochangesehenen Philosophen Tripathi. Der vor zwei Jahren gestorbene „Weise von Indien" war Eklektiker. Er erstrebte in tiefsinniger Begründung eine Versöhnung der Prinzipien des westlichen Demokratismus und des indischen Aristokratismus, indem er beide Gegensätze auf die Antithese der Lamarckschen und Darwinschen Entwicklungs-

*) Samadsch-Gemeinde.

theorie zurückführte. Das hierarchische Kastensystem verfolge das Ziel, die Menschheit zu höheren Stufen der Vervollkommnung emporzuführen auf dem Weg der Vererbung erworbener Eigenschaften, der abendländische Liberalismus suche die gleiche Aufgabe auf dem Weg der Auslese im freien Kampf ums Dasein zu lösen. Wie nun in der Natur beide Tendenzen scheinbar gegensätzlich, in Wirklichkeit aber doch harmonisch als Ansporn zusammenwirkten, allen individuellen Veranlagungen Spielraum zur Betätigung zu schaffen, so fordere es die Staatsweisheit und das Wohl der Menschheit, daß auch auf politischem Gebiet nicht einseitig die aristokratischen oder demokratischen Entwicklungsenergien in die Alleinherrschaft eingesetzt, sondern beide unter Anerkennung gleicher Rechte auf einer Mittellinie zusammengeführt würden.

Die hohe Bedeutung der Reformgemeinden für das praktische politische Leben liegt darin, daß sie sämtlich in edlem Wetteifer zahlreiche Schulen höheren und niederen Rangs und Wohltätigkeitsanstalten aller Art geschaffen haben, in denen die Angehörigen jeder Gesellschaftsklasse aufgenommen werden und in denen den Zöglingen eine freie, die Enge des Kastengeists durchbrechende Weltanschauung vermittelt wird. Damit ist dessen Diktatur im Prinzip aus den Angeln gehoben. Es ist zwar klar, daß noch Jahrhunderte vergehen werden, bis das unabsehbare Eisfeld, in dessen Starre Indien durch das Kastenwesen gebannt wird, weggeräumt ist. Aber ebenso sicher erscheint es, daß der Abbröckelungsprozeß, der infolge der warmen reformatorischen Einströmung begonnen hat, nicht mehr aufzuhalten ist, vielmehr schließlich die ganze Masse in Bewegung und zur Auflösung bringen wird. Die britische Regierung hat sich, wenig geschickt, aus bereits angedeuteten Gründen den Reformgemeinden bisher durchaus unfreundlich gegenübergestellt, ja deren Führer, obgleich sie innerhalb der nationalistischen Opposition die gemäßigte und loyale Richtung vertreten, vielfach mit gleichen Gewaltmaßregeln verfolgt wie die radikalen Umstürzler. Auf die Dauer ist diese Taktik natürlich unhaltbar; denn wenn England dem heutigen von Morley und Minto festgelegten Programm nach die Selbstverwaltungsrechte des indischen Volks allmählich erweitert, so muß es wohl oder übel auch an dem Abbruch des Kastengebäudes, das mit verfassungsmäßigem Leben nicht vereinbar ist, mitwirken. Eine diplomatische und Erfolg versprechende Politik, die denn auch in England immer mehr Befürworter findet, müßte vielmehr in Gemeinschaft mit der religiös-sozialen Reformbewegung an der Wiedergeburt Indiens zu wirken und so zugleich eine Brücke über die tiefe Kluft, die heute die fremden Herren von den Untertanen trennt, zu bauen suchen. In solcher solidarischer Arbeit läge eine zuverlässige Frühlingshoffnung sowohl für das indische Volk auf Erlösung von seinen Leiden wie auch für den Westen auf einen friedlichen Sieg seiner Kultur in dem heißumstrittenen Kampfgebiet des fernen Ostens.

Die deutsche Theologie und die „Christusmythe“

Eine Zurückweisung der Angriffe des Herrn Professor Böthlingk

Von Professor Dr. Faut-Stuttgart

Im ersten und zweiten Aprilheft der Zeitschrift „Das freie Wort“ hat der Karlsruher Kollege des Verfassers der Christusmythe, Drews, Professor Böthlingk, bekannt als Vorkämpfer gegen den Ultramontanismus, das Verhalten der deutschen Theologen gegenüber den Drewsschen Vorträgen einer scharfen Kritik unterzogen, die geeignet ist, die Wissenschaftlichkeit der deutschen Theologie zu diskreditieren. Diese Kritik bedarf der entschiedensten Zurückweisung. Es wird der Schein erweckt, als wären die deutschen Theologen durch die Drewsche These ganz rabiat geworden. In Jena wurde ein „akademischer Rummel“ inszeniert; Drews wurde „niedergetobt“. Das sind Ausdrücke, die dem Sachverhalt sicherlich nicht entsprechen; auch der Fernstehende wird sagen müssen: Wenn Drews in Jena auf solche Weise entgegengetreten wurde, dann ist es unbegreiflich, daß er schließlich seine Bereitwilligkeit kundgab, auf sein Buch zu verzichten. Einstweilen sehen wir in jenen Ausdrücken Böthlingks eine Entstellung des Tatbestandes und eine gröbliche Beleidigung der Jenenser Theologen. Das Buch des Frankfurter Seniors Professor Bornemann wird als „Schmähschrift“ charakterisiert; das von Beth ist voll von „Unverschämtheiten“; der Veröffentlichung v. Sodens wird jeder wissenschaftliche Wert abgesprochen; seine Beurteilung der Tell-Sage wird mit einem Hinweis auf die offenbar mangelhafte literarische Bildung abgetan. Nun die Hauptsache. Böthlingk schreibt: „Um einer uferlosen Diskussion und der Vermengung von Wissenschaft und Glauben vorzubeugen, hat Drews bei seinen öffentlichen Vorträgen das Thema auf die geschichtswissenschaftliche Frage: ‚Ist Jesus eine historische Person?‘ beschränkt. Die Theologen haben die Diskussion trotzdem alsbald auf das Glaubensgebiet übergeleitet.“ Damit hat Böthlingk die Tatsachen auf den Kopf gestellt. Bald nach Drews' Auftreten sagte mir ein Lehrer der Mathematik: Mag diese Drewssche Ansicht auch begründet sein, warum tritt er in Volksversammlungen auf? Geschichtswissenschaftliche Streitfragen trägt man doch nicht vor Volksversammlungen! In der Tat: in dem Augenblick, wo Drews das tat, hat er den Standpunkt der geschichtswissenschaftlichen Untersuchung verlassen und die Frage zu einer Religionsfrage gemacht! Zudem er im Auftrag des Monistenbundes sprach. Wie hier die Stimmung ist, geht aus einem Artikel von E. Dosenheimer im „März“ hervor. Da heißt es: „Die Frage, ob Jesus gelebt hat oder nicht, hat für den Monisten als solchen wenig Bedeutung, weil für ihn Christus immer nur ein Mensch bleibt, niemals zum Gott wird. Der Nachweis, daß Christus nicht gelebt hat, hätte nur insofern Bedeutung, als dadurch der christlichen Orthodoxie, die sich an Christus als den Gottessohn klammert, ein furchtbarer Schlag versetzt würde. Man will sich seinen Gott

nicht ohne weiteres rauben lassen." So sieht der Monist die Tendenz der Drewsschen Vorträge an; darf man es den Christen übelnehmen, wenn sie denselben Eindruck haben? Ihre Religion soll getroffen werden! Daher die öffentlichen Protestversammlungen. Niemand anders aber hat sie veranlaßt, niemand anders hat eine an sich geschichtswissenschaftliche Frage zu einer religiösen gemacht als Professor Drews! Das ist der Tatbestand; und wenn Professor Böthlingk diesen Verlauf der Dinge bedauert, so möge er die Schuld nicht den Theologen zuschieben. Drews allein ist für ihn verantwortlich. Die Theologen haben vielmehr alles getan, um der Frage ihren geschichtswissenschaftlichen Charakter zu geben. Dafür ist die Schrift v. Sodens Beweis genug. Die Berliner Massenversammlungen sind von den „Theologen" nicht inszeniert worden, was Professor Böthlingk nicht unbekannt sein wird. Wenn Theologen in den Volksversammlungen auftraten, um gegen Professor Drews zu sprechen, so mußte ihr Auftreten genau wie das von Drews neben der geschichtswissenschaftlichen auch die religiöse Tendenz hervortreten lassen. Wären sie den Volksversammlungen, zu denen sie meist eingeladen waren, fern geblieben, so hätten sie sich dem Vorwurf der Unsicherheit, ja Feigheit ausgesetzt. So wie die Dinge jetzt liegen, halten wir allerdings den Beschluß der Pastoren des Bremer Protestantenvereins, von den Drewsschen Versammlungen wegzubleiben, für sehr richtig, da „die Frage, ob Jesus gelebt habe, als solche keine religiöse, sondern eine historisch-wissenschaftliche ist". Das Forum für die Behandlung solcher Fragen „ist aber unter keinen Umständen die Volksversammlung, sondern, wie das unter ernsten geistigen Arbeitern selbstverständlich sein sollte: die Fachkritik, die historische Wissenschaft, der Gelehrtenkongreß". Diese Selbstverständlichkeit haben nicht die Theologen, sondern Professor Drews außer acht gelassen.

Um eine Auseinandersetzung mit den wissenschaftlichen Argumentationen Böthlingks kann es sich in diesem Zusammenhang nicht handeln; es ist ja zudem von berufener Seite alles gesagt, was gesagt werden kann, ohne daß es auf Böthlingk Eindruck gemacht hätte. Sogar einem Manne wie Holtzmann, den auch Böthlingk als Autorität anerkennt, ist das nicht gelungen. Vielleicht aber ist es von Interesse, die Meinung Böthlingks zu erfahren. „Ob es einen Jesus von Nazareth gegeben hat oder nicht, — wir haben ihn jedenfalls nicht! Wogegen Paulus da ist! Vermögen wir auch seine Theologie nicht zu akzeptieren, so ist doch sein Gottesglaube von so urwüchsiger, zündender Gewalt, daß er auch heute noch von dem Buchstabenglauben und der Kirchenknechtschaft von Grund aus zu erlösen vermag ... Paulus ... ist ein Protestant im Sinn unbedingter Geistes- und Gewissensfreiheit, ein siegreicher Verkündiger der Gotteskindschaft im Sinne unbedingtester Selbstbestimmung und religiöser Freiheit." — So anerkennend haben die christlichen Theologen nicht immer den Apostel Paulus beurteilt. Viele meinten, er hätte das einfache Evangelium Jesu von der Gotteskindschaft und der mit ihr gegebenen Freiheit der Gotteskinder zu sehr mit seinem vom Judentum übernommenen dogmatischen Denken verknüpft; er sei der eigentliche

Begründer des Kirchentums. Wir stimmen dem anerkennenden Urteil Böthlingks zu, glauben aber allerdings, daß diese Gedanken in der Verkündigung Jesu wurzeln und daß dieser Paulus nicht denkbar ist, ohne daß Jesus gelebt hat. Die „Christusidee“ hatte Paulus von Jugend auf. Aber nicht sie machte ihn zum Apostel, sondern die Verwirklichung dieser Idee durch den Gekreuzigten und die damit gegebene gründliche Umwälzung der „Christusidee“. Das meint schließlich auch Böthlingk. „Zum Christus, damit zum Heiland und Erlöser, ist er (Jesus) in der Vorstellung der Gläubigen jedenfalls nur dadurch geworden, daß er als Opferlamm unser aller Sünden auf sich genommen und getilgt hat. Der Glaube an diese Erlösungstat des Gekreuzigten und nicht seine Persönlichkeit als solche ist Grund und Eckstein des ursprünglichen Christentums“ — gut; aber die Erlösungstat muß doch von einer Persönlichkeit vollbracht werden; und wer gekreuzigt wird, muß vorher gelebt haben. Ist Paulus der Mann, wie Böthlingk ihn schildert, dann ist er von einer anderen Christusidee beseelt, als von der der „Christusmythe“. Zum Apostel wurde er durch die Christusidee, die der gekreuzigte Jesus von Nazareth in seiner Persönlichkeit verwirklicht hat. Die Idee des „mythischen Christus“ war längst da; aber sie hatte keine ethische, erlösende Kraft. Sie mußte sich total umwandeln. Diese Umwandlung ist die Tat Jesu von Nazareth. Und die Gleichsetzung des „Christus“ mit dem gekreuzigten Jesus ist die Tat des Paulus. Und wenn die Christenheit ein Lebensinteresse hat an der Überzeugung, daß Jesus lebte, so besteht es darin, daß sie von einer anderen erlösenden Christusidee nichts wissen will, als von der, wie sie in der Person des im Dienste Gottes lebenden, kämpfenden, sterbenden Jesus Gestalt gewonnen hat. Die naturalistische mythische Christusidee mit dem Komplement einer Sakramentsreligion würde das Christentum von der „Hoheit und sittlichen Kultur, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet“, herabziehen.

Das will Böthlingk nicht; auch Drews wird's nicht wollen. Beide wollen keine Verflachung, sondern eine Vertiefung des Christentums. Sie denken sich diese nur erreichbar durch eine völlige Loslösung von der Tradition, insbesondere durch eine völlige Trennung von Jesus und Christus, während wir „traditionellen“ Christen gerade auf die Zusammengehörigkeit „Jesus Christus“ Wert legen. Mögen sie darüber anders denken, — eines ist jedenfalls unbegreiflich, daß sie nämlich meinen, durch ihre Methode der Propaganda dienen sie einer Vertiefung des Christentums. Man kämpft doch nicht für eine Vertiefung der Religion durch die Gemeinschaft mit den Gegnern aller Religion! „Es ist doch zum mindesten sehr eigentümlich,“ so heißt es mit Recht in der Erklärung des Bremer Protestantenvereins, „daß sich mit einem Male im Monistenbund die heftigsten Gegner, Idealisten und Materialisten friedlich die Hände reichen und unter sich die Streitaxt vergraben, bis sie den Dritten überwunden haben, den gemeinsamen Feind: das Christentum. . . . Nicht das historische Interesse, sondern der religiöse Wille oder vielmehr Widerwille gegen das Christentum

ist der Spiritus rector und eint vorläufig die Gegner." Glauben diese Männer, daß eine religiöse Erneuerung und Vertiefung gemacht werden kann gemeinschaftlich mit denen, die am religiösen Ruin unseres Volkes arbeiten? Gibt es nicht innerhalb des deutschen Protestantismus genug freie Kräfte, die als Mitkämpfer zweckdienlicher wären? Insbesondere sind unter den deutschen Theologen, den akademischen und nichtakademischen, die Männer nicht selten, die ihre Wissenschaft nicht bloß mit strengster Wahrhaftigkeit betreiben, sondern gleichzeitig einer echten, innerlichen, freien Religiosität dienstbar machen möchten. Sonst würden sie von orthodox kirchlicher Seite schwerlich angefeindet. Nun wird nicht bloß die „protestantische Selbständigkeit und Freiheit" der deutschen Theologie, von der sie lebt und für die sie kämpft, ignoriert, es wird auch ihre Wissenschaftlichkeit diskreditiert und ihr Verhalten im Kampf gegen Drews ethisch verdächtigt. Das ist seitens des Herrn Professor Böthlingk ebenso unrecht wie töricht.

Riviera di Ponente

Um hohe Felsen führte uns der Weg
Die Küste abwärts, die nach Süden bog.
Der Lorbeer und der Palme schlanke Blätter
Warfen den Schattenfächer über uns.
Aus weißem Marmor die Paläste ragten
Mit bunten Gärten und Olivenhainen
In stummer Schönheit, und Zypressen hielten
Wie schwarze Wächter einsam vor dem Tor.
Der Brandung Brausen drang zu uns herüber,
Durch Pinienwipfel schauten wir das Meer
In blauem Glanz zu unsern Füßen liegen,
Um breite Klippen wilden Schaum gezogen,
Wie weiße Wolken, die im Blau des Himmels
An Berge stoßen und zu Boden rinnen.
Und über allem lag der Glanz der Sonne
So ausgebreitet und so schwer von Segen,
Daß wir wie taumelnd von der großen Pracht
Der fernen Heimat dunkle Last vergaßen
Im trunknen Rausche unsrer Wanderschaft.

Armin T. Wegner

14)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Überſetzung von Mathilde Mann

Endlich füllte ſich die Kirche.

Zu oberſt, der Kanzel gerade gegenüber, ſaß das Foksenſche Haus auf ſeinem gewohnten Platz. Dichter und dichter füllten ſich die Bänke dahinter. Namentlich war die Frauenſeite gedrängt voll, und ſie ſchimmerte wie ein Schneeberg von allen den weißen Kopfbedeckungen.

Gleich nachdem das Einleitungsgebet geſprochen war, kam die Pfarrersfrau. Und aller Augen folgten ihr den Mittelgang hinauf. Ja, der begonnene Geſang hielt inne; es ſang niemand mehr außer dem Küſter.

Sie trug ſelbſt ihr Kind in dem langen, weißen Taufkleide. Sie war ganz in Schwarz mit ihrem gewohnten weißen Spitzenkragen über den Schultern, und über dem ſchwarzen Haar trug ſie eine kleine ſeidene Mütze. Aufrecht und ruhig ſchritt ſie dahin; und ihr folgte Jonina in ihrem Sonntagskleid mit zierlichem weißen Strich am Halſe.

Oben im Chor begrüßte ſie freundlich die andern Taufgäſte und ſetzte ſich auf das äußerſte Ende der Bank da oben, dem Altar und der Kanzel zugewendet, ſo daß ſie der verſammelten Gemeinde und der Foksenſchen Familie offen ſichtbar war.

Sie war bleich. Aber ihr ſtarkes Profil hob ſich ruhig und ſtolz erhoben ab. Die dunklen Augen waren unverwandt auf die Kanzel gerichtet, wenn ſie ſich nicht über das ſchlafende Kind beugte. — — —

Drinnen in der Sakriſtei ging der Pfarrer raſtlos in dem engen Raum auf und nieder. Er war früh gekommen. Erſt als das Einleitungsgebet geſprochen wurde, vertauſchte er ſeinen Rock mit dem Talar. Seine Hände zitterten, während er vor dem kleinen Spiegel die Bänder des Kragens knotete. Ja, er zitterte am ganzen Körper.

Er lehnte ſich gegen die Wand, die Hände vor dem Geſicht. Er verſuchte zu beten. Aber er vermochte es nicht. Jetzt waren ſie beim letzten Geſangvers, und er mußte hinein, vor den Altar.

Schnell hob er den Talar in die Höhe, ſteckte die Hand in die Taſche und zog einen Schlüſſel heraus. Er beugte ſich hinab und öffnete eine kleine Schranktür in der Wand, faſt ganz unten über dem Fußboden. Aus dem Raum da drinnen — ganz hinten — holte er eine Flaſche, nahm den Kork ab, ſetzte ſie an den Mund und trank ein paar lange Züge.

Schnell ſchloß er wieder ab und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche.

Da ſah der Küſter zur Tür herein und nickte ihm wie gewöhnlich zu.

Und er ging langſam nach dem Altar.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

Den Rücken der Gemeinde zugekehrt, verrichtete er die Liturgie. Leise und undeutlich. Aber als er sich umwandte und die Epistel verlas, lag Kraft in seiner Stimme. Seine Augen fanden Thorborg und noch stärker tönten die Worte durch die Kirche . . .

Der Küster nahm ihm den Samtüberwurf und das Meßhemd ab, und er kehrte in die Sakristei zurück.

Wieder wanderte er rastlos auf und nieder. Er hatte sie alle gesehen — die Gesichter. Ihm zunächst Madame Foksens strenge, stahlgraue Augen. Aber auch die andern, die Frauen, die Männer, die jungen Mädchen. Alle Augen stachen wie Nadeln.

Er zog das Konzept zu seiner Predigt aus der Tasche und versuchte zu lesen. Und er las und wanderte auf und nieder. Abermals öffnete er den Schrank. Und beugte sich hastig nach der Flasche nieder und trank.

Während sich der Gesang da drinnen langsam durch die vielen Verse des Kirchenlieds hindurchwand.

Bei dem letzten Vers schloß er den Schrank ab. Er trocknete den Schweiß von der Stirn und atmete tief auf.

Dann ging er hinein, und die Treppe zur Kanzel hinauf.

Lange stand er da oben, über die gefalteten Hände auf dem Betpult gebeugt.

Dann erhob er den Kopf. Mit einem Blick begegnete er allen den vielen Blicken da unten, und er fühlte, wie ihn eine Kraft, befreit und hoch, durchsauste. Er warf den Kopf zurück . . .

„Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet . . ."

Es war das Sonntagsevangelium von der Bergpredigt.

Seine Stimme schallte — und das Konzept auf dem Pult blieb unbeachtet liegen.

Es war lange her, daß die Gemeinde ihren Pfarrer so hatte reden hören wie heute, wo seine Rede Macht und Feuer besaß wie in früheren Zeiten. Wieder bezwang er aller Sinne, und die gebrechliche Kirche schien zu zittern . . .

Er beschloß seine Rede und ging.

Das letzte, was er sah, waren Thorborgs große, dunkle Augen, die an den seinen hingen — strahlend.

Und er wußte, daß sie ihm ihren glühenden Dank sandte, weil er sich selbst und sie gerechtfertigt hatte — hoch über allen Köpfen, über Kleinlichkeit und niedrigen Gedanken.

In der Sakristei sank er auf dem Stuhl zusammen.

Die Gesänge wurden gesungen und er verrichtete das Ritual wie immer. Aber man hörte ihm an, daß er müde war.

Endlich war der Gottesdienst beendet. Die meisten Männer verließen die Kirche. Aber die Frauen blieben zurück.

Und der Pfarrer trat wieder in die Kirche, um die Taufen zu verrichten.

Zwischen den Gevattern stellten sich Herr Foksen und Anton Juhl auf. Neben Thorborg stand Jonina.

Mit erneuter Kraft und Innigkeit hielt der Pfarrer seine Rede. Er war selber stark bewegt, und die Frauen weinten.

Da waren noch drei andere Täuflinge, und er winkte sie zuerst heran.

Endlich stand Thorborg mit dem Kinde vor ihm. Aus ihren Augen fielen Tränen, und die Stimme des Pfarrers zitterte . . .

„Wie soll das Kind heißen?"

Leise, so daß niemand es hörte, antwortete sie:

„Maria."

Er zögerte einen Augenblick. Dann schöpfte er Wasser mit der hohlen Hand aus dem Taufbecken auf den kleinen, nackten Kopf des Kindes und sagte mit deutlicher Stimme:

„Karen Steenbuk! Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes —!"

Thorborgs schönes, bleiches Gesicht war zu ihm erhoben, vergeistigt in ihrem Glück ... und sie beugte sich hinab und ging mit den andern zurück ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Anton Juhl und Herr Foksen sollten im Pfarrhause zu Mittag essen. Und Thorborg eilte mit Jonina nach Hause, um für die Speisen zu sorgen.

Die beiden Herren kamen, und sie bat, sie möchten sie entschuldigen und Platz nehmen. Der Pfarrer würde gleich da sein.

Es währte aber lange.

Schließlich hörte sie ihn kommen. Noch ein paar Minuten und sie konnte die Herren zu Tische bitten.

Aber erst mußte sie zu ihm hinein und unter vier Augen — wenn auch in aller Hast — ihrer Herzensfreude und ihrem Dank Ausdruck verleihen für das, was er heute für sie getan, — für die glückseligen Aussichten in die Zukunft, die er ihr erschlossen hatte!

Sören Römer saß in seinem Schreibtischstuhl, den Kopf über den Armen auf dem Tisch.

Sie ging zu ihm heran und legte sich vor ihn auf die Knie nieder.

„Ach, Sören —!"

Er sah auf — mit einem erloschenen Blick, — murmelte einige unverständliche Worte ... Er war betrunken.

* * *

Niemand sprach es aus.

Aber es verbreitete sich in den schweigsamen Gemütern.

Weiter und weiter, unmerklich, mit jedem Tage. Zusammen mit der Finsternis, die langsam mit dem herannahenden Herbst und Winter zunahm.

Mit der Finsternis hatte es auch begonnen.

Es hatte an dem schönen, strahlenden Sonntag zu Anfang August begonnen, als Pastor Römer sein Kind taufte. Es war an dem Tage, an dem die Sonne zum erstenmal in diesem Sommer um Mitternacht ins Meer versank.

Aus der kurzen Stunde wird noch keine Nacht, denn die Sonne ist nahe und kehrt bald wieder zurück.

Und doch geht in dieser Stunde ein nächtlicher Seufzer über Meer und Land. Denn es ist ja doch die mächtige Finsternis, die Fest in Blut und Glanz draußen am Meeresrande feiert, in der ersten Mitternacht, wenn die Sonne untergeht!

Nicht viele sehen das und denken darüber nach. Namentlich nicht an einem Sonntagabend, wo niemand mit seinem Boot draußen ist.

Aber in jener Nacht zu Anfang August sah der Küster Jörgen auf Maasvär die Sonne untergehen. Und er dachte sich das Seine dabei.

Küster Jörgen wohnte in Skindstakviken an der Außenseite der Insel. Er war noch spät ausgewesen bei Nils in Sandvaagen, der auch ein Kind hatte taufen lassen.

Als er auf dem Heimwege über den Berg auf die Höhe hinaufkam, wo das Meer frei vor ihm lag, war es Mitternacht. Und die Sonne war untergegangen.

Küster Jörgen blieb stehen und sah sich um. Ein Seufzer der Nacht entstieg seiner Seele, als er daran dachte, daß von nun an die Zeit der Finsternis wieder heranrückte. Und als er sich der trübseligen Finsternis erinnerte, in die er heute hineingesehen hatte.

Der Pfarrer hatte nach dem Gottesdienst den Schlüssel in dem Wandschrank der Sakristei, in dem er die Schachtel mit seinen Priesterkragen aufzubewahren pflegte, stecken lassen. Die runde Blechschachtel stand auf dem Stuhl. Da setzte der Küster sie in den Schrank hinein. Und da drinnen, ganz hinten, fand er leere Branntweinflaschen. In der einen war nur noch gerade ein Schluck. — — —

Nun sprach zwar Küster Jörgen zu keiner Menschenseele hierüber. Als er am Nachmittag in das Pfarrhaus kam, traf er die junge Frau, die sich gerade von Foksen und dem jungen Juhl Kjelnäs verabschiedete. Sie sagte ihm, der Pfarrer sei nach dem Gottesdienst elend geworden und läge zu Bett. Und Küster Jörgen begab sich zu der Taufgesellschaft in Sandvaagen und schwieg. Er verschwieg nicht nur, was er in dem Schrank in der Sakristei gefunden hatte, sondern auch, was ihm in bezug auf das Wesen des Pfarrers im verflossenen Jahr dadurch verständlich geworden war.

Nach einiger Zeit sprach Jonas Berthelsen, des Pfarrers erster Bootsmann, von dem Branntweinfäßchen in dem Pfarrboot — ob es möglich sei, daß jemand daraus stehle? Küster Jörgen erwiderte nichts darauf. Aber sein Gesicht wurde ernsthaft und traurig. Und Jonas Berthelsen merkte sich das; er wußte ja, daß niemand den Pfarrer so gut kannte wie Küster Jörgen — und dachte sich sein Teil dabei ...

Es war so, daß einem jeden, der sich in den Gedanken vertiefte — auf diese oder jene Weise —, ein Licht aufging, so wie Küster Jörgen. Der eine hatte dies, der andere jenes von dem Pfarrer gesehen, was sie nicht verstanden hatten ...

Niemand aber sagte es.

Aber gleichzeitig mit der Finsternis, die langsam mit dem herannahenden Herbst und Winter zunahm, schlich es sich am Strande entlang, von einer Landzunge zur andern, in die Buchten hinein, wo Leute wohnten, auf die Fjorde hinaus, bis an die äußerste Insel im Meer, wo nur ein elender Seefinne seine Erdhöhle hatte.

Und als die Finsternis des Winters endlich dicht und schwer über Land und Strand lag und die Sonne zur Mittagszeit nicht mehr über den Meeresrand aufstieg, da wußte jeder Mann und jede Frau in Maasvär, Kjelnäs und Tennö, ja bis hinauf in den schwarzen Björntalwald, daß Pastor Sören Römer trank.

Und darüber war ja nicht viel zu sagen. Es würde völlig unbegreiflich gewesen sein, daß die von da unten einen so herrlich ausgerüsteten Mann hier hinaufgesandt hätten, wenn er nicht einen solchen Fehler gehabt hätte. Man mußte ja dankbar sein, daß er so war, wie er war — und sich namentlich darüber wundern, daß er die ersten drei, vier Jahre so gewesen war.

Hier war niemand, der etwas dazu sagte. Man kam in der Winterzeit auch nur selten zusammen. Aber in den stillen Gemütern, überall wo in der weitverzweigten Gemeinde zwischen Meer und Bergen Leute lebten — herrschte tiefe Trauer darüber, daß der Pfarrer ein Trinker war.

Und allmählich offenbarte sich alles immer deutlicher. Alle Amtsgeschäfte wurden versäumt und vernachlässigt; die Predigten des Pfarrers wurden erbärmlich; er war nicht aufgelegt zu seinen Reisen, — ja selbst sein Äußeres vernachlässigte er.

Klüver Andsvaag sprach eines Tages in der Weihnachtszeit mit Roß Tennö und fragte ihn, ob er dem Pfarrer nicht ein Wort sagen wolle. Denn es ginge wirklich zu weit! Aber Roß Tennö fand keine Veranlassung, sich in die Angelegenheiten des Pfarrers zu mischen. Er meinte, Klüver könne selbst ebensogut hingehen — und zwar am besten zu der Frau des Pfarrers. Mit der habe sich Klüver ja immer so gut gestanden!

Später sprach Klüver gelegentlich mit Foksen. Aber Foksen meinte, es sei am besten, eine solche Sache den Frauen zu überlassen.

„Geht ihr nur zu der Frau, ihr, die ihr ihr von Anfang an geholfen habt," — so lautete Madame Foksens Antwort — „die ihr ihr geholfen habt, den armen Mann ins Verderben zu stürzen."

Und nichts wurde dem Pfarrer gesagt, wohin er auch kam. Und über dem Pfarrhause in Maasvär brüteten Öde und Stille. — — —

Bis einer sprach.

In der ganzen Gemeinde war ein einziger, dem nichts Ungehöriges in bezug auf den Pfarrer aufgefallen war. Das war der gute Jo Pasa auf Meiland. Er pries, wohin er kam, unverdrossen den Pfarrer nach wie vor als einen Diener des Herrn ohne gleichen.

Aber eines Abends kam Jo Pasa zu spät nach Versvends Hütte auf der Meilandspitze. Versvends Frau war schon tot. Er hatte ein Boot nach dem Pfarrer auf Maasvär geschickt. Aber es war mit der Nachricht zurückgekommen, der Pfarrer liege krank danieder. Nun hatten aber die Leute an demselben Tage den Pfarrer gesund umhergehen sehen. Simon bei Foksens hatte aber zu erzählen gewußt, daß er um die Mittagszeit ein Anker Branntwein von der Mehljacht, die gerade von Tromsö gekommen war, zu dem Pfarrer hinaufgebracht habe. Da sei es nicht schwer zu erraten, an was für einer Krankheit der Pfarrer daniederliege.

Als dann Jo Pasa anfing, auf seine gewohnte Weise auf seinen Finnenschuhen im Zimmer hin und her zu schlürfen und Versvend wegen seiner vermessenen Rede und sündhaften Verleumdung Vorwürfe zu machen, da schlug Versvend auf den Tisch, obwohl seine Frau als Leiche im Bett lag. Denn er war wütend.

„Du weißt doch, was jedermann sehen kann, daß der Pfarrer ein Trunkenbold ist!"

„Ach, du solltest dich schämen! Du solltest dich schämen, so von einem Diener des Herrn zu reden. . . ."

„Herr Gott! Ach nein, Jo Pasa, der Pfarrer auf Maasvär dient nicht dem Herrn, der ist in den Klauen eines ganz andern."

„Willst du sagen, daß der Pastor ein Diener des Teufels ist —! O, Versvend!"

„Ich sage nichts weiter, als was man von dem einen und von dem andern hören kann, der verstanden und gesehen hat, daß der Pfarrer Verkehr mit dem Gottseibeiuns hat. Oleanna auf Tennö hat mit ihren eigenen Ohren gehört, wie er mit dem Bösen gerungen hat, ihn angefleht hat, als wäre er sein unterjochter Sklave und Diener! Und das Grauen ist auf alle Weise hinter ihm her. Jonas Berthelsen gehört nicht zu den Leuten, die auf dem Wasser blind sind; und Jonas hat zweimal gesehen, wie ein Ungeheuer hinter dem Pfarrbot hergesaust kam. Das letztemal hatte er ihm das halbgeleerte Branntweinfaß in den Rachen geschleudert. Und das wollte es wohl gerade haben, das Untier."

Versvend lachte bitter und Jo Pasa war mit weitgeöffneten Augen mitten in der Stube stehen geblieben.

In dem geringen Teil von Jo Pasas Verstand, der den Dingen dieser Welt zugewendet war, ging plötzlich ein Licht auf für das Dunkle und Verborgene.

Mitten in Bersvends Redestrom sagte er Lebewohl — und schlürfte lautlos in die Nacht hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen stand Jo Pasa plötzlich in der Küche bei Frau Thorborg im Pfarrhause.

Er kam wie gewöhnlich lautlos, und sie fuhr zusammen, als er sie begrüßte.

„Guten Tag, Frau Pastor. Ist der Herr Pastor zu Hause?"

„Nein, lieber Jo. Er ist eben nach Tennö gefahren. Da ist morgen Gottesdienst."

„Das weiß ich. Aber ich glaubte nicht, daß er schon weg sei."

„Es tut mir so leid, daß du den langen Weg vergebens gemacht hast, Jo."

Jo Pasa lief in der Küche vor ihr hin und her.

„Ist drüben auf Meiland bei euch etwas passiert? Ist etwa jemand krank?"

„Ach nein, ach nein. Bersvend seine Jeremina ist ja tot."

„Die Ärmste, ist sie tot? Ja, ja! Ja, wir müssen alle einmal sterben!"

„Ja — siehst du! Wir müssen ja alle sterben. Es kommt man bloß darauf an, daß wir mit Jesus sterben."

Er schlürfte durch die Küche. Dann auf einmal blieb er stehen und sah sie mit seinen braunen Kinderaugen an, so müde und gequält.

„Bist du ein Kind Gottes?" fragte er plötzlich.

„Das kann man wohl nicht gut wissen. Ich muß es wohl hoffen!" antwortete Thorborg mit einem Lächeln. „Ich muß es wohl hoffen."

„Ja, da siehst du! Wir können es nicht wissen. Wir müssen hoffen — nur hoffen!"

Er setzte seine Wanderung fort. Wieder blieb er plötzlich stehen:

„Hast du den Satan bei dem Pfarrer gesehen?"

Thorborg ließ den Kaffeekessel los, mit dem sie beschäftigt war, und wandte sich mit Entsetzen im Blick nach ihm um.

„Herr Gott — was für eine Frage, Jo!"

„Sie sagen, der Satan hat Macht über ihn, der finstere Fürst der Hölle!"

„Du mußt nicht so gräßliche Reden führen, Jo Pasa!

„Hast du denn den Teufel nicht bei dem Pastor gesehen?"

Sie schüttelte den Kopf und flüsterte:

„Was weiß ich! Was weiß ich —!"

„Ja, da siehst du! Du weißt es nicht. Aber Jo Pasa, der weiß es. Ich fahre nach Tennö zu dem Pfarrer. Denn wir müssen den Satan fürchten und kämpfen!"

Er ging, wie er gekommen war, lautlos zur Tür hinaus.

Aber nach einer Weile kehrte er zurück und stellte sich vor sie hin.

„Bist du ein Kind Gottes?" fragte er wie in schmerzlichen, bangen Zweifeln.

„Mein lieber Jo, das kann nur Gott allein wissen."

„Ja, da siehst du! Gott allein weiß es. Und die Leute reden so viel. Und ihre Zunge ist wie Feuer, eine Welt von Ungerechtigkeit. Aber Jo Pasa glaubt es nicht. Jo Pasa glaubt, daß du ein Kind Gottes bist!"

Damit ging er.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und Jo Persa ruderte allein in seinem kleinen Boot über den Fjord und durch den Sund. Der kurze Tag erlosch, die Dunkelheit brach herein, und die Sterne wurden angezündet. Die See war still, und das Meerleuchten glühte

lange in seinem Kielwasser. Er sang, während er ruderte, ein geistliches Lied nach dem andern in den großen, dunklen Raum hinaus. . . .

Es war Abend, als er vor dem Pfarrer in dem kleinen Kontor im Seitengebäude auf Tennö stand.

„Bist du hier, Jo Pasa!" Der Pfarrer saß an seinem Tisch, über Papiere und Protokolle gebeugt.

„Ich komme zu dir mit meiner großen Angst, Pastor. Bist du ein Mann Gottes? Oder bist du des Teufels Diener?"

„Was für eine Frage ist das, mein Lieber? . . ."

„Die Leute sagen, du trinkst Branntwein und bist ein Sklave des Teufels. Du bist nicht mehr Gottes Diener, so wie du es gewesen bist. Du kommst nicht, wenn wir dich rufen. Du liegst zu Hause in deinem Bett und bist betrunken. Du predigst nicht vor uns, so daß wir Gottes Stimme in der Kirche zu uns reden hören. Du bist voll von Branntwein vor des Herrn Altar getreten und auf seine Kanzel gestiegen!

Aschgrau sank der Pfarrer auf dem Stuhl zusammen.

Da kam das, worauf er solange gewartet, was er gefürchtet hatte. Das Unvermeidliche. Daß es ihm gesagt wurde!

Er preßte die Hände vor das Gesicht. Jo Pasa fing an, auf und nieder zu gehen.

„Ja, da siehst du! Du schämst dich! Du schämst dich vor dem armen Jo Pasa! O, wie schämst du dich nicht vor Gottes Angesicht! Wie mußt du dich nicht schämen! O, geliebter Bruder, höre die Stimme des Herrn, deines Gottes und wende dich ab von dem Versucher. Kehre zurück zu Jesu, deinem Erlöser, wo allein gut und angenehm sein ist, wo die Engel seinen Preis singen! O, liebe Seele, nimm die Engel an die Hand und wandere mit ihnen die Himmelsleiter hinauf in dem herrlichen Licht Gottes unsers Vaters — verjage den Satan und die Finsternis der Sünde!

Jo Pasa ging schneller und schneller, während er seine Worte leiernd betete. Dann ging er zum Singen über:

„Jesu, hilf siegen,
Du Fürste des Lebens!
Sieh, wie die Finsternis
Dringet herein,
Wie sie ihr hölliſches Heer
Nicht vergebens
Mächtig aufführet,
Mir schädlich zu sein!
Wüten die Feinde
Von außen und innen,
Laß mir, Herr,
Niemals die Hilfe zerrinnen!"

Dann fuhr er fort zu reden. Tränen rannen aus seinen Augen, während er sprach und mit lauter Stimme die Herrlichkeit des Himmels verkündete . . .

Der Pfarrer lag noch immer über den Tisch gebeugt, den Kopf auf den Händen. Er bebte unter lautlosem Weinen und atmete unter langem, keuchendem Stöhnen.

„Sollen wir nicht bei Gott bleiben! Unsern Jesum fest in den Händen halten? — O, Bruder! Nur so finden wir Frieden und Seligkeit!"

Mit großer Anstrengung richtete sich der Pfarrer auf dem Stuhl auf.

„Hab' Dank, Jo! Aber nun mußt du mich allein lassen. Ich kann jetzt nicht mehr anhören!"

Jo Pasa hielt inne. Seine Augen kehrten zurück aus dem Himmel und seiner Herrlichkeit — zu dem Pfarrer, der leichenblaß dasaß.

Dann nickte er geduldig und schlürfte hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sören Römer saß mit geballten Händen und zusammengepreßten Augen da.

Da hörte er, wie die Tür unten hinter Jo Pasa ins Schloß fiel. Und er lehnte sich mit einem langen, totmüden Seufzer in den Stuhl zurück.

Er hörte Jos Worte — alle die schönen, bekannten, guten Worte — wie aus weiter Ferne. Wie aus einem fernen Luftreich, aus dem er, in seiner Finsternis, ausgeschlossen war.

Ja, gleich einem Landesverwiesenen hörte er seine Muttersprache in Jos Munde. Dort war die Heimat seiner Seele. In Jo Pasas kindlich seligem Himmel. Bei Gott, bei Jesu Christo, bei den Engeln.

Dort war auch seine Mutter. Dort war seine Kindheit. Er sah sich selbst in der kleinen Kammer daheim sitzen und seiner Mutter lauschen, die ihm vorlas. Er sah ihr mildes Antlitz im Licht schimmern, und er fand in seiner Kinderseele, daß sie schön und heilig war. Sie war Jesu Freundin . . .

Er streckte die Hände nach ihr aus. Die Tränen quollen zwischen seinen geschlossenen Wimpern hervor, und er murmelte: Mutter!

Aber sie wandte ihm ein betrübtes Antlitz zu und wich weit von ihm weg. Jesus stand neben ihr. Die beiden waren im Reiche des Lichts.

Er war in dem finstern Abgrund . . .

Eine Weile, während Jo Pasa sprach, hatte er sich erhaben gefühlt, getragen von der unsagbaren Wonne, wieder eine menschliche Stimme die heilige, selige Sprache reden zu hören. Das war solange her! Und er selbst hatte es schon lange nicht mehr gekonnt. Er hatte ein Gefühl, als nahe sich ihm das Wunder, — die Stunde des Herrn für ihn! Als scharten sich endlich die Engel um ihn, um ihn emporzutragen, empor zu den Höhen, heraus aus dem Grabe des Fluches . . .

Aber es war eine Lüge. Jo Pasa war ein Kind, ein unschuldiges, glückliches Kind. Er sprach mit ihm darüber, daß er Branntwein trank: Und das war ja auch wahr; er war im tiefsten Grunde seiner Seele über sich selbst entsetzt. Aber das, wovor er floh, in die Betäubung des Branntweins, in den Schlaf und das Vergessen hinein — armer, guter, liebenswerter Jo Pasa! Das ging weit über seinen unschuldigen Verstand.

Daß er mit Gott gebrochen hatte!

Daß der Erlöser die Hand von ihm genommen hatte, weil er bei der ersten, der einzigen großen Prüfung in seinem Leben versagt, sich unwürdig und erbärmlich gezeigt hatte wie kein anderer.

Denn niemand war von Gottes Gnaden so ausgerüstet wie er — gegen die Versuchung des Fleisches. Niemand hatte Jesum verraten wie er. Jesum, der sein ganzes Leben lang treu an seiner Seite gewandert war! Der ihn zu seinem Diener erkoren, — ihn durch seine Mutter vorbereitet, — ihn durch seinen Vater gewarnt hatte . . .

Er hatte auf Barmherzigkeit und Vergebung gehofft. Und wie hatte er sich dessen verdient gemacht! Wie hatte er seine Seele für den zurückkehrenden Erlöser bereitet! Indem er von neuem sündigte! Indem er fiel und wieder fiel — bis er tief unten unter den Erniedrigten im Leben stand und mit gebeugtem Rücken

eine beschämende Ehe eingehen mußte — ja, eine Ehe von denen, die den Stifter der heiligen Ehe entehren.

Sein Kind war in Schanden geboren. Sein Kind, das unter seiner Leitung in der Zucht des Herrn und zu des Herrn Ehre aufwachsen sollte, so wie er selber bei seiner geliebten Mutter aufgewachsen war — sein Kind war ihm der lebendige Beweis seiner Sünde, seines Falles.

Und seine Mutter! Des Kindes Mutter! Das Heiligste und Teuerste! Er hatte sie zu einer verführten, gefallenen Frau gemacht.

... In allem, ja, in allem lag des Herrn drohender Zorn über ihm. Er hatte mit Gott gebrochen, und wohin er den Fuß setzte, wich das Glück und der Segen ... Bis seine Gemeinde nun zu ihm kam und ihn durch das reinste und beste ihrer Mitglieder einen Diener des Satans nannte.

Des Satans!

Ja, er war sein Diener geworden. Denn der Satan war im Branntwein! Er hatte im Schrecken des Rausches gelegen und tausend Teufel vor seinen Augen wimmeln sehen, greinend, höhnend, in unaufhörlichem Zuge, in hastig wechselnden Gestalten, tanzend ... Oder seine Seele hatte sich zusammengeschnürt in Angst und Not, so daß das Licht des Verstandes nicht hineinzudringen vermochte. Er war dem Wahnsinn nahe gewesen in den schlaflosen Nächten, der schwarzen Verzweiflung, in der alles Böse seine Seele beherrschte und ihn umherjagte wie einen, der keine Heimat auf Erden hat ...

Er hatte Betäubung und Vergessen gesucht. Und sie eine flüchtige Stunde gefunden. Aber neben ihm wanderte das schweigsame, festgeschlossene Heer von Rächern. Und es wuchs. Für jede Befreiung, jedes Vergessen, das er sich stahl, trat ein neuer Streiter, schweigsam und vermummt, in das Heer der Rache — in das Dunkel — ein. Neben ihm!

Er lebte in der Angst, in der man nicht leben kann — und trank — und trank ...

Er fuhr in die Höhe und — trat an seine Schiffskiste.

Aber er blieb stehen.

„Ach nein! Nicht jetzt!"

Dann zog er seinen Mantel an und ging hinaus.

Der Schnee knirschte unter seinen Schritten. Es war sternenklar und still. Es war so spät geworden, daß in den Häusern auf Tennö alle bereits schliefen.

Er ging am Strande entlang, langsam.

— — — Wie sonderbar war es gewesen, eine menschliche Stimme reden zu hören! Er hätte sich dem guten, redlichen Jo Pasa an die Brust werfen und alle seine Not ausweinen können!

Aber es war mit Jo so, wie es mit Thorborg war. Wenn auch auf verschiedene Weise, so doch dasselbe: sie verstanden beide nicht seine tiefe Not. Und bei keinem von beiden konnte er daher Ruhe finden.

Ruhe und Errettung waren nur bei Gott. Und Gott hatte ihn verlassen.

Thorborg! Wie viel Güte, welche große und aufopfernde Liebe streckte sie ihm nicht entgegen!

Und der Fluch des Herrn lag zwischen ihnen — und er konnte ihre Liebe nicht annehmen zum Glück und Frieden!

Wenn sie sich hätte demütigen und mit ihm zusammen beten können! Ach, dann würde der Herr sie erhören und sich erbarmen! Sie war so stark und so wahr!

Aber Thorborg lebte in einer andern Welt. Sie verstand ihn nicht. Denn sie kannte nicht die Gebote des Herrn und wußte nicht, was Sünde war.

Und Jo Pasa war ein Kind.

Und weiter war da niemand.

Er hatte alle verletzt und von sich gestoßen. Er brauchte Jo Pasas Anklage nicht. Er wußte es, hatte es in aller Blicke gelesen: daß er sie alle zu seinen Feinden gemacht hatte.

Er war einsam. Zwischen öden Felsen und ödem Meer einsam und allein.

Er erhob seine Augen zu dem Sternenhimmel.

Und wie er an die Vertrautheit seiner Kindheit mit den blinkenden, winkenden Himmelslichtern dachte, — wie er jetzt ihre Kälte und unendliche Ferne fühlte, ja, wie er fühlte, daß sie jetzt in dem Luftreiche strahlten, das sich vor ihm erschlossen und die gähnende Schlucht zwischen sich und ihm ausgespannt hatte ... da stand plötzlich der Einsiedler Johannes vor seiner Seele.

Und er hemmte seine Wanderung.

Es war, als habe sich ihm eine warme Hand auf das Herz gelegt.

Der kluge Mann im Walde! Mit der gedämpften Stimme, der tiefen, ruhigen Menschenkenntnis ... wenn er mit seinem Leid zu dem ginge!

Er fühlte die Sehnsucht nach einem Mitmenschen seine Seele so gewaltsam durchströmen, daß es ihm schwindelte.

Und er kehrte um mit dem Entschluß, nach Erledigung seiner Amtsgeschäfte auf Tromsö Herrn Johannes im Björntalwalde aufzusuchen.

Er hatte ihn seit dem letzten Frühling nicht gesehen, damals, als Isak Ratama, sein alter Diener, gestorben war, und der Einsiedler sich zum ersten Male seit Menschengedenken aus seinem Walde hinausbegeben hatte, zum Begräbnis bei der Tennöer Kirche.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sobald er am Sonntag nachmittag fertig war, bestieg er das Boot. Die Ruderer waren unzufrieden, daß es nicht nach Hause, nach Maasvär ging. Und es war eine harte Arbeit, nach der Björntalschleuse hinaufzurudern.

Eine Stunde nach Mitternacht waren sie da, und der Pfarrer übernachtete im Boot.

In der Frühe des nächsten Morgens fuhr er auf Schneeschuhen an dem eisbedeckten Elf entlang. Der Tag brach an und es dämmerte im Walde. Die Bahn war gut und er lief schnell dahin.

Seine Seele war so erfüllt, daß er meinte, er könne die Last nicht tragen. Er wollte Herrn Johannes bitten, ihn anzuhören. Er wollte ihm sein ganzes Leben erzählen. Von seinem Vater und seiner Mutter und von dem Heim seiner Kindheit. Von seiner Studentenzeit — alles. Bis er auf Storslet Thorborg begegnet war.

Er wollte von Thorborg erzählen. Wie schön und stark sie war, wie sie ihn liebte, aufopfernd wie eine Mutter und voll glühender Hingebung ... und wie seltsam fern ihr die ethischen Begriffe lagen, die nicht allein dem Christentum, sondern jeglicher Kultur angehörte!

Und er wollte ihm Jesum Christum, Gottes eingeborenen Sohn erklären. Ja, er fühlte jetzt die Macht in sich, das erhabene Bild des Erlösers zu malen, der das ewige Sehnen der Menschheit nach dem Ideal durch seine Lehre und durch sein göttlich reines Beispiel erfüllte — und schließlich die Sündenschuld der Welt durch den Tod, ja durch den Tod am Kreuze sühnte!

Und er wollte sein Vergehen offenbaren: Wie er sich gegen das Heiligste, das Innerlichste in seinem Menschlichen versündigt hatte, gegen das Gottesbild, das ihm von seiner frühesten Kindheit an und sein ganzes Leben lang in seine

Seele eingeprägt war; und wie er ausgeschlossen war von der Gemeinschaft mit Gott und in Finsternis und Verzweiflung umherschwankte wie ein Boot ohne Steuer, wie ein Leib ohne Seele.

Und der alte Herr würde ihn verstehen. Und das war sein grenzenloses Verlangen: ein Mitmensch, der ihn verstand!

— — — Was würde er ihm antworten?

Der Weg ward ihm schwer; denn es ging die ganze Zeit hindurch unmerklich bergan. Aber er lief und lief, und die Gedanken arbeiteten; die Sehnsucht zog ihn ...

Der alte Herr würde sanfte und gute Worte reden.

„Die höchste Gerechtigkeit ist immer Vergebung!"

Und mochte es heidnisch, gottlos, sündig und verwerflich sein, — er wußte es, er brannte vor Sehnsucht danach —: Es würde barmherzig sein!

Seine Rettung jetzt — war die Barmherzigkeit des Alten!

Es ging mit wachsender Eile. Seit langer Zeit hatte er seine Körperkräfte nicht so gefühlt wie heute; sie schwollen in ihm wie der starke Fluß. Und er erhob den Kopf in bitterm Trotz: Wie hatte er gekämpft! Gegen sein eigenes Fleisch; gegen Thorborgs bestrickende Schönheit und Liebe; gegen die entsetzliche Einsamkeit. Und der Herr hatte ihm seine Hand nicht gereicht.

Jetzt ging er, Gottes Prediger und Diener, zermartert und gehetzt, um Trost bei dem Manne zu finden, der sagte: „Für mich gibt es keinen Gott!"

Und er ließ sich nicht zurückhalten. Und wenn sich auch der Herr wider ihn aus der Erde erhöbe — er mußte vorwärts, vorwärts zu eines Menschen milden Worten. — — —

Endlich glitt er in den kleinen Hofplatz im Walde hinein.

Lautlose Stille herrschte. Die Hunde bellten nicht da drinnen. Der Schnee lag tief und ohne Spuren um das Haus herum. Die Fenster waren weiß zugefroren, und aus dem Schornstein stieg kein Rauch auf.

Herr Johannes war ausgegangen.

Aber er wollte warten. Wollte Feuer anmachen und warten, wenn es auch den ganzen Tag währen sollte und die Nacht obendrein. Wenn er nur hineinkam....

Er schnallte die Schneeschuhe ab und stellte sie gegen die Hauswand. Dann klopfte er an die Tür. Niemand antwortete. Er versuchte das Schloß. Die Tür war nicht verschlossen, er öffnete und ging hinein.

Eine bitterliche Kälte herrschte im Zimmer. Gedämpft sickerte das Licht durch die eisbedeckten Fensterscheiben.

Alles stand wie sonst. Stühle, Tische. Auf der Herdstelle lagen Kohlen und Asche; am Fußende des Bettes war ein hölzerner Schemel umgefallen. ...

Sören Römer schwankte und stützte sich gegen die Wand. Die Haare standen ihm zu Berge — und er schrie laut auf.

Im Bett lag des Einsiedlers steifgefrorene Leiche.

* * *

Am Abend kam er an den Fjord hinab. Als er in das Haus trat, wo die Bootsleute einquartiert waren, erschraken sie über sein Aussehen.

Er sank auf eine Bank nieder nnd nur mit Anstrengung vermochte er zu erzählen, daß der alte Herr Johannes tot in seinem Bett liege. Es müsse jemand hinaufgeschickt werden. Er müsse nach Hause.

Sie mußten ihn stützen auf dem Wege bis ans Boot.

Und dann ruderten sie heimwärts.

Die Männer arbeiteten stumm mit ihren Rudern. Stunde auf Stunde.

Im Achtersteven, unter Fellen und Decken begraben, jammerte der Pfarrer hörbar.

Als die Nacht hereinbrach und die Klage des Pfarrers kein Ende nahm, zog der erste Bootsmann Jonas Bersvendsen die Ruder ein und kletterte nach achtern. Vorsichtig hob er die wärmenden Hüllen in die Höhe und beugte sich nieder.

„Ist der Herr Pfarrer krank?" fragte er.

Und der Pfarrer schlug die Augen auf und sah ihn lange wie in Fieberphantasien an.

„Ja, Jonas," sagte er endlich, „jetzt ist der Pfarrer krank."

„Könnten wir nicht irgendwie helfen . . .?"

„Nein, Jonas Bersvendsen, es gibt keine Hilfe. Außer bei Gott. Sehen wir, daß wir nach Hause kommen."

Seither lag der Pfarrer ruhiger. Ein paar Stunden nach Mitternacht langten sie in der Maasvärer Bucht an.

Sie wollten ihm helfen. Aber Sören Römer ging allein hinauf.

Im Studierzimmer zündete er ein Licht an und setzte sich auf seinen Stuhl. Es war still im Hause. Thorborg und das Kind schliefen nebenan.

Und er saß zusammengekauert, mit geschlossenen Augen da.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er hatte Gott getrotzt.

Aber der Herr hatte sich erhoben — im Grausen des Todes — hatte sich gegen ihn erhoben.

Seine Seele war zerschmettert,

Aber in der äußersten Tiefe der Zerschmetterung redete eine Stimme zu ihm. Er hörte Gottes Stimme. Und nach dieser Stimme hatte er solange, solange vergebens gelauscht.

Wenn auch in Tod und Grauen — es war doch Gott, der bei ihm war! Durch die Finsternis der Seele mußte er sich vorwärts tasten, um den lebendigen Gott wiederzufinden. Denn ohne ihn war die ewige Verdammnis.

Und er kauerte sich zusammen über seinem ringenden Gedanken. — — —

Thorborg trat leise an ihn heran. Er merkte es nicht, als bis sie die Hand auf seinen Kopf legte.

„Willst du nicht zu Bett gehen?"

Er sah auf.

Und sie vergaß niemals seinen Blick.

„Bald!" flüsterte er. Und Thorborg kehrte zurück.

Aber Sören Römer stand unruhig auf; seine Augen schweiften im Zimmer umher — blieben an der Tür hängen, die sich geschlossen hatte.

Er konnte nicht hier sein . . . Er suchte Gott . . . und mußte allein sein.

Er ging hinaus unter die Sterne. Unten vom Strande her hörte er die Stimmen der Männer. Und er wandte seine Schritte den gewohnten Weg hinaus nach der Fischerspitze.

Bei der Kirche blieb er stehen.

Da drinnen war es still und einsam. Da war Gott.

Und er ging in die dunkle Sakristei hinein.

Wie ein Nachtwandler legte er ruhig und langsam seinen Rock ab und zog den Talar an. Dann holte er den Kragen heraus und band auch den um. Und dann ging er in die Kirche hinein.

Der schwache Schimmer der Sternennacht schien zu den Fenstern hinein, lag über dem leeren Kirchenraum.

Er öffnete die Tür, die zum Altar führte, und stieg die Stufen hinan. Auf dem Betschemel kniete er nieder und beugte den Kopf über den gefalteten Händen auf der Altardecke. — — —

Friede senkte sich auf seine Seele hinab.

Sein gemartertes Herz löste sich in stillen, warmen Tränen auf. Und er fühlte, wie der Geist des Herrn in der Stille über ihn kam, und eine namenlose Glückseligkeit durchschauerte ihn.

Endlich stand er auf und ging mit gefalteten Händen die Altarstufen hinunter.

Sein Antlitz leuchtete. Er hatte Gott gefunden.

Durch die geöffnete Sakristeitür schritt er in den Schnee hinaus. Aber als er sich dem Pfarrhause näherte, wo das Licht im Fenster des Arbeitszimmers schimmerte, wandte er sich jäh um.

„Nein — nein! Nicht dahin! Nicht dahin! Nicht zu Menschen!" Jetzt durfte er Gott nicht wieder verlieren . . .

Und er schlug die entgegengesetzte Richtung ein. An allen Häusern vorüber, hinaus zu dem großen Stein auf der Landzunge.

Nie wieder durfte er seinen Gott verlieren.

Und er ließ sich in die schwarzblanke Tiefe hinabgleiten, in der sich die Sterne spiegelten.

Ende.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 8. Mai 1910.

(König Eduard † — König Georg der Fünfte — Verstimmungen.)

Selbst in unsrer hastenden Zeit, in der die Gedanken Millionen verschiednen Zielen nachjagen, treten Augenblicke der Sammlung ein, die das Denken aller auf ein einziges Ereignis vereinigen. Es bildet sich der Eindruck, als stünde plötzlich alles Getriebe der Welt still. Solch eine Pause atemloser Spannung ist eingetreten, als die Welt die Nachricht durcheilte, König Eduard der Siebente von England habe sein Erdenwerk beendet. Wäre uns die Bedeutung dieses Königs nicht stets gegenwärtig gewesen, die Art, wie sein Hinscheiden die gesamte Welt erfaßte, hätte uns das Bekenntnis abringen müssen, daß hier ein Gewaltiger, ein Großer im weitesten Sinne vom Kampfplatz abgetreten ist.

Was bedeutete uns König Eduard? Selbst seine Gegner, gestehen an seiner Bahre, daß er kein Feind des deutschen Volkes als solchem war, ja, sie erklären seine dem Deutschen Reich feindliche Politik sogar aus der anerkennenden Bewertung der deutschen Nation als arbeitsame, Kultur erzeugende, aber grade deshalb dem britischen Reiche unbequeme Macht. Sein Argwohn gegen diese Macht wurde angeblich geweckt durch den jungen Führer der Deutschen, seinen Neffen Wilhelm von Hohenzollern, der zum Soldaten erzogen auch im Kreise von seinesgleichen den preußischen Soldaten stets hervorzukehren liebt und dessen impulsive Art den zwei Dezennien ältern Oheim zu stören wohl geeignet war.

Diese Erklärung des grade während der letzten zehn Jahre schroff hervorgetretenen deutsch-englischen Gegensatzes erscheint uns denn doch zu einseitig. Die knappen zwanzig Jahre Unterschied im Alter der beiden Fürsten sind kaum etwas andres als ein symbolischer Ausdruck des Vorsprungs, um den die britische Nation der deutschen in der Welt voraus war, und der Unterschied im Wesen der beiden Monarchen spiegelt nur den Unterschied zwischen den beiden stammverwandten Völkern wieder. Beide waren Hüter der Interessen ihrer Völker, beide im Vertrauen auf die Völker Optimisten, beide strenge Hüter der Tradition und doch voneinander im Wesen verschieden. Die junge, fleißige, zu politischem Dasein erwachte Nation ist in Berührung gekommen mit der alten, im langen Kämpfen gereiften, die seit hundert Jahren gewohnt war, ihre Stellung in der Welt unangetastet, fast als sakrosankt betrachtet zu sehn. Der anhebende Wettstreit der stammverwandten Völker wurde widergespiegelt in den wechselnden Beziehungen zwischen ihren Führern. In deren Wettstreit aber haben wir außerordentlich gewonnen! Aus dieser Überlegung heraus achten wir in dem Dahingeschiednen den klugen Gegner unsres eignen Tuns, der uns ein hervorragender Lehrmeister war. Um das Maß der Anerkennung, die wir dem großen Toten zollen, verringert sich indessen auch der Wert jener Vorwürfe, die bei dieser Gelegenheit von verschiednen Seiten gegen die deutsche Reichspolitik der vergangnen zehn Jahre erhoben werden. Das Gesamtergebnis des zehnjährigen Ringens ist für uns trotz einiger Nackenschläge erfreulich. Die Entwicklung unsrer Industrie und des Handels ist ein wirklicher Siegeszug durch die Welt. Kaiser Wilhelm der Zweite hat sich durch die von ihm selbst anerkannte diplomatische Überlegenheit seines Oheims nicht von dem richtigen Wege abbringen lassen. Er ist ungeachtet der Anfeindungen im eignen Lande dem Ziel zugeschritten, dem die Entwicklung unsrer Nation aus sich heraus folgerichtig zustrebt. An seinem zielbewußten Auftreten ist jeder Versuch gescheitert diese Entwicklung aufzuhalten. Es ist nicht gelungen einen europäischen Krieg heraufzubeschwören, der auch im Falle des Sieges Deutschland mindestens um ein Menschenalter zurückgebracht hätte. Allein vom Deutschen Kaiser hing es ab, die Kriege zu verhindern, in die uns die Gegner unsres Wohlstandes und unsrer Weltgeltung nur zu gern verwickelt hätten. Wenn deshalb Eduard der Siebente heute als ein Friedensfürst gefeiert wird, so wird die Geschichte einst den Nachweis erbringen, daß er es nur sein konnte, weil ihn sein kaiserlicher Neffe dazu gezwungen. In diesem Zusammenhange haben wir dem Dahingeschiednen auch zu danken, daß wir in einer Zeit ein kriegstüchtiges Volk geblieben sind, wo überall in der Welt alle Kräfte dem Erwerb materieller Güter fast ausschließlich zur Verfügung gestellt werden. Hätte König Eduard nicht versucht, die gesamten Mächte Europas gegen uns zu vereinigen und uns dadurch fortgesetzt beunruhigt, so wären vielleicht auch wir eingeschlafen und hätten uns vielleicht noch einseitiger nach den Bedürfnissen der Großgewerbe eingerichtet, wie es schon so der Fall ist. So aber stehn wir groß und gerüstet da zu Lande und auf der See und schauen ruhigen Auges in die Zukunft, die sich an das Auftreten des Erben der Krone und der Politik König Eduards knüpft.

„In diesem Sinne begrüßen wir den neuen Herrscher der Briten, König Georg den Fünften. Sein Vater schuf sich und seinem Volk viele wertvolle Sympathien in der deutschen Nation. Sache des Sohnes wird es sein, ob er das deutsche und britische Reich in Freundschaft verbinden oder ob er fortfahren will, sich in den Deutschen einen Gegner zu erhalten, an dessen Entwicklung zur Ebenbürtigkeit sein Vater so großen Anteil hat. Ebenbürtige sollten Freunde sein, zum Vorteil für sich und zum Segen für die Umwelt.

König Georg V. von Großbritannien und Irland, Kaiser von Indien usw. ist am 3. Juni 1865 zu Marlborough-House in London geboren. Schon früh Seekadett auf einem britischen Schulschiffe, hatte Prinz Georg die Laufbahn des Marineoffiziers eingeschlagen; er befehligte ein in Westindien stationiertes Torpedoboot, als der Tod des älteren Bruders Albert Viktor, Herzogs von Clarence, im Jahre 1892 ihn heimrief und zum Thronfolger erhob. Gleich seinem königlichen Vater hat der jetzige Herrscher ausgedehnte Reisen unternommen, die ihn durch die ganze Welt, aber besonders in die englischen Kolonien führten. In der preußischen Armee wird der bisherige Prinz von Wales als Chef des Kürassierregiments Graf Keßler (Rheinischen) Nr. 8 geführt; er steht ferner à la suite des 1. Garde-Dragonerregiments und der Kaiserlichen Marine.

Königin Mary von Großbritannien und Irland entstammt dem württembergischen Königshause als geborene Fürstin von Teck. Sie ist die Tochter einer englischen Prinzessin Mary Adelaide, Gattin des Herzogs Franz von Teck. Am 26. Mai 1867 in London geboren, reichte Fürstin Mary dem Prinzen Georg am 6. Juli 1893 die Hand, nachdem sie bereits zur Gattin des verstorbenen Thronfolgers auserkoren worden war. Die Ehe, der sechs Kinder entsprossen sind, gilt als äußerst glücklich. Die Kinder sind: der nunmehrige Thronfolger Prinz Eduard Albert (geb. 1894), die Prinzen Albert, Henry, George und John sowie die 1897 geborene Prinzessin Viktoria Alexandra.

Während der internationale Horizont durch das Hinscheiden König Eduards plötzlich ganz neue Farben bekommen hat, erscheint der der innern Politik noch unverändert grau in grau. Die im vorigen Heft festgestellten ungesunden Symptome haben sich während der abgelaufenen Woche noch erheblich verstärkt. Die Rücksicht auf die kommenden Wahlen nimmt allen bürgerlichen Parteien, sowohl im preußischen Landtage wie im Reichstage, Sicherheit und Bewegungsfreiheit.

Dieser höchst beklagenswerte Zustand hat im Reichstage auch die aus sachlichen Gründen vorhandene Neigung vergrößert, den Entwurf zu einem Reichswertzuwachssteuer-Gesetz von der Tagesordnung abzusetzen, um ihn erst im Herbst zur Verabschiedung zu bringen. Im Interesse einer Beruhigung weiter Kreise des Landes wäre zu wünschen, der Wunsch der Regierung ließe sich verwirklichen, den Entwurf noch vor der Sommerpause zu verabschieden. Es würde ein Agitationsstoff aus der Erörterung gezogen, der sehr wohl geeignet ist, die Stellung der einzelnen Parteien zueinander noch mehr zu verschärfen. Davon aber hätten nur die demokratischen Parteien, Zentrum und Sozialdemokratie dauernden Nutzen, während alle mehr national gesinnten Richtungen mit Einschluß des Freisinns darauf angewiesen sind, eine Basis zur Verständigung untereinander zu finden. Je mehr Agitationsstoff im Lande gelassen wird, um so mehr müssen Konservative und Liberale leiden und mit ihnen — darauf aber kommt es an — die Nation. Nach Lage der Dinge ist es zunächst Sache der Konservativen sowohl im Reichstag wie im Landtag, sich innerhalb ihrer Partei darüber zu einigen, ob sie einer die liberalen Ansprüche berücksichtigenden Regierung Gefolgschaft leisten wollen oder nicht. Leider hat es den Anschein, als ob die Besonneren in dieser Partei von einer temperamentvollen Übermacht jüngerer Elemente zur Seite geschoben werden sollen. Diese Tendenz tritt besonders scharf in der preußischen Landtagsfraktion zutage. Die Bemühungen des Herrn von Wedel-Piesdorf und seiner Freunde, die radikalen Bündler zum Kompromiß in der preußischen Wahlrechtsfrage zu bewegen, haben wohl vermocht, die Führer — wie es heißt, sogar Herrn von Heydebrand — für die Regierung zu gewinnen, aber nicht die Gefolgschaft. Die berühmte konservative Parteidisziplin wankt bedenklich — übrigens

eine längst vorausgesehene Folge ihrer Überspannung für die egoistischen Zwecke des Bundes der Landwirte.

Durch diesen Zustand wird auch eine Entscheidung der Nationalliberalen zugunsten des Kompromisses außerordentlich erschwert. Die Politik des Bundes der Landwirte geht darauf aus, die Liberalen vom Lande und aus den vom Lande abhängigen Städten zu vertreiben. Die Sozialdemokraten stören ihn noch nicht. Infolgedessen gilt es auf der einen Seite die Liberalen als unzuverlässig zu diskreditieren und auf der andern ihre wirtschaftliche Ohnmacht nachzuweisen. Daher auf der einen Seite die Ablehnung des „Bülowschen Blocks" und auf der andern die Sperrung von Krediten an liberale Wähler seitens der landwirtschaftlichen Kreditinstitute. Darf bei einer solchen gespannten Lage die nationalliberale Partei es wagen, überhaupt in Verhandlungen mit den Konservativen zu treten? So sehr wir dem Kompromiß zustimmen und so sehr wir wünschten, die leidige Wahlrechtsfrage würde bald aus der Welt geschafft, so glauben wir doch die Haltung der Nationalliberalen nicht unbedingt verwerfen zu können, die vor dem Zusammengehn mit der konservativen Landtagsfraktion warnen, es sei denn, daß bindende Abmachungen für später unter Assistenz des Ministerpräsidenten zustande kommen.

Die Gründe sind folgende: Selbst das Zustandekommen der Reform auf der Basis des Kompromisses würde nach Ansicht jener Nationalliberalen die Reformfrage nicht zur Ruhe bringen, und die Einigung in dieser einen Frage würde eine Aussöhnung zwischen Deutsch-Konservativen und Nationalliberalen in absehbarer Zeit nicht herbeiführen. In jedem Falle aber gelänge es, die Nationalliberalen so sehr in den Augen ihrer Wähler verächtlich zu machen, daß sie bei den nächsten Wahlen kaum noch in nennenswerter Zahl in den Reichstag und das Abgeordnetenhaus einziehn dürften. Ein solches Ergebnis müßte aber als ein nationales Unglück empfunden werden, und zwar um so mehr, als auch die Freikonservativen entsprechend zurücktreten dürften. Es würde die wirtschaftliche Zukunft des Landes vollständig in die Hände der großen Interessenverbände legen und die kulturelle in die des Ultramontanismus. Demgegenüber möchten wir aber doch hervorheben, daß die Nationalliberalen unbedingt an Stärke und Ansehn im Lande gewinnen, wenn sie sich in dieser für die Regierung so überaus schwierigen Situation an deren Seite zu positiver Arbeit stellen. Eine solche Haltung würde zweifellos alle die rechtsstehenden Kreise, die mit der Haltung der Deutsch-Konservativen nicht einverstanden sind, den Nationalliberalen zuführen. Es gilt die Regierung zu stärken gegen den Ansturm von Bündlern, Zentrum und Demokraten — eine dankbare Aufgabe für nationale und liberale Männer.

Die Sozialdemokratie als Regierungspartei oder **Ein Schwabenstreich.** Die schwäbische Sozialdemokratie ist Regierungspartei geworden: wiederum ein guter Schwabenstreich! Die württembergische Volkskammer hat nämlich soeben die letzte Hand an die neue Bauordnung gelegt. Das Merkwürdigste dabei ist nicht etwa dieser oder jener Winkel des Lichteinfalls in Straßen und Häuser, sondern der „tote Winkel" der Volkswirtschaft, worin gewisse „fortschrittliche" Abgeordnete verharrten, und der neue politische Sehwinkel, worin die Sozialdemokraten erschienen. Regierungsfähig, zweifach regierungsfähig hat sich die württembergische Sozialdemokratie gezeigt: sie ging in den wichtigsten Bestimmungen des Gesetzes am schönsten mit der Königlichen Regierung einig, und: ihre Wortführer haben unter den Rednern des Hauses das Wohnungswesen, dieses wichtigste Gebiet der Staatswirtschaft, am sichersten beherrscht. Sichere Beherrschung ist doch wohl: Regierungsfähigkeit.

Regierungsfähig ist sie diesmal; hoffähig war sie schon. Regierungsfähig durch Sozialverständnis; hoffähig durch — demokratischen Grundsatz. Aus den Erklärungen der vielberufenen Hofgänger vorigen Herbstes klang ja deutlich genug eine rein demokratische Logik heraus: „Die große Mehrheit des württembergischen Volkes will einen König und ein Königtum; dem Willen dieser Volksmehrheit ordnen wir uns unter durch den Besuch im Schloß Friedrichshafen ebenso wie durch das Verfassungsgelübde im Ständesaal." Ohnehin verbindet man in Schwaben je länger je lieber mit dem Begriff der Demokratie eine gewisse scharmante Hoffähigkeit.

So geht's im besondern und so fürwahr sieht's aus im allgemeinen, wenn wir die „Sozialdemokratie" fein ordentlich in ihre zwei Teile „Sozial" und „Demokratie" auseinander nehmen. Brauchen denn die beiden überhaupt einander? Geben sie ein richtiges Pärchen ab? Oder ist sich nicht jedes selbst genug? Sozial heißt doch: Einer für alle und alle für einen; demokratisch heißt: Alles fürs Volk und alles durchs Volk. Kommt nicht beides nun schlicht und recht auf eines und dasselbe hinaus? Nämlich darauf: Gesundheit des Körpers, des Volkskörpers, nur bei gleichem Gedeihen aller Glieder! Welchen weiteren Sinn übers Soziale oder Demokratische hinaus soll das Sozial-Demokratische noch haben? — Seltsam! Nicht einen weiteren, sondern einen engeren Sinn: nur die Partei der vernachlässigten Glieder will die Sozialdemokratie sein, die Partei des kleinen Mannes. Und so streckt sich diesmal nicht der Mann nach der Decke, sondern die Namendecke streckt sich nach dem kleinen Mann. Sei es denn! Andere Parteien sind ja auch etwas anderes als sie heißen. Man hat überhaupt heute wenig Glück und Geschick mit Parteitaufen; vorzeiten war man geschickter und sagte z. B. anstatt Sozialdemokratie eben Bundschuh oder Armer Konrad.

Der Arme Konrad nun — um vom Namen zur Sache zurückzukehren — muß umdenken lernen und — er lernt es. Bisher dachte er: Alles Leben sowohl des Geschöpfes wie der ganzen Gesellschaft besteht aus Erwerb und Verbrauch, genau: aus Krafteinnahme und Kraftausgabe, noch genauer: es besteht in dem Umsatz einer Kraft in die andere; noch besser: in der Erzeugung der höheren Kraft durch die niedrige. Richtig gedacht! Par exemple und par excellence: im Zeugungsakt selbst. Demnach und weil's den kleinen Leuten am nächsten zu liegen scheint, daß sie sich gegen den Großen zusammentun, hat sich einerseits zum Vorteil des Erwerbs oder der Krafteinnahme die Kaufgenossenschaft gebildet, namens Konsumverein, anderseits zum vorteilhaften Beding der Kraftausgabe oder der Arbeit die Arbeitsgenossenschaft, mit Namen Gewerkschaft. Aber warum diese grassierenden Formen von Genossenschaft, diese Hoffnung des kleinen Mannes, in dem halben Jahrhundert ihres Daseins nur Augenblicks- und Scheinerfolge gebracht, warum, laut Urkunde durch sozialdemokratische Führer selbst, weder die Lohnerhöhungen der Gewerkschaften noch die Ersparnisse der Kaufgenossenschaften dem Armen Konrad gründlich helfen, dieses Rätsel wäre nun des vornehmlichen und endgültigen Zerbrechens demokratischer und sozialer Köpfe wert.

Und siehe! Eben um das Stück Weges, das sie jetzt mit der Königlichen Regierung ging, ist die schwäbische Sozialdemokratie bewußter als je auch der Lösung jenes Rätsels näher getreten, hat in der Einschränkung des Bauwuchers die Erleichterung des Rentendrucks, im Kampf ums Wohnrecht des kleinen Mannes auch den Kampf ums Bodenrecht des ganzen Volkes gesichtet. Dies war an ihrem Schwabenstreich das Beste; und wenn sie nächstes Mal gar jenes Schwert in die Hand nähme, das der Meister Henry George geschmiedet hat,

und „schwingt es auf des Reiters Kopf", dann „haut es durch bis auf den Sattelknopf". Professor P. Feucht

Neue Napoleon-Literatur. In Heft 48 des vorigen Jahrgangs der „Grenzboten" haben wir auf die Kircheisensche Auswahl der Briefe Napoleons*) hingewiesen, von denen uns damals der erste Band vorlag. Heute können wir über den zweiten und den das Werk abschließenden dritten Band berichten und unser Lob auch auf sie ausdehnen, denn sie verraten nicht minder als der erste die glückliche Hand des Herausgebers bei der Sichtung und Auswahl einer so überreichen Korrespondenz. Die drei Phasen des gewaltigsten aller menschlichen Lebensläufe, Napoleons Aufstieg, seine Glanzzeit und sein Niedergang, ergaben notwendig die Verteilung des Stoffes auf drei gleich starke Bände, und man darf wohl sagen, daß die in jedem Bande gebotenen Briefe das jedesmalige Charakterbild des Kaisers in allen wesentlichen Zügen wiedergeben.

Bot uns der erste Band Gelegenheit, den ersten Flug des jungen Adlers zu verfolgen und seine Triumphe auf den Schlachtfeldern Italiens und des Orients mitzufeiern, so sehen wir im zweiten unsern Helden im raschen, unaufhaltsamen Aufstieg zum Zenith seines Lebens — und seines Glücks. Er wird Erster Konsul und Kaiser, die Karte Europas verändert sich unter seinen Händen, mit einem Federzuge löscht er Dynastien aus, deren Rechte auf ewig geheiligt und gesichert erschienen, er verteilt Kronen an seine Verwandten und Kameraden. Aber die Clique, die er aus dem Nichts emporgehoben hat, hängt sich ihm wie Ballast an die Schwingen, er merkt mit schlecht verhohlenem Verdruß, daß er Alltagsmenschen wohl zu Königen, aber nicht zu Genies machen kann, und daß sie auch im Purpur Philister oder Leichtfüße bleiben. Er merkt aber auch, daß es leichter ist, Länder zu erobern, als sie zu regieren; seine Mitarbeiter versagen angesichts der immer größeren Aufgaben und zwingen ihn, alle wichtigen Arbeiten des Diplomaten, des Gesetzgebers, des Verwaltungsbeamten, ja des Geheimpolizisten selbst zu verrichten. Er beginnt, die Menschheit, die er beglücken wollte, zu verachten, seine Brutalität nimmt unheimliche Formen an. Sein Haß gegen England wächst und verblendet ihn immer mehr. Hier haben wir schon die Exposition des Dramas, dessen Schlußakt auf St. Helena spielt! Und dieses Drama nimmt, wie wir aus dem dritten Bande mit erschrecklicher Deutlichkeit erkennen, einen ebenso folgerichtigen wie schnellen Verlauf.

Er ist von der Unfehlbarkeit seiner Politik überzeugt und ist bereit, ihr alles aufzuopfern, was sich ihr in den Weg stellt. Sogar die Geliebte seiner Jugend, Josephine, muß weichen und der Tochter des eben erst von ihm besiegten Kaisers von Österreich ihren Platz auf dem Throne einräumen. Sein Ehrgeiz kennt keine Grenzen mehr, selbst der Papst, der sich der Einverleibung des Kirchenstaates in das Kaiserreich widersetzt, bleibt nicht vor dem Schicksal bewahrt, als Gefangener abgeführt zu werden. Aber das Kriegsglück zeigt sich dem einstigen Liebling treulos: bei Aspern muß er zum erstenmal den Rückzug antreten. Und nach einer Weile versagt Rußland, der „Sekundant gegen England". Es muß gezüchtigt und unter die Botmäßigkeit des Zürnenden gestellt werden. An die Möglichkeit eines Mißerfolges scheint Napoleon gar nicht zu denken. Mehr von der Natur als den Streitkräften des Riesenreiches besiegt, kehrt er zurück. Aber er rafft sich noch einmal auf und liefert den deutschen Heeren blutige Schlachten. Umsonst! Mit dem Glauben an sein Glück ist auch seine Unbesiegbarkeit dahingeschwunden. Rasch

*) Robert Lutz, Stuttgart, 3 Bände, geh. zu je 5,50 M., geb. 7 M.

folgen sich die Ereignisse von 1814, Fontainebleau, Elba, die hundert Tage und endlich Waterloo. Und das Unglaubliche geschieht: der fanatische Feind Englands sucht Zuflucht auf einem britischen Schiff! Und dann folgt St. Helena und die sechsjährige Passionszeit, die eigentlich nichts andres ist als ein langsamer, qualvoller Tod unter den Händen eines niederträchtigen Buben! Man liest die Briefe dieses dritten Bandes mit einer von Seite zu Seite wachsenden Spannung und legt das Buch erschüttert aus der Hand. Man hat die Empfindung, als sei man ein Augenzeuge der größten Tragödie der Weltgeschichte gewesen.

Wir verknüpfen mit der Ankündigung dieser Briefsammlung den Hinweis auf ein anderes Monumentalwerk der Napoleon-Literatur, das unter dem Titel „Napoleons Leben. Von Ihm Selbst. Übersetzt und herausgegeben von Dr. Heinrich Conrad" ebenfalls bei Robert Lutz in Stuttgart zu erscheinen beginnt*). Der Herausgeber hat sich zur Aufgabe gemacht, alle authentischen schriftlichen und mündlichen Äußerungen des Kaisers zu einer Autobiographie zu vereinigen, die, soweit wir nach dem uns vorliegenden ersten Bande urteilen können, alle zeitgenössischen Memoirenwerke, sogar das berühmte „Mémorial de Saint-Hélène" von Las Cases, in den Schatten stellen dürfte. Die erste, sechs Bände umfassende Abteilung wird unter dem Titel „Meine ersten Siege" Napoleons Tätigkeit bis zum Siege von Marengo schildern, und zwar in der Hauptsache auf Grund der uns von Montholon, Gourgaud und Bertrand überlieferten Diktate des Gefangenen von St. Helena. Die zweite Abteilung, „Ich, der Kaiser", behandelt in drei Bänden die Glanzzeit des Imperators und den sich langsam vorbereitenden Niedergang. Hier beruht die Darstellung auf seinen Bulletins, seinen Briefen, kürzeren Diktaten und den mündlichen Mitteilungen an Leute, die Tagebücher führten und sie dem Kaiser zur Kontrolle vorlegten. Die dritte Abteilung endlich, die nur aus einem Bande besteht, enthält, wiederum nach Napoleons Diktaten, den Schlußakt seines Lebensdramas unter dem Titel „Meine letzte Niederlage".

Was uns bei dem ersten Bande besonders auffällt, ist Napoleons Virtuosität in der Beherrschung der Sprache, die wir dem Manne der Tat kaum zugetraut hätten, und die wunderbare Klarheit, mit der er uns politische und militärische Situationen verständlich macht und dem Laien einen Einblick in die Werkstatt seines gewaltigen Genies gewährt. J. K. Haarhaus

Die häuslichen Arbeiten. Eine befremdliche Äußerung fiel vor einiger Zeit in einer Versammlung sächsischer Gymnasiallehrer. Dort behauptete ein Redner, ein gut beanlagter Schüler eines Gymnasiums habe über die Tage Buch geführt, an denen er zu Hause Schularbeiten hätte machen müssen; und dabei habe sich ergeben, daß dies nur an hundertfünfzig Tagen im Jahre erforderlich gewesen wäre. Sehr eingehend war in der Tagespresse über die Versammlung berichtet worden. Aber nirgends fand sich auch nur eine Andeutung darüber, wie die befremdliche Äußerung aufgenommen worden war. Vor kurzem wurde in einer anderen, von Eltern abgehaltenen Versammlung vorgeschlagen, über das Maß der unserer Schuljugend zuzumutenden häuslichen Arbeiten sollten nur Lehrer entscheiden, die selbst mehrere die Schule besuchende Kinder hätten. Nur sie vermöchten zu sagen, was von den Kindern ohne Überanspannung ihrer geistigen und körperlichen Kräfte an solchen Arbeiten verlangt werden könne. Alle übrigen Lehrer tappten hierüber im Dunkeln, zumal sich die Erinnerung an die eigene Schulzeit, soweit

*) In 10 Bänden, geh. zu je 6 M., geb. 7 M., in Halbfranz 8,50 M. Dieser Subskriptionspreis wird nach Erscheinen des 3. Bandes erhöht werden.

sie sich auf deren Schattenseiten erstrecke, nur allzu schnell zu verwischen pflege. Wahrscheinlich sind die mit Schulkindern gesegneten Lehrer in der Versammlung der sächsischen Gymnasiallehrer entweder garnicht oder nur sehr schwach vertreten gewesen. Denn sonst hätte bei ihnen die befremdliche Äußerung einen Sturm der Entrüstung auslösen müssen, denselben Sturm der Entrüstung, den sie bei allen Eltern entfacht hat, die mit ihren Kindern die Schulsorgen teilen. Wie kann der Stellung eines begabten Schülers zu den häuslichen Arbeiten überhaupt eine grundsätzliche Bedeutung beigemessen werden? Entscheidend ist die durchschnittliche Beanlagung der Schüler; diese ist fast überall doch recht mäßig. Und zum anderen: infolge des gegenwärtigen Standes des Unterrichts auf den höheren Schulen ist es selbst bei einem begabten Schüler durchaus ausgeschlossen, daß er nur hundertfünfzig Tage im Jahre zu Hause zu arbeiten braucht. Wo sind die Eltern, die nicht mit ihren Kindern unter der Last der häuslichen Arbeiten seufzen?

Vor etwa zwanzig Jahren erwiderte der Leiter eines preußischen Gymnasiums einer Mutter auf ihre Klage, der Junge müsse zuhause so viel arbeiten: „Ja, meine Gnädigste, das geht nicht anders; auf den häuslichen Arbeiten liegt der Schwerpunkt des Unterrichts.“ So war es damals in der Tat. Schuld waren die überfüllten Klassen. Bald setzte jedoch mit Erfolg eine Bewegung für Klassen ein, in denen dank einer geringeren Schülerzahl alle Schüler gleichmäßig bei der Sache gehalten werden konnten, so daß es vielfach gelang, den Schwerpunkt des Unterrichts wirklich in die Schule zu verlegen. Aber der von Jahr zu Jahr zunehmende Bildungsdrang des deutschen Volkes machte dem normalen Zustande bald wieder ein Ende. Neue Gymnasien, für die als höchste Zahl einer Klasse fünfundzwanzig bis dreißig Schüler in Aussicht genommen worden waren, sahen sich genötigt, vierzig Schüler und mehr in einer Klasse zuzulassen. Und hier kann der Lehrer sich glücklich schätzen, wenn es ihm gelingt, in einer Unterrichtsstunde an jeden Schüler wenigstens eine Frage zu richten. Ganz naturgemäß, daß der Schwerpunkt des Unterrichts sich wieder mehr und mehr auf die häuslichen Arbeiten verlegt, diese wieder drückender werden und aufs neue die Gesundheit der Schuljugend bedrohen.

Indessen Gegner aller und jeglicher häuslicher Arbeiten bin ich beileibe nicht. Sie scheinen mir vielmehr so notwendig zu sein, daß ich ihrer Beseitigung aufs heftigste widersprechen würde. Nicht nur als Ergänzung des Unterrichts, sondern auch als Mittel zur Bildung des Charakters sind sie unerläßlich. Auch zur Selbständigkeit soll die Jugend erzogen werden, und dies geschieht mit auch dadurch, daß die in der Schule empfangenen Gedanken in den häuslichen Arbeiten sozusagen verarbeitet werden. Hierzu fehlt unseren Jungen aber außer der erforderlichen geistigen Frische auch die nicht minder notwendige Zeit.

Erst nach fünf Stunden werden außerhalb Preußens unsere Jungen am Vormittag aus dem Unterricht entlassen; und an manchen Tagen der Woche haben sie sich in der Klasse auch noch nachmittags für zwei Unterrichtsstunden einzufinden; nicht etwa für den Unterricht in den leichten Fächern, alsda sind Turnen, Zeichnen oder Singen, sondern auch für den Unterricht in den schwersten Fächern, wie Latein und Mathematik. Seitdem in Preußen auf den höheren Schulen mit der Einführung der Kurzstunde der gesamte Unterricht auf den Vormittag verlegt worden ist, kehrt dort die Schuljugend sogar erst nach sechs Stunden nach Hause zurück. Angenommen, sie erfreute sich eines ausreichend gesunden Schlafes, was heute jedoch nur für die Minderheit zutrifft, was kann sie am Nachmittag und Abend noch vor sich bringen, wenn ihre geistigen wie körperlichen

Kräfte in der Klasse bereits vollkommen verbraucht worden sind? Soll die übermäßige Anstrengung nicht zu einer Überreizung der Nerven und damit zu einer verhängnisvollen nachhaltigen Schädigung der Gesundheit führen, bleibt den Eltern nichts anderes übrig, bei den häuslichen Arbeiten zu helfen. Tun sie es nicht, so arbeiten die Jungen nach einem sechs- oder sogar achtstündigen Unterricht in der Schule noch bis in den späten Abend hinein und ringen, nachdem sie zur Ruhe gegangen sind, weil übermüdet, noch lange vergeblich mit dem Schlaf. Wie oft glauben z. B. die Lehrer bei der Rückgabe der deutschen Aufsätze sich gegen die Hilfe der Eltern aussprechen zu müssen? Ja, wo sollen denn bei den Schülern die erforderlichen Gedanken herkommen, wenn das Gehirn beständig abgespannt ist und mit diesem außer dem Aufsatz noch verschiedene andere Arbeiten zu erledigen sind? Je mehr die Eltern aber helfen, desto mehr werden die Jungen dahin gebracht, bei den häuslichen Arbeiten nach Anlehnung zu suchen, desto unselbständiger werden sie auch später im Leben draußen sein. Es ist in der Tat so: die Bedingungen, unter denen heute die häuslichen Arbeiten erledigt werden, unterbinden vollkommen die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts zur Selbständigkeit.

Und doch könnten auch in erzieherischer Hinsicht die häuslichen Arbeiten ihren Zweck durchaus erfüllen. Wir brauchten nur dem Beispiele Englands und Frankreichs zu folgen. In beiden Ländern wird in diesen Arbeiten weises Maß gehalten, außerdem für sie aber von den sechs Werkeltagen der Woche noch ein ganzer Tag freigegeben. Allerdings soll in Frankreich dieser Tag vornehmlich auf den Religionsunterricht daheim verwandt werden, da das Gesetz diesen Unterricht aus den öffentlichen Schulen ausschließt. Aber zweifellos wird der freie Werkeltag auch hier wie in England zur Erledigung der häuslichen Arbeiten benutzt. Würden bei uns an den übrigen fünf Werkeltagen nur häusliche Arbeiten leichtester Art anzufertigen sein, auf die der mäßig begabte Schüler höchsten dreißig bis vierzig Minuten verwenden sollte, der freie Werkeltag aber den ernsteren und schwierigeren Arbeiten gehören, so könnten die Eltern mit gutem Gewissen jeden Versuch ihrer Jungen zurückweisen, sich bei der Anfertigung der häuslichen Arbeiten an sie anzulehnen. Denn geistige Frische und Zeit würden nun für diese in ausreichendem Maße vorhanden sein. Nur wenige Monate brauchten die Eltern fest zu bleiben und die Mehrzahl der Schüler würde auf eigenen Füßen stehen und die Erziehung zur Selbständigkeit auch seitens der Schule aufs glücklichste angebahnt sein.

Nach dem Geschmack der Fachmänner wird freilich der hier vorgeschlagene schulfreie Werkeltag nicht sein. Erheischt doch die Streichung eines ganzen Schultages und die außerdem noch unerläßliche Beschränkung der häuslichen Arbeiten eine gewaltige Kürzung des gesamten Unterrichtspensums. Und wer kann dazu die Hand bieten? Warum soll aber ein solcher Schritt unmöglich sein? Nicht Männer, die viel wissen, braucht die deutsche Nation zur Sicherstellung ihrer Zukunft, sondern Männer, die in ihrem Beruf viel können, also tüchtig sind. Die Tüchtigkeit beruht aber noch lange nicht auf dem vielen Wissen, sondern auf klarem Denken und festem Charakter. Dem klaren Denken ist das Vielwissen oft eher hinderlich als förderlich, und fester Charakter bildet sich, indem die Jungen lernen sich auf sich selber stellen und vertrauen. Die Engländer haben es von jeher vermieden, das heranwachsende Geschlecht mit vielem Wissen vollzupfropfen. Sie sind immer dessen zufrieden gewesen, wenn in gesundem Körper ein gesunder Geist gesteckt hat. Sind sie darum hinter den anderen Nationen zurückgeblieben? Auch heute noch nehmen sie dieselbe imponierende Stellung wie vor hundert Jahren und früher ein; und was auf die anderen Nationen den größten Eindruck

macht, das ist, von kleinen Entgleisungen, wie wir sie in der letzten Zeit erlebt haben, abgesehen, ihr nüchterner klarer Sinn und ihr ungewöhnliches Vertrauen auf die eigene Kraft. Nur gar zu gern weisen wir Deutsche auf England als Vorbild hin. Warum folgen wir seinem Beispiele nicht auch in der Schulfrage, wenigstens hinsichtlich der häuslichen Arbeiten, indem auch wir in diesen Arbeiten weises Maß halten und zum anderen für sie einen Werkeltag frei halten? Denn irrig ist, das sagen wir noch einmal, die in der Versammlung der sächsischen Gymnasiallehrer vorgetragene Ansicht, daß die Schüler unserer höheren Schulen nicht mehr mit häuslichen Arbeiten überbürdet werden. Sie sind es vielmehr in hohem Maße.

Carl von Wartenberg

Im Verlag des Handwörterbuchs, bei Gustav Fischer in Jena, gibt Professor Dr. J. Conrad, einer der vier Leiter des gewaltigen Unternehmens, seinen bewährten „Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie" heraus. Von der fünften erweiterten und ergänzten Auflage ist Ende vorigen Jahres der dritte Teil: Finanzwirtschaft, erschienen. Die Kritik der Reichsfinanzreform schließt mit den Sätzen: „Der Rückblick auf die bisherige Entwicklung des Reichsfinanzwesens kann nur zu der Überzeugung führen, daß der Reichstag sich in dieser Hinsicht seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen gezeigt hat, sondern fortdauernd die Vorschläge der Reichsregierung verschlechtert und diese verhindert hat, die rechten Wege zu gehen. Da aber der Reichstag aus dem allgemeinen direkten Wahlrecht hervorgegangen ist, so fällt die Schuld des Ergebnisses auf das Volk selbst zurück." Meiner Überzeugung nach kann eine Versammlung von dreihundert bis vierhundert Köpfen, bestände sie auch aus lauter politischen Genies, weder berufen noch befähigt sein, organische Gesetze zu schaffen. Wie ich mir die richtige Gesetzgebungsmaschinerie eingerichtet denke, habe ich in dem (bei Rütten und Loening in Frankfurt a. M. 1909 erschienenen) Büchlein „Die Partei" Seite 115 bis 117 beschrieben.

C. Jentsch

Chantecler

n Rostands zweitem großen Werk — denn l'Aiglon war nur ein Zwischenspiel — hat die Reklame ihre verdiente Strafe erfahren. So viel Lärm war auf der „Casse-cour" des Reportertums erhoben worden, so laut hatte das Geschäftsinteresse des Theaterunternehmers das fortwährende „j'ai . . ., j'ai . . ." des Perlhuhns wiederholt, so durchdringend hatten auch die Rostands selbst ihr Cocorico ausgestoßen, daß man über all diesen unharmonischen Geräuschen die Musik der Dichtung fast ganz überhört hat. Das hat Edmond Rostand nicht besser verdient — dieser schneidige Typus des welt- und geschäftskundigen Poeten, den die „Assiette au beurre", das schärfste Witzblatt der Welt, selbst als den „großen Pfau" aus seinem Drama dargestellt hat.

Neben dem Komponisten Richard Strauß vertritt Rostand wohl am vollkommensten die moderne Negation des alten „weltfremden" Künstlers; die Ankündigung und die Ausbeutung des Kunstwerks sind ein Teil des künstlerischen Prozesses geworden und nicht eben der unwichtigste . . . Die moderne Kunst legt so großes Gewicht auf die Technik; es scheint, als wolle der Dichter, der Komponist, der Maler Techniker auch im beruflichen Sinn des Wortes werden und als wolle er in der geschäftlichen Verwertung seiner Erfindung, wie es der Ingenieur, der Chemiker, der „Erfinder" schon längst mit Recht taten, die eigentliche Probe auf die Bedeutung seiner Leistung sehen. Und so geht es, wie es gehen muß; sie haben ihren Lohn dahin; den klingenden wie die klirrende Blechmünze journalistischer Alltagsberühmtheit. Das Beste aber wird überhört: das, was sie als Künstler sagen.

Vielleicht aber — wer kennt die labyrinthischen Gänge der menschlichen Seele! — ist auch dieser korybantische Lärm nur eine „hochmoderne" Form der Bescheidenheit. Jene Seelenkeuschheit, die die Hölderlin, Kleist, Grillparzer, Annette v. Droste die geheimsten Bekenntnisse ihres Herzens scheu verbergen ließ, wenn sie ihre dichterischen Gebilde in die Welt sandten, zwingt vielleicht heut den Künstler, die Aufmerksamkeit der Welt auf die Außenwerke hinzulenken, damit ihr Andrang das Veilchen seiner heimlichsten Gefühle nicht zertrete . . .

Bei Rostand wenigstens habe ich fast diesen Eindruck. Aber auch der ist nicht nur erfreulich. Der Regent von Frankreich, der wüste Philipp von Orleans, wollte einmal einen Ball besuchen, auf den zu gehen sich für ihn eigentlich nicht schickte. Er verkleidete sich als Lakai und folgte seinem früheren Hofmeister, dem Abbé Dubois, der ein Edelmannskostüm trug. Als dieser aber in der Treue gegen die Rolle so weit ging, seinem Diener einen Fußtritt zu versetzen, drehte der Prinz sich um: „L'abbé, tu me déguises trop!" Auch der Dichter des Chantecler verkleidet den Dichter gar zu gut.

Äußerlich wirkt ja das Drama ganz, als solle es nur durch seltsame Erfindungen verblüffen. Eine Vögeltragödie... Zwar: Aristophanes, dessen Wespenchor in einem fragmentarischen Chor der Bienen bei Rostand nachklingt, hat schon solche Mummerei gewagt, Goethe hat seine „Vögel" deutschen Verhältnissen angepaßt. Aber das waren Komödien; hier spielen der Haushahn, der Fasan, die Amsel und der Hofhund ein ernstes, stellenweise ergreifendes Schauspiel! — Aber bedeutet

dieses Maskenspiel nicht doch am Ende nur einen allerdings steilen Schritt auf einer schon sonst betretenen Bahn? Plante nicht Goethe selbst für seine Weimarer Bühne, auf kleinem engen Raum, eine Erneuerung jener Masken, die das antike Theater für die Optik weiter Entfernungen, für die Luftperspektive des freien Raumes ersonnen hatte? Und sind diese Ideen nicht nur eine Steigerung jener Typisierung der Gestalten, die die „Natürliche Tochter" schon mit den abstrakten Benennungen des Herzogs, des Weltpriesters, des Mönches zur Erscheinung brachte? — Dann aber — fühlen wir uns nicht noch auf viel ältere, ursprünglichere Wege gelenkt? In Tiermasken führen die primitiven Völker vielerorten ihre heiligen Tänze auf; der Gedanke eines „heiligen Spiels", eines Volksschauspiels auf künstlerischer Grundlage scheint bei Rostand mitzuspielen — ein Gedanke, den Richard Wagner den Franzosen vermittelt hat. Wie denn deutsche Einflüsse bei diesem „gallischen Hahn" nicht zu verkennen sind: ein Vorspiel auf dem Theater, in dem der Direktor spricht, erinnert an den „Faust", und auch das Motiv, wie Bülbül die Nachtigall und die Rose sich lieben, mag eher aus dem „Diwan" herübergeschlüpft sein als unmittelbar aus orientalischer Dichtung.

Verliert so der ornithologische Mummenschanz an „splendid isolation", so gewinnt er durch Zusammenhänge mit anderen Dichtungen Rostands noch weiter an historischer Bedingtheit. Auch der König von Rom hieß „l'Aiglon", der junge Adler, und Gleichnisse erwuchsen auch dort aus diesem (nicht von Rostand erfundenen) Vergleich. Aber viel stärker verknüpfen die Fäden „Chantecler" und „Cyrano".

Auch „Cyrano de Bergerac" ist ein Maskenspiel. Das historische Kostüm dient, wie jetzt das zoologische, der nationalen Tendenz: auf die altgallische Verbindung von Kraft und Witz, von Galanterie und Drolerie weisen die beiden Hauptwerke hin. Und man darf es ruhig aussprechen: Chantecler der Hahn ist Cyrano in anderer Gestalt. Die Schönheit des Hahns und die groteske Häßlichkeit Cyranos darf uns nicht täuschen; auch Chantecler erscheint unter den fremden Prachthähnen als bescheidenes Aschenputtel. Und beide Helden sind innerlichst verwandt: ritterliche Beschützer der Schwachen, glänzende Besieger der Übermütigen, große Redner im pathetischen Moment, ironische Epigrammatisten sonst. Eine sentimentale Seele verbergen beide hinter Witz und Glanz; die Liebe ihres Herzens opfern beide dem Idealismus. Dichter und Ritter sind beide, und fast scheint Rostand selbst auf diese Ähnlichkeit hinzuweisen, wenn in den großen Duellszenen Chantecler wie Cyrano die Waffenstöße mit Versimprovisationen begleitet. Wie denn auch die Ursache des Zweikampfes die gleiche ist: nicht weil ihre eigene Ehre verletzt ist, kämpfen die beiden, sondern weil ihr Idealismus Hohn gegen Idealisten nicht verträgt.

Chantecler ist Cyrano — aber nach dem „Gesetz der Umwandlung" verändert. Cyrano war der unbedenkliche Haudegen, der jugendliche Draufgeher. Chantecler — ist der gereifte Cyrano. Rostand hat nach jenem unvergleichlichen Sieg die beängstigenden Momente der „Trockenheit" durchgemacht, die unseren Hebbel peinigten. Bist du noch Dichter? Ergreifend spricht es Chantecler aus, wie jeden Morgen ihn die Furcht foltert: Wirst du heut singen können? wirst du tun können, was deine Sendung ist? Den Sänger mit verstummter Kehle hat Beer-Hofmann tragisch in den „Grafen von Charolais" gestellt, Wedekind hat

das Motiv im „Kammersänger" grotesk-ironisch berührt — Rostand hat seine ganze Tragik herausgeholt. Und er ist Franzose. Sein Publikum versteht es, zu warten; seine Kritiker und Leser haben ihn nicht Jahr für Jahr mit der vorwurfsvollen Frage bestürmt: Wo sind deine zweiten „Weber"? wo bleibt dein neues „Hilligenlei"? Denn seine Nation hat eine große Tradition der Kunst, die auch die Kritiker und Leser gebildet hat; wir aber peinigen unsere Dichter wie die Beamtenseelen, die wir sind, mit der Forderung um ein jährliches Publikumshonorar von immer gleichem Betrage ...

Ferner: Chantecler ist, wie Cyrano, ein literarischer Held, in doppeltem Sinne: aus der Lektüre hervorgegangen, und dichterisches Leben symbolisierend. Aber er ist viel ausdrücklicher literarisch als jener. Die Kämpfe gegen den plumpen Schauspieler sind nur das Vorspiel für diese fortlaufende Satire wider französische Sprachverderber, Versverschlechterer, Stilvernichter — wobei es nicht unsere Sache ist, zu entscheiden, wie weit Rostand (gleich Catulle Mendès) in dem Zorn gegen den vers libre, wider die Aufnahme von argot in die poetische Rede, in seiner ganzen klassizistischen Haltung im Recht ist. Nur darauf kommt es an, daß Rostand mit voller Entschiedenheit auf dem Boden der alten Tradition steht, nicht nur aus künstlerischen Gründen, sondern auch aus nationaler Empfindung! Denn für ihn ist diese Überlieferung Sinnbild der altfranzösischen Art, des heimischen Ruhms, mit ihnen verknüpft bis in die kleinsten Äußerlichkeiten hinein. Hat er in dieser Meinung sich doch der orthographischen Reform heftig widersetzt:

Chevaliers des Phonétiques,
Savez-vous pourquoi, comment
Ecrire en lettres gothiques
Fait penser en allemand?

Et jamais je n'ai, peut-être
Su comme aujourd'hui je sais,
Que j'adore chaque lettre
De chacun des mots français.

Ein Kampf gegen die Feinde von Buchstaben und Geist der französischen Sprache ist es, den Rostand-Chantecler führt. Und dies entschuldigt denn auch die zweite große Wunderlichkeit des Dramas, die den Leser so sehr befremdet, wie den Zuschauer die Federkleider: das unaufhörliche Spielen mit Worten. Weite Flächen des Dramas sind ganz eigentlich mit Calembourgs besäet. Die virtuose Beherrschung der Sprache jagt die Worte umher wie der Hund das Federvieh. Vor allem mit dem Namen des Hahns selbst wird unaufhörlich Federball gespielt; es gibt keinen Anklang an coq, der fehlte, und dem Schauspieler Coquelin (der ja leider vor seiner zweiten Cyrano-Creation starb) wird auch in einem Spiel mit dem Wort coqueliner eine Höflichkeit erwiesen. Haben belesene deutsche Kritiker für den ganzen Hahnenkampf an Brentanos „Gockel, Hinkel und Gackeleia" erinnert, so trifft der Vergleich doch vor allem für die Wortjagd zu. Ja bei Brentano ist die Unermüdlichkeit dieses Hetzens aller an Hahn und Henne und Gallina und Ei anklingenden Worte, Laute, Namen auf dem engen Raum und ohne viel Variation durch den Stimmlaut der Sprechenden noch unerträglicher als im Chantecler. Aber bei dem ironisch-sentimentalen Verfasser der „Romanesques" und bei dem sentimental-ironischen Dichter der Romanzen vom Rosenkranz ruht

diese Manier auf derselben Grundlage: auf dem Boden des romantischen Glaubens an die mystische Kraft der Sprache, an die in den Worten verborgene Offenbarung.

Und da Rostand ein verstandesklarer Romantiker ist wie Cyrano, aber ein Romantiker doch, der durch seinen Gesang eine neue Morgenröte heraufzaubern möchte — „es gibt so viele Morgenröten, die noch nie geleuchtet haben," sagt Nietzsche —, so klingt sein Drama oft wie eine halb absichtliche, halb unbewußte Parodie des rationalistischen Romantikers, der die neuere französische Poesie in sich verkörpert: Victor Hugos. Metaphern wie die Bezeichnung eines Baumes, in dem ein Vogel sitzt, als eines singenden Baumes; Verse von allgemein sentenziöser Ausprägung eines Einzelfalls: Il faut un rossignol, toujours, dans la forêt! —; Reden, wie Chantecler sie der Amsel hält, die die echte Ironie des Pariser Sperlings provinziell kopiert — all das ist reinster Victor Hugo. Und auch jene Virtuosität der Versbehandlung, die schon im „Cyrano" verblüffte, stammt aus der Schule des größten aller französischen Verskünstler. Nur würde Victor Hugo bei aller Kühnheit in der Brechung des Verses doch nie so weit sich vorgewagt haben, wie dieser Verächter des freien Verses, der das Kunststück liebt, die unbetontesten Enklitika in den Reim zu setzen, vor allem um den Stimmenwirrwarr des morgendlichen Five o'clock beim Perlhuhn anzudeuten: lequel je ... im Reim auf Belge, il a im Reim auf a la ... Überhaupt treibt er die Lautsymbolik, man darf es wohl sagen, bis zur Abgeschmacktheit; etwa bei dem Gemälde des wilden Hohngelächters:

C'est tordant! — C'est torsif! — Je me tords! Je suis torte! ...

Aber auch die Lautsymbolik quillt ja aus jener Andacht zur Sprache hervor — die freilich ein gelegentliches Mißhandeln der Geliebten nicht ausschließt ...

Aber dieser Stil der Wortbedienung muß sich allem anpassen. Seine Höhe erreicht er in der höchst witzigen Schilderung des ästhetischen Tees bei Mme. Pintade, die von boshaften Anspielungen so dicht erfüllt ist wie von kühnen Wortspielen. Man müßte nicht nur mit der französischen Sprache, sondern auch mit dem Ton der literarischen Salons recht sehr vertraut sein, um hier jedes Wort zu verstehn; so mischt sich die fortwährende Bezugnahme auf Tageserscheinungen mit der Darstellung typischer Züge: wie der Nachtwächter in den „Meistersingern von Nürnberg" kommt die Schildkröte glücklich an, als alles vorbei ist ... Man muß wissen (was man freilich aus dem Journal des Goncourts wissen kann!), daß bei Bing japanische Kunstgegenstände zu kaufen sind; man muß Ruskin gelesen haben; man muß die ganze Parade der Spitznamen abnehmen können; man muß alle Finessen des Vers- und Sprachkünstlers beobachten:

Je sens que plus on va parodiant,
Injuriant, criant, riant, niant ...

Und hat man das alles getan, so überrascht doppelt mitten in all den Kleinlichkeiten die groß angelegte Szene des Kampfes selbst, der Verrat an Chanteclers Schützlingen, die mit heißer Blutgier seiner Niederlage zusehen — ach! hier spricht wieder, wie in der Furcht vor dem Verlust des eigenen Liedes, die bitterste Erfahrung eines edlen Dichterherzens ...

Weniger glaubt man ihm die allgemein menschlichen Züge. Die Liebesidylle im Walde wird nicht nur durch das stillose Hineinpicken des Akademikers Grün-

spricht gestört; man fühlt hier auch in Chantecler, wie in Rostand, zu viel Eitelkeit im Idealismus, zu viel Selbstbespiegelung in der Aufopferung. Dagegen gehört zu den glänzendsten Partien einer schwelgerischen Wort-, Vers- und Witzkunst die große Verschwörung des Nachtgetiers wider den Ankündiger des Morgens — eine unübersehbare Jagd von Onomatopöien, eine glänzende Ausbeutung von Namen, wie des Uhus, der präsidiert, weil er grand duc heißt —, eine Cyrano würdige Witzparade, wie wenn jedes Tier den Grund seiner Abneigung gegen Chantecler verrät, der Kapaun aber (grivoiserie galloise!) nur trocken sagt: „Je n'aime pas le coq . . .“ Aber auch hier spricht eben der Dichter, der seine Feinde haßt und, gewiß nicht mit Unrecht, bei vielen niederste Motive ihrer Feindschaft vermutet.

So kommen wir immer zu demselben Ergebnis. Es ist ein literarisches Drama, rein literarisch, zu literarisch. Wo der Dichter redet, wo er von seinen Qualen und Ängsten, seinen Hoffnungen und Ambitionen, seiner Arbeit und seinem Lohn spricht — da eben spricht ein wirklicher Dichter. Da haben wir Geständnisse von ergreifender Kraft. Da leuchtet aus dem Dichter auch das Beste des Menschen hervor: seine Vaterlandsliebe, seine Verehrung der Kunst, seine Tapferkeit. Aber wo Chantecler allgemein Menschliches bringen soll, da bleibt er in der Virtuosität stecken, die nur in der ersten wundervollen Schilderung des aufgehenden Tages sich zu künstlerischer Höhe erhebt. Und die Abkonterfeiung des Naturalismus, Exotismus, Subjektivismus in der zeitgenössischen Dichtung hat den gegen sie kämpfenden Poeten zu tief in den Naturalismus, Exotismus, Subjektivismus verstrickt. Mußten wir wie in einem Roman Zolas mitleidslos alle Varietäten künstlich gezüchteter Hähne vorgeführt und beschrieben sehen? Mußte der Pfau die unmöglichsten Fremdwortbildungen schließlich auf den Hahn vererben? Mußte die individuelle Bekundung der eigenen Kunstfertigkeit bis zur Rücksichtslosigkeit gegen die Gesetze des Dramas gehen, die doch Rostand wie einem bekannt sind? bis zur Zerstörung der eigenen Kunst durch allzu viel Witz: zur Aufteilung der großen Linie, die er selbst entwarf, durch allzu viel Kleinlichkeit?

Es ist das Werk eines Franzosen, der sich in deutsche Art hinübersteuert. Dieser Urgallier stellt seine Begeisterung für die heimische Art, die dem Chauvinismus nahekommt, seine unerreichte Vertrautheit mit allen Gaben seiner Sprache und seiner Metrik in den Dienst eines symbolischen Dramas, wie es in dieser Art noch nicht auf der französischen Bühne existierte. Vom Thesenstück macht er den Weg zum Problemdrama. Von Victor Hugo marschiert er auf Goethe zu. Das ist nichts Kleines; und nichts Kleines ist das Geständnis Chanteclers vor der Nachtigall:

Vais-je pouvoir chanter? Mon chant va me paraître,
Hélas! trop rouge et trop brutal!

nichts Geringes das Geständnis dieses stolzen Kampfhahns:

Que nul
N'a tout-à-fait le chant qu'il rêverait d'avoir.

Man mag in dieser sechsten Szene des vierten Aktes, wo die Nachtigall und der Chor der Kröten ein gemeinschaftliches Lied improvisieren, neben der kühnsten Virtuosität auch etwas symbolische Selbstironie wittern. Aber dann erkenne man auch an, daß Chantecler am Ende, gerettet, seine herrliche Hymne an die Sonne von neuem singen wird . . .

Richard M. Meyer-Berlin

Bücherliste

Besprechung einzelner Werke vorbehalten.

Berlohren, Heinr. Aug., weil. königl. sächs. Oberst: Stammregister und Chronik der kur- und königlich sächsischen Armee von 1670 bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. 1.—3. Lieferung. Carl Beck, Leipzig. 1910.
Das interessante Werk ist eine Fundgrube für den historischen Forscher und Genealogen.

Dumas, Alexander: Der Graf von Monte Christo. Erich Reiß, Berlin. M. 5.—.

Ruete, Dr. Edmund: Paul Heyse. Gustav Winter, Bremen. M. 1.—.

Schmid, Rud. Joh.: Carlos und Nikolas auf dem Meere. Erich Reiß, Verlag, Berlin. M. 2.—.

Kayßler, Friedr.: Schauspielernotizen. Erich Reiß, Verlag, Berlin.

Jülicher, Dr. Adolf: Hat Jesus gelebt? Vortrag gehalten zu Marburg am 1. März 1910. N. G. Elwert'sche Buchhandlung, Marburg. M. 0.50.

Berthelet, Dr. Alfred: Ästhetische und christliche Lebensauffassung. J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 1.—.

Grothe, Dr. Hugo: Wanderungen in Persien. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur, Berlin. M. 6.—.

Regensberg, Friedr.: 1870/1871, der deutsch-französische Krieg. Franckh'sche Verlags-Buchhandlung, Stuttgart. M. 7.50.

Hartmann, Volker: Katharina II. Schauspiel in 3 Akten. Max Steinebach, Verlag, München. M. 3.—.

Scapinelli, Carl Conte: Gipeliturmer. Grethlein u. Co., Verlag, Leipzig. M. 3.50.

Hinxerf, Otto: Graf Ehrenfried, Lustspiel. „Concordia" Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Rehse, Bernh.: So sind die Menschen. Komödie in 3 Akten. Erich Reiß, Berlin. M. 2.50.

Loysen, Paul: Hyacinthe. Feindliche Seelen. Schauspiel in 4 Akten. Erich Reiß, Verlag, Berlin. M. 2.50.

Schäfer, Dietrich: Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte. 3. Band. Karl Curtius, Berlin. M. 9.—.

Ehrenberg, Dr. Rich.: Terrorismus in der Wirtschafts-Wissenschaft. 2. und 3. Heft. Reimar Hobbing, Berlin.

Segantini, Bianca: Man muß es verstehn, glücklich zu sein. Roman. Hans Wendt, Thale a. Harz.

Ernst, Paul: Tausend und ein Tag. 3. Band. Insel-Verlag, Leipzig.

Shakespeare in deutscher Sprache. Übersetzt von Friedr. Gundolf. 1. bis 3. Band. Georg Bondi, Berlin. à M. 6.—.

Förster, Fr. W.: Autorität und Freiheit. Jos. Kösel'sche Buchh., Kempten. M. 2.50.

Schlesinger, Dr. med. Ad.: Wachet auf! Kommissionsverlag Otto Maier, G. m. b. H., Leipzig. M. 0.50.

Klemperer, Victor: Berliner Gelehrtenköpfe. A. Steins Verlag, Potsdam. M. 1.—.

Braun, Carl: Imperator Pacis. Arthur Cavael, Verlag, Leipzig. M. 8.—.

Böttger, Dr. Hugo: Die Industrie und der Staat. J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 3.20.

Saudek, Robert: Der entfesselte Riese. Schuster und Loeffler, Berlin. M. 3.—.

Falkenberg, Heinrich: Mehr Literaturpflege. Carl Georgi, Universitäts-Buchh., Bonn. M. 0.75.

Hoeft, Bernhard: Vater und Söhne. Heinrich Minden, Verlag, Dresden. M. 4.—.

Driesch, Hans: Zwei Vorträge zur Naturphilosophie. Wilh. Engelmann, Verlag, Leipzig. M. 0.80.

Borght, R. van der: Beruf, gesellschaftliche Gliederung und Betrieb im Deutschen Reich. B. G. Teubner, Leipzig. M. 2.80.

Buschan, Dr. Georg: Illustrierte Völkerkunde. Strecker & Schröder, Stuttgart. M. 4.—.

Die

Neuen Militärischen Blätter

gegr. 1859

unterrichten zuverlässig und schnell über alle militärischen Vorgänge des In- und Auslandes. Sie seien daher allen Politikern warm als Informations-Organ empfohlen.

Abonnements Mk. 4,— vierteljährlich

bei allen Postanstalten, Buchhandlungen, Zeitungsgeschäften oder direkt bei der

Expedition der

Berlin SW. 11
Bernburgerstr. 22a/23.

Neuen Militärischen Blätter.

Verhandlungen der zehnten Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege am 1. und 2. Juni 1909 in Dessau. B. G. Teubner, Leipzig. M. 4.—.

Calker, Fritz von: Die Reform der Gesetzgebung in Strafrecht und Strafprozeß. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.—.

Schmidt, Richard: Der Prozeß und die staatsbürgerlichen Rechte. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.—.

Meister der Farbe. Heft 1 und 2. E. A. Seemann, Verlag, Leipzig. M. 3.—.

Liebig, C.: Die heilige Einfalt. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Rosenthal, Dr. Eduard: Ernst Abbe und seine Auffassung von Staat und Recht. Verlag Gustav Fischer, Jena. M. 1.—.

Bogen, Dr. Oskar: Melanchthon. Friedr. Emil Perthes, Gotha. M. 0.80.

Fleisch, Siegfr.: Brutus. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Richard Egold, Verlag, München.

Mitscherlich, Prof. Dr. W.: Der wirtschaftliche Fortschritt, sein Verlauf und sein Wesen. C. L. Hirschfeld, Leipzig M. 5.—.

Fromer, Dr. Jakob: Der babylonische Talmud. Verlag für Wissenschaft des Judentums, Charlottenburg.

Cornelius, Hans, **Reisinger**, Ernst, **Kerschensteiner**, Georg: Aufgabe und Gestaltung der höheren Schulen. 3 Vorträge. Süddeutsche Monatshefte, München.

Wendt, P.: Schulandachten auf psychologischer Grundlage. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig. M. 1.80.

Bithorn, Wilhelm: Lebenskunst. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig. M. 3.—.

Marcks, Erich: Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart. M. 1.—.

Neumann, Oberleutnant: Die internationalen Luftschiffe 1910. Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. M. 3.50.

Valentin, Veit: Fürst Karl Leiningen und das deutsche Einheitsproblem. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart. M. 4.—.

Billeter, Dr. Gustav: Goethe, Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Rascher & Co., Verlag, Zürich.

Winterfeld, Hans Karl von: Letztes Leuchten. Lyrisch-dramatische Dichtung. Büro Fischer, Verlag, Berlin-Friedenau.

Winterfeld, Achim von: Henrik Ibsen. Büro Fischer, Verlag, Berlin-Friedenau. M. 2.50.

Löns, Hermann: Mein blaues Buch. Balladen und Romanzen. Adolf Sponholtz, Verlag, Hannover.

Deißmann, D. Adolf: Die Urgeschichte des Christentums im Lichte der Sprachforschung. J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 1.—.

Goethes italienische Reise. 2 Bände. Klinkhardt & Biermann, Leipzig. M. 3.50.

Dritter Verwaltungsbericht des Königl. Preuß. Landesgewerbeamtes. Carl Heymann, Verlag, Berlin. M. 8.—.

Epstein, Georg: Ins neue Land. Roman. Boll & Pickardt, Verlag, Berlin. M. 2.50.

Münch, Wilhelm: Seltsame Alltagsmenschen. C. H. Beck'sche Verlags-Buchhandlung, München. M. 3.50.

Marcuse, Dr. med. Max: Sexual-Probleme. J. D. Sauerländers Verlag, Frankfurt a. M. M. 4.—.

Spatz, M.: Die Kampforganisation Neu-Polens. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Masclaux, Pierre: Die Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich. Vortrag, übersetzt von Josef Jellinek. Dr. Wedekind & Co., Verlag, Berlin. M. 1.—.

Ludwig, Dr. Franz: Kommunalpolitik und Sozialdemokratie. Berl.-Anstalt „Teutonia", Berlin. M. 3.—.

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

Brüffau, Oskar: Die Fürstin der Fürstinnen. Gustav Schloeßmanns Verlag, Hamburg. M. 0.20.

Cardauns, Dr. Hermann: Fünfzig Jahre Kölnische Volks-Zeitung. J. P. Bachem, Köln a. Rh.

Blüthgen, Victor: Königin Luise. Chr. Friedr. Vieweg, Groß-Lichterfelde. M. 0.50.

Hauri, Johannes: Goethes Faust, 15 Vorträge. Conrad Skopnik, Zehlendorf (Wannseebahn). M. 4.—.

Cohen-Kysper, Dr. Adolf: Versuch einer mechanischen Analyse der Veränderungen vitaler Systeme. Georg Thieme, Verlag, Leipzig. M. 1.60.

Samanek, Dr. Vicenz: Kronrat und Reichsherrschaft im 13. und 14. Jahrhundert. Dr. Walter Rothschild, Berlin. M. 6.—.

Eine Reise durch die deutschen Kolonien. Herausgegeben von der illustrierten Zeitschrift „Kolonie und Heimat". 2. Band: Kamerun. Mit 2 Karten und 209 Abbildungen, darunter 14 ganzseitigen Bildern. In Leinwand gebunden mit farbiger Deckelzeichnung, Preis M. 5.—. Berlin, Verlag kolonialpolitischer Zeitschriften G. m. b. H.

Wir zeigen das gediegene Werk heute nur kurz an, werden es aber von einem alten Afrikaner noch eingehend würdigen lassen. Der erste Band, der vor einem halben Jahre erschien, wird in einigen Wochen in zweiter Auflage herausgegeben werden, ein sicheres Zeichen für die gute Aufnahme, die das Werk gefunden hat.

Eckert, Heinrich: Die Krämer in süddeutschen Städten bis zum Ausgang des Mittelalters. Dr. Walter Rothschild, Berlin. M. 3.30.

Budde, Prof. Gerhard: Die Pädagogik der preußischen höheren Knabenschulen unter dem Einflusse der pädagogischen Zeitströmungen vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. 1. und 2. Band. Hermann Beyer & Söhne, Langensalza. à M. 7.50.

Boßhart, Jakob: Früh vollendet. Novellen. H. Haessel, Verlag, Leipzig. M. 2.80.

Napoleons Leben. Meine ersten Siege. 1. Band. Robert Lutz, Verlag, Stuttgart.

Ebner, A.: Das deutsche Vereinsrecht. Helwingscher Verlag, Hannover. M. 2.50.

Heidenhain, Amtsrichter Walter: Gründung und Leitung einer Kleinsiedlungsgenossenschaft. Heft 6. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin. M. 1.—.

Bosberg, Fritz: Ansiedlungspolitik und Städteentwicklung. Heft 7. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin. M. 0.75.

Schreiber, Max Albert: Kunala, der Prinz mit den schönen Augen. Curt Wigand, Berlin. M. 4.—.

Hübner, Oskar, **Mosegelin**, Joh.: Im steinernen Meer. Großstadtgedichte. Verlag „Hilfe", Berlin. M. 3.—.

Scholz, Gustav: Graf Nicolaus Ludwig von Zinzendorf. Friedr. E. Perthes, Gotha. M 0.80.

Joachim, Jörg: Am Zaune. Lieder und Balladen. Verlag Rudolf Kraut, Dresden. M. 1.50.

Foerster, Wolfgang: Prinz Friedrich Karl von Preußen. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. M. 10.—.

Verantwortlich für den politischen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitischen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Die Freunde der „Grenzboten"

werden höflichst gebeten, während der bald beginnenden Reisezeit das Blatt in allen Lesezimmern der Hotels, Kaffees, Bäder, Überseedampfer, sowie auf den Bahnhöfen usw. zu fordern.

Stellennachweis für akademisch Gebildete und Offiziere a. D.

Bis zu 3 Zeilen 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Ein gewandter, gut empfohlener **Feuilleton-Redakteur** für den 2. Platz sucht Anstellung. Anfragen unter H. K. 708 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Russischen Sprachunterricht erteilt wissenschaftlich geprüfte Dame. Anfragen unter J. G. 714 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Sachverständiger Rat in Bergwerks- und Berggerechtsams-Angelegenheiten, Gutachten, Rentabilitätsberechnungen, Revisionen usw. durch höheren Staatsbeamten a. D. Anfragen unter F. R. 711 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Die Idee der Humanität und die Freimaurer

Die Preßerörterungen, die ſeit Wochen die Aufmerkſamkeit weiter Kreiſe auf die Sache der Freimaurer gelenkt haben, ſind eher geeignet, das Urteil zu verwirren als aufzuklären. Die Auseinanderſetzungen ſind in der Tagespreſſe viel zu ſehr auf das politiſche Gebiet hinübergeſpielt worden. Infolgedeſſen gewinnt der Fernerſtehende leicht den Eindruck, als ob hier ein Kampf politiſcher Parteien und politiſcher Theorien vorliege. In Wirklichkeit ſteht die Sache anders. Der Kampf iſt allerdings von einer politiſchen Partei, nämlich dem Klerikalismus, begonnen worden, aber ſelbſt die führenden Organe dieſer Partei haben wiederholt und zutreffend erklärt, daß ſie nicht in erſter Linie deshalb gegen die Freimaurerei Front machen, weil ſie dieſe als eine politiſche Organiſation betrachten, ſondern weil ſie in ihr die Vertreter einer Weltanſchauung erkennen, die zu der hierarchiſchen Weltanſchauung in einem tiefen und unlösbaren Gegenſatz ſteht. Daher iſt es auch gekommen, daß die Ausführungen dieſer Blätter, die doch zugleich auch die kirchlichen Intereſſen vertreten, die Organe faſt aller anderen Parteien bis tief in die konſervativen Kreiſe hinein auf den Kampfplatz gerufen haben und daß ſelbſt in der katholiſchen Preſſe einzelne abweichende Stimmen zutage getreten ſind.

Die Konflikte haben ihren Ausgang genommen von einer offiziellen Auslaſſung der C. P. C., die der Freimaurerei, insbeſondere der deutſchen, den Charakter einer ethiſchen Geſellſchaft beilegen wollte, deren „gänzliche politiſche Bedeutungsloſigkeit“ notoriſch ſei. Mit Recht hat daraufhin ein ſachverſtändiger katholiſcher Beurteiler in der „Germania“ auseinandergeſetzt, daß dieſe Charakteriſtik nicht zutreffe. Rein ethiſche Beſtrebungen neben einem religiöſen Indifferentismus, den die C. P. C. als hervorſtechende Eigenſchaft der Freimaurer bezeichnet hatte, könnten, ſagt die „Germania“, nie und nimmer das Grundprinzip eines Welt-

bundes sein, der seit fast zwei Jahrhunderten bestehe, der Millionen Menschen aller Länder und Stände umfasse, und der das Vorbild von Hunderten von anderen Verbindungen und Vereinen geworden sei. „In jeder einigermaßen den wissenschaftlichen Anforderungen genügenden Besprechung der Freimaurerei", fährt die „Germania" fort, „kann man bewiesen finden, daß das Grundprinzip derselben der Humanitätsgedanke ist und daß dieses Prinzip grundsätzlich nicht den religiösen Indifferentismus, sondern vielmehr den Antagonismus gegen Dogmatismus und Offenbarungsreligion bildet." Die „Germania" beruft sich mit Recht auf die Tatsache, daß die Ideen Lessings, des „Fürsten der deutschen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts", noch heute die leitenden Grundsätze der Freimaurer sind. Sie hätte hinzufügen können, daß die gleiche Stellung wie Lessing, Herder und Goethe in der Gedankenwelt der Freimaurer einnehmen.

Es ist zu bedauern, daß im Verlaufe dieses literarischen oder journalistischen Kampfes die Staubwolken, die sich erhoben haben, die eigentlichen Kampfziele stark verdunkelt und verhüllt haben. Jetzt, wo sich diese Wolken allmählich wieder verziehen, scheint es Zeit zu sein, sich darauf zu besinnen, worauf eigentlich der tiefe Gegensatz der beiderseitigen Weltanschauungen und der nun seit Jahrhunderten dauernde Kampf der Kirche, richtiger der Kirchen gegen die Gesellschaft der Freimaurer beruht.

Man kann denjenigen, die niemals Gelegenheit gehabt haben, sich mit der Weltanschauung der Humanität näher zu beschäftigen, den Inhalt dieses Gedankensystems nicht einfacher nahe bringen, als durch den Hinweis auf die Tatsache, die wir bereits gestreift haben, daß Lessing, Herder und Goethe Maurer waren und daß ihre Autorität bis auf diesen Tag unter den Freimaurern unerschüttert dasteht. Zahllose Personen, die unter dem geistigen Einfluß jener großen Männer heranwuchsen, sind, ohne daß es ihnen klar bewußt ist, Gesinnungsgenossen der Freimaurer und werden von ihnen auch gern als solche in Anspruch genommen, auch dann, wenn sie nicht als Glieder in der großen Kette stehen, die die ganze Welt umspannt. Das ist eben das Eigenartige und das Wichtige an dieser Weltanschauung, daß sie sich nicht bloß in der Form einer geistigen Richtung, einer Geistesströmung oder einer Schule fortgepflanzt hat und noch heute existiert, daß sie vielmehr eine fest geschlossene Organisation besitzt und als solche keineswegs allein den Charakter einer ethischen Gesellschaft oder einer sozialen Vereinigung, sondern die Eigenschaften einer kultischen Vergesellschaftung besitzt, die auf dem Grundsatze der Brüderlichkeit aufgebaut ist und den ganzen Menschen, nicht aber nur einzelne berufliche, fachliche oder sonstige Interessen gewisser Gruppen umfaßt.

Die Kirche und die Kirchen — die griechische Kirche und die protestantischen Staatskirchen nehmen hier im wesentlichen die gleiche Haltung wie die römisch-katholische Kirche ein — würden gegen eine bloße Geistesrichtung oder Schule ebenso tolerant sein, wie sie es gegen die Schulen zahlreicher berühmter Philosophen und Weltweisen waren und sind, die für die Kirchen ebensowenig einen

Stein dauernden Anstoßes bilden wie die ethischen, monistischen, theosophischen und anderen Vereinigungen der Vergangenheit und der Gegenwart, die mehr oder weniger unangefochten Versammlungen abhalten und sich ausbreiten konnten, obwohl sie sich ebenfalls die Ausbildung einer selbständigen Weltanschauung zum Ziele zu setzen pflegen.

Die intime Gegnerschaft, deren sich die Anschauungswelt der Humanität seit Jahrhunderten seitens aller Kirchen rühmen kann, beruht auf dem erwähnten doppelten Charakter der Freimaurerei. Sie ist zwar für viele, die außerhalb der Organisation stehen, ebenfalls nur eine Richtung oder eine Schule, sie ist aber zugleich eine festgefügte Genossenschaft, eine Organisation, die von den Kirchen stets als eine Art von Konkurrenz und sozusagen als eine „Nebenkirche" betrachtet und behandelt worden ist, die man für äußerst gefährlich gehalten hat.

Die Kennzeichnung der Freimaurerei als einer Nebenkirche ist ja freilich durchaus unzutreffend. Es fehlen der genannten Brüderschaft nicht weniger als alle wesentlichen Merkmale der Kirche, ja sie steht zu den Eigenschaften, die die Kirche zur Kirche machen, nämlich zu den für jede Kirche wesentlichen Glaubensbekenntnissen und Dogmen, zu dem Grundsatze des Glaubenszwanges, wie er in der Zuführung Unmündiger und der Proklamierung des Grundsatzes der Rechtsgemeinschaft liegt, ja selbst zur Idee der Hierarchie, die berufsmäßige Stellvertreter Gottes und Verkünder des göttlichen Willens zur Voraussetzung hat, sowie endlich zu dem kirchlichen Gottesbegriff und der Offenbarungslehre in einem sehr bestimmten Gegensatz. Dennoch hat der Scharfblick der kirchlichen Autoritäten richtig erkannt, daß das bekämpfte System in der Tat mit dem ihrigen in einem gewissen Wettbewerb steht: die Emporführung der Menschenseele zum Ewigen, wie sie von den Religionsgemeinschaften erstrebt wird, ist auch das Ziel der „echten und wahren Kunst", nämlich der Kunst des Lebens, wie sie die Freimaurerei lehrt. Die Idee der Brüderlichkeit, die in der ganzen Welt als Basis der Freimaurerei anerkannt wird, hat für jeden folgerichtig denkenden Maurer den Gedanken zur Voraussetzung, daß alle Menschen Glieder einer großen, die Welt umspannenden Familie und gleichsam Kinder des Ewigen sind, und daß mithin die „Gotteskindschaft", wie das Christentum diesen Gedanken bezeichnet, das Ziel jedes echten Maurers sein muß.

Der katholische Verfasser der obenerwähnten interessanten Aufsätze, von denen die Zeitungspolemik ihren Ausgang genommen hat, hat das Wesen der Sache und die trotz aller durch die Verschiedenheit der Nationen und ihrer Eigenart bestimmten Differenzen tatsächlich vorhandene Einheit der Freimaurerei der ganzen Welt ganz richtig erkannt und mit Nachdruck hervorgehoben. „Im Freimaurerbunde", sagt der Verfasser mit Recht, „bilden grundsätzlich alle Mitglieder anerkannter Logen nur eine Loge und eine einzige, die ganze Welt umspannende Brüderschaft." So bildet der Bund, fährt der Verfasser fort, indem er gegen manche Inkonsequenzen, wie sie in einer großen Gemeinschaft unvermeidlich sind, Duldung übt, einen ungeheuren internationalen Block aller

Parteien, soweit sich diese in den Ideen der Freiheit und der Humanität begegnen. Wenn der Verfasser die organisierte Macht auf etwa zwei Millionen selbständiger Männer beziffert, so hat er mit seiner Schätzung allerdings wohl etwas zu niedrig gegriffen, ganz abgesehen davon, daß er unbetont läßt, daß die Mitglieder des Bundes sich durchweg aus den gebildeten und besitzenden Gesellschaftsschichten ergänzen.

Wenn man die kirchliche oder kirchlich beeinflußte Literatur über die Freimaurer liest, so begegnet man stets der Behauptung, daß dieselben einem „rückständigen Humanitätsbegriff" huldigen, und es begegnen vielfach Wendungen wie die, daß es sich lediglich um einen „Humanitätsdusel" oder gar um einen „Humanitätsschwindel" handele. Aber auch diejenigen Kreise, die mit mehr Achtung von der Weltanschauung der Humanität reden, die in den großen Vertretern unserer klassischen Dichtung sowie in Männern wie Stein, Scharnhorst und Fichte doch sehr hervorragende Führer besessen hat, pflegen zu behaupten, daß dieses Gedankensystem gegenüber dem System der kirchlichen Lehre oder der Religion, wie man kurz zu sagen pflegt, minderwertig und nicht imstande sei, das Ziel der Emporführung des Menschen und der Erhebung und Vereinigung der Seele mit dem Göttlichen, die sie als Inhalt der Religion betrachten, zu erreichen.

Es handle sich hier, so sagen diese Gelehrten und Philosophen, lediglich um eine Weltweisheit, nicht aber um eine Gottesweisheit, die allein in der geoffenbarten Religion und in deren durch die Kirchenlehre fixiertem Gottesbegriff enthalten sei. In dieser liege das alleinige Heil und die alleinige Rettung der durch die Sünde verunstalteten Menschenseele und der alleinige Weg zur Vereinigung mit Gott, wie er durch den stellvertretenden Tod Christi den Menschen geöffnet worden sei. In der Auffassung vom Menschen und der Menschennatur, wie sie die beiden großen Systeme kennzeichnet, liegt einer der tiefsten Gegensätze, von denen sie beherrscht werden. Die Lehre von der seit Adams Fall eingetretenen Erbschuld des Menschen, wie sie die Kirchen aus der jüdischen Religion entnommen haben, und der Glaube an die Verderbtheit der Menschennatur steht zur Lebensweisheit der Humanität in einem Gegensatze, der eine unüberbrückbare Kluft schafft und der auch solche Gebiete beeinflußt, die anscheinend abseits von dieser Grundlage liegen. Die Lehre von dem unendlichen Wert der Menschenseele bildet im System der Freimaurerei einen Eckstein, dessen Bedeutung durch die praktischen Folgen, die gerade dieser Satz mit sich bringt, den Anhängern wie den Gegnern scharf entgegenzutreten pflegt. Den Vertretern dieser Lehre erschien von je der rechtverstandene „Menschendienst" zugleich als echteste Form des Gottesdienstes. Daher ist es gekommen, daß man dieses System des Gottesdienstes, das sich auf der Menschenachtung aufbaute, im Unterschiede von anderen Systemen des Gottesdienstes eben nach dem Menschen nannte und in dem Worte Humanität zusammenfaßte. Die Auffassung von dem Menschen und der Menschenseele, wie sie in den hervor-

ragenden Vertretern des freimaurerischen Gedankens lebte, ließ sich mit der Lehre von der Verderbtheit der sichtbaren Welt, die doch auch den Menschen umfaßt, in keiner Weise vereinigen. Der Dualismus der Kirchenlehre, die die sichtbare Welt als Materie und als Sitz und Werk des bösen Prinzips bezeichnet, neben der sie einen außerweltlichen Geist als unsichtbaren Gott konstruiert, stand und steht schon deshalb in einem unversöhnlichen Widerstreit mit der Humanitätslehre, weil für die letztere die wirkliche Welt als eine Offenbarungsstätte Gottes und die Natur, um mit Goethe zu reden, als der Gottheit ewiges Kleid gilt, und weil der Glaube an die Innerweltlichkeit Gottes ein unauslösbarer Bestandteil dieses Systems ist.

Der Verfasser der mehrfach erwähnten Aufsätze in der „Germania" hat die springenden Punkte sehr richtig erkannt. „Ein Gott," sagt er, „der als absoluter über der Menschheit stehender Herr und Schöpfer, höchster Gesetzgeber und Richter auch tatsächlich theokratisch beanspruchte, die Menschheit zu regieren, würde der Freimaurerei ihr ganzes Spiel verderben" und kennzeichnet damit treffend den Gegensatz, der in Sachen des Gottesbegriffes, also des Zentralbegriffes eines jeden Denksystems, zwischen den beiderseitigen Anschauungen herrscht.

Es ist klar, daß das Bild des Herrschers, Regenten und Richters, unter dem sich die Kirchenlehre die Gottesidee anschaulich zu machen sucht, eine anthropomorphe Fassung des Begriffs notwendig und unausweichlich macht. Die Idee des Weltregenten hat die Idee des Untertanen, die Idee der Regierung die Vorstellung des Gehorsams und die Idee der Herrschaft die Vorstellung der Gebundenheit zur notwendigen Folge. Dem Herrn entspricht der Knecht. Mithin kann auf diesem Boden weder die Idee der Freiheit und der Freiwilligkeit noch die Idee der Brüderlichkeit zur Entfaltung kommen, die die Grundlage der Humanitätslehre bilden.

Aus diesen Erwägungen heraus haben die Wortführer des freimaurerischen Humanitätsgedankens selbst das Wort „Gott" gern vermieden und sie pflegen, wenn sie das höchste Wesen bezeichnen wollen, von dem ewigen Baumeister der Welt zu sprechen. Diese Idee des Weltbildners oder Baumeisters, der nach seinem Plane das All zu einer Welt des Gleichmaßes, der Harmonie und der Freiheit leitet, läßt die Idee des unendlichen Wertes der Menschenseele und den Grundsatz der Freiheit und der Freiwilligkeit offen. Auf Grund dieser Vorstellungsweise, die ja ebenfalls nur einen tastenden Versuch darstellt, sich das Bild des höchsten Wesens nach den Analogien zu machen, die uns Menschen geläufig sind, bleibt es möglich, sich das Verhältnis der Menschen zu diesem Wesen wie das der Kinder zum Vater zu denken, und es schließt die Vorstellung, daß der Mensch lediglich Diener und Knecht oder gleichsam Untertan des Weltregenten sei, mehr oder weniger aus.

Die Lehre der Humanität ist stets von der Überzeugung ausgegangen, daß der Glaube an einen außerhalb der Welt thronenden Gott und an eine

Gottesgemeinschaft, die nur im Jenseits möglich ist, den Glauben und den Trieb zu einer innerweltlichen Glaubensgemeinschaft schädigt und die Energie, die auf den Aufbau des Gottesreiches im Diesseits gerichtet sein sollte, lähmt und beeinträchtigt. Eben der Aufbau dieses Gottesreiches oder, wie es in der Sprache der Humanität heißt, die Erziehung des Menschengeschlechts war das Ziel, welches sich die hervorragendsten Vertreter des Humanitätsgedankens gesteckt hatten und welches noch heute als der eigentliche Kernpunkt der Lehre der Freimaurerei zu betrachten ist. Die Stärkung der sittlichen Tatkraft, auf die ihr Hauptstreben gerichtet war und ist, betrachteten sie als den Lebensquell jeder wahren Religiosität, die sie ebenso wie die Kirchen von ihren Anhängern forderten.

Wenn trotzdem die Kirchen und ihre Vertreter die Freimaurer als Freigeister, Gottesleugner, Atheisten und Revolutionäre kennzeichnen zu müssen glauben — nach der „Germania" hat sich sogar Kaiser Wilhelm der Erste, der ebenso wie seine Vorfahren Maurer war, der Begünstigung der Revolution schuldig gemacht —, so beweist das lediglich, daß sie die Hürden ihrer Heerden mit den schärfsten Waffen, über die sie verfügen, vor den Wölfen schützen zu müssen glauben. Selbstverständlich ist es dann doppelt schmerzlich, beobachten zu müssen, daß auch diese Waffen sich mehr und mehr als stumpf und schartig erweisen. S.

Gesellschaft, Sitten und Salons unter dem Direktorium (1795 bis 1799)

Von Friedrich M. Kircheisen

Der 9. Thermidor hatte der Schreckensherrschaft und ihrem Diktator ein Ende gemacht. Man brauchte jetzt nicht mehr ausschließlich mit der Sorge um sein Dasein beschäftigt zu sein: das bisher geführte politische Leben machte endlich wieder dem Privatleben Platz. Wie aus einem schweren Traume erwachend stürzten sich die Pariser in den betäubenden Wirbel von Vergnügungen aller Art; sie waren ja nun nicht mehr einer tyrannischen Zensur unterworfen. Zu lange hatte man danach geschmachtet, zu lange die barbarischen Zerstreuungen der öffentlichen Hinrichtungen genossen, die wahre Volksfeste mit Musik und Tanz geworden waren, zu lange hatte man in spartanischer Einfachheit gelebt! Man lechzte förmlich nach verfeinerten, zivilisierteren Genüssen.

Die Veränderung war verblüffend. Eine ganz neue Gesellschaft bildete sich in Frankreich, eine schlecht erzogene, durch die Revolution vollkommen ver-

dorbene Gesellschaft. Sie baute sich auf den Trümmern des Schreckens auf und bestand aus einem Gemisch von Leuten des alten und neuen Regimes, aus mehr oder weniger republikanisch gesinnten Royalisten und gemäßigten Republikanern.

Niemals bot Paris und seine Gesellschaft einen so seltsamen Anblick dar, als zu der Zeit, in welcher der Konvent in den letzten Zügen lag und die Herrschaft des Direktoriums begann. Die alte Gesellschaft war vernichtet und die neue noch im Entstehen. Die früheren Gewohnheiten und Sitten unverändert wieder aufzunehmen, hätte sich unmöglich mit den republikanischen Grundsätzen, welche ihre Abschaffung herbeigeführt, vereinbart, und die neuen ließen sich nicht von heute bis morgen bestimmen.

So lebte jeder, wie er wollte, ungezwungen und frei. Es war eine einzige große Maskerade im Äußern wie im Innern, auf der die „Merveilleuses", die „Muscadins" und die „Incroyables" die Hauptrollen spielten.

Die republikanischen Gewohnheiten und Gebräuche kamen in Verruf; nur einige blieben bestehen. So das Tragen der dreifarbigen Kokarde, die Titel „Bürger" und „Bürgerin" und einige andere. Das während der Schreckensherrschaft übliche Duzen fand keinen Anklang mehr, und man kehrte wieder zu dem vornehmeren „Sie" zurück.

Niemals gab es glänzendere, frivolere Festlichkeiten, niemals ausschweifendere Vergnügungen, niemals größere Überspanntheit in Mode und Sitten als unter dem Direktorium! Nach all den wüsten Ereignissen der Revolution, die Thron, Kirche, Aristokratie, Mode und geistiges Leben unter ihren Trümmern begraben hatten, flüchteten sich die Franzosen mit Freuden unter das schützende Dach geregelterer Zustände. Hier winkte ihnen Menschlichkeit und Zivilisation. Aber im Bewußtsein, daß das Morgen dem Heute nicht ähneln, daß binnen kurzem alles anders, alles noch viel schlechter als früher sein könnte, übertrieb man alle Genüsse und machte aus dem feinen, eleganten Paris der vergangenen Jahrhunderte ein großes Tollhaus.

Bälle und Festlichkeiten wurden in allen Gegenden der Stadt gegeben, Gelage gefeiert, die lange verbotenen Equipagen erschienen wieder auf den Promenaden und Straßen, eleganter und reicher als zuvor. In den Salons wagte man wieder zu sprechen, wieder eine Meinung zu haben. Auf den Boulevards, in den Champs Elysées, dem Bois de Boulogne sah man aufs neue vornehme Reiter und Amazonen, reichgeschmückte Livreen und Jockeis. Es gab wieder Herren und Diener und somit auch einen Klassenunterschied, wenngleich man überall Gleichheit und Freiheit predigte. Die Herrschaft des Reichtums trat an Stelle der Herrschaft des Sansculottismus. Aus den Klubs wurden Salons, wenn auch öffentliche Salons, zu denen ein jeder Zutritt hatte.

In den vorher ungepflegten, von Kot und Unrat starrenden, schlecht beleuchteten Straßen sah man — freilich auch nicht vor Anfang 1796 — wieder größere Ordnung und Sauberkeit. Reich ausgestattete Läden taten sich auf

und ließen an Eleganz und Pracht nichts zu wünschen übrig. Durch ihre Auslagen wurde die vornehme Welt auf die Straßen gelockt. Sie zeigte sich jetzt überall, in den Theatern, den Cafés, den Restaurants und den zahllosen neueröffneten Sommergärten. Jeder suchte so schnell und so viel wie möglich seinen Vergnügungsdurst zu stillen.

Ganz naturgemäß zeitigte diese plötzliche Veränderung in allen Gewohnheiten und Sitten der Gesellschaft die schrecklichste Übertreibung und Ausschreitung. Wie trunken waren die Menschen vor Freude und Lust. Ihre Begierde nach Luxus und Sinnesgenüssen schien unersättlich. Es war eine verwirrende Zeit, in der jeder reich sein wollte, in der Verschwendungssucht zum guten Ton gehörte. Paris war der Sammelplatz aller Überspanntheiten, alles Großen und Erhabenen, aber auch alles Gemeinen und Niedrigen! Mehr als je war es der Treffpunkt aller genialen Menschen, aller Charlatane, aller Redner und Künstler und aller, die durch Fähigkeiten oder Intrigen hochzukommen hofften.

Nach dem 9. Thermidor zählte man in Paris nicht weniger als sechshundertvierundvierzig Bälle. Die Franzosen tanzten! Sie tanzten sich die schreckliche Erinnerung an eine blutige Zeit hinweg. Es waren jedoch nicht mehr jene anmutigen Menuetts, Quadrillen, Pas de quatre oder Gavotten, jene vornehmen Tanzschritte und tiefen Verbeugungen der alten Gesellschaft. Die neue bedurfte eines mehr physischen Tanzes, eines Tanzes, in den sie ihre ganze Leidenschaft, ihr Temperament hineinlegen konnte: des Walzers! Er war als Neuigkeit aus Österreich gekommen, und sofort hatten ihn die Franzosen zu ihrem Lieblingstanz gemacht.

Arm und Reich, die gute und die schlechte Gesellschaft warf sich in die Arme Terpsichores. Man tanzte in Holzschuhen und Halstüchern ebensogut wie in feinen Seidenschuhen, durchsichtigen griechischen oder römischen Gewändern, im rosa Trikot und im Kothurn. Es gab öffentliche Bälle für zwei Sous die Runde, aber auch solche für zwölf und vierundzwanzig Sous. Man hatte für den Geschmack eines jeden Sorge getragen. Die gute Gesellschaft hatte ihre öffentlichen Bälle, auf die sie wie auf Konzerte und Theater abonnierte. Zu manchem kostete der Eintritt fünf bis zwanzig Franken. Sie besaßen fast alle einen besonderen Salon, wo die Damen die fleischfarbenen Trikots wechseln konnten.

Die berühmtesten dieser Bälle waren der im Hotel Biron, dessen Orchester der beliebte Gérard leitete, dann der Ball im Gleichheitshause, der Harmonieball, der überaus sinnliche Vauxhallball und der „Bal des Victimes“ im Hotel Thélusson. Zu letztgenanntem Ball hatten nur diejenigen Zutritt, deren Angehörige auf dem Blutgerüst umgekommen waren. Dort tanzte man in Trauerkleidern und begrüßte sich mit einem dreimaligen kurzen Kopfnicken, als wenn des Henkers Beil den Nacken getroffen hätte. Die Damen trugen kurzgeschnittenes Haar und ein rotes Band um den Hals; es sollte den blutigen Streifen des Enthaupteten kennzeichnen. Man tanzte also, wie man sieht, nicht nur aus Vergnügungslust, sondern auch aus Widerspruch.

Der eleganteste und beliebteste aber aller dieser Bälle war der im Hotel Richelieu. Dort versammelte sich die Auslese der modernen Aristokratie und Lebewelt. Unter den Damen in durchsichtigen Gazekleidern, mit den von Spitzen, Brillanten und Gold überladenen Frisuren, den entblößten Armen und Schultern, unter all den Nymphen und Sirenen der in einem Meere von Licht schimmernden Säle bemerkte man „La belle Tallien"; ferner ihre gute Freundin, die Marquise von Beauharnais und die in griechischer Einfachheit unvergleichliche Julie Récamier, sowie die höchst überspannte Madame Hamelin.

Die Männer bildeten auf diesen Bällen einen scharfen Kontrast zu all der glänzenden Frauenschönheit, zu diesem frischen, duftenden Fleisch, diesem verschwenderischen Luxus. Ihr Anzug war gesucht nachlässig. Und während die Frauen sich mit allen Fasern ihres Herzens dem Tanze hingaben, tanzten die Männer steif, eckig und stumm, als dächten sie dabei an die nächste Umwälzung; so wollte es der gute Ton!

Das Straßenbild hatte sich vollkommen verändert. Im Garten des Palais Royal — unter der Revolution Gleichheitsgarten genannt — suchte man vergebens die vornehme Gesellschaft, die vor der Revolution ausschließlich dort zu finden war. Es war die Kloake von Paris geworden. Wucherer, zerlumpte Frauen und Männer, Spitzbuben, Zuhälter und Dirnen der niedrigsten Sorte, hier und da bisweilen ein neugieriger Fremder, aber auch der oder jener anständig gekleidete Einheimische bildeten jetzt das tägliche Publikum.

Auch der Tuileriengarten wurde nach dem 9. Thermidor weniger besucht. Nur der Mittelstand wählte ihn zu seinen täglichen Spaziergängen. Die elegante Welt traf man in den Champs Elysées oder im Bois de Boulogne. Die Creme der Gesellschaft aber, das heißt die Erzaristokratie, die Muscadins mit den grünen oder schwarzen Kragen kamen auf den Boulevards zwischen der Rue Grange-Batelière und der Rue du Montblanc zusammen, einem kurzen, engen Straßenzug. Zur Kennzeichnung der sich dort einführenden Gesellschaftsklasse nannte man ihn „Le petit Coblentz". Hierher zogen sich für ein paar Abendstunden die alten Pariser Aristokraten zurück, denen alles, was an die Revolution erinnerte, der Pöbel und die Bürger, gründlich verhaßt waren. Wer von dieser Kaste nicht gegen den guten Ton verstoßen wollte, mußte sich wenigstens einigemal in der Woche im „Petit Coblentz" zeigen. Man sprach sich hier mit seinesgleichen aus, saß auf den in sechs Reihen aufgestellten Stühlen und ließ seiner Ironie gegen die bestehenden Zustände freien Lauf. Hier kam die Elite von Tivoli, Idalia, Elysée, Biron, Corazza und wie die Stelldicheins des vornehmen Paris alle hießen, auf den Kriegsruf zusammen „Guerre aux terroristes!" Ihr Benehmen, ihr Gang, ihr Anzug, alles deutete auf Widerspruch! Ein Fächer, ein Schal, ein Taschentuch kennzeichneten die Richtung der politischen Meinung. Auf dem einen waren Lilien gemalt, auf dem andern Trauerweiden, deren Blätter deutlich alle Mitglieder der ehemaligen königlichen Familie in

den Umrissen wiedergaben. Viele der Damen taten ihre Trauer über die verlorene Monarchie in schwarzseidenen Gazekleidern kund.

Konzerte, Theater und besonders die unzähligen „Jardins d'été" kamen wieder in Mode. Frascati war eins der elegantesten dieser Art Konzert-, Spiel- und Ballokale. Die acht prächtig in antikem Stile und mit Wandgemälden von Callet geschmückten Säle sahen jeden Abend ein äußerst elegantes, allerdings weniger vornehmes Publikum in ihren Hallen. Verdächtige Politiker, Lebemänner, Theaterdamen, Kokotten und Weltdamen mit mehr oder weniger stürmischer Vergangenheit bildeten die Gesellschaft bei Frascati. Man speiste und trank unter Glycinien- und Weinlauben und hörte dazu eine sinnberauschende Musik. Sehr beliebt, jedoch von einem ernsteren Publikum besucht, waren die Gartenkonzerte Marbœuf in den Tuilerien und in dem Palais Egalité (Palais Royal), ferner das „Concert d'aveugles", das „Concert de la République" und andere.

Von jeher ist der Franzose ein großer Freund der darstellenden Kunst gewesen. Selbst während der Revolution, inmitten des Elends und Schreckens, besuchte er die Theater, soweit sie geöffnet waren. Sie hatten jeden Abend volle Häuser. Wie viel mehr noch, als man wieder frei atmen, frei genießen konnte! Täglich war Vorstellung in der „Opéra comique", im „Théâtre Feydeau"; dieses wurde jedoch schon Ende 1796 aus politischen Gründen wieder geschlossen. Im „Théâtre des Arts", der großen Oper, im „Théâtre des Vaudevilles", im „Théâtre patriotique", im „Théâtre Montansier" und wie sie alle hießen, spielte man stets vor ausverkauftem Hause. Viele dieser Kunsttempel fristeten jedoch als „Brutstätten der Unzucht und Liederlichkeit" nur ein kurzes Dasein. Am 24. März 1796 eröffnete auch das „Théâtre Français" seine Pforten wieder von neuem.

In den Logen zeigten sich die Berühmtheiten des Tages in antiker Nacktheit, und die Schauspielerinnen erschienen mehr entkleidet als angekleidet auf der Bühne. Frauenschönheit und der Glanz der Diamanten machten sich den Rang streitig; sie interessierten mehr als der Inhalt der Stücke. Eines Abends erschien Theresia Tallien, die Löwin der Mode, zu einer Opernpremiere als Diana gekleidet in ihrer Loge. Ihr ganzer Anzug bestand aus einem antik um Schulter und Hüften geschlungenen, kaum bis zu den Knien reichenden Tigerfell. Ihre nackten Füße ruhten in vergoldeten, mit roten Schnürbändern versehenen Sandalen. Von der einen entblößten Schulter hing ein mit Brillanten übersäter Köcher herab. Als die Vorstellung zu Ende war, ging sie durch die gaffende Menge bis zu ihrem Wagen, ohne im geringsten verlegen zu sein.

Die Leichtfertigkeit der Sitten machte sich natürlich auch in den Stücken bemerkbar, die zur Aufführuug gelangten. Seit dem 9. Thermidor hatte sich ein antirevolutionärer oder besser antijakobinischer Geist in die Theater eingeschlichen. Die Franzosen rächten sich an der Revolution, die solange ihre strenge Zensur über alles ausgeübt hatte, dadurch, daß sie Stücke auf die Bühne

brachten, in denen die Klubmänner, die öffentlichen Redner, die Rädelsführer, die Kuppler der Guillotine, die Konventsmitglieder und Richter des Revolutionstribunals mit allen ihren Lastern, Verbrechen und lächerlichen Eigenarten verhöhnt wurden. Auch die stark ausgeprägte Handels- und Wucherwut wurde witzig in Stücken bekrittelt. Im Vaudeville zum Beispiel gab man häufig „Tout le monde s'en mêle, ou la manie du commerce", worin eine ganze Familie durch die Agiotage verdorben wird und zugrunde geht. Das tat jedoch dem Laster nicht den geringsten Einhalt.

Unter dem Direktorium wurde das Rachelied der Muscadins „Le Réveil du peuple" in den Theatern verboten. Dafür sollten vor der Vorstellung und in den Zwischenpausen patriotische Lieder gesungen werden, aber man machte sich bald nichts mehr daraus. Die beliebtesten Figuren auf der Bühne waren der Parvenü oder die Parvenüsfrau, die ehemalige Hökerin, die jetzt reiche und angesehene Frau, die beinahe eine Dame gewesen wäre, wenn ihr nicht alles gefehlt hätte: Geist, Benehmen, Erziehung und Bildung! So verhöhnte die Gesellschaft ihr eigenes Vorbild, das der berühmten „Madame Angot".

Der bei so vielen Menschen stattgehabte Glückswechsel war höchst seltsam. Leute, die kein Mensch vorher kannte, die bisher in den dunkelsten Verhältnissen gelebt hatten, waren durch Betrug und Wucher reich geworden und spielten nun die erste Rolle. Alte angesehene Familien dagegen waren durch die Revolution um ihr Vermögen gekommen und lebten in größter Dürftigkeit. Vor allem litt der vornehme Klerus unter den veränderten Verhältnissen. So war der ehemalige Bischof von Vienne im Jahre 1796 Austräger in der Arsenalbibliothek und flickte sich seine Hosen und Schuhe selbst.

Die ganze Gesellschaft machte den Eindruck jener Dienerschaft unter dem „Ancien régime", der man, dem Brauche gemäß, jeden Aschermittwoch erlaubte, einmal die Herren zu spielen. Die Salons standen jedem offen; die Feste und Bälle waren öffentlich, alle Menschen vergnügten sich gemeinsam. Die jungen Damen schwebten in den Armen ihnen unbekannter Tänzer dahin. Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Abenteurer, Weltdamen und Courtisanen trafen sich am gleichen Orte und wetteiferten miteinander an Schönheit, Kleiderpracht und Extravaganz.

Die gesellschaftlichen Manieren ließen viel zu wünschen übrig. Die Herren behielten die Hüte auf dem Kopfe, wenn sie mit einer Dame sprachen. Man grüßte sich nur flüchtig mit einem Lüften des Hutes oder mit mehrmaligem Kopfnicken. Die Frauen sahen die Männer durch ihre langgestielten Augengläser herausfordernd an; die häßlichsten wurden von ihnen laut kritisiert, und den hübschen sagten sie die aufdringlichsten Schmeicheleien. Dasselbe taten die Männer mit den Frauen. Jene Höflichkeit, Zuvorkommenheit, Rücksicht, jenes Feingefühl der alten, vornehmen Pariser Gesellschaft war verschwunden.

Mehr als je arteten die Genüsse der Tafel in Völlerei aus. Grimod de la Reynière, der große Gourmet, sagte, ganz Paris sei in einen einzigen

großen Schlund verwandelt gewesen. Barras und andere einflußreiche Männer gingen mit ihren glänzenden Gastmählern als Beispiel voran. Seit 1796 taten sich allerhand Gesellschaften auf, deren einziges Ziel eine wohlbesetzte Tafel war; nur wenige verbanden damit noch einen gewissen künstlerischen Zweck. Die erste dieser „Freßgesellschaften" nannte sich „Société des diners du Vaudeville". Der Hauptartikel ihrer in Versen verfaßten Statuten lautete:

Champ libre au genre érotique,
Moral, critique et bouffon;
Mais jamais de politique,
Jamais de réligion,
Ni de mirliton.

Ihre Mitglieder bestanden, wie schon aus dem Namen hervorgeht, aus Schauspielern, und zwar aus solchen, die bereits mindestens zwei Erfolge am „Théâtre des Vaudevilles" zu verzeichnen hatten.

Andere derartige Gesellschaften, wie die „Société des Sots", die „Société des Fous", die „Société des Paresseux, die „Société des Ours", deren Teilnehmer bei den Tischgesängen das Brummen des Bären nachahmten, und die „Société des Bêtes", bei der ein jedes Mitglied den Namen eines Tieres erhielt, folgten der ersten. Die „Société de la Fourchette" kam alle vierzehn Tage zusammen, um einen ganzen Tag lang, von früh bis abends, zu „dejeunieren".

Bei Privatgesellschaften wurden Diners von raffiniertester Eleganz gegeben. Die auserlesensten Gerichte, alles, was Paris an seltenen einheimischen und ausländischen Leckerbissen, an teuren Weinen, kostbaren Likören besaß, bedeckte die mit fast orientalischem Luxus geschmückte Tafel der Reichen. Die Zeiten, in denen man sein eigenes Brot und seine eigenen Gerichte zu einem Essen mitbrachte, waren für die neue Gesellschaft vorbei. Man schwelgte in den von den Gastgebern gebotenen Genüssen, und der in Strömen fließende Wein löste die Zunge zur Ausgelassenheit. Und ein jeder war bestrebt, den andern noch an Reichtum und Glanz zu übertreffen.

Ouvrard, der reiche Bankier und freigebige Liebhaber Theresia Talliens, gab zur Feier, daß er diese launenhafte aber schöne Mätresse aus den Händen des Direktors Barras empfangen hatte, auf seinem Schlosse Raincy ein Essen, das an Pracht und Auserlesenheit nicht seinesgleichen fand. Auf dem mit dem allerfeinsten Tafelzeug gedeckten Tisch prangte in der Mitte ein mit Wasser gefülltes Becken aus reinem Marmor. Sein Boden war mit feinem Goldstaub bedeckt, und es enthielt die seltensten Arten von Fischen. In den vier Ecken des pomphaft geschmückten Speisesaals sprangen Fontänen von Punsch, Orangeblütenwasser und Mandelmilch, die ihr köstliches Naß in große, flache Marmorbecken fließen ließen. Das Tischgerät war aus Gold und Silber, die Gläser waren vom herrlichsten Kristall. Die Gerichte bestanden nur aus den auserlesensten Leckerbissen. Der Wein war unübertroffen, und die Früchte stammten aus allen Gegenden der Welt.

Die gastronomischen Freuden des alten Frankreich waren also durch die Revolution nicht verschwunden, sondern im Gegenteil zu noch viel höherem Ansehen gelangt. Sie schienen jedoch nach einer so stürmischen Zeit, mitten in dem grenzenlosen Elend der unteren Klassen, unangebracht und roh. Allen diesen reichen, verschwenderischen Schmausereien fehlte es auch an jener vornehmen Eleganz, welche die alte Gesellschaft ihren nicht minder lukullischen Gastmählern aufzudrücken verstand. Die der neuen Gesellschaft hatten stets etwas Aufdringliches, Protzenhaftes an sich; es lag in ihnen jene Übertriebenheit, welche die ganze Epoche des Direktoriums zu einer höchst gewöhnlichen stempelte.

Der treue Begleiter dieser Gastmähler war das Spiel. Trotz aller Polizeimaßnahmen hatte sich die unter der Revolution zu einem wahren Laster ausgeartete Spielwut der Franzosen wenig vermindert. Außer den geduldeten Spielsälen gab es unzählige geheime Spielhöllen. Ihre Besitzer waren meist Privatpersonen und nicht selten von den höchsten Persönlichkeiten der Regierung begünstigt. Das Palais Royal und die umliegenden Gegenden bildeten das Dorado der Spieler. Barras führt in seinen Memoiren mehrere solcher Häuser an. Sie alle hatten keine öffentliche Erlaubnis zum Hasardspiel. Mitunter waren sie auch die Zufluchtsstätte anderer Laster.

„Rue Saint-Honoré 58", erzählt Barras, „hielt eine Frau Rayal, die vom Direktor François de Neufchâteau begünstigt wurde, ein Spielhaus. Man beschuldigte sie außerdem, daß sie den bei ihr verkehrenden Abgeordneten junge Mädchen zuführe. Morgens bestand ihr Publikum meist aus Emigranten und Geschäftsleuten; abends spielte man. Die nicht Spielenden gingen in das zweite Stockwerk hinauf, um — Politik zu treiben! Was das zu bedeuten hatte, wußte man."

Auf derselben Straße befand sich noch eine andere Spielhölle. Besitzerin war die Geliebte des Dichters André Chénier, Madame la Boucharderie. Dort verkehrten Offiziere und Diplomaten. Man behauptete, die Baronin von Staël schösse einem gewissen Vivien die nötigen Gelder zu dem Spielsalon vor. Dieser Vivien war ein vollkommen unmoralischer Mensch. Er stand mit der la Boucharderie in engen Beziehungen, seine eigentliche Mätresse aber war eine gewisse Madame Cauchois . . . Rue Basse-du-Rempart 337 hielt eine Frau de la Fare, die Nichte des Marschalls de Biron, einen Spielsalon. Der General Schérer, ein leidenschaftlicher Spieler, gehörte zu ihren Stammgästen. In all diesen Häusern spielte man Biribi, Einunddreißig und Creps, ein Würfelspiel. Die Roulette arbeitete die ganze Nacht. Ende 1795 erzählte man sich ganz öffentlich, daß der Abgeordnete Larivière im Palais Royal an einem Abend 40000 Francs verspielt hatte.

Auch in Privatgesellschaften gaben sich die Herren nach dem Essen leidenschaftlich dem hohen Spiele hin. Pharao, Whist und Einundzwanzig hielten hier die Gäste bis zum frühen Morgen am grünen Tische fest, und am nächsten

Tag sprach man in den betreffenden Kreisen von den fabelhaften Summen, die gewisse Herren in der oder jener Gesellschaft verloren hatten.

Am besten konnte man die Sonderbarkeit der Gesellschaft in den wenigen Salons bemerken, die ihre Pforten wieder neu geöffnet hatten. „Die vornehmen Manieren der wohlerzogenen Personen", sagt Frau von Staël in ihren „Considérations sur la Révolution française", „traten trotz des einfachen Anzuges, den diese noch von der Schreckenszeit her beibehalten hatten, deutlich hervor. Die zu Jakobinern bekehrten Männer betraten zum ersten Male die Salons der großen Welt. Ihre Eingebildetheit warf auf alles, was zum guten Ton gehörte, einen dunklen Schatten. Die Damen des „Ancien régime" umringten sie, um für ihre Brüder, ihre Söhne und Männer die Erlaubnis zur Rückkehr zu erwirken. Die liebenswürdigen Schmeicheleien, deren sie sich zu bedienen wußten, gefielen den harten Ohren und veranlaßten die finsteren Aufrührer zu dem, was wir seitdem erfahren haben, nämlich wieder einen Hof mit allen seinen Mißbräuchen einzurichten . . ."

Treten wir für einen Augenblick in den berühmtesten dieser Salons zu jener Zeit ein, nämlich in den der Madame Tallien, der Königin des Direktoriums, jener Frau, die erst Aristokratin, nachher Republikanerin wurde und am 9. Thermidor das Schicksal Tausender in Händen hatte. Sie war die Retterin aus Not und Schrecken. Man nannte sie „Notre Dame de Thermidor" und jubelte ihr wie einer Göttin zu. In Chaillot, am Ende der Champs Elysées, hatte sich die verwöhnte Dame, die Freundin des Direktors Barras und später des Bankiers Ouvrard, eine Art Bauernhütte zum Tempel der Schönheit und Anmut eingerichtet. Vor ihr war die berühmte Schauspielerin Raucourt Besitzerin der Hütte gewesen, ein Grund mehr, daß die eitle Theresia sie für sich erwerben mußte. Hier empfing sie alle berühmten Persönlichkeiten, und ganz Paris lenkte trotz der Entfernung seine Schritte zu der verführerischen Circe in ihrer mit aller Eleganz und aller Berechnung eingerichteten „Chaumière".

Alle Räume dieser wie auf der Bühne anzusehenden „Hütte" waren im antiken Stile nach den zuletzt aufgefundenen Gegenständen von Herkulanum eingerichtet. In dem pompejanischen Hausflur stand eine wundervolle Neptungruppe aus dünnem Sevresporzellan, für die der galante Barras 30000 Francs bezahlt hatte. Dreifüßige Lampen, griechische Ruhebetten, etruskische Vasen, Gemälde mit Szenen aus der griechischen Mythologie, antike Statuen erfreuten das Auge des Eintretenden. In einem kleinen Boudoir schienen sich alle Musen und Künste Stelldichein gegeben zu haben. Da stand das aufgeklappte Fortepiano mit einer Menge Noten auf dem Ständer. Auf Stühlen und Sesseln lagen ebenfalls Noten. Eine Gitarre schien eben von der Spielerin nachlässig auf den Diwan geworfen worden zu sein; die Harfe stand vor einem antiken Sessel, als wenn eben die schlanken Finger der Besitzerin darüber geglitten wären. Dort in der Ecke lehnte eine Staffelei mit einer angefangenen Landschaft darauf; am Boden lagen Palette, Pinsel und Malkasten. Sogar ein Zeichentisch

mit allen nötigen Gerätschaften war vorhanden. Auf die schriftstellerische Tätigkeit deutete ein offener, mit Büchern und Papieren angefüllter Sekretär. Im Bücherschrank standen die Bände unordentlich durcheinander, als wenn eine wißbegierige Hand vor wenigen Augenblicken darin gesucht hätte. Selbst die gebräuchlichste Beschäftigung der Damen war nicht außer acht gelassen: ein Stickrahmen mit angefangenem Muster. Die Herrin des Hauses mußte über viele Talente verfügen!

In diesen Räumen wußte Theresia Tallien eine Welt zu versammeln, die an Verschiedenheit nichts zu wünschen übrig ließ. Ihre Salons waren immer besucht, aber es war eine aus allen möglichen Elementen zusammengesetzte Gesellschaft, die sich hier zusammenfand. Deputierte, die den Sturz Robespierres herbeigeführt, Mitglieder der alten Gesellschaft, Adlige und Diplomaten, Finanz- und Geschäftsleute, Jakobiner und Gemäßigte, Royalisten und Republikaner gingen friedlich nebeneinander bei Theresia aus und ein.

Sie verstand es, sich ihren Kreis zu bilden, in dem sie, umgeben von allen Musen, doch immer die Göttin blieb. Sie verstand es, eine Menge schöner Frauen des alten Frankreich wieder ans Licht zu ziehen. Bei ihr sah man die pikante, nicht geistlose und äußerst kokette Madame Hainguerlot; ihr lagen alle Künstler und Dichter zu Füßen. Da war die Bürgerin Mailly de Châteaurenault, die geschmeidige, elegante Kreolin Marquise de Beauharnais, die blonde livländische Baronin von Krüdener, die sich durch ihren Mystizismus interessant zu machen wußte, die Halbmulattin Hamelin, die Göttin der Nacktheit, deren wenig verhüllte braune, plastische Formen alle Blicke der Incroyables auf sich zogen. Ferner die wunderschöne Julie Récamier, die inmitten all der Unsittlichkeit ehrbar geblieben. Allerdings hatte dies wohl seinen Grund in einem Naturfehler der reizenden Frau.

Von den Herren waren vertreten: der genußsüchtige Direktor Barras, der elegante Fréron, der Bankier Récamier, der im Prinzip sehr moralische Châteaurenault, dem man aber nichtsdestoweniger alle Unmoralitäten mit Frau von Chastenay nachsagte, ferner Séguin, Hottinger, Hoffmann und der freigebige Ouvrard. Der Sänger Garat verdiente wie so viele andere ihre Dankbarkeit dadurch, daß er einer ihrer getreuen Satelliten ward und fast jeden Abend in ihrem Salon seine herrliche Stimme hören ließ. Seine Begleiter auf dem Klavier waren entweder Cherubini oder Méhul.

Den Mittelpunkt aber bildete die unvergleichlich schöne, in der Blüte ihrer Jugend stehende Herrin des Hauses. Sie war griechisch gekleidet. Goldspangen umspannten ihre feinen Knöchel und herrlich geformten Arme. Ihre Augen leuchteten, ihr sinnlicher Mund lächelte siegreich über all die bewundernden Blicke, die der Schwarm der jungen Gecken ihr zollte. Die Gläser flogen an die Augen und: „Parole d'honneur victimée, cette femme est délirante" riefen sie sich gegenseitig zu.

Eine besonders geistreiche Unterhaltung durfte man in der „Chaumière" nicht suchen. Wie sollte man auch? Die meisten der anwesenden Politiker

waren aus dem niedrigsten Volk hervorgegangen, die Armeelieferanten konnten kaum lesen und schreiben, die Emporkömmlinge von heute waren noch gestern Börsenwucherer gewesen und hatten sich ihr ungeheures Vermögen in ein paar Monaten zusammengerafft. Dagegen aber tanzte, aß und spielte man bei Madame Tallien in ausgiebigem Maße. Bisweilen wurde auch musiziert und deklamiert. Theresia verfügte ja über alle denkbaren Talente und wußte ihre Gesellschaft zu unterhalten, wenn auch nicht immer nach deren Geschmack. Liebesintrigen wurden ebensogut wie politische Intrigen in den Salons der Madame Tallien angeknüpft und weitergesponnen. Auch harmlose Liebesspiele, wo der Kuß die Hauptsache war, fanden Beifall. Der Publizist Lacretelle rühmte sich einst nach einem solchen Abend, den Arm der schönen Wirtin geküßt zu haben und verglich ihn mit dem der Venus des Kapitols.

Wie die Gewohnheiten dieser neuen Gesellschaft, so waren auch die Moden: frei, kühn, überspannt! Die Frauen oder „Les merveilleuses", wie sie genannt wurden, hatten das griechische oder römische Kostüm gewählt. Hals, Brust, Arme und Füße waren nackt und mit kostbaren Geschmeiden behangen; sogar an den Fußzehen trug man Diamantringe. Die Knöchel, und nicht selten auch die Schenkel, umspannten schmale Goldreifen. Die Damen hüllten sich in durchsichtige Stoffe, welche die mit fleischfarbenen Trikots bedeckten Körperformen nicht nur ahnen ließen, sondern sie dem Auge des Beschauers vollkommen preisgaben.

Im Jahre 1799 erfanden die Pariserinnen eine besonders raffinierte Einzelheit ihrer Kleidung. Es sollte, wie das „Journal des Dames et des Modes" behauptete, „den Lilienschimmer einer schönen Brust und ihren natürlichen Schmuck, das Rosenknöspchen, noch rosiger erscheinen lassen". Es handelte sich dabei um ein schmales, in der Art einer Kette um den Hals geschlungenes schwarzes Samtband, das unter der linken Brust, die entweder ganz entblößt oder nur von einem dünnen Gewebe bedeckt war, mit einer Diamantnadel befestigt wurde.

Selbst das unentbehrlichste Kleidungsstück, das Hemd, war für einige Zeit aus der Garderobe einer Eleganten von damals ausgeschlossen, daher der Name der „Sans-chemises" im Gegensatz zu den „Sans-culottes". Eine der ersten dieser Nymphen sah man in den Champs Elysées nur mit einem auf Gaze gearbeiteten Tüllkleid angetan, so daß man deutlich die Farbe ihrer Strumpfbänder unterscheiden konnte. Auf einem Ball erschien ein ganz junges Mädchen so wenig bekleidet, daß sie sogar in dieser sittenlosen Zeit stark kritisiert, ja ausgepfiffen wurde. Sie war schließlich gezwungen, die Nacktheit ihrer kaum erblühten Formen durch einen anständigeren Anzug etwas mehr zu verbergen. Im Jahre 1797 trieben es zwei Damen — es waren Frauen der guten Gesellschaft, keine Dirnen — so weit, daß sie, ganz wie sie die Natur geschaffen hatte, nicht einmal mit dem üblichen Trikot gekleidet, sondern nur in einen dünnen Gazeschleier gehüllt, auf der mit Menschen überfüllten Prome-

UNIVERSITY OF THE

nahe erschienen. Eine andere trug ein leichtes Gewand, das nur bis unter die Brust hinaufreichte.

Wie bei einer Maskerade erhielten die Kleider Namen, und zwar wählte man diese mit Vorliebe aus der Mythologie. So besaß man Toiletten à la Juno, à la Ceres, à la Flora, à la Minerva, à la Diana; man frisierte sich à la Titus, à la Caracalla. Es gab Kopfbedeckungen à la folle, à la justice, à l'humanité und seidene Schals „sang-de-boeuf". Für Kleider und Hüte wurden die fabelhaftesten Preise bezahlt. Ein mit Seide eingefaßtes Batistkleid wurde für 2500 Francs und ein Tüllkleid für 1040 Francs verkauft.

Großen Luxus trieben die Damen in Sportkleidern; die kühnen Amazonen und Rosselenkerinnen ließen dabei ihrer Phantasie den freiesten Lauf. Das Selbstkutschieren der Damen war hohe Mode geworden. Man sah sie, mit ihren Männern oder Geliebten an der Seite, in den gewagtesten antiken Kostümen oder auch im verführerischen „Déshabillé" mit nackten Armen durch die Straßen fahren, höchstens, daß ein indischer Kaschmir- oder englischer Spitzenschal leicht die Schultern bedeckte.

Diese Schals, die oft viele Tausende wert waren, verwendete man auch als Kopfputz. Bezeichnend für die damalige Verschwendungssucht ist folgendes Geschichtchen, daß uns der Komponist Blangini in seinen Memoiren überliefert. Er wollte Madame Tallien einen Besuch machen und mußte in ihrem Salon warten, weil sie sich gerade frisieren ließ. „Ich hatte", erzählt er, „wenigstens eine halbe Stunde gewartet, als das Kammermädchen der Frau Tallien kam. Sie ließ sich entschuldigen und mich bitten, in ihr Ankleidezimmer einzutreten. Dort sah ich zum ersten Male eine der großen Berühmtheiten der Zeit: den weltbekannten Friseur Duplan, um dessen Dienste sich später zwei Kaiserinnen bemühten. Als ich in das stark duftende Heiligtum eintrat, war Dupla neben dabei, einen wundervollen englischen Spitzenschal in seinen Händen zu zerknüllen; er sollte einen Teil des Kopfschmuckes der Madame Tallien bilden. Duplan probierte ihn bald so, bald so auf dem Kopfe der Dame, überlegte prüfend hin und her, kam aber zu keinem Entschluß. Plötzlich schien er einen genialen Einfall zu haben, denn er sagte feierlich: „Madame, der Schal ist zu groß. Niemals würde ich damit eine Ihrer und meiner würdige Frisur zustande bringen." Darauf schellte Madame ihrem Kammermädchen. Sie kam, bewaffnete den Künstler mit einer Schere und Duplan schnitt einfach den Schleier, der wenigstens 6 bis 8000 Francs gekostet hatte, in viele kleine Stücke."

So waren die Zeiten: für eine Frisur, eine Modelaune, durch die man für einige Stunden des Abends zur Königin wurde, opferte man gern ein paar tausend Francs!

Eine große Rolle spielten bei der weiblichen Toilette, besonders in der Zeit kurz nach dem zweiten Thermidor, aber auch noch unter dem Direktorium, die Perücken, und unter diesen wieder die blonden. Es gehörte zum guten Ton, jeden Tag eine andere zu tragen. Man wechselte in den Nuancen vom

matteſten Aſchblond bis zum feurigſten Rotgold. Die eleganten Damen der Zeit, wie Madame Raguet, die junge kokette Schauſpielerin Lange, Madame Tallien, Madame Hamelin und andere, beſaßen jede an die dreißig Stück blonde Perücken, ungerechnet die dunklen! Jede Perücke koſtete wenigſtens 500 Francs!

Mit Recht durfte man zu jener Zeit behaupten, die Garderobe einer eleganten Pariſerin beſtehe aus dreihundertfünfundſechzig Friſuren, ebenſo vielen Schuhen, ſechshundert Kleidern und ſechs Hemden! Und ſelbſt dieſes althergebrachte Kleidungsſtück war, wie ſchon erwähnt, eine Zeitlang ganz aus dem Kleiderſchatz der Damen verſchwunden.

Nicht weniger herausfordernd waren die Herrenmoden. Neben dem wegen ſeiner Vorliebe für ein ſtarkes Moſchusparfüm ſogenannten „Muscadin“, der ſehr enge Hoſen, eine Flachsperücke und einen hohen grünen oder ſchwarzen Kragen als Zeichen ſeiner antirevolutionären Geſinnung trug, waren die „Incroyables“ die wahren Löwen des Tages. Ihre Stutzerhaftigkeit überſtieg alle Begriffe. Das im Nacken à la Brutus kurz geſchnittene Haar fiel in unzähligen, Pfropfenziehern ähnlichen Löckchen tief in die Stirn, ſo daß es die mit dem Stift ſtark aufgetragenen Augenbrauen faſt ganz verdeckte. Der Kopf, den ein hoher ſchwarzer Seidenhut mit einer winzigen Kokarde zierte, verſchwand vollkommen in dem unheimlich hohen Rockkragen und der noch umfangreicheren Mull- oder Seidenkrawatte; nur Augen und Naſe eines ſolchen Gecken waren ſichtbar. Die meiſt blauen Röcke hatten überlange, manchmal bis zu den Füßen reichende Schöße. Die Arme ſteckten in viel zu langen und viel zu engen Ärmeln; nur mit Mühe waren die Fingerſpitzen zu ſehen. Dazu trug man beſtickte Handſchuhe. Die engliſch geſchnittene, helle oder braune Weſte wies zwei Reihen ungeheurer Perlmutterknöpfe auf. In einer ihrer Taſchen trug man möglichſt ſichtbar die maſſiv goldene Luxusuhr, während die, welche man zum täglichen Gebrauch benutzte, in einer kleinen Taſche im Innern der Weſte ruhte. Um den Hals eines Incroyable hing an einem winzigen Kettchen das Bild der Geliebten vom Tage, denn auch ſie wechſelte man täglich. Das rechte Handgelenk ſchmückte ein dünnes goldenes Filigranarmband, die linke Hand dagegen ruhte beſtändig nachläſſig in einer Taſche der langen engen Nankingbeinkleider.

Man verſtümmelte ſeine Geſtalt ſoviel wie möglich. Alle Incroyables hielten ſich ſo krumm, als wären ſie verwachſen. Sie ſpielten die Kurzſichtigen und trugen entweder Rieſenbrillen auf der Naſe oder bewaffneten ſich mit unförmlichen Lorgnetten, die ſie bei jeder Gelegenheit affektiert an die Augen führten. Man ſchützte faſt immer Kopfſchmerzen vor, um möglichſt oft Gelegenheit zu haben, das koſtbare Riechfläſchchen an die Naſe zu halten. Kurz man gab ſich ein blaſiertes, zimperliches Ausſehen, was indes nicht verhinderte, mit gewaltigen Knütteln ſpazieren zu gehen. Später verwandelten ſich dieſe allerdings in biegſame Stöckchen.

Um für einen Mann von Welt, einen Dandy zu gelten, mußte man möglichſt lange und ſchmale Füße haben; diejenigen, welche die Natur nicht

damit ausgestattet hatte, beauftragten ihren Schuhmacher damit. Der war am angesehensten, der die größten Verrücktheiten und Verkehrtheiten beging, zum Beispiel bei dem schönsten Wetter in hohen Stiefeln, bei Kot und Regen aber in rosafarbenen Seidenstrümpfen und dünnen ausgeschnittenen Schuhen einherstolzierte.

Zum Incroyablegigerltum gehörte es gleichfalls, daß man beim Betreten eines Salons mit der in die Stirn fallenden echten oder falschen Haarlocke spielte und in Gesellschaft eine durch Verstümmelung der Sprache beinahe unverständliche Unterhaltung führte. Wenn man sich dann noch in eine Wolke von Ambraduft hüllte, konnte man sicher sein, für „délicieux" befunden zu werden.

Die Taschen eines Incroyable mußten stets mit Bonbons gefüllt sein, damit er bei jeder Gelegenheit den Damen eine Süßigkeit anbieten konnte. Dabei aber wurde ein ganz bestimmtes System verfolgt. Alten Damen gab man „Bonbons à la rébus", „Dragées à la bonne aventure", jungen Frauen „Pistaches à la Fanchon", „Pastilles galantes" und „Surprises", jungen Mädchen jedoch „Déjeuners de l'amour". Selbst die Hunde und Katzen der Familie, die man besuchte, durften nicht vernachlässigt werden. Für Spitzchen brachte man gebackene Kringel mit, und Mizi kraulte man das seidene Fell mit einem kleinen Schildpattkamm, den man beständig bei sich führte.

Auch auf die Sprache der Incroyables dehnte sich das Exzentrische der Mode aus. Der sehr beliebte Sänger Garat, das Modegigerl wie es im Buche stand, hatte sich gestattet, die französische Sprache zu „reformieren". Er fand den Konsonanten „r" zu hart in der Aussprache und ließ ihn daher einfach ganz weg. Jedermann wollte so sprechen wie Garat. Man sagte also nicht mehr „parole d'honneur", sondern „pa'ole d'honneu'", „sup'ême" statt „suprême", inc'oyble" statt „incroyable", „me'veilleuse" statt „merveilleuse". Auch das Lispeln gehörte zum guten Ton, und anstatt „je vous jure" hörte man sagen „ze vous zue", u. a. m.

In diesem Wirrwarr aller Dinge spielte die Galanterie keine nebensächliche Rolle. Die Verdorbenheit der Sitten war bald bis zu dem Punkte angelangt, daß die Frauen der anständigen Gesellschaft sich nichts mehr daraus machten, wenn ihre Liebesaffären an die Öffentlichkeit kamen. Was früher ängstlich geheim gehalten wurde, galt jetzt vor den Augen aller Welt als selbstverständlich. Es gab für die Frauen nichts, was ihnen verboten gewesen wäre; es war ihnen alles gestattet. Sie konnten, ohne ihrem Ruf zu schaden, einen oder mehrere Liebhaber neben dem angetrauten Gatten haben, und beim Ehemann war es sogar „comme il faut", wenn er sich mehrere Mätressen hielt. Die Damen suchten sich ungezwungen ihre Liebhaber auf der Straße, auf dem öffentlichen Balle, im Theater und wechselten sie wie ihre Kleider und Perücken. Der Meistbietende und der, der ihren Launen und ihrer Verschwendungssucht am willfährigsten entgegenkam, hatte stets den Vorzug. Freie Liebe im freien Staat, danach strebte ein jeder!

Die Ehe mit ihren Verpflichtungen auf Lebenszeit gefiel den Franzosen schon lange nicht mehr. Durch ein Dekret vom 23. April 1794 war die Ehescheidung eingeführt worden, die jedem gestattete, das Glück, das er nicht gefunden, anderweitig zu suchen. Diese Einrichtung der Revolution hatte wohl sehr viel Gutes, aber auch manches Nachteilige an sich. Sie machte viel ehelichem Elend ein Ende, aber sie verleitete auch zu ungeheuren Mißbräuchen. Man ließ sich heute trauen und morgen scheiden, je nach Laune und Bedürfnis. Das geringste Mißverständnis zwischen Eheleuten galt schließlich als Tyrannei und führte vor das Ehescheidungsgericht. Es kam vor, daß sich Leute mehrmals in einem Jahre scheiden ließen und wieder verheirateten. Im „Moniteur" vom 27. Dezember 1796 wurde das Gesuch eines Mannes veröffentlicht, der um die Erlaubnis bat, seine Schwiegermutter zu heiraten, nachdem er sich von deren beiden Töchtern in kurz aufeinander folgenden Zeiträumen hatte scheiden lassen.

Unter diesen Verhältnissen machte ein gewisser Liardot Schule. Er hatte während der Revolution ein Heiratsbureau eröffnet, wo sich die beiden Parteien „treffen und verständigen" konnten. Nach dem 9. Thermidor kam ein anderer auf die findige Idee, eine „Pension für heiratsfähige junge Mädchen" einzurichten. Dreimal in der Woche war bei ihm Ball oder Konzert, wozu alle eleganten, reichen, liebenswürdigen und heiratslustigen Männer eingeladen wurden. Die Ehe war für die Franzosen bald nichts weiter als ein Handel, den man nach Belieben abbrechen oder aufgeben konnte.

Solche Zustände waren natürlich nicht dazu angetan, die Männer in den Hafen der Ehe zu locken. Sie sagten sich, wozu heiraten, wenn die Frauen anderer so entgegenkommend sind? Und sie hatten nicht unrecht. Unter dem Direktorium mangelte es der Frau an jenem Takt- und Feingefühl, das die Gesellschaft des „Ancien régime" trotz aller ihrer Fehler und Laster besaß. Es kam der Frau in jener sittenlosen Zeit vor allem darauf an, ihre Reize so unverhüllt wie möglich den Blicken der Männer preiszugeben, um sie für sich zu gewinnen. Paris glich einer Stadt von Prostituierten.

Neben diesem ungeheuren Luxus, dieser Prachtentfaltung, dieser Genußsucht der höheren Klassen gähnte wie ein schrecklicher Abgrund das Elend und die Not der niederen Bevölkerung von Paris. Welche Ironie! Die Revolution mit ihrem Streben nach Gleichheit hatte mehr als je die Ungleichheit der Gesellschaft herbeigeführt! Dem Unbemittelten fehlte es an allem; in der Hauptstadt mangelte es am Nötigsten. Während für die seltensten Dinge gesorgt war, während Tausende und aber Tausende an einem Abende für Vergnügungen, Toiletten, Frauen, für eine einzige Laune ausgegeben wurden, hatten die Armen kein Brot. Und wie viele mußten mit leeren Händen wieder fortgehen, weil der Vorrat der Bäcker für die vielen Hungernden nicht reichte! Mehr als die Hälfte des Pariser Volkes nährte sich ausschließlich von Kartoffeln. Für ein Pfund Fleisch bezahlte man im Jahre 1796 60 Frs. und für ein Pfund Brot 50 Frs. Ein Pfund Zucker

kostete 350, ein Pfund Kerzen 180, ein Pfund Seife 150, eine Kanne Milch 60, ein Scheffel Kartoffeln 200 Frs. Der Schuhmacher verlangte für ein Paar Stiefel 1000 Frs; die Schneiderin berechnete als Macherlohn für ein ganz einfaches Kleid 200 Frs. Kohlen und Holz waren fast nicht zu erschwingen.

Auf den Straßen sah man jämmerliche, in Lumpen gehüllte Gestalten mit ausgehungerten Gesichtern. Sie sprachen die eleganten, brillantengeschmückten Spaziergängerinnen um ein Almosen an, das ihnen oft aus Bequemlichkeit, ins Geldtäschchen greifen zu müssen, verweigert wurde. Da ballte sich manche Faust in ohnmächtiger Wut. Und während das reiche Paris in Glanz und Vergnügen schwelgte, brütete der Pöbel über seinem grenzenlosen Elend. Er schwor den Verschwendern blutige Rache. Babeuf war der Führer der Unzufriedenen. Sein Kopf fiel jedoch gleich im Anfang seiner sozialistischen Bestrebungen inmitten des Reichtums der neuen Gesellschaft.

Die Not und Armut förderte den Wucher, die Agiotage und alle unehrlichen Geschäfte. Jeder Mensch trieb Handel. Man wucherte mit Assignaten, Mandaten und Geld und handelte mit allem möglichen. Paris hatte Hunger, es fror! Das Volk packte ein wahres Fieber, Geld zu verdienen, um auch ein wenig von dem Luxus zu genießen, den es um sich herum sich entfalten sah. Es stürzte sich auf den Diebstahl und Handel. Man bot in den Läden und auf der Straße sozusagen alles feil: Stoffe, Bücher, Brot, Spitzen, Bilder, Butter, Seife, Stiche, Zwirn, Puder, Juwelen, Salz, Taschentücher, Handschuhe, Fächer, Blumen, Bänder, Strümpfe, Holz, Kohlen, Stiefel usw., Gegenstände, die man wer weiß wo erworben oder gestohlen hatte. Jedermann war Börsenwucherer, selbst die Damen der Gesellschaft. Vor der Börsenzeit sah man sie in ihren eleganten Kabrioletten bei allen Kauf- und Finanzleuten herumfahren, um ihre Geschäfte zu machen. In den Salons oder auf den Spaziergängen unterhielten sie sich wie ganz gewöhnliche Wucherjuden von ihren Geldspekulationen. Noch schlimmer trieben es die Frauen des Mittelstandes. Sie schämten sich nicht, öffentlich auf der Börse Wucher zu treiben. Selbst die Bauern, die nach der Stadt kamen, um ihre Erzeugnisse zu Markte zu bringen, gehörten unter die Klasse der Wucherer. Sie erhöhten die Preise ihrer Waren oder nahmen Papiergeld nur mit ungeheuren Zinsen in Tausch. Daher kam es, daß viele vorher arme Landleute zu ungeheuren Vermögen gelangten und Geld bei ihnen überhaupt keine Rolle spielte. Zur Zeit des größten Elends, als es Paris an allem mangelte, brüsteten sich zwei Bauernweiber auf dem Markt, daß es ihnen an nichts fehle. Sie leisteten sich ein Mittagessen zu 550 Frs. und zwei Theaterplätze zu je 80 Frs.

Es gab keine Volksmoral mehr; Selbstsucht und Geldgier hatten sie vernichtet. Der Börsenwucher nahm einen ungeheuren Umfang an. Ende 1796 hatten die Agioteure den Louisdor bis auf 23000, ja eine Zeitlang sogar bis auf 25000 Frs. in die Höhe getrieben. Und trotz allen strengen Polizei-

maßnahmen, solchen Zuständen ein Ende zu machen, betrieb man diesen Diebstahl ganz öffentlich.

Mehr als je handelten Frauen und Mädchen mit ihrer Liebe. Im Jahre 1790 bereits gab es mehr als tausend öffentliche Mädchen im Palais Royal. Ihre Zahl vermehrte sich mit den Jahren trotz der strengen Zucht unter der Revolution zu erschreckender Höhe. Während der Schreckensherrschaft waren sie wenigstens noch in Schranken gehalten worden, aber seit dem neunten Thermidor, seit man keine so strenge Aufsicht über sie führte, zeigten sie sich im höchsten Grade zynisch, herausfordernd und frech. Sie trieben im Garten des Palais Royal und in den Champs Elysées mit den dort sich einfindenden zahlreichen Soldaten die schamloseste Unzucht. Vollkommen nackt ließen sie sich an den Fenstern sehen und schrien und kreischten, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu ziehen. Denn in jener Zeit, wo die Frauen der höheren Stände nicht mit ihrer Gunst geizten, machten diese Venusprieſterinnen keine Geschäfte. Leben aber mußten sie. Sie verfielen daher auf allerlei Schliche. Um sich interessant zu machen und Mitleid zu erregen, gingen sie zum Beispiel mit gemieteten Kindern spazieren und trugen den Witwenschleier. Andere wieder rechneten mit dem Geschmack der Unverdorbenen, die ein Gelegenheitsabenteuer bevorzugten. Auch diese unglücklichen Geschöpfe waren Agioteure. Sie mieteten sich irgend einen Laden, verkauften irgend welche Dinge, die sie mit dem am Abend vorher erworbenen Geld billig einkauften, um doppelten Gewinn daraus zu ziehen. Der Käufer, dem der Anblick der reizenden Verkäuferin den Kopf warm machte, war glücklich, ein „gelegentliches Liebesabenteuer“ erlebt zu haben.

Außer diesen wenig begüterten Hetären fand man im Palais Royal und den umliegenden Straßen auch die berühmteren Göttinnen der Liebe. In überspannten Toiletten, mit unechten Brillanten behangen, betörten sie durch ihre falsche Eleganz die Fremden und ließen sich mit ihnen für einen vorher vereinbarten Preis überall an den Orten sehen, wo man sich amüsierte.

Großen Anteil an der Zunahme der Unsittlichkeit hatten die Soldaten, deren Anzahl man um das Jahr 1796 auf 30000 bis 40000 in Paris schätzte. Sie verließen das Palais Royal fast nie und trieben sich Tag und Nacht mit den Dirnen in den Cafés und Restaurants herum. Es wurden die schrecklichsten Ausschweifungen von Unsittlichkeit und Trunkenheit begangen. Alle Disziplin war verschwunden. Noch lange nach dem Zapfenstreich hörte man sie mit den Mädchen gröhlen und Orgien feiern. An allen öffentlichen Orten, in den Theatern, Konzerten, Cafés usw. ließen sie die verschwenderischsten Summen aufgehen. Freilich bezahlte der Konvent und später das Direktorium ihnen hohen Sold, um sie auf ihre Seite zu ziehen. Im Durchschnitt erhielt der republikanische Soldat bereits 1795 außer der Beköstigung täglich 5 Frs.

Die Folge von so ungeordneten Zuständen war eine erschreckend große Zahl Findelkinder. Die Kinder wurden in Hospizen untergebracht, aber

sehr schlecht verpflegt, da der Staat die zu ihrer Unterhaltung nötigen Summen nicht oder schlecht bezahlte. Die Rückstände für die Pflegemütter beliefen sich in den Jahren 1793 bis 1799 in manchen Departements bis auf 450000 Frs. Diese Frauen sorgten sich daher nicht um die ihnen anvertrauten Zöglinge, ließen sie jämmerlich verkümmern oder schickten sie wieder an die Findelhäuser zurück. Dort lagen die armen Kinder zu vieren in einer Wiege und wurden zu vieren von einer einzigen Amme genährt.

Die Unsittlichkeit förderte naturgemäß das Verbrechen. Die milden Gesetze vermehrten die Zahl der Diebe und Mörder. Paris und seine Umgebungen, besonders die Wäldchen, waren die Schlupfwinkel von Räuberbanden geworden. Die Einwohner lebten in steter Angst und Furcht vor ihnen, aber dennoch tat das Direktorium nichts, um diesem Treiben Einhalt zu tun. Noch 1798 beklagte man sich über die vielen Diebstähle und Verbrechen.

All diesen Mißständen sollte erst die Konsulatszeit ein Ende machen, obwohl auch da noch in den ersten Jahren nicht aller Schmutz hinweggefegt werden konnte.

Die polnischen Volksbanken in Oberschlesien

Von Amtsrichter Dr. Ernst Sontag-Kattowitz O.-S.

(Schluß.)

Wir gehen nun (Vergl. Heft 19) zur Betrachtung der inneren Organisation der Banken Ludowy über. Sie haben, da sie Genossenschaften gemäß dem deutschen Genossenschaftsgesetze sind, als Organ Vorstand, Aufsichtsrat und Generalversammlung. Aber der Einfluß dieser Organe ist anders verteilt als bei den meisten deutschen Genossenschaften. Während bei diesen theoretisch immer betont wird, daß das oberste Organ die Generalversammlung sei, und während in der Praxis in der Regel der Vorstand herrscht, ruht bei den Polenbanken meist der Haupteinfluß bei dem Aufsichtsrat. (Ebenso Bernhard für die Genossenschaften in Posen und Westpreußen. (S. 456.) Dieser besteht, auch wenn die Bank mit so wenig Genossen gegründet wird, daß sich eine deutsche Genossenschaft mit drei bis fünf Aufsichtsräten begnügen würde, aus neun Mitgliedern. Die Bank Ludowy in Kattowitz z. B. ist mit zwölf Genossen gegründet worden, von denen drei sich in die Rolle des Vorstandes und neun in die Rolle des Aufsichtsrats teilten, so daß also unbeamtete Genossen gar nicht

vorhanden waren. Die Persönlichkeiten, die als Zeitungsverleger, Redakteure, Anwälte und Ärzte die führende Rolle unter den oberschlesischen Polen spielen, finden wir in der Regel nicht im Vorstande, sondern im Aufsichtsrate der Volksbanken. So ist Napieralski Vorsitzender des Aufsichtsrats der Bank Ludowy in Beuthen, und Rechtsanwalt Czapla in Beuthen Mitglied desselben Aufsichtsrats. Rechtsanwalt Ratajski-Ratibor ist Mitglied des Aufsichtsrats der Bank Ludowy in Ratibor. Rechtsanwalt Adamczewski und Fleischermeister Pakulla in Kattowitz, beide jetzt allgemein bekannt durch die sich an ihre Kandidaturen zur Stadtverordnetenversammlung knüpfende Beamtenmaßregelung, und der Kaufmann Lewandowski, ein ebenfalls einst bekannter Polenführer, sind Mitbegründer der Bank Ludowy in Kattowitz, ließen sich sämtlich in den ersten Aufsichtsrat und nicht aber in den Vorstand dieser Bank wählen. Rechtsanwalt Wolny in Gleiwitz und Pfarrer Robota in Gieraltowitz sind Mitglieder des Aufsichtsrats der Bank Ludowy in Gleiwitz. Rechtsanwalt Dr. Siegismund Seyda in Kattowitz, einer der eifrigsten polnischen Agitatoren in Oberschlesien und Mitglied der polnischen Landtagsfraktion, ist Vorsitzender des Aufsichtsrats der Bank Ludowy in Kosel und Mitglied des Aufsichtsrats der Bank Ludowy in Zaborze. Diese Liste könnte unschwer vermehrt werden.

Der Aufsichtsrat der polnischen Volksbanken nimmt sein Amt sehr ernst. Er kommt alle ein bis zwei Wochen zusammen; kein Kreditgeschäft wird abgeschlossen, ohne daß er nicht vom Vorstande befragt worden wäre. Entsprechend dieser intensiveren Tätigkeit werden die Aufsichtsräte bei den Polenbanken auch vielfach besoldet. Die Statuten bestimmen, daß über die Besoldung des Vorstandes der Aufsichtsrat, und über die Höhe der Vergütung des Aufsichtsrats die Generalversammlung entscheidet. So beschloß z. B. die Generalversammlung der Bank Ludowy in Gleiwitz vom März 1908 bei einem Reingewinn von 5015 Mark, 1151 Mark den Mitgliedern des Aufsichtsrats zu bewilligen.

In der Zusammensetzung des Vorstandes der Banken Ludowy vermißt man bank-, ja selbst kaufmännisch vorgebildete Kräfte fast ganz. Die Vorstandsstellen werden überwiegend an Redakteure polnischer Zeitungen und andere kleinere Agitatoren als Belohnung für diese Agitationstätigkeit vergeben. Was die Leute für einen Bildungsgang haben, ist dabei gleichgültig; eine kurze Volontärzeit in der Bank Ludowy in Beuthen oder Kattowitz muß zur Ausbildung auf den Beruf des Bankdirektors genügen. So hat z. B. der frühere Student der Theologie und Redakteur des „Gornoslonzak" Paul Wiera nur eine kurze Volontärzeit bei der Bank Ludowy in Kattowitz durchgemacht, um nachher sofort die Leitung der Bank Ludowy in Pleß zu übernehmen. In Kosel war sogar zeitweilig ein früherer Chausseeaufseher Direktor der Bank Ludowy. Einer der Bankvorsteher der Bank Ludowy in Zaborze, Karl Piecha, war Grubenarbeiter, wurde wegen großpolnischer Agitation entlassen und bekam zur Entschädigung die Leitung der Bank Ludowy in Zaborze übertragen,

nachdem er sich auf diesen Beruf vierzehn Tage lang bei der Bank Ludowy in Beuthen vorbereitet hatte. Dementsprechend ist der technische Betrieb dieser Banken vielfach mangelhaft, — sie führen z. B. kein „Verfallbuch".

Hinter dem so gebildeten Vorstand und Aufsichtsrat, die in sich wirtschaftliche und politische Führerrollen vereinigen, stehen nun die Scharen der Genossen. Am Schlusse des Geschäftsjahres 1908 waren es bei allen oberschlesischen Polenbanken achttausend, heute dürften es vielleicht zehntausend sein. Die Volksbanken nehmen, wie schon ausgeführt, jeden ohne Unterschied der Nationalität und der Anschauung, aber sie sichern sich auf der andern Seite durch das Statut doch auch sorglich dagegen, daß etwa eine Überzahl von Genossen in eine polnische Bank kommen könnte, die diese ihren nationalpolnischen Zwecken entfremden könnte. Während die deutschen Genossenschaften als Gründe für den Ausschluß eines Genossen nur Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, die verschiedenen Formen ganzer oder teilweiser Insolvenz und die Zugehörigkeit zu einer andern Kreditgenossenschaft kennen, bestimmt das Statut der Polenbanken, daß ein Genosse durch Beschluß des Vorstandes und Aufsichtsrats auch ausgeschlossen werden kann, wenn er bei Stellung des Antrages auf Zulassung zur Genossenschaft wahrheitswidrige Angaben gemacht hat; wenn er der Genossenschaft durch Wort oder Handlung irgendwie schadet; wenn er sich einer unredlichen oder ehrenrührigen Handlung schuldig macht, ohne Rücksicht darauf, ob die Gerichte sich mit dieser Handlung befaßt haben. Hierin sind Handhaben genug geboten, um politisch unbequeme Genossen los zu werden.

Mit der Bank Zwionsku spolek zorowkowicz in Posen (der Verbandsbank) stehen die oberschlesischen Polenbanken im Gegensatz zu den gleichartigen Instituten Posens und Westpreußens nur in geringem Geschäftsverkehr. Wohl aber besitzt jede, auch die kleinste der polnischen Volksbanken, je nach ihrer Größe 10- bis 50000 Mark Aktien der Bank Zwionsku. In Oberschlesien sind Ansätze dazu vorhanden, daß sich die Bank Ludowy in Beuthen, dank ihrer Größe und der geschickten Leitung Napieralskis, auch zu einer Art Zentralorgan für die oberschlesischen Banken Ludowy auswächst. Diese Entwickelung zum Abschluß zu bringen haben die Polen voriges Jahr dadurch versucht, daß sie bei dem Minister für Handel den Antrag gestellt haben, den oberschlesischen Volksbanken zu gestatten, sich zu einem Verbande zusammenzutun, dem das Recht verliehen würde, seine genossenschaftlichen Revisoren selbst zu bestellen.

Sie würden damit ihre Geschäftsführung jeglichem Einblick seitens der Regierung entziehen, den diese heute dadurch hat, daß staatlich, d. h. vom Amtsgericht bestellte Revisoren die Bücher, Korrespondenzen, Kassen usw. der Banken Ludowy revidieren. Von welcher Tragweite dies für die Entwickelung der Banken, ihren strafferen Zusammenschluß — vermutlich unter der Leitung der Bank Ludowy in Beuthen — und für eine unverdecktere politische Arbeit wäre, dafür sprechen die Erfahrungen des polnischen Genossenschaftsverbandes in Posen und Westpreußen, dem die Capriviſche Versöhnungsära bedauer-

licherweise das Recht eigener Revisoren zugestanden hat. So darf man wohl die bestimmte Erwartung aussprechen, daß dieser Antrag der oberschlesischen Polenbanken abgelehnt werden wird. Die gesetzliche Handhabe hierzu bietet der § 55 des Genossenschaftsgesetzes*).

Nachdem wir so den Aufbau der polnischen Banken und ihre Kreditpolitik kennen gelernt haben, können wir nun an die Untersuchung der Frage herantreten, welchen Einfluß üben sie auf die Polonisierung Oberschlesiens aus.

Das Oberschlesien zwischen Malapane und Przemsa, in dem 1848 Virchow noch den Hungertyphus feststellte, hat in den sechzig Jahren seit dieser Zeit an Kultur und Wohlhabenheit eine ungeahnte und außergewöhnlich schnelle Entwickelung durchgemacht. Durch die Auffindung und Förderung der reichen Kohlen- und Erzschätze ist nicht allein eine wirtschaftliche Oberschicht bereichert worden, haben sich nicht allein die Löhne der oberschlesischen Arbeiter stark gehoben, sondern es ist von dem Spekulationsgeist der Oberschicht, von dem Amerikanismus, von dem man sogar in Oberschlesien spricht, auch etwas auf die Bauern und Arbeitnehmer abgefärbt. Kaum eine andere Gegend in Deutschland wird es geben, in der sich simple Arbeiter Industriepapiere kaufen. Bei uns aber erlebt es der Bankier täglich, daß Oberhäuer und Puddler, Wettermeister und Steiger sich eine Bismarckhütte- oder Donnersmarkhütteaktie kaufen und das Steigen des Papiers verfolgen, um es nach einiger Zeit wieder mit Gewinn abzustoßen. Der Bauer in dem Industriebezirk, der ein Stückchen Land an der Chaussee besitzt, kommt auf die Idee, dieses trägt dir mehr, wenn du ein Haus darauf baust, als wenn du es mühsam beackerst. An den Handwerker treten in dem geschäftlich regen Industriebezirk Aufträge heran, deren Materialbeschaffung seine Geldmittel übersteigen. Auch auf den Kleinkaufmann und Gewerbetreibenden geht etwas von der Siedehitze, in der das geschäftliche Leben Oberschlesiens pulsiert, über. So sitzt er nicht wie der Krämer der Kleinstadt und wartet, bis die Kunden zu ihm kommen, sondern in kaufmännischer Betriebsamkeit ist er bemüht, durch Reklame, glänzenderes Geschäftslokal und sonstige Anziehungsmittel die Kundschaft an sich zu locken. Sie alle brauchen also für die Art, wie sie ihre Geschäfte betreiben und wirtschaftliche Unternehmungen anfangen wollen, Kredit, und sie sind auf diesen mehr denn anderwärts angewiesen, da wir in Oberschlesien keinen Bürgerstand haben, der bereits vom Vater und Großvater ein behagliches Vermögen ererbt hat, das er als Betriebskapital verwenden könnte. Nichts ist darum irriger als die in Berliner Regierungskreisen noch vielfach vertretene Ansicht, daß Oberschlesien mit Kredit gesättigt sei und weiterer Geldmittel gar nicht bedürfe. Im Gegenteil, es kann vorläufig noch gar nicht genug Geld nach Oberschlesien gebracht werden!

*) Des Näheren vgl. über diesen Vorstoß der Polenbanken und seine Gefahren meinen Artikel in Nr. 178 der „Schlesischen Zeitung" vom 12. März 1909.

Wer hat denn bis jetzt den Kredit dieser aufstrebenden Volksschicht befriedigt? Deutscherseits ist es nur in sehr geringem Maße geschehen. Wohl gibt es eine Reihe Kreditbanken in Oberschlesien und auch die Breslauer Aktienbanken sind durch große Filialen vertreten, aber diese pflegen doch überwiegend das Geschäft mit den großen Kunden, die großen Umsätze und die Kreditgeschäfte, bei denen ihnen durch Effekten oder erststellige Hypotheken hinlängliche Sicherheit geboten wird. Einem Ackerbürger, der nichts weiter als seine Scholle besitzt, das Geld zum Aufbau eines Hauses zu gewähren und dafür eine schwerverkäufliche Hypothek in Bobrek oder Deutsch-Piekar zu erwerben, oder einem Handwerker 1000 Mark auf seine Buchforderungen zu kreditieren, dafür besteht bei den deutschen Kreditbanken wenig Neigung. Es kann ihnen dies auch von ihrem geschäftlichen Standpunkt aus nicht verdacht werden. Aber auch die städtischen und Kreissparkassen geben ihre Gelder, obwohl diese gerade zum großen Teil von den Kleinsten und Ärmsten herstammen und deshalb billigerweise am ersten wieder den wirtschaftlich Schwachen zustatten kommen müßten, lieber Großunternehmern und auf große Geschäfte. Bei kleinen Objekten aber bieten sie oft so niedrige Beleihungen, daß dem Geldsucher damit nicht gedient ist. Was endlich die dortigen Vorschußvereine, Handwerkerbanken usw. angeht, so sind diese meist nur für einzelne Berufsklassen bestimmt und zum Teil auch wenig gut geleitet. So bleiben in der Tat nur die Banken Ludowy, an die sich der Arbeiter, der sich Pferd und Wagen kaufen will, der Handwerker, der Materialien einzukaufen hat, der Ackerbürger, der bauen will, um Kredit wenden können. Und sie alle bekommen von der Bank Ludowy den Kredit aufs bereitwilligste, ohne bureaukratische Formalitäten und selbst wenn sie nur eine schwache Sicherheit bieten können. Denn, wie oben ausgeführt, ist für die Polenbanken nicht das kaufmännische Prinzip solider Geschäftsführung der oberste Gesichtspunkt, sondern oft geht es ihnen mehr um die Fesselung der Person der Geldsucher an die Banken Ludowy als um die Vorteilhaftigkeit der von diesen Personen erstrebten Kreditabschlüsse. So hat z. B. die Bank Ludowy in Kattowitz mehreren dortigen deutschen Hausbesitzern, die allgemein für wirtschaftlich recht schwach galten, aus freien Stücken durch herangeschickte Agenten zweitstellige Beleihungen angeboten, die höher waren als die Kredite, welche die deutschen Hausbesitzer bei deutschen Banken vergeblich erbeten hatten. Dabei war der Zinsfuß, den die Bank Ludowy verlangte, ein durchaus angemessener. Offensichtlich war es der Bank nur darum zu tun, im Stande der deutschen Hausbesitzer festen Fuß zu fassen, indem sie eine Anzahl von ihnen sich wirtschaftlich verpflichtete. Der Kassierer der Kattowitzer Bank Ludowy, ein geschäftsgewandter Posener Pole, Dr. Hylla, hat, als ein deutscher Schlossermeister, der in keiner deutschen Bank eine gute Forderung für ausgeführte Arbeiten an einem Kirchenbau diskontiert erhalten konnte, zur Bank Ludowy kam und zaghaft dort fragte, ob sie ihm, dem Deutschen, Kredit geben würde, geantwortet: „Aber gewiß, dazu sind wir ja gerade da, dem Mittelstand unter die Arme zu

greifen." Wie oft mögen diese geschäftsklugen Bankleiter dies gesagt haben, wie geflissentlich mögen ihre Agenten diese Kunde ins Volk hinausgetragen haben, und darum dieser rasche Siegeszug der Banken Ludowy und darum die wirtschaftlichen und moralischen Eroberungen, die das Polentum in Oberschlesien gemacht hat. Der Geschäftssinn des Oberschlesiers ist sehr entwickelt, und wer ihm wirtschaftliche Vorteile bietet, dem wird er auch sehr leicht geneigt sein, politisch zu folgen, wobei an den Druck, der durch die wirtschaftliche Abhängigkeit des Kreditnehmers vom Kreditgeber ausgeübt werden kann, noch gar nicht gedacht werden soll.

Die Lage des Nationalitätenkampfes im oberschlesischen Industriebezirke ist folgende. Auf den oberschlesischen Arbeiter und den aus diesem Stande aufsteigenden kleineren Mittelstand wirken im polonisierenden Sinne die polnische Sprache, die sie mit dem Großpolentum gemeinsam haben, eine eifrige und rücksichtslose Agitation durch die Presse und durch Agitatoren aus dem eigenen Stande und nicht zuletzt der Einfluß eines Teiles der Geistlichkeit. Gegenüber allen diesen Momenten kommen als Gegengewicht für die deutsche Sache nur in Betracht der Einfluß der Schule, der Militärzeit, der Krieger- und vielleicht einiger anderer Vereine. Man wird anerkennen müssen, daß diese Momente es an sich schon schwer haben, gegenüber so gewichtigen Einflüssen wie denen der Sprache und Kirche die Wagschale zu halten. Fällt nun noch in die polnische Schale das Gewicht der wirtschaftlichen Unterstützung, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß diese Schale sinken und die des Deutschtums steigen muß. In dem Sinne also ist es nur zu verstehen, wenn ich mit anderen, die wir in den oberschlesischen Verhältnissen drin sitzen, die Forderung erheben, daß auch deutscherseits Kreditmittel bereit gestellt werden, die den mittleren und unteren Schichten des Volkes ebenso leicht und billig zugänglich sind wie die Gelder der Banken Ludowy. Selbstverständlich bildet sich keiner von uns, die wir diese Ansicht vertreten, ein, einen Vekturanten oder Häusler dadurch plötzlich zu einem guten Deutschen zu machen, daß ihm ein deutsches Institut 1000 Mark borgt, sondern es gilt nur der wirtschaftlichen Eroberungsarbeit der Polen auf dem gleichen Gebiete zu begegnen. Es darf in der breiten Masse der oberschlesischen Bevölkerung nicht die Empfindung aufkommen und genährt werden: Was habt ihr von der preußischen Regierung und was von den reichen deutschen Kreisen? der einzige, der euch kleinen Leuten hilft, ist doch nur der Pole und die Bank Ludowy.

Ein Deutscher in dem politisch reiferen Mittel- oder Westdeutschland wird sich durch die politische Gesinnung seines Bankiers oder Geldgebers in seinem eigenen Wahlrecht nicht beeinflußt fühlen, und dieser wird es auch gar nicht wagen, ihm eine Wahl bestimmter politischer Farbe mit Rücksicht auf das zwischen ihnen bestehende Geschäftsverhältnis anzuempfehlen. Der Durchschnittsoberschlesier aber ist politisch so indifferent, daß ihm ein Gedankengang wie der: Die Bank Ludowy hat dir wirtschaftlich geholfen, dafür kannst du ihrem Vorstand den

kleinen Gefallen tun und bei der Reichstags- oder Landtags- oder Stadtverordnetenwahl so wählen, wie dieser es gern wünscht, durchaus einleuchtend erscheint. Nun besteht aber, wie wir oben gesehen haben, eine engste Personalunion zwischen den Leitern der polnischen Banken und den polnischen politischen Führern, und so ist die Gefahr mehr als nahe, daß aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit die politische resultiert. Wo die polnischen politischen Führer durch Agitation und Presse allein nie Einfluß bekommen würden, dort bekommen sie ihn durch die Kredite der Banken Ludowy. Es gilt noch immer das Wort Philipps von Makedonien von dem mit Golde beladenen Esel, vor dem sich die Tore der festesten Burg öffnen. Die Hauptarrangeure der alljährlich zu Pfingsten veranstalteten politischen Wallfahrten nach Krakau und der Ausflüge nach den galizischen Klöstern sind Michael Rczepka in Kattowitz und Karl Piecha in Zaborze. Beide aber sind Vorstandsmitglieder jener der Bank Ludowy in Kattowitz, dieser der Bank Ludowy in Zaborze. Wie zwanglos mag sich da bei Abschluß eines Kreditgeschäfts oder gar bei der Stundung einer fälligen Abzahlung auf den Depotwechsel eine Einladung an den Schuldner einflechten lassen, doch an einer solchen Wallfahrt teilzunehmen. Der Schuldner aber, dessen politischer Eifer sonst vielleicht gar nicht soweit gegangen wäre, wird es nicht wagen seiner strengen Gläubigerin diesen Wunsch abzuschlagen. So fährt er mit nach Krakau, hört dort die verhetzenden Reden gegen das Deutschtum, wird auf den weißen Adler vereidigt und kehrt als ein zielbewußter Großpole zurück, er, der als ein politisch Indifferenter hingefahren war.

Oder es findet eine Versammlung des Sokolvereins oder der Straz statt. Einige Kaufleute oder Hausbesitzer oder Bauunternehmer möchten gern den Kredit der Bank Ludowy in Anspruch nehmen. Sie wissen, wenn es Kattowitzer Bürger sind, daß der Vorsteher der Bank Ludowy in Kattowitz, Wenzeslaus Szczyperski, Starost des Strazvereins, Vorsteher des Sokolvereins, einflußreiches Mitglied der Bank Budowlana zu Kattowitz ist, wenn es Rybniker Bürger sind, daß das Vorstandsmitglied der dortigen Bank Ludowy Dr. Bialy im Sokolverein, Straz und Pomoc Rankowa eine führende Rolle spielt, was liegt näher für die Kreditsuchenden, als sich etwa in der Strazversammlung zu zeigen und sich so der Geneigtheit des kreditgewährenden Bankvorstehers zu empfehlen. Wie viel aber von der politischen Belehrung in dieser Versammlung bei dem einzelnen Hörer hängen bleibt, das entzieht sich natürlich jeder Kontrolle.

So ergibt sich also das Resultat: Die Oberschlesier vor der Berührung mit den polnischen Volksbanken bewahren, heißt, sie so und so oft von den politischen Einflüssen der Polen fernhalten.

Wenn also das System der Regierung, in dem sich auf wirtschaftlichem Gebiete abspielenden politischen Kampfe um die Ostmark mit Staatsmitteln einzugreifen, das richtige ist, — und daran kann m. E. nicht gezweifelt werden, — so hat die Regierung diese Pflicht in Oberschlesien nicht minder als in Posen und Westpreußen. Der Unterschied des Kampfes in den beiden Landesteilen

ist nur der, daß in Posen und Westpreußen um den Grund und Boden gekämpft wird, in Schlesien aber um die Seelen seiner Bewohner. Die Posener Polen zu guten Deutschen zu machen, ist vorläufig eine aussichtslose Sache, es kann dort nur ein Erfolg errungen werden, indem ein genügender Prozentsatz Deutscher auf für sie freigemachte Schollen gesetzt wird. In Oberschlesien aber können die Bewohner selbst noch vor dem Polonismus bewahrt werden. Dies ist vielleicht die wichtigere und dringendere Aufgabe. Nachdem die Polen auch in Oberschlesien den Kampf auf das Wirtschaftsgebiet hinübergetragen haben, nachdem sie vor allem einer kreditbedürftigen Bevölkerung aufs freigebigste mit Kredit unter die Arme gegriffen haben, bleibt nichts anderes übrig, als ihnen auf dieses Gebiet der Kreditgewährung nachzufolgen, und den wirtschaftlichen Einfluß der Banken Ludowy, sowie den damit verknüpften politischen Einfluß ihrer Geschäftsführer und Aufsichtsräte durch die gleichen Mittel des Wirtschaftslebens einzudämmen, wenn nicht zu brechen. Das wenige, was hierzu aus Initiative Privater und des Ostmarkenvereins bisher geschehen ist, reicht bei weitem nicht aus. Gegenüber dem bereits über ganz Oberschlesien gespannten Netze polnischer Genossenschaften muß mit ganz anderen Machtmitteln aufgetreten werden. Dann aber ist es auch noch nicht zu spät, in Oberschlesien den Kampf mit Aussicht auf Erfolg aufzunehmen; denn die hiesigen Banken Ludowy sind wirtschaftlich lange nicht so gefestigt wie die in Posen und Westpreußen. Zeit ist freilich mit diesem Vorgehen nicht zu verlieren und erspart wird es dem Deutschtum keinesfalls bleiben. Wie nach dem bekannten Worte Bismarcks die deutsche Frage nur mit Blut und Eisen gelöst werden konnte, so wird die Polenfrage des Industriereviers nur mit Gold und Silber gelöst werden!

Konstantinopel

Tagebuchblätter einer jungen Türkin

Von E. Lindberg-Doulette

I.

Wenn man als Kind das Buchstabenspiel spielte und jemand eine ganze Menge Buchstaben in der Hand schüttelte, die zusammen den Namen einer Stadt bilden sollten, so konnte man sicher sein, daß die Deutung Konstantinopel ergab. So hat auch der Schöpfer in seiner geschlossenen Hand die verschiedensten Volksstämme und Typen, Religionen, Sitten und Sprachen, Baustile, Straßen und Gäßchen vermischt und geschüttelt, gerade und krumme, häßliche und schöne, Schmutz und Reinheit, das blendendste Licht mit dem tiefsten Dunkel, Land von zwei Weltteilen mit Wasser von drei Meeren, — und daraus wurde Konstantinopel.

Wer wissen will, wie Konstantinopel wirklich aussieht, und wer eine Masse Namen lernen will, die der Ausländer ja doch unrichtig ausspricht, wer Fakta und Jahreszahlen haben will, der schaffe sich einen Bädeker an und lese Seite um Seite und glaube und sei zufrieden. Aber wer auch nur einen ganz schwachen Hauch aus dem orientalischen Konstantinopel fühlen will, aus dem verdrängten, das sich Schritt um Schritt nach Asien zurückzieht, von wo es gekommen ist, langsam aber sicher verzehrt von Griechen, Armeniern und Franken, der findet vielleicht etwas davon in den verstreuten Blättchen, die Djamilé Hanoums alte Amme in einem von Rosenöl und Jasmin duftenden gestickten Tuche gesammelt hat.

Sie gab sie mir, als ihre junge Hanoum (Herrin) fortgetragen wurde nach dem türkischen Friedhofe, in den bloß der Wind seine wilden Blumen säet.

Verstreut und unvollendet sind die Tagebuchblätter; einige entzweigerissen, andre abhanden gekommen. Aber ich gebe sie hier, wie ich sie bekommen, lese sie aufs Geratewohl zusammen. Und wie einzelne verwelkte Blättchen dennoch eine Ahnung geben können von Farbe und Duft der Blume, so können vielleicht auch sie eine schattenfeine Kontur zeichnen, eine flüchtige Stimmung aushauchen von jenem Wunderbaren, Formlosen, Farbengesättigten, welches das Konstantinopel des Orients ist.

* * *

Du bist mein fremder Freund.

Du wirst niemals mein Antlitz sehen und ich nie das deine. Aber ich schreibe dies nicht für dich und mich, sondern weil ich an meine große, wunderbare Stadt denken will, während ich allein sitze. Und ich sitze so oft allein. Und da denke ich am besten, während ich schreibe.

Ich will mir vorstellen, daß du, der vielleicht dereinst dies lesen wird, von meiner Stadt nichts weißt, sie etwa gar nie gesehen hast. Und hast du sie gesehen, so hast du es sicherlich von einem dieser offenen Landauer, die in einer ratternden Reihe durch unsre Straßen fahren. Die von den großen Hotels in Pera aus fahren und gewöhnlich die Fremden führen, mit einem lärmenden griechischen oder armenischen Cicerone auf dem Bocke.

Kommt ihr dann in euer Land zurück, ihr Fremden, dann sprecht ihr von Konstantinopel, überlegen, kalt, wie euer Führer es euch gelehrt hat. Aber es ist nicht unser Konstantinopel, das ihr gesehen habt. Es ist ein klein wenig von Peras Nickelpracht und ein klein wenig von Stambuls Schmutz und im übrigen das, durch dessen Besuch euer Grieche oder Armenier den besten Profit zu haben geglaubt hat.

Ihr wißt so wenig von unsrer Stadt, wie ihr von uns selbst hinter unsern schwarzen Schleiern kennt. Ihr sagt: „Arme mohammedanische Frauen!", weil es dazu gehört, daß man dies sagt. So, wie ihr sagt: „Konstantinopels Lage ist schön, aber die Straßen sind entsetzlich schmutzig, und daher ist die ganze Stadt vollkommen unmöglich."

Entlasse einmal deinen griechischen oder armenischen Führer und folge mit hoch hinauf auf den höchsten von Stambuls sieben Hügeln. Denn da wohne ich. Allein findest du nicht hierher. Schmale Treppengassen münden plötzlich in ganz kleine viereckige Marktplätze, auf denen niemand verkauft, vor deren Häusern nur alte Männer sitzen und friedlich rauchen und kleine Mädchen in langen Kleidern Tauben füttern, die zahm zwischen den schlafenden wilden Hunden umherflattern. Aus und ein durch Gewölbe mußt du gehen, an Mauern vorbei, über die Cypressenwipfel spähen, immer aufwärts, aufwärts. Die Pflastersteine sind bald groß und flach, bald spitz, bald gewölbt. Falle nicht und verirre dich nicht! Hier

sprechen die Frauen nicht laut miteinander und lachen nicht auf der Straße wie in Pera. Still gehen sie vor sich hin, mit schamhaft gesenkten schwarzen Schleiern. Hier begegnet man keinem Betrunkenen. Und kein Mann sieht unziemlich eine Frau an.

Denn hier bist du in dem Stambul der Mohammedaner.

Als mein Vater noch lebte, wohnte ich nicht hier oben. Wir besaßen einen jener großen weißen Yali oder Landhäuser, an denen du vorbeikommst, wenn du mit dem Raddampfer nach einer der kleinen Vorstädte des Bosporus fährst. Sie sind sich alle ähnlich. Weiße Marmorsäulen und weiße Marmortreppen, ein wohlgepflegter Garten bis hinab an die Küste. Eunuchen in zugeknöpften langen Röcken aus feinem schwarzem Tuch sitzen auf Stühlen vor der Marmortreppe müßig im Sonnenschein, mit dem Rosenkranze in der Hand, bloß um dem Hause einen vornehmen Anstrich zu geben. Denn die Zeit ist vorbei, da sie unsre grausamen und rachedurstigen Kerkermeister waren. Jetzt erfüllen sie bloß den Zweck, zu zeigen, wie reich und vornehm das Haus ist. Und die türkischen Damen verwenden sie als Haremsintendanten, als Eskorte auf Promenaden, als heimliche Boten oder als Vertraute, die die Seidenplissees für Madames Unterrock und den geheimen Wulst für die moderne Frisur besorgen.

Hätten sich dir bei uns oder in einem andern dieser weißen Paläste die Türen geöffnet, so hättest du eine Wohnung gesehen, die mit allem ausgestattet ist, was Europa an dem Kostbarsten und Modernsten zu bieten hat: Seidenmöbel aus Wien, viel neue und glänzende Vergoldung, wieder und wieder zurückgeworfen von großen geschliffenen Spiegeln aus Venedig, und über alledem prachtvolle Kristallkronen aus Böhmen, die abends durch französische Spitzengardinen hindurch über das Wasser hin ausstrahlten. Um aber die altorientalischen niederen Möbel zu finden, die steife Broussaseide und die handgestickten Schals über den Wänden, hättest du über die Treppe vom Selamlik, der Männerwohnung, zum Haremlik, der Frauenwohnung, im obersten Stockwerk emporsteigen müssen, wo ich allein wohnte, nachdem alle meine Schwestern verheiratet waren.

Hier herauf kamen meine französische Gouvernante und meine englische Miß und gaben mir Unterricht. Durch sie erfuhr ich, wie ihr es draußen in Europa habt. Ich las dieselben Bücher wie ihr und besah eure Bilderwerke. Ich wußte, wann es modern sei, die Ärmelpuffe an der Achsel zu tragen oder unten beim Ellbogen. Und ich wußte Bescheid, welche Opern und dramatischen Werke in Europas größern Theatern Erfolg gehabt hatten. Ich kannte eure Freiheit, und am allermeisten beneidete ich euch um das Recht, zu reisen, in die weite Welt hinauszureisen und zu lernen, zu hören, zu verstehen, immer mehr und mehr.

Und so erhielt ich jene verwirrende halb europäische, halb orientalische Erziehung, wie die meisten jungen Türkinnen aus vornehmer Familie sie jetzt in Konstantinopel erhalten, die nach einer Seite neue, freie Gesichtsblicke eröffnet, während sie zugleich nach allen andern Seiten einhegt und sperrt und verbietet.

Da starb mein Vater, Emin Pascha. Und alles verschwand, wie im Märchen, als Aladin die Lampe ausblies. Fort — der weiße Marmoryali am Bosporus, die kostbaren Möbel, die große Equipage, der lange vergoldete Kaik, der bei der Süßwasserpromenade Bewunderung erregte, die kleine behende „Mouche", die unter der rotweißen Halbmondflagge die Wogen so schaukelnd leicht teilte, und all die parfümierten fetten Eunuchen. Zu Ende war es mit dem Überfluß und dem Luxus, ohne den eine Paschafamilie in Konstantinopel kein Ansehen genießt und der zumeist verschwindet, wenn das Oberhaupt stirbt, während sich der Intendant des Hauses mit einem ganzen Vermögen zurückzieht.

Eine alte Tante, Eminé-Hanoum, nahm mich zu sich. Aus meines Vaters weißem Palast folgte mir nur meine treue Amme Rubabie, und so kam es, daß ich hier auf Stambuls höchstem Hügel meinen Wohnsitz aufschlug.

Das Haus meiner Tante ist schmal wie alle Häuser hier und ungemalt wie die meisten. Du würdest sie kaum unterscheiden können, so ähnlich sind sie einander. Das eine Stockwerk hängt über das andere hinaus, alle Fenster sind von Haremsluken verschlossen. Und alle Tore sind versperrt. Du kannst minutenlang die stillen Gassen entlanggehen, ohne jemand zu begegnen. Du kannst mitunter Stimmen hören, ohne jemand zu sehen. Dann sprechen einige Weiber quer über die Gasse, hinter ihren Haremsgittern versteckt. Will jemand in diese verriegelten Häuser Eintritt haben, so muß er lange stehen, und tritt einer heraus, so schlüpft er durch den Türspalt, ohne die Türe ganz zu öffnen, als täte er etwas Verbotenes.

Großes weißes Licht ohne Schatten, regungslose Stille, eine einsame Männergestalt unter einer Zypresse. Er liest nicht, tut nichts, raucht nicht einmal. Träumt bloß mit offnen Augen und genießt die Stille und Lautlosigkeit und die Untätigkeit und alles Schöne um sich her.

Weiße Mauern, blaues glitzerndes Wasser. Ein langer schmaler Kaik, auf dessen Kissen eine verschleierte Dame unter aufgespanntem Sonnenschirm ruht. Langsam, ohne Gedanken, bloß aus Freude an der gleitenden Bewegung läßt sie sich über das Wasser rudern.

Tauben, die wie schimmernde Kränze um die Fenster einer Moschee hängen, zwei hohe Minaretts, die sich weiß, in scharfen Umrissen empor in das Blau der Luft erheben. Eine an der Treppe hockende Bettlerin. Nicht mit Worten bittend, aber die Hand auf dem Schoße eröffnet für den, der geben will. An den Mauerbrunnen zwei Männer, die vor dem Gebete sorgfältig Hände und Füße waschen. Im Dunkel des Gewölbes andre knieende Männer und Frauen, in den hohen Tempeln zu kleinen Schatten verschrumpft. Denn der Geist ist ertrunken im Traummeere der Unendlichkeit.

Gesang eines unsichtbaren Wesens hinter einer Steinmauer, die neidisch einen Garten umschließt, so daß man bloß die Wipfel einiger Bäume sieht. Eine Stimme, von einem dunkeln nasalen Klang getragen, die nicht weint, nicht klagt, aber gleichsam still genießend im Schmerze verharrt. Einförmige Töne und Worte, die beständig wiederholt werden. Sie lullen ein zu Träumen, zu tatenlosen Träumen, in denen es keine Unruhe gibt, kein Fragen, kein Sehnen — bloß die Wollust des Kummers.

Sieh! Dies alles wollte ich für dich sammeln, mein fremder Freund, ehe ich von der Stadt selbst zu sprechen beginne. Denn dies alles sind kleine Stimmungsbilder, die dir einen Hauch zufächeln von dem orientalischen Konstantinopel.

Es ist der Duft der Blume, der dir begegnet, ehe du sie selbst noch in Händen hältst.

Es ist Nacht.

Da wächst die Steinwelt der Moscheen in gigantischer Formlosigkeit, halb aufgelöst, halb verzehrt vom Dunkel. Die Minaretts scheinen von den Wolken verschlungen und die Cypressen haben sich den nächtlichen Gespensterriesen zugesellt.

Da erglimmen in tausend und aber tausend prächtigen Gemächern und armen erbärmlichen Hütten die kleinen stillen Flämmchen, die die ganze Nacht den Kampf mit der großen Finsternis bestehen. Denn kein Orientale, wie mutig und furchtlos, wie kultiviert und gebildet er auch sei, schläft im Dunkeln. Wir glauben, daß das Licht die bösen Geister der Finsternis zu bannen vermag. Und selbst wer

den Glauben an böse Geister überwunden hat, hält doch an der Gewohnheit fest, im sanften Schutz eines kleinen Lichtes zu schlafen.

Und zugleich ist die Stunde da, wo all die beweglichen Lichtpünktchen in Konstantinopels Straßen ihre Irrbahn beginnen. Denn jeder Nachtwanderer in Konstantinopel muß eine Laterne mit sich tragen, wenn er nicht von der Polizei als Dieb aufgegriffen werden will. Alle einsamen Wagen, die aus der Ferne daherrollen, führen Laternen.

Diese tausend und aber tausend beweglichen Lichter machen Konstantinopels große Nacht zu einem unendlichen Dunkel mit unzählbaren lebendigen Feuerfunken. Als habe sich ein Sternenhimmel von oben auf die Erde gesenkt, als habe die Nacht einen Schleier über die Stadt geworfen, übersäet mit Tausenden und Tausenden goldener Punkte.

Wie ich hier oben sitze und hinausstarre, gibt es keinen Horizont mehr, der Himmel von Erde trennt. Alles ist unermeßlich und endlos. Die Wolken formen sich zu Bergen und Wäldern und hohen Häusern. Und die Stadt selbst ist Himmel geworden, ein Himmel, der sich zu spiegeln scheint. Und das Dunkel ist Dunkel geworden, bloß um die sternengleiche Schönheit und Mannigfaltigkeit des Lichtes zu erweisen.

Wie zwei rotglühende Riesenaugen bewachen die Leuchttürme des Bosporus Konstantinopels Nacht. Es sind Rumiliflaggen auf der europäischen Seite und Anatoliflaggen auf der asiatischen. Und im Dunkeln sind Asiens und Europas Küsten wie zwei schwarze Bänder, die sich geheimnisvoll begegnen und unsichtbar in der Ferne verknüpfen. Und alles, was leicht und dünn und von zackiger Kontur ist, vertönt und verschwimmt im Dunkel.

Tritt aber der Mond aus den Wolken hervor, wie eine weiße Braut aus ihrer dunkeln Kammer, dann wechselt Leben und Gestalt. Mit Zacken von dünner Zierlichkeit zeigt Konstantinopel sein zugleich mächtiges und sprödes Profil, von Kuppeln und Minaretts erhöht und getragen. Die Stadt der zehntausend Türme. Und mit großen selbstleuchtenden Marmorflächen erstrahlen die kaiserlichen Paläste und die pfeilergeschmückten Yalis wie Märchenschlösser.

Die Nacht ist meine Vertraute. Da muß ich aus meinem Bette aufstehen, leise, um Rubabie nicht zu wecken, die nach Art der türkischen Frauen aus dem Volke auf dem Teppich in meinem Zimmer schläft. Die Stirn an das Haremsgitter des Fensters gelehnt, muß ich hinausschauen in die Unermeßlichkeit des Dunkels und staunen ob der stolzen Ruhe der Nacht.

Nun ist die Valideh-Brücke, die tagsüber die Stadtteile der Christen mit unserm Stambul vereinigt, aufgezogen. Und wir sind allein, getrennt, für uns selbst abgeschlossen. In den nächtlichen Träumen sind wir noch einmal jenes freie Heldenvolk, das sich selbst genug war und Europa zittern machte.

Ich lausche Konstantinopels großer Nacht. Und sie antwortet mir mit all den Lauten, die ich seit meinen Kindertagen kenne. Da sind die Nebelhörner der Schiffe, fernher aus der Finsternis warnend, und das hungrige Heulen und Klagen der wilden Hunde. Und da ist der eisenbeschlagene Stock des Nachtwächters, der in monotonem Tick-Tack auf die Pflastersteine schlägt.

Denn jedes Viertel hat seinen Wächter. Und jede Nacht klopfen Hunderte und Hunderte eisenbeschlagener Stöcke in vieltausend Schlägen die Straßen Konstantinopels und aller seiner Vorstädte längs Europas und Asiens Küste. Es ist der Pulsschlag der schlafenden Stadt, regelmäßig und gleich dem eines ruhig Träumenden.

Plötzlich aber erschallt das dumpfe Rollen einer Kanone, und fast zugleich erwacht eine Stimme mitten in der Nacht und zerschneidet die Stille wie ein Messer, das einen Vorhang schlitzt. Janghen var! (Feuer!) Und dazu in einem langen Schrei den Namen der Gasse. Der es ruft, ist rot gekleidet. Man sieht es im Dunkel erst, als er an einer Laterne vorbeikommt. Er rennt von Gasse zu Gasse und säet seinen unheimlichen Ruf gleichsam aus, um ihn in heulendem Chor von all den Nachtwächtern verhundertfacht zu hören, die ihn aufnehmen und wie lebende Echos an Konstantinopels tausend Viertel weitergeben.

In allen Stadtteilen der Riesenstadt, durch alle Vorstädte des Bosporus eilen die roten Männer wie fliegende Flammen und schreien ihre schauerliche Botschaft Janghen var! in die Finsternis.

Und ich weiß, wie es ist, wenn es hier brennt. Ich sehe es oft von hier oben, wie die Flammen an irgendeiner Seite der großen Stadt emporschlagen. Denn Konstantinopel ist die Stadt der Feuersbrünste. Das liegt an den kleinen Holzhäusern und den Strohmatten und den türkischen Frauen, die mit der Zigarette in der Hand einschlafen, und an den übertragbaren Feuerstätten, den Mangals. Und seitdem die meisten Häuser versichert wurden, behauptet man, daß es noch öfter brennt.

Im Dunkel sieht man wie weiße Gespenster mehrere keuchende halbnackte Männer des Weges laufen. Ihre nackten Füße geben keinen Laut. Sie tragen eine kleine Spritze zwischen sich, die zierlich gemalt und mit Perlmutter eingelegt ist wie ein Spielzeug. Aber der zarte Wasserstrahl, der aus ihr emporsteigt, hat nicht Kraft genug, mit dem Feuer zu kämpfen.

Allah! Allah! Man hört ihr Geheul heiser aus der Ferne. Wer sie jemals brüllend vorbeirennen gesehen hat, alte und junge Männer, barhäuptig, das Haar von Schweiß festgeklebt, einige totenbleich vor Müdigkeit, andere blaurot von Anstrengung, alle halbnackt mit flatternden Lumpen und Fetzen, der kann sie nicht mehr vergessen. Noch wenn sie verschwunden sind, hallt ihr brüllendes Geschrei wider, und in der Luft bleibt ein widerwärtiger Geruch zurück, wie von wilden Tieren. Es ist die Feuerwehr, die Tulumbadsjih. Sie gehören zu Konstantinopels geheimnisvollen, blitzartig auftauchenden Gestalten und muten an wie eine zurückgebliebene Rotte der wilden Horden, die in vergangnen Zeiten die Stadt geplündert haben. Die Räuberlust ist ihnen geblieben. Man behauptet, daß sie unter der Verwirrung der Feuersbrunst mehr zerstören und stehlen, als daß sie das Feuer löschen. Und jede Nacht eilen die roten und die weißen Männer durch das schlafende Konstantinopel.

Zwischen zwei Weltteilen angekettet, schaukelt ein großes, schwerfälliges Ungetüm. Es ist niemals still und stumm, denn es lebt. Es klagt und knirscht unter Tausenden trappelnden Füßen und klopfenden Pferdehufen. Es reißt an seinen gespannten Eisenketten, als wollte es all seine Last in die See schleudern. Es seufzt und stöhnt in den Fugen seines Holzkörpers. Und wuchtend preßt es die Pfähle, auf denen es ruht.

Dieses Ungetüm ist die Valideh-Brücke, so genannt nach der großen Sultaninnen-Moschee auf dem offenen Platze, zu dem die Brücke von einer Landzunge der Galataküste hinüberführt.

Allerdings ist Stambul so gut wie Galata europäischer Boden. Aber doch nur dem Namen nach. Denn wir alle hier in Stambul wohnen in Asien. Wir fühlen es in unserm ganzen Sein, in allen unsern Gedanken. Und wiewohl die Valideh-Brücke bloß ein Drittel Kilometer lang ist, ist Europa uns doch so fern. Die Ideen und Verbesserungen der neuen Zeit, die wechselnden Ansichten und

aufregenden Gedanken, die abendländische Unruhe, all dies bleibt jenseits der Brücke zurück. Wir vernehmen von alledem bloß ein unruhiges Gemurmel, das uns nicht aus unsern Träumen zu wecken vermag.

Auf der Valideh-Brücke aber begegnen sich täglich zwei Volksströme, der aus Europa und der aus Asien. Und darum ist die Valideh-Brücke ein Bild im Kleinen von dem ganzen nationenreichen Stadtgemisch Konstantinopels.

Keupru nennen wir Orientalen sie, wenn wir ihrer erwähnen. Das ist schlechtweg die Brücke. Denn wir wissen von keiner andern als von diesem klagenden schaukelnden Ungeheuer, das sich des Nachts geheimnisvoll in zwei Hälften teilt und uns auf der andern Seite zurückläßt.

Es gibt Menschen, ja Familien, die ihr ganzes Leben auf seinen rissigen und abgetretenen Brettern verbringen. Das sind vor allem die Bettler und alle die mannigfachen Handeltreibenden, die Tag um Tag ihre kleinen beweglichen Buden auf der Brücke aufschlagen.

Es ist ein glückliches Leben, auf Keupru Bettler zu sein. Stunde um Stunde dazusitzen und beständig das weiche Wiegen der Brücke unter sich zu spüren, das in träumenden Dusel einlullt, des Himmels und des Wassers Blau anzustarren und sich in Sonne zu baden, die Hand offen zu halten, ohne auch nur eine Bewegung des Begehrens zu machen, bloß die gespendete Gabe entgegenzunehmen! Denn im Orient ist es keine Schande, ein Bettler zu sein. Er begehrt nichts von uns. Er teilt bloß unser Gut. Und nimmt den Teil entgegen, der ihm zukommt.

Es gibt kleine Bettelkinder, die hier aufwachsen und groß werden, ohne den ganzen Tag andres zu tun als über dem Brückengeländer zu hängen oder den Wagen nachzulaufen und Unordnung in die beiden unablässig einander begegnenden Volksströme zu bringen. Es gibt wandernde Cafetiers, die hier in freier Luft auf dem rauchenden Mangal, den sie mit sich führen, Kaffee kochen und im Handumdrehen am Trottoirrande in kleinen Tassen auf einem Teebrett servieren, ohne daß auch nur ein einziger der Tausende trappelnder Füße die improvisierte Tafel streift. Man sieht Griechen, die Kastanien braten, und wandernde Zuckerbäcker, die langsam mit gestrecktem Halse die Volkshaufen durchschreiten, ohne die Balance über das Teebrett zu verlieren, das sie auf dem Kopfe tragen und auf dem der hohe Karamelturm aus weißem und rotgestreiftem Zucker mit langsam in der Sonne schmelzender Glasur schwankt; Perser, die über Schultern und Armen Haufen von Teppichen und Schals tragen, so daß sie selbst verschwinden unter der Buntheit der Farben, die lebendig geworden scheinen und in all dem Sonnenglanz einem entgegenwandeln. Da sieht man Negerinnen, die in ihren schwarzen Händen süße Kuchen feilbieten; Griechen im Nationalkostüm mit dem kurzen weißen Faltenrocke und der Mütze mit ihrer auf die Schulter fallenden Trobdel; Juden mit langem Haar und mitten im Sommer mit pelzgefüttertem Kaftan; „Alttürken“ in weiten Hosen und Turban und „Reformtürken“ in europäischem Überrock und grellrotem Fes. Da trifft man Armenier mit europäischen Hüten und Araber in weißen schleppenden Mänteln, hochgewachsene Kurden in gestickten Jacken, Albanesen mit weißen Mützen, bleiche Derwische in Kamelhaarmänteln und Zipfelmützen und Tataren, in Schlafröcke gehüllt, mit breiten schlitzäugigen Gesichtern. Allen begegnest du hier in buntem Gewirr; sie alle trägt Keupru hinüber. Und keiner wundert sich ob des andern.

Nirgends gibt es solchen sonnenhellen Glanz wie über Keupru und nirgends solche frische salzige Brise. Das Goldne Horn krümmt sich darunter, verschmälert sich in einer Bucht und öffnet sich wieder wie der Trichter eines Füllhorns. Das

Marmarameer blaut weiterhin gegen Skutari, das einer Traumstadt in silberweißem Sonnennebel gleicht, und der Bosporus ist eitel glitzernder Azur mit einer Ahnung der aus der Ferne dräuenden Gewalt des Schwarzen Meeres.

Alles dies kann man von Keupru sehen, ohne einen Schritt zu tun, bloß indem man sich langsam in der Runde dreht.

Hier auf und ab zu gehen, das sachte Wiegen der Bretterdielen unter den Füßen zu fühlen, alle die Tausende verschiedner Menschen zu betrachten und in Licht und Farben und frischer Luft zu schwelgen, es ist allen gestattet, außer uns, uns türkischen Frauen. Die Polizei hat das Recht, die Türkin, die hier auf und ab flaniert, von hier fortzuweisen. Sie darf nur ihres Weges gehen mit gesenktem, schwarzem Schleier, der sie hindert, klar zu sehen, und den kühlenden Wind, ihr ums Gesicht zu blasen. Und bleibt sie stehen, um zu bewundern, gleich ist die Polizei wieder da und ersucht sie weiterzugehen.

Alle andern Frauen der Welt aber sind hier anzutreffen, von der französischen Nonne, deren weißes Tuch mit den gestärkten, aufwärts gebogenen Bauschen an einen fliegenden Schwan erinnert, bis zu der rauchenden Zigeunerin, die ihr Kind in einem Sacke auf dem Rücken trägt.

So viele verschiedenartige Menschen sieht wohl keiner an sich vorbeiziehen wie Keuprus weißröckige Brückenwächter, die alle die kleinen dünnen Kupferpara, das Brückengeld, einstreichen. Sie haben das Recht, jeden anzuhalten und unter jeden herabgelassenen Schleier zu spähen, denn sie sind zugleich heimliche Spione. Alle großen Pakete, die man über die Brücke trägt, öffnen und untersuchen sie.

Aber auch unter Keuprus mächtiger Holzmasse gibt es Leben und Bewegung, Farbenspiel und Stimmen und tausender Menschen und Tiere Treiben. Die ganze eine Seite nehmen die breiten schwarzen Raddampfer ein, die aus allen Vorstädten des Bosporus, aus Skutari und den Prinzinseln kommen. Sich reibend und stoßend und die Pfähle pressend liegen sie Seite an Seite, drei und vier in einer Breite, so daß man oft mehrere überschreiten muß, um in das Boot zu gelangen, mit dem man fahren will. Jede der kleinen Wendeltreppen, die von den verschiedenen Landungsstegen zu Keupru hinaufführen, füllt sich, so oft ein neues Schiff anlegt, mit schwarzwimmelnden Volkshaufen. Man geht dicht, dicht hintereinander in gestautem Gedränge.

Auch große tragbare Obstbuden sind unter der Valideh-Brücke zu finden und farbenprächtige Blumenhandlungen und Karamelläden mit ihren süßen Lockungen. Ein Haufe bunter aufgedonnerter Hammals (Träger) mit um den Fes geschlungenen Tüchern und gestickten Jacken lungert den ganzen Tag hier herum, auf Reisende wartend, um deren Gepäck zu tragen. Am allermeisten aber gibt es hier Hunde. Keuprus wilde Hunde sind die glücklichsten aller Hundefamilien Konstantinopels. An den Brückenpfeilern haben sie ihren trockenen Platz, wenn es regnet, und verjagt man sie, so flüchten sie über wacklige Bretter an versteckte, ungemütlich wippende Planken, die kein Menschenfuß zu betreten wagt. Die Abfälle der Zuckerbäckerläden bieten ihnen süße Kost, neben der sie auch mit faulen Früchten und Obstschalen vorlieb nehmen. Aber diese gute Nahrung wird ihnen nicht ungeschmälert zuteil. Sie liegen beständig mit den großen Ratten im Streit, die sich sogar an hellichtem Tage hervorwagen.

Wer vom Bosporus aus in einem Dampfboot oder Kaik die „Brücke" sieht, dem erscheint sie als eine starkbevölkerte, unregelmäßige, schwimmende Stadt für sich, eine kleine Stadt, die keine Form hat, die aus ihren Fugen gegangen ist und sich, je nach gelegentlichem Bedarf, auf dem Lande oder zu Wasser ausgebaut hat. Ungemalt, auf moosbewachsenen Pfählen, mit tausend Individuen aus allen

Volksstämmen der Erde auf und unter sich, beherrscht sie dennoch den schönsten Platz der Welt.

Sicherlich hätten die sinnreichen Ingenieurgehirne der Europäer hier ein Wunderwerk aus Eisen konstruieren können, aber so wie Keupru daliegt, schwer und unförmig, ihr ewiges Klagelied singend, paßt sie in unser fernes Stambul.

Zwei weitere Skizzen folgen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 14. Mai 1910.

(Parlamentsferien — Wehrsteuer — Mehr Selbständigkeit!)

Am 11. d. Mts. haben die Parlamentsferien begonnen. Sie bringen diesmal weder der verantwortlichen Regierung noch der politischen Publizistik die ersehnte Sommerruhe. Zwar ist man im Reichstage ebenso wie im Landtage fleißig in der Herstellung von Gesetzen gewesen, aber man hat es doch nicht fertig bekommen, den Sorgen die Grundlage zu entziehn, die weite Kreise des Landes um den Stand der Gesetzgebung ergriffen haben. In Preußen ist die Wahlrechtsvorlage noch immer nicht verabschiedet; ob ihre Verabschiedung noch in den letzten Tagen des Mai gelingen wird, muß abgewartet werden; vielleicht offenbart Herr von Bethmann Hollweg noch in letzter Stunde besonderes diplomatisches Glück. Im Reich harren drei Vorlagen der Erledigung: die über die Wertzuwachssteuer, die Versicherungsordnung und die Strafprozeßordnung; im Hintergrunde stehn die Elsässer Frage, die Schiffahrtsabgaben und für Preußen noch die Reform der Verwaltung sowie eine Steuerform. Zu dem allen gesellen sich noch Fragen der auswärtigen Politik, die, wenn nicht eine neue Orientierung, so doch erhöhte Anspannung der Aufmerksamkeit erfordern, nachdem mit König Eduard ein bekannter Faktor der Weltpolitik ziemlich unerwartet durch einen noch unbekannten ersetzt worden ist.

Sämtliche von uns genannten Fragen wollen wir in diesem Augenblick einmal nicht sachlich bewerten, sondern lediglich in Rücksicht auf die Stimmungen im Lande. Ganz besonders interessant sind in diesem Zusammenhange die Elsässer Frage, die Wertzuwachssteuer, die preußische Wahlrechtsfrage und — die internationale Lage. Um die Strafprozeßordnung kümmert sich die Laienwelt nur wenig, wie sie überhaupt allen juristischen Fragen gern so lange aus dem Wege geht, als sie sich ihr nicht in Form von praktischen Erfahrungen direkt in den Pelz setzen. Das Eigentümliche an der Lage ist nun, daß die erwähnten gesetzgeberischen Unternehmungen nicht den sachlichen Ausgang für die Stimmung im Lande bilden, sondern daß sie umgekehrt von vornherein einer gewissen Stimmung im Lande zum Opfer gefallen sind. Das tritt erfahrungsgemäß eigentlich nur ein, wenn ein Land sich in schwerer Krisis befindet. Nun können wir mit gutem Gewissen feststellen, daß von einer solchen „Krisis" weder in Preußen noch im Reich die Rede sein kann. Deshalb fragen wir: wie ist es möglich, daß angesichts so wichtiger

Fragen nicht diese eine Stimmung erzeugen, sondern umgekehrt, daß ihre Gestaltung und ihr weiteres Schicksal so stark von der Stimmung im Lande beeinflußt werden? Ein vielstimmiger, unharmonischer Chor ruft uns zu: Allgemeine Unzufriedenheit! Die Junker! Die Pfaffen! Bülow! Bülows Blockpolitik! Schwäche der Zentralgewalt! Übermut der Regierungsvertreter! Ungerechte Besteuerung! Die Süddeutschen! Die Preußen! Und alle die Rufer und Schreier behaupten recht zu haben, aber keiner versteht den andern und viele halten es überhaupt unter ihrer Würde, die Gründe des andern zu hören! Ein Fremder, sagen wir, der neu eintreffende Korrespondent einer ausländischen Zeitung, müßte den Eindruck völliger Anarchie gewinnen. Diesen Eindruck haben aber nicht nur Fremde und auch nicht wir allein, sondern die verschiedensten, konservativ wie liberal gerichteten Politiker. Aber wir suchen die Gründe für die Anarchie nicht wie jene in den Personen oder Parteien, die grade jetzt zufällig Träger der einzelnen Meinungen sind, sondern in einer Eigentümlichkeit des politischen Denkens, die — man darf es, ohne zu übertreiben, sagen — von der Nation in ihrer Gesamtheit Besitz ergriffen hat. Auf einen wichtigen Faktor dieser Ideen-Umbildung, auf die Interessen-Gruppierung haben wir schon in unserm Leitartikel in Nr. 1 und Nr. 14 hingewiesen. Die alten Begriffe konservativ, liberal, demokratisch lassen sich zur Bezeichnung einzelner Parteirichtungen oder zum Verständnis einer Parteipolitik gar nicht mehr heranziehn; sie sind inhaltslose Schlagworte geworden, mit denen auf die Masse und auf die gebildete Jugend eingewirkt wird, um sie dem Gegner abspenstig zu machen. Das Heer der sozialdemokratischen Wähler setzt sich zu einem großen Teil aus Männern zusammen, deren Idealismus sich nicht in Magenfragen erschöpft. Umgekehrt trägt der grade herrschende Teil der Konservativen Merkmale eines Materialismus an sich, der bereit ist, alle Tradition über den Haufen zu werfen, wenn nur an seiner Herrschaft im Lande nicht gerüttelt wird. Neben diesen Extremen sind die Liberalen in ihrer letzten Entwicklung fast nationale und partikularistische Chauvinisten, die Wirtschaftskämpfe mit Tradition und Hurra ausfechten wollen, und die Nationalisten stecken so tief im demokratischen Sozialismus, daß sie bereit sind, traditionelle Grundlagen zu opfern, lediglich um ein verhältnismäßig naheliegendes Ziel zu erreichen. Selbstverständlich leben alle in der festen Überzeugung, streng auf dem Boden des Parteidogmas oder der Parteitradition zu stehn. Selbstverständlich bilden sich alle ein, dem Staat oder der Nation als Ganzem zu dienen, — die Demokratie und das Zentrum freilich mit der Spezialtugend, die Menschheit zu beglücken. Zwei Beispiele: Der Kampf um den Boden in Posen und Westpreußen, eine durchaus verständliche und ursprünglich wenig komplizierte Frage der Wirtschaft, wird unter der Flagge des Idealismus geführt, obwohl rein materielle, wirtschaftliche und soziale Gesichtspunkte den Ausschlag geben, und die Politiker, die im Kampf gegen die Sozialdemokratie in den vordersten Reihen stehn, agitieren für ein Gesetz, das wie kein andres geeignet wäre, der Bevölkerung die Ideen von einem sozialistischen Zukunftsstaat verständlich und annehmbar zu machen, für die Wehrsteuer! Wenn irgendwo die Erhaltung traditioneller Romantik am Platze ist, dann doch gewiß gegenüber der allgemeinen Wehrpflicht. Denn sie wird in erster Linie von der Jugend ausgeübt, die nicht um Groschen rechnet. Man nehme der Wehrpflicht durch die Wehrsteuer das Ehrenmoment, und man wird dem Staatsgedanken ethische Werte entziehen und das „Individuum" noch mehr frei geben für den bloßen Kampf um sein persönliches Wohlbefinden. Eine Wehrsteuer dürfte lediglich als ultima ratio im Falle der höchsten Not während eines Krieges auferlegt werden, wenn alle andern Steuerquellen versiegt sind, sie darf nicht eine stehende Einrichtung werden. Der Regierungsvertreter, der sich am

23. April der Einführung der Wehrsteuer widersetzte, hat uns aus der Seele gesprochen.

Doch wie gesagt: jene Konservativen, die für das durchaus sozialrevolutionäre Enteignungsgesetz eintreten ebenso wie die Nationalisten, die eine demokratische Wehrsteuer als notwendige und gerechte Einrichtung preisen, sind überzeugt, auf dem Boden des konservativen Dogmas und der nationalen Tradition zu stehn. Wenn man indessen aufmerksam den Gang ihrer Beweisführung verfolgt, so erkennt man, wie weit sie sich von der Tradition entfernt haben; man erkennt, daß sie sich ganz mechanisch Rüstzeug des Sozialismus zu eigen gemacht haben, ohne es an dem Punkt einzustellen, wo es logisch am Platze ist, und daß sie schließlich den Mangel des logischen Zusammenhanges zu ersetzen suchen durch die Autorität irgendeiner Persönlichkeit. Treitschke und Bennigsen, Schmoller und Wagner, Miquel und Bismarck müssen am meisten als Autoritäten herhalten — besonders aber Bismarck.

Bismarcks Reden, Gedanken und Erinnerungen haben im deutschen Volk etwa den Rang einer politischen Bibel eingenommen. Wie es Jahrhunderte hindurch ein Verbrechen war, am Sinn einer Bibelstelle zu deuteln, so gilt es heute zum wenigsten als ein Mangel an Ehrerbietung, wenn jemand versucht, die Ausführungen Bismarcks nur aus den Erfordernissen eines bestimmten, aber längst vergangenen Augenblicks zu verstehn. Jeder Redner, der Worte von Bismarck zitiert, kann des Erfolges bei seinen Zuhörern sicher sein, — ganz gleichgültig, ob sie am Platze sind oder nicht. Darin liegt eine Gefahr, die kein Politiker unterschätzen sollte. Der Turm der Liebe und des Ruhmes, den die deutsche Literatur dem Reichsbaumeister Bismarck errichtet hat, könnte leicht werden zu einem Turm von Babel, der die bereits beginnende Anarchie in unserm politischen Denken zu einer allgemeinen machen muß, wenn wir nicht bald anfangen, uns auf eigne Gedanken zu besinnen. Im Schatten des Bismarckturms lagert sich allerhand schwächliches Volk, das nicht den Mut der eignen Verantwortung hat, das häufig genug den Namen des Volksheros anruft um kleiner persönlicher Vorteile willen. Um den Bismarckturm haben sich Priesterschaften versammelt, die, wie die Priester der Religionsgemeinschaften, nicht ein Bismarckdogma geschaffen haben, sondern unzählige, und die mit ihren stets bereiten Auslegungen und Zitaten das Denkvermögen des einzelnen und ganzer Parteien zu ersticken drohen.

Hier und dort macht sich eine Auflehnung gegen Bismarck bemerkbar, die aber, wie bei der angedeuteten Dogmatisierung Bismarckischer Aussprüche nicht anders zu erwarten, weit über das Ziel hinausschießt. Denn sie bekämpft grade das an Bismarck, was wir uns als das Beste aus seinem Vermächtnis bewahren müssen: das nationale Bewußtsein, die nationale Selbstachtung, das nationale Selbstvertrauen. Die sollen uns nicht genommen werden. Denn grade sie führen uns zu geistiger Selbsttätigkeit und hindern uns, bei der Entscheidung wichtiger Tagesfragen in einem Bismarck-Almanach zu suchen, wie wohl Bismarck die Frage entschieden haben würde. Wer ehrlich ist, wird zugeben, daß Bismarck ein und dieselbe Frage anders behandelt hätte vor Sedan, während des Kulturkampfes und kurz vor dem Tode Wilhelms des Ersten. Man trachte darum auch nicht mit Hilfe künstlicher Konstruktionen sich Hilfstruppen zu schaffen, die keine sind und im Grunde nur einer gefährlichen Selbstberuhigung und Selbstbeweihräucherung dienen.

Aus solchen Gedanken heraus ist uns bei Herrn von Bethmann Hollweg eine Eigentümlichkeit aufgefallen, die ihn über die meisten der heutigen Politiker hinaus-

hebt: Bethmann Hollweg zitiert nicht aus Bismarck. Seine weltfremd gescholtenen Ausführungen zur preußischen Wahlrechtsvorlage, mögen sie uns im übrigen gefallen oder nicht, zeigen uns einen selbständig urteilenden Mann. Das ist in den uns umgebenden Verhältnissen ein Hoffnungsschimmer, den wir festhalten wollen. Der preußische Minister-Präsident wird bald nach Pfingsten zeigen können, ob uns der Schimmer getäuscht hat; in der Wahlrechtsfrage hat er die Trümpfe in der Hand, die nicht nur das Prestige der preußischen Regierung, sondern auch das der Reichsregierung wiederherstellen können. Eine solche „Restauration" erscheint uns aber dringend geboten, wenn wir nicht aus Verstimmungen allmählich in eine Krisis hinübergleiten sollen. Herr von Bethmann wird bei jedem Versuch, die Staatsautorität wiederaufzurichten, die tatkräftigste Unterstützung in der konservativen und liberalen Presse finden. Der Feind dieser Autorität ist im gegenwärtigen Augenblick aber nicht die Sozialdemokratie, sondern das Zentrum.

Über die auswärtige Politik wollen wir uns heute ausschweigen. König Eduards Tod wird noch manche Wellenbewegung hervorrufen, die die grade gegenwärtig kreisenden sehr erheblich beeinflussen dürfte. Herrn Roosevelts Besuch ist eine erfreuliche Abwechslung für jeden, der das Wesen tatkräftiger Männer gern auf sich wirken läßt; politisch ist der Besuch wohl in erster Linie für den Besucher von Bedeutung, der demnächst wieder als Kandidat für den Präsidentenstuhl in seiner Heimat auftreten wird.

Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit. Gesammelte Vorträge von Georg Friedrich Knapp. 2. verm. Aufl. 118 S. Leipzig 1909. Verlag von Duncker u. Humblot. (Broschiert 2,40 M.)

Der Straßburger Nationalökonom und Wirtschaftshistoriker G. Fr. Knapp, der die Untersuchung und Darstellung der deutschen Agrarverfassung zu seinem Spezialstudium gemacht hat, hat im Laufe der letzten Jahrzehnte eine Reihe bedeutender Untersuchungen veröffentlicht, durch die die Erkenntnis der Entwicklung unserer agrarischen Verhältnisse außerordentlich gefördert und wertvolle Unterlagen für unsere ländliche Sozialpolitik geschaffen worden sind. In der vorliegenden Schrift faßt Knapp in fünf Vorträgen die Ergebnisse seiner tiefgrabenden Untersuchungen und insbesondere seine sozialpolitischen Gedanken über die Landarbeit auf den großen Gütern zusammen. Es sind lauter Kabinettstücke nationalökonomischer Kleinarbeit, die etwa mit den meisterhaften Arbeiten Büchers über die gewerbliche Entwicklung verglichen werden können und die Beachtung aller am Gedeihen unserer Landwirtschaft und ihrer Arbeitskräfte interessierten Kreise verdienen. In der Hauptsache stützt sich das Buch auf Knapps zweibändiges Werk über „Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens" (1887) und das 1897 erschienene Buch „Grundherrschaft und Rittergut" und versucht eine sozusagen philosophische Zusammenfassung der dort mehr oder weniger versteckt und verstreut vorgetragenen sozialpolitischen Ansichten zu geben. Im ersten Vortrage über den „Ursprung der Sklaverei in den Kolonien" legt Knapp die wirtschaftlichen Wurzeln dieser sozialen Erscheinung bloß. Es sind zunächst Eingeborene, die auf den Antillen sowohl wie in Mexiko und Peru von den europäischen Grundbesitzern zu Fronarbeiten und häuslichen Diensten gezwungen werden, ein Zwang, der sich freilich bald in wirkliche Knechtschaft verwandelt hat. Hervorgegangen ist diese Knechtung lediglich aus dem Bedürfnis nach Arbeitern in der Ackerwirtschaft und im Bergbau. Dem gleichen Bedürfnis verdanken Negersklaverei und Negerhandel,

deren Urheber übrigens Las Casas nicht ist, ihren Ursprung. Mit dem Aufkommen des Zuckerrohr- und des Baumwollanbaus wird auch die Arbeiterfrage akut, deren Lösung jedoch bald im Negerhandel gefunden wird. So zeigt sich auch hier wie in der Gewerbegeschichte, wie mit dem Entstehen des kapitalistischen Großbetriebs in der Plantagenwirtschaft schon des sechzehnten Jahrhunderts als Begleiterscheinung sich die Klasse der Handarbeiter, der Arbeitssklaven entwickelt und auch die gewerbliche Negersklaverei in wirtschaftlichen Notwendigkeiten ihren Grund hat. Die Negerfrage ist die Arbeiterfrage für den agrarisch-industriellen Großbetrieb der Plantagen und die tropische Kolonisation ihrer Natur nach auf die Ausbeutung der Kräfte tropischer Menschenrassen angewiesen. Das ist das Resultat der Untersuchung Knapps, durch das freilich die fiskalische Verwertung des Sklavenhandels und all die Grausamkeiten, die damit verbunden waren und zum Teil noch sind, weder entschuldigt noch verteidigt werden können und sollen.

Der zweite Vortrag behandelt die Frage, ob im deutschen Osten bäuerliche Leibeigenschaft überhaupt bestanden hat. Knapp kommt zu dem Schluß, daß es fast überall nur Leibeigenschaft im uneigentlichen Sinne, d. h. unerblichen Laßbesitz der Erbuntertanen bei hochgesteigerten Frondiensten gegeben hat. Leibeigenschaft im Sinne von Sklaverei hat im ganzen Mittelalter nicht existiert. Sie ist vielmehr in unserem Osten eine Ausgeburt des vielgepriesenen Jahrhunderts der Aufklärung und eng verknüpft mit der Entstehung des herrschaftlichen Großbetriebs seit dem sechzehnten Jahrhundert; auf keinen Fall ist sie eine Hauptstütze der damaligen wirtschaftlichen Verfassung, sondern lediglich ein Auswuchs junkerlichen Übermuts, möglich gemacht durch den Umstand, daß niederes Gericht und örtliche Polizei in den Händen der Junker lagen. Die Grundlage der Wirtschaftsverfassung war auch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nicht die Leibeigenschaft im Sinne der Sklaverei, sondern Erbuntertänigkeit und Fronpacht. Die Leibeigenschaft mit Verkauf und Tausch erbuntertäniger Leute auch ohne Gut und Ackerland ist lediglich eine vorübergehende Schmarotzerbildung, ein Auswuchs am Baume der Erbuntertänigkeit, die nur vereinzelt in Ost- und Westpreußen bestanden hat. In allen übrigen ostelbischen Provinzen hat der Junker immer nur unfreie Bauern, aber nicht Sklaven gehabt und beherrscht. Soweit die Leibeigenschaft überhaupt existierte, wurde sie bereits 1773 abgeschafft, so daß das Allg. Landrecht sie 1794 nicht mehr antraf. Für die Entwicklung der sozialen Verhältnisse im Osten ist demnach die Leibeigenschaft nur von untergeordneter Bedeutung; was dagegen von größter Wichtigkeit werden sollte, das ist die Abschaffung der Erbuntertänigkeit durch die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung. Die Leibeigenschaft war immer nur das Gespenst, das in den Trümmern der alten ländlichen Verfassung umging.

In welchem Verhältnis Erbuntertänigkeit und kapitalistische Wirtschaft zueinander stehen, wird im dritten Vortrage untersucht. Bekanntlich reicht die kapitalistische Wirtschaft, d. h. der Großbetrieb mit Produktion für den Markt in der Landwirtschaft weiter zurück als im Gewerbe. Sie findet ihre Anfänge in den herrschaftlichen Gutsbetrieben, den Domänen und Rittergütern Ostelbiens. Während das Mittelalter nur den Kleinbetrieb des zinspflichtigen Bauern und den größeren, aber durchaus naturalwirtschaftlichen Eigenbetrieb des Grundherrn kennt, entwickelt sich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die junkerliche Gutswirtschaft, die in der Mitte und in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ihre Blütezeit erreicht. Möglich gemacht worden war dieser Großbetrieb durch die starke Vermehrung des Grundbesitzes namentlich infolge Anheimfallens erledigter Höfe und Einziehens von Gütern, die in den großen Kriegen des

siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts verwüstet worden waren, sowie durch Auskauf und Bauernlegen. Wie später im Gewerbe, so entsteht also auch hier in der Landwirtschaft der Großbetrieb durch Aufsaugung vieler kleiner Betriebe. Der landwirtschaftliche Großbetrieb des achtzehnten Jahrhunderts unterscheidet sich jedoch vom gewerblichen namentlich dadurch, daß mit seinem Aufkommen sich nicht zugleich auch ein eigentlicher Landarbeiterstand entwickelt. Die nötigen Arbeitskräfte werden vielmehr gestellt einmal durch die Bauernkinder, die zum Gesindedienst gezwungen werden, das andere Mal durch die frondienstpflichtigen Bauern selbst, die sich auch durch Wegzug den maßlos gesteigerten Anforderungen der Grundbesitzer nicht entziehen können, da sie erbuntertänig sind. Erbuntertänigkeit aber bedeutet Unfreiheit, Abhängigkeit, die auch nicht durch die freilich oft übersehene Versorgungspflicht des Gutsherrn aufgewogen werden kann.

Was die preußischen Landarbeiter durch die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung (1807 ff.) gewonnen und verloren haben, ist im vierten Vortrage zusammengefaßt. Sie erklärte die unfreien Bauern zu freien Leuten und vollzog den Übergang vom Frondienst zur Lohnarbeit. Das Herrschaftsverhältnis des achtzehnten Jahrhunderts wurde zum Dienstvertrag; dadurch aber wurde die bisherige ländliche Arbeitsverfassung zerbrochen und der Gutsherr vor die Frage gestellt, woher er die Arbeitskräfte statt der früheren Zwangsdienste nehmen solle. Das Gespenst der Leutenot beginnt umzugehen. Es war kein leichtes, statt des Zwangsgesindes freies Gesinde gegen Dienstvertrag zu finden und an die Stelle der Fronarbeit zinspflichtiger Bauern die Arbeit freier Tagelöhner zu setzen. Es ist bekannt, auf welche Weise sich die ostelbischen Agrarier Arbeiter geschaffen haben. Auf der einen Seite mußte der Bauer für die Freiheit und das Eigentum am Hofe den Gutsherrn in Land entschädigen; auf der andern Seite aber half man der Verkleinerung der Bauerngüter durch Landauskauf und Bauernlegen nach. Dazu kam das 1816 gewährleistete Fortbestehen der Handdienste kleiner Bauern, die den Rittergutsbetrieb vor allen Nöten des Übergangs bewahrte. Auf diese Weise ist es gelungen, genügend Arbeitskräfte zu beschaffen; sie werden nach der Reform gestellt einmal durch die Handfröner, dann durch die Inhaber eingezogener unerblicher Stellen und ihre Kinder, weiter durch das überflüssige Gesinde der fast überall kleiner gewordenen Bauernhöfe und schließlich durch die Insten, die Gutsleute mit Kätnerstellen, die bald einen neuen Stamm von Dienstleuten bildeten. Sozial ist freilich das Resultat der Reform kaum befriedigend. Denn was man schaffen wollte, den Landmann ohne Dienst, das wurde keineswegs allenthalben erreicht; dafür aber tauchte nur zu oft der Dienstmann ohne Land auf, der Tagelöhner, der besitzlose Arbeiter, der seine Freiheit wahrlich teuer genug bezahlen mußte.

Wie dem Landarbeiter in der Zukunft wieder eine befriedigendere Existenz geschaffen werden könnte, das ist die Frage, die im letzten Vortrage über „Landarbeiter und innere Kolonisation" behandelt wird. Die Verfassung der Landarbeiterschaft ist in Deutschland durchaus nicht gleichartig; vielmehr sind in der Hauptsache drei Typen zu unterscheiden, der westfälische, der niedersächsische und der ostelbische. Die befriedigendsten Verhältnisse herrschen in Westfalen. Hier haben wir die Klasse der Heuerlinge, ländliche Arbeiterfamilien, die von dem Arbeitgeber ein Stück Land und das kleine Haus darauf pachten und dafür verpflichtet sind, eine bestimmte Anzahl von Tagen ihre Arbeitskraft um einen billigeren Preis als sonst üblich zur Verfügung zu stellen. Der Heuerling ist jedoch eine spezifisch westfälische Erscheinung; er hängt am bäuerlichen Einzelhof und kommt nur vor, wo dieser vorkommt. Wesentlich ist dabei, daß die sozialen Unterschiede

zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer verhältnismäßig geringe sind, da der Heuerling den westfälischen Großbauer und nicht den ostelbischen Rittergutsbesitzer zum Arbeitgeber hat. Anders wieder liegen die Verhältnisse in Niedersachsen. Hier ist der Bedarf an Arbeitskräften nicht besonders groß, da es nur wenige kleine Rittergüter gibt und die zahlreichen Voll-, Halb- und Viertelbauern ihre Arbeiter aus den Reihen der Kötter, Brinksitzer, Anbauern und Heuerlinge nehmen, die wegen der Kleinheit ihres Hofes auf Tagelöhnerarbeit angewiesen sind. In Ostelbien schließlich ist bei der großen Zahl der vorhandenen Rittergüter auch ein großer Bedarf an Arbeitskräften, der sich oft und leicht zur Leutenot steigert. Die vorherrschende Arbeitsverfassung ist hier das Instenwesen. Der Gutsbesitzer sichert sich durch Vertrag die Arbeitskraft einer Arbeiterfamilie gegen einen Katen auf dem Boden des Gutsherrn. Dafür muß durch die Familie ein Mann und ein Gehilfe, der Scharwerker, gestellt werden. Das Entgelt besteht in einem gewissen Landertrag, in der Nutzung von Wohnung und Garten, in einem geringen Tagelohn und schließlich in einem bestimmten Anteil am Erdrusch. Dem westfälischen Heuerling gegenüber steht der Inste insofern ungünstiger da, als er sein Land nicht selbst bebaut, keinen eigenen Betrieb hat und überhaupt nicht so selbständig ist wie dieser. Infolge des wachsenden Übergangs zum reinen Geldlohn und der starken Konkurrenz der slawischen Wanderarbeiter geht der Instenbetrieb immer mehr zurück, so daß ihm kaum eine Zukunft prophezeit werden kann. Trotzdem ist die Schaffung eines freien ansässigen Landarbeiterstandes in Ostelbien außerordentlich wünschenswert, am besten wohl durch Verwandlung des Insten in einen Häusler mit Haus und Land in Erbpacht oder freiem Besitz. Dabei sind freilich beträchtliche Schwierigkeiten überall da zu überwinden, wo nur Rittergüter ohne Dörfer bestehen. Hier aber ist der Punkt, wo das Kolonisationswerk des preußischen Staates eingreift, das in erster Linie den Zweck verfolgt, die Umwandlung der ländlichen Verfassung, soweit sie durch die gegenwärtige Lage geboten erscheint, durch staatliche Leitung und Hilfe so zu fördern, daß möglichst wenige Interessen dabei verletzt werden. Indem man deutsche Bauern und Arbeiter auf polnischem und deutschem Rittergutsgrunde ansiedelt, fördert man zugleich die Umwandlung der Insten in eine Klasse wirklich freier ansässiger Landarbeiter mit einer sozial befriedigenden Lebensgestaltung. Der Gutsherr mit seiner politischen Bedeutung bleibt uns dabei unverloren; er ist vereinbar mit einem Zuwachs an Bauern, die sich als moderne Landwirte bewähren, und mit Landarbeitern, die nicht mehr Auswurf sind. Das ist der Sinn der inneren Kolonisation.

Es ist eine Fülle von Resultaten wissenschaftlicher Forschung, die uns hier in meisterhaften knappen Umrissen dargeboten wird, Resultate, die durchaus verdienen, Gemeingut aller Gebildeten und vornehmlich aller politisch interessierten und politisch tätigen Deutschen zu werden. Das Buch ist in seiner objektiven Überlegenheit geeignet, eine Menge von Vorurteilen, Einseitigkeiten und verkehrten Ansichten zu beseitigen, die gerade in bezug auf agrarische Dinge noch immer in Deutschland blühen und gedeihen. Deshalb wünschen wir, daß der zweiten Auflage dieses vortrefflichen Buches bald die dritte und vierte nachfolgen möchte.

Georg Jahn-Leipzig

Kunstkrieg in Bayern. Das Bayerland steht in vollem Aufruhr: das Bier und die Kunst sind bedroht. Der Kampf um die volle Maß, um den angestammten Normalpreis ist noch nicht beendet, da erhebt sich aufs neue der Streit um den öffentlichen Kunstbesitz. Natürlich steckt wieder Geheimrat von Tschudi dahinter, der Gewaltmensch aus Berlin, der keine Ahnung von der bayerischen

Gemütlichkeit zu haben scheint. Noch ist kein Jahr seit seiner Berufung verflossen, und schon hat er es fertig gebracht, nicht nur die alte Pinakothek gründlich zu reformieren, sondern auch die friedlichen Bürger von Augsburg, Nürnberg in Harnisch zu bringen und gewisse Münchner Künstlerkreise als Schützer für den unversehrten Besitzstand an klassischen Gemälden zu erwecken!

Daß die Augsburger mit ihrer Empörung über den entführten Tintoretto praktisch einstweilen nichts ausgerichtet haben, auch durch eine ausgiebige Debatte im Landtag nicht, ist bekannt. Der zweite Fall: Tschudis Eingriff in ein Rubenssches Bild ist vollkommen gerechtfertigt, da nachgewiesen ist, daß die umgebogenen Teile des Gemäldes angeflickt waren. Sieht man das Bild heute unbefangen an, so begreift man nicht, daß es jemals anders komponiert gewesen sein soll, oder gar, daß es durch die Verbreiterung schöner gewesen sei. Der jüngste Kampf wird nun von den Nürnbergern geführt, die um die Schätze ihres Germanischen Museums besorgt sind. Wie in Augsburg, so ist Tschudi auch in Nürnberg mit dem Vorschlage aufgetreten, einen kleinen Teil der im Germanischen Museum aufbewahrten Gemälde aus königlichem oder staatlichem Besitz gegen eine Anzahl anderer Werke, die bisher zum größten Teil in München waren, einzutauschen. Wie es heißt, wünscht er etwa dreißig Bilder, ältere Niederländer, dazu ein paar Franzosen und Altdeutsche, zur Vervollständigung der Münchner Zentralsammlung heranzuziehen. Dafür soll Nürnberg gegen fünfzig Werke altdeutscher und besonders fränkischer Meister im Tausch erhalten, Werke, die ihrerseits wieder den Nürnberger Besitz zu ergänzen bestimmt sind, weil es sich zum Teil um zusammengehörige Altarwerke handelt. Es ist früher ja häufig genug vorgekommen, daß man mehrteilige Altarbilder, um die man sich stritt, zerriß und das Mittelbild hierhin, die Flügel dorthin verbrachte. In vielen Fällen ist auch die Zusammengehörigkeit dieser getrennten Stücke erst neuerdings festgestellt worden. Diese kunstgeschichtlichen Erschließungen möchte Tschudi, soweit sie eben beglaubigt sind, für die Museumspraxis nutzbar machen, und deshalb schlägt er im Einvernehmen mit Dr. von Bezold, dem Direktor des Germanischen Museums, einen Austausch vor, bei dem nach beider Herren Meinung Nürnberg wie München nur gewinnen können.

Nürnberg aber will von diesem Gewinn absolut nichts wissen, sondern läuft gewaltig Sturm. Der „Fränkische Kurier" brachte eine Zeitlang beinahe in jeder Nummer einen heftigen Vorstoß gegen den beabsichtigten „Zwangstausch", gegen die „Vertschudilung" des Germanischen Museums und meint, der Kenner Tschudi werde sich hüten, Besseres oder völlig Gleichwertiges nach Nürnberg zu schaffen. Er wolle weiter nichts, als seine Münchner Sammlung so stattlich wie möglich auf Kosten anderer Leute ausgestalten. Es heißt da: „Der alten Pinakothek und ihrem altbewährtem Rufe, der auch ohne Herrn von Tschudi in jeder Weise gesichert ist, verschlägt es nicht das geringste, wenn die Nürnberger Bilder am alten Platz bleiben. Für die Bestände des Germanischen Museums bedeutet aber die Wegnahme unter Umständen eine Lebensfrage." Man geht noch weiter, dreht den Spieß gegen München um und verlangt die Herausgabe der Dürerschen Apostelbilder. Dürer selbst hat sie bekanntlich dem Nürnberger Rat geschenkt mit den Begleitworten: er achte niemand würdiger, „sie zu einem Gedächtnuß zu behalten", denn die Weisheit des Rates. Der findige Kurfürst Maximilian aber bat sich anno 1627 einmal die beiden Tafeln aus, um sie in München für sich kopieren zu lassen, dann schickte er den Nürnbergern die Kopien zurück und behielt die Originale. Und nun kommt Tschudi und verlangt noch die alten Originalrahmen obendrein. Wenn Nürnberg also seinerseits den ehemaligen Besitz zurückverlangt, so ist das gar nicht so dumm.

Im übrigen steht es mit dem formalen Rechtsanspruch der Nürnberger auf die strittigen Gemälde ziemlich schlecht: sie sind zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, als König Ludwig I. die Sammlungen Boisserée und Wallerstein aufgekauft und der Öffentlichkeit übergeben hatte, als überzählig nach Nürnberg gekommen. Dort hat man sie jahrzehntelang öffentlich in der Moritzkapelle aufbewahrt und sie erst später, nachdem das Germanische Museum begründet war, diesem als Bestandteil und zur Vervollständigung einverleibt. Aber, so wird betont, nur unter Vorbehalt des Eigentumsrechts sowohl der Krone wie des Staates. Nürnberg kann sich also lediglich auf ein Gewohnheitsrecht stützen, das zwar annähernd hundert Jahre alt, aber darum nicht unanfechtbar ist. Wenn Tschudi die Galerie des Germanischen Museums, dessen Schwerpunkt doch mehr auf kulturgeschichtlichem als auf kunstgeschichtlichem Gebiete liegt, zu einer Spezialsammlung oberdeutscher und speziell fränkischer Schulen ausbauen will und sich als Ersatz dafür ein paar alte Niederländer und Franzosen holt, die, wenn es der Zufall so gewollt hätte, im Jahre 1828 gerade so gut hätten in München oder Schleißheim verbleiben können, so läßt sich das kunstgeschichtlich wie ästhetisch vollauf rechtfertigen und bedeutet keineswegs einen „Beraubungsversuch". Die Nürnberger Öffentlichkeit ist schließlich kleiner als die gesamte deutsche Öffentlichkeit. Diese kann dem mutigen Vorgehen Tschudis nur dankbar sein. Daß auch nur ein Dutzend Reisende darum weniger nach Nürnberg gehen sollte als bisher, glauben die Nürnberger selber nicht. Das Germanische Museum ist so reich, daß es selbst dann noch genug Anziehungskraft besäße, wenn es seine sämtlichen Gemälde hergäbe. Aber davon kann gar keine Rede sein.

Der ganze Fall ist recht bezeichnend nach verschiedenen Seiten hin. Man freut sich darüber, daß wir an der Spitze unserer Kunstsammlungen Persönlichkeiten haben, die nicht nur ruhig dasitzen, sondern auch etwas tun wollen. Tun sie dann aber etwas, so ist es auch wieder nicht recht. Tschudi ist anerkanntermaßen zur Ausgestaltung der bayerischen Staatssammlungen auf seinen jetzigen Posten berufen worden. Er hat mit der Neuordnung der alten Pinakothek zwar erst halbe Arbeit getan, denn die baulichen Verhältnisse hinderten ihn arg. Trotzdem wird das, was er bei aller engen Bewegungsmöglichkeit in so kurzer Zeit durchgeführt hat, von allen Sachverständigen rückhaltlos anerkannt. Es wäre natürlich sehr schön, wenn er Geld genug hätte, um die Ergänzungen, die auch die alte Pinakothek trotz ihres Reichtums braucht, zu kaufen. Aber sein Etat ist so lächerlich gering, daß sich mit ihm bei den heutigen hochgetriebenen Bilderpreisen so gut wie nichts anfangen läßt. 30 000 Mark stehen jährlich für Gemälde älterer Meister, 100 000 Mark für die zeitgenössische Kunst zur Verfügung. Wenn es kürzlich hieß, Tschudi habe einen Manet um 300 000 Mark gekauft, so war das verfrüht. Er möchte wohl, aber es geht nicht, wenn nicht private Kunstfreunde das Geld hergeben. Er sucht also den nächstliegenden Weg auf und reorganisiert den vorhandenen Besitz. Daß hier Beträchtliches zu erreichen ist, beweisen die Anfänge: Werke, um die sich in Filialgalerien, wie Schleißheim, Augsburg, Ansbach, nur wenige Leute von Fach bisher kümmerten, kommen jetzt, im größeren Münchner Zusammenhange, ganz anders zur Geltung, wirken völlig neu. Auch Museen sind dem Wandel der Zeiten und des Zeitgeschmackes unterworfen. Es ist anzunehmen und zu wünschen, daß der Landtag sowohl wie die General-Kunstkommission, der Minister und der Regent das verdienstliche Wirken eines Mannes von den Fähigkeiten Tschudis nicht durch ängstliche Gefälligkeiten gegen die empörten Nürnberger oder sonstige Lokalpatrioten lahmlegen werden.

Eugen Kalkschmidt-München

Aus einer vergessenen Ecke. Beiträge zur deutschen Volkskunde von Dr. Ludw. Friedr. Werner. Langensalza, Beyer & Söhne. 2,80 M.

Ich habe dies Buch mit großem Interesse und herzlicher Freude gelesen. Der Verfasser hat recht, wenn er sagt, daß er seine Erzählungen dem Volke vom Munde abgeschrieben habe. Mit ein paar Strichen zeichnet er seine Bilder, ganz knapp, schlicht und dabei so anschaulich und so vollständig, daß ich seine Kunst immer wieder bewundern mußte. Die vergessene Ecke liegt in meiner Heimat, in einem Winkel des Hessenlandes, der mir von Kind auf vertraut ist, daher kann ich das Urteil um so sichrer abgeben, daß der Verfasser Land und Leute ganz naturgetreu geschildert hat. Er gibt uns Ernstes und Heitres durcheinander, zeigt uns die Menschen in der Freude, im Schmerz, im Lachen und Spotten, geht auch dem Derben nicht ängstlich aus dem Wege, wenn es ihm als Beitrag zur Volkskunde bemerkenswert erschien. Wunderschön läßt er das zarte Empfinden, das der einfache Mensch so keusch unter einem kühlen Wort zu verbergen weiß, hervorschimmern. So berichtet z. B. eine Frau von den letzten Zeiten ihrer Schwiegereltern. Die alten Leute waren in verschiednen Räumen untergebracht worden, da die Großmutter, ihres Mannes bisherige treue Pflegerin, nun selbst gepflegt werden mußte und sich nicht mehr um ihn kümmern konnte. Als sie aber zufällig hört, daß es ihrem Manne sehr schlecht ergehe, läßt es ihr keine Ruhe, sie arbeitet sich hinunter in das Stübchen, wo ihr Mann lebt und leidet, und, so erzählt die Schwiegertochter, „do saßen sie nu gegenüber am Tisch, der am Fenster steht, ganz wie sie's sonst de Jahre gewohnt waren. He hatte de Arm uff den Disch gelegt. Das tat he immer so nach dem Abendesse. Un min Schwieger saß uff der anneren Sit. Se sahen sich an, un keins sprach ein Wort, nur de Träne kamen den beide immerzu de Backe heruntergelaufe. Wie se nu zu sehr anfung zu zittern, da nahm ich se in de Arm un brachte se rus. Danach hon se sich nit wieder gesehn".

Wie ist da der Schmerz der beiden Alten, ihr Erinnern an vergangnes Glück und an die Zeiten, da sie sich auch so wie jetzt am Tisch gegenüber gesessen hatten, mit einigen nebensächlichen Worten so tief und eindringlich geschildert und wie schwer klingen danach die letzten Worte: „Danach hon se sich nit wieder gesehn!"

Ich habe gehört, daß man in der Gegend, wo der Verfasser seine Heimatsblumen gepflückt hat, manches, was er erzählt, übel aufgenommen habe. Er schildert ja gewiß manchen eigentümlichen und nicht gerade sonderlich lobenswerten Menschen, schildert ihn genau so, wie er in der Meinung seiner Umgebung gelebt haben wird, und berichtet von allerlei Spott und Scherz, den die Leutchen unter- und übereinander aufgebracht haben. Aber wer recht lesen kann, der muß es immerfort merken und fühlen, daß der Verfasser alles, was er schildert, mit Freude und Liebe angesehn hat und es uns so erzählt, daß wir ebenfalls unsre Freude daran haben sollen. Der allgemeine Eindruck ist der eines tüchtigen, gesunden, ursprünglichen Menschenschlags, mir wenigstens ist es eine große Freude gewesen, alle diese verschiedenen Bilder anzusehn und bei ihrer Betrachtung den Hauch der lieben Heimat zu spüren.

Ich halte das Buch für einen wertvollen Beitrag zur deutschen Volkskunde und sehe den Wert des Buches noch besonders darin, daß der Verfasser uns statt einer gelehrten Bearbeitung seiner Beobachtungen und Entdeckungen das Leben selbst sehen läßt, so, wie er es mit kundigem Auge und liebevollem Verständnis in sich aufgenommen hatte. Wilhelm Speck

Bücherliste

Besprechung einzelner Werke vorbehalten.

Kemmerich, Dr. Max: Kultur-Kuriosa. Albert Langen, Verlag, München.

Flaxmann's, John: Zeichnungen und Sagen des klassischen Altertums. Insel-Verlag, Leipzig. M. 5.—.

Weiß, Prof. Joh.: Jesus. Im Glauben des Urchristentums. J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 1.—.

Jantzen, Dr. Herm.: Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit. G. J. Göschen'sche Verlags-Buchhandlung, Leipzig. M. 0.80.

Weitbrecht, Carl: Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit. G. J. Göschen'sche Verlags-Buchhandlung, Leipzig. M. 0.80.

Eliot, Charles W.: Die Religion der Zukunft. Alfred Töpelmann, Gießen. M. 0.70.

Deledda, Grazia: Bis an die Grenze, Roman. Süddeutsche Monatshefte, München. M. 3.50.

Grupp, Dr. Georg: Jenseitsreligion. Herder'sche Buchhandlung, Freiburg i. Br. M. 3.—.

Eulenberg, Herbert: Schattenbilder. Bruno Cassirer, Berlin.

Stegemann, Hermann: Kreisende Becher, Roman. Eg. Fleischel & Co., Berlin. M. 5.—.

Der Zwiebelfisch. Eine kleine Zeitschrift für Geschmack in Büchern und anderen Dingen. Heft IV. Hyperion-Verlag (Hans von Weber), München. M. 0.50.

Klob, K. W.: Im Reiche der Töne. Musikalische Erzählung und anderes. Heinr. Kerler, Ulm. M. 2.—.

Henning, Dr. Hans: Friedrich Spielhagen. Verlag L. Staackmann, Leipzig. M. 3.50.

Haape, Prof. Dr. W.: Alfred de Musset in seinen Beziehungen zu Deutschland und zum deutschen Geistesleben. Wilhelm Gronau, Verlag, Chemnitz.

Strobl, Karl Hans: Eleagabal Kuperus, Roman. 1. und 2. Band. Georg Müller, München.

Shakespeare in deutscher Sprache. Übersetzt von Friedr. Gundolf, Band III. Georg Bondi, Berlin. M. 6.—.

Mehlis, Georg: Logos, Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur. Heft I. J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 9.— pro Band.

Wothe, Anny: Das Tor des Lebens. Roman. Boll und Pickardt, Berlin. M. 4.—.

Wolf, Karl: Schiller und das Unsterblichkeitsproblem. C. H. Beck'sche Verlags-Buchhandlung, München. M. 2.50.

Verantwortlich für den politischen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitischen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim **Verlag der Grenzboten** G. m. b. H., **Berlin SW. 11,** Bernburger Straße 22a/23.

Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510. Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Die Freunde der „Grenzboten"

werden höflichst gebeten, während der bald beginnenden Reisezeit das Blatt in allen Lesezimmern der Hotels, Kaffees, Bäder, Überseedampfer, :: :: :: :: :: :: sowie auf den **Bahnhöfen** usw. zu fordern. :: :: :: :: :: ::

Stellennachweis für akademisch Gebildete und Offiziere a. D.

Bis zu 3 Zeilen 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Ein gewandter, gut empfohlener **Feuilleton-Redakteur** für den 2. Platz sucht Anstellung. Anfragen unter H. K. 708 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Russischen Sprachunterricht erteilt wissenschaftlich geprüfte Dame. Anfragen unter J. S. 714 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma **Carl Beck, Verlag, Leipzig,** Inselstraße 18, betr. **Verlohren:** Stammregister und Chronik der Kur- und Königlich Sächsischen Armee, bei. Wir empfehlen unsern geschätzten Lesern diesen Prospekt zur Beachtung.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Die Freiheit der Wiſſenſchaft

Von Geh. Med.-Rat und Univerſitätsprofeſſor D. von Hanſemann-Berlin

I.

Wer die Geſchichte der Wiſſenſchaften vom älteſten Altertum bis in die neuſte Zeit hinein mit einiger Aufmerkſamkeit verfolgt, der findet, daß der Fortſchritt ſich immer nur in einem heftigen Kampf gegen den Autoritätsglauben entwickelt. Das iſt an und für ſich kein Übelſtand, ſondern im Gegenteil als ein nützliches Prinzip zu bezeichnen. Was nicht im ernſten Kampf gewonnen iſt, beſitzt keinen Wert, weder in phyſiſcher noch in ethiſcher Beziehung.

Was ſind Autoritäten? Autoritäten ſind Menſchen oder Gruppen von Menſchen, die durch intenſive Beſchäftigung mit einem Gegenſtand zu einer ganz beſtimmten Anſchauung über dieſen Gegenſtand gelangt ſind und die Macht beſitzen, dieſe Anſchauungen zur Geltung zu bringen. Je ſchwerer der Kampf war, der ſie zu dieſer Anſchauung führte, um ſo mehr werden ſie dieſe Anſchauung ſpäter gegen andere zu verteidigen ſuchen. Daher ſieht man, daß Menſchen, die in ihrer Jugend ſelbſt mit allen Mitteln gegen Autoritäten und Autoritätenglauben gekämpft haben, ſehr häufig in ihrem höheren Alter für ſich dieſen Autoritätenglauben in Anſpruch nehmen. Faſt jedes Genie, das einen Markſtein im Fortſchritt der Wiſſenſchaft bedeutet, iſt ein Beiſpiel dafür. Autoritäten ſind immer nur Fachmänner — und können nur ſolche ſein — die ſich ihre Kenntnis in Kampf und in Arbeit errungen haben. Eine anerzogene Autorität gibt es nicht und wäre auch ein Unding. Nur ſelten iſt es jedoch ſolchen Autoritäten gelungen, aufſtrebende neue Gedanken und Fortſchritte dauernd zu hindern. Wäre das der Fall, dann würde der Nutzen, den der Autoritätenglaube durch die Hervorbringung eines Kampfes gegen ſich ſelbſt verurſacht, überwogen durch den Schaden, den er anrichtet. Denn ein Autoritäten-

glaube, der sich nicht überwinden läßt und der dauernd besteht, ist eine Fessel des Geistes, die jeden Fortschritt notwendig verhindern muß. Überall da, wo also Autoritäten sich selbst überleben, wo sie länger andauern, als es sich mit vernünftiger Opposition vereinbaren läßt, da ertönt der Schrei nach der Freiheit der Wissenschaft, und diese Freiheit der Wissenschaft bedeutet nichts anderes, als daß keine Autorität von vornherein sagen soll, dies oder jenes ist absolut richtig oder unrichtig. Alles, was einmal als richtig betrachtet wurde, kann unter veränderten Bedingungen sich als falsch darstellen, und umgekehrt. Das Schädliche der Autoritäten besteht also nicht darin, daß sie in ihrer Meinung eine Zeitlang beharren, sondern das Schädliche tritt nur dann hervor, wenn diese Beharrung über die einzelne Persönlichkeit hinaus eine dauernde wird.

Diese Schädlichkeit wird im höchsten Maße seit Jahrtausenden durch religiöse Dogmen ausgeübt. Es wäre unrichtig, zu glauben, daß die ultramontane Kirche darin allein stehe; die Dogmen anderer Religionen verhalten sich in keiner Weise anders, falls sie sich autoritativ geltend zu machen trachten. Nur die ultramontanen Lehren berühren unser geistiges Leben mehr als andere, sie haben eine größere Macht, unser Handeln zu beeinflussen, und sie haben in neuster Zeit praktisch tiefer in unser Leben eingegriffen als irgendwelche anderen. Die Vorgänge an den Universitäten in Bonn, Würzburg, München, Tübingen, Innsbruck sind noch allen so sehr in der Erinnerung, daß nur darauf hingewiesen zu werden braucht, um den Zwang erkennen zu lassen, den diese Dogmen auf die geistige Entwicklung ausüben. Wer in protestantischen Ländern lebt oder in irgendwelchen anderen Gegenden, in denen der Ultramontanismus eine geringe Rolle spielt, an dem gehen alle diese Ereignisse in weiter Ferne vorüber. Man denkt nicht sofort daran, daß sie uns persönlich jemals angehen könnten, hält sie auch wohl für vorübergehend. Die Geschichte hat bisher gezeigt, daß das nicht der Fall ist, und daß alle diese Dinge eine viel größere Gefahr in sich tragen, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Jener Optimismus beruht ganz wesentlich auf der Unkenntnis der Bedeutung der ultramontanen Hierarchie und der ungeheuren Macht, die sie dadurch auszuüben imstande ist, daß ihr die größten Agitationsmittel zur Verfügung stehen, ohne dafür auch nur einen Pfennig Geld opfern zu müssen, und zweitens in der seit Jahrhunderten bestehenden Verquickung des Ultramontanismus mit einer bestimmten Religionsrichtung, die ursprünglich gar nichts damit zu tun hatte.

Der Ultramontanismus ist nichts anderes als die im Laufe der Geschichte usurpierte weltliche Macht, die sich an bestimmte Persönlichkeiten knüpft. Religion aber wirkt auf eine bestimmte Weltanschauung hin und ist insofern eine Form philosophischer Schulung. Die Macht kann nur bestehen, wenn sie durch diese philosophische Richtung auf die Gemüter einwirkt, und deshalb muß sie das Bestreben haben, diese Philosophie fortgesetzt in der Hand zu behalten und jede Kritik an ihr schon im Keime zu ersticken. Daher kommt es, daß der Ultramontanismus von jeher ein Feind war irgendwelcher

kritischen Betrachtung, auf welchem Gebiete es immer sei, und die Geschichte des Ultramontanismus hat gezeigt, daß er von jeher bestrebt war, jedes freie Denken zu unterdrücken, jede Strömung, die auch nur einfach sein Gebiet zu berühren vermochte, zu unterbinden. Darum wird der Ultramontanismus mit Recht als der größte Feind der Freiheit der Wissenschaft betrachtet.

Mit großem Erstaunen las ich daher in Nr. 1, 1910 der „Stimmen von Maria-Laach", jenes ausschließlich von Jesuiten geleiteten Blattes, die Empfehlung eines Buches von Joseph Donat S. J., Professor an der Universität Innsbruck. Es war mit der Approbation seiner Ordensvorgesetzten erschienen und betitelt sich „Die Freiheit der Wissenschaft". Nach der Kritik war zu erwarten, daß hier wirklich von einer Freiheit der Wissenschaft die Rede war, und da dies unter den obwaltenden Umständen höchst erstaunlich gewesen wäre, so habe ich mich alsbald in das Werk vertieft. Ich kann nur jedem empfehlen, der sich über die Freiheit, die die Jesuiten, d. h. die Ultramontanen, meinen, orientieren will, dieses Buch zur Hand zu nehmen und mit größter Aufmerksamkeit zu lesen. Dann wird er nicht nur die erstaunlichsten Anschauungen darüber finden, was ein Jesuit, d. h. ein Ultramontaner, unter Freiheit der Wissenschaft versteht, sondern er wird auch finden, daß es sich hier nicht um den Streit für ein religiöses Dogma handelt, sondern um einen Machteingriff in die ganze moderne Geisteswelt, einen Eingriff, der, wenn er auch nur vom geringsten Erfolg begleitet wäre, geradezu vernichtend für die geistigen Errungenschaften der letzten Jahrhunderte sein müßte. Es handelt sich somit nicht um eine Angelegenheit intra muros einer bestimmten Religionsrichtung, sondern um eine Angelegenheit der gesamten Menschheit. Das geht schon daraus hervor, daß sich der Autor nicht nur mit der Bekämpfung religiöser Dogmen durch die Modernisten beschäftigt, sondern ganz allgemein die gesamte Wissenschaft in das Bereich seiner Betrachtungen hineinzieht, mit Einschluß der Naturwissenschaften. Gerade hier aber läßt sich erkennen, wie gefährlich diese Richtung ist, wenn sie zu allgemeiner oder auch nur zu maßgebender Anerkennung kommen könnte.

Wenn man oberflächlich in das Buch hineinschaut, so findet man ganz ausgezeichnete Aussprüche darin, die die Freiheit der Wissenschaft verteidigen. Niemand wäre imstande, das besser auszudrücken, als es durch den Autor an verschiedenen Stellen geschieht. Man schlage nur die S. 446 auf. Da steht unter der Überschrift „Freie Universitäten" zu lesen: „Dem modernen Staate bietet sich noch in anderer Weise Gelegenheit, dafür zu sorgen, daß die gebührende Lehrfreiheit allen unverkürzt gewahrt bleibe, nämlich durch Gewährung freier Universitäten, das sind im Gegensatze zu den staatlichen Hochschulen solche, die der direkten Leitung des Staates nicht unterstehen, sondern in ihren inneren Angelegenheiten von ihm unabhängig sind. Private oder Gesellschaften haben sie gegründet und leiten sie. Belgien und England, teilweise auch Frankreich, namentlich aber Amerika besitzen solche." Welcher Liberalismus zeigt sich nicht in diesen Worten! Aber nun kommt der Haken bei der Sache. Schon

die folgenden Worte zeigen das; sie lauten: „Die geplante Salzburger katholische Universität gehört auch hierher." Einige Seiten später sagt dann der Verfasser: „Durch solche Hochschulen wäre auch für eine größere Lehr- und Lernfreiheit, allgemeiner gesprochen für eine größere Freiheit des geistigen Lebens gesorgt. Wenn die höchsten Bildungsstätten ausschließlich in der Hand des Staates sind, kann es kaum ausbleiben, daß das höhere Geistesleben in eine gefährliche Abhängigkeit vom Staate oder von dominierenden Parteien gelangt. Man denke an die Gebundenheit der Rechtswissenschaft im achtzehnten Jahrhundert in Preußen, an das langjährige Regiment der Hegelschen Philosophie, an die Napoleonische Université imperiale, an die Vorherrschaft der liberalen Partei auf unseren Hochschulen. Namentlich wären Universitäten, welche auf positiv christlicher Grundlage basieren, für Tausende eine Beruhigung und dadurch für den Staat eine Pflichtentlastung. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß auch die Organe der Kirche solche Gründungen vornehmen dürfen." Man sieht, mit welcher Geschicklichkeit der Autor hier verlangt, daß vom Staate unabhängige, aber von einer ultramontanen Macht abhängige Universitäten eingerichtet werden. Ja, diese Einwirkung der ultramontanen Macht auf die Universität verlangt der Verfasser sogar ausdrücklich für die jetzt schon staatlich eingerichteten Universitäten. Er verlangt, daß der Kirche „die wissenschaftliche Lehre der offenbarten Wahrheiten, die Theologie, direkt unterstellt sei, wo immer sie gelehrt wird, sei es im Raume der Staatsuniversität, sei es im Bischöflichen Seminar. Aber auch die übrigen Wissenschaften werden von der Verpflichtung, auf die Mahnungen der von Gott gesetzten Autorität (das ist der ultramontane Klerus) in den Fällen zu achten, wo sie religiöses Gebiet berühren, nicht ausgenommen sein." Das klingt an und für sich nicht unverständig, denn es versteht sich, daß wenn eine Kirche sich Priester heranziehen will, sie nicht dulden kann, daß diese Priester Dinge lernen und später selbst weiter verbreiten, die ihren Dogmen widersprechen. Der Verfasser beruft sich geradezu darauf, daß der Staat ganz das Gleiche tue und mit vollem Recht. Denn wenn der Staat auf seinen staatlichen Universitäten sich Beamte heranbildet, wenn er den Unterricht auf diesen staatlichen Universitäten bezahlt, so kann er auch verlangen, daß auf diesen Universitäten nichts Staatsfeindliches gelehrt und verbreitet werde. Wenn die Kirche selbst Universitäten einrichtet und selbst bezahlt, so kann sie mit vollem Fug und Recht verlangen, daß auf diesen Universitäten nichts gelehrt werde, was ihre Existenz in Frage stellt, oder irgendwie schädigt. Die Kirche kann auch ihren zukünftigen Priestern verbieten, solche Lehren an anderen Stätten zu hören. Sie hat also ein Recht, das ihr niemand streitig machen kann, ihren Priestern das Hören von Lehren, die nach ihrer Ansicht Irrlehren sind, auf staatlichen Universitäten zu verbieten. Aber sie hat nur dann das Recht, dies zu verbieten, wenn die Priester in ihrem eigenen Solde stehen, wenn sie nicht vom Staate oder von der Gemeinde bezahlt werden. Sie hat nicht das Recht, einer staatlichen Universität vor-

zuschreiben, was an dieser gelehrt werden soll oder nicht. Sie kann nur gewisse Lehren dadurch unterbinden, daß sie ihren Mitgliedern verbietet, diese ‚Irrlehren' anzuhören. Ein Einspruchsrecht muß ihr durchaus abgesprochen werden.

Es kommt ein Weiteres hinzu. Der Verfasser sagt in dem eben zitierten Satze: „Wo sie religiöses Gebiet berühren"; was aber religiöses Gebiet bedeutet, das bestimmt die Kirche selbst, d. h. die ultramontanen Machthaber. Sie entscheidet in jedem einzelnen Falle, ob etwas zur Religion gehört, oder nicht, und zwar entscheidet sie das nicht vom Standpunkt des religiösen Dogmas, oder vom Standpunkt einer Sachkenntnis, sondern vom Standpunkt der ultramontanen Hierarchie. Das ist der wesentlichste Punkt, der aus dem Buche hervorleuchtet, daß die ultramontane Macht bestrebt ist, alles zur Religion und zum religiösen Gebiet zu rechnen, was irgendwie geeignet wäre, in ihre Sphäre einzugreifen. Daß ihr dafür keine Forderung zu gering ist, geht aus dem letzten Kapitel des Buches hervor. Es ist genannt: „Theologische Fakultät in Staat und Kirche", dort wird gefordert, daß der Kirche das Recht unbenommen bleiben muß, Anstellung und Verbleiben im katholischen Lehramt selbst über den Staat hinaus zu bestimmen. Man achte wohl darauf, die Kirche beansprucht für sich das Recht, an einer vom Staat eingerichteten und unterhaltenen Universität die theologischen Lehrer an- und abzusetzen, wie es ihr beliebt, und es ist dabei zu berücksichtigen, daß der Ultramontanismus unter theologischen Lehrern nicht bloß solche versteht, die sich unmittelbar mit der Theologie beschäftigen, sondern auch solche, die Geschichte lehren, ja sogar gewisse naturwissenschaftliche Fächer, soweit sie mit religiösen Gebieten in Berührung kommen. Wann und wo das aber geschieht, bestimmen wiederum die ultramontanen Machthaber. Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein Staat sich so etwas gefallen läßt. Den wenigsten dürfte es aber bekannt sein, daß an deutschen Universitäten der Staat über sich selbst hinaus dem Ultramontanismus diese Macht gewährt hat, so an der Universität Straßburg.

In dem Vertrage, den die Reichsregierung unter Führung des verstorbenen Ministerialdirektors Althoff betreffend die katholisch-theologische Fakultät zu Straßburg abgeschlossen hat, heißt es in Artikel 5: „Wird durch die kirchliche Behörde der Nachweis erbracht, daß ein Professor wegen mangelnder Rechtgläubigkeit oder wegen gröblicher Verstöße gegen die Erfordernisse priesterlichen Wandels zur weiteren Ausübung seines Lehramtes als unfähig anzusehen ist, so wird die Regierung für einen alsbaldigen Ersatz sorgen und die erforderlichen Maßnahmen ergreifen, daß seine Beteiligung an den Geschäften der Fakultät aufhört". Zu bemerken ist, daß dieses Abkommen nicht etwa im Mittelalter, sondern im Jahre 1903 getroffen wurde und daß es gegen die Verfassung verstößt, deren § 24 lautet, daß die Wissenschaft und ihre Lehre frei sei. Was der Ultramontanismus aber unter mangelnder Rechtgläubigkeit und gröblichen Verstößen gegen die

Erfordernisse priesterlichen Wandels versteht, das ist nicht, wie man annehmen sollte, das Benehmen, das Herr Wetterlé zur Schau trägt, sondern ist deutlich zu ersehen aus den zahlreichen Verfolgungen der Modernisten, die bis zum heutigen Tage mit der größten Energie vom Papst und seinem Klerus durchgeführt werden. Daß das Zentrum nicht zurückschreckt, diese Maßnahmen auch in die Tat umzusetzen, sieht man dort, wo sich Ministerien unter die Macht des ultramontanen Zentrums begeben haben. Das bezeugt z. B. der Fall des Professors Güttler in München und der Fall des Innsbrucker Professors Wahrmund. Das bezeugt auch das obenerwähnte Abkommen mit der ultramontanen Kirche die Universität Straßburg betreffend unter dem Ministerium Studt. Freilich ist Herr Studt selbst dafür kaum verantwortlich zu machen, da ihm durchaus die Kenntnisse für die Beurteilung fehlten. Wußte er doch nicht einmal, daß die marianischen Kongregationen im engen Zusammenhang mit den Jesuiten stehen, was am Rhein jeder Mensch weiß, und was auch in ultramontanen Schriften ohne weiteres zugegeben wird. Man lese nur die bekannte Broschüre des Professors Schroer „Kirche und Wissenschaft", Bonn 1907, um eine Fülle von solchen Übergriffen des Klerus aufzufinden, und es ist bedauerlich, sagen zu müssen, daß selbst das preußische Kultusministerium seine Beamten, zu denen ja schließlich auch die Professoren gehören, nicht gegen solche Übergriffe schützt, sondern sie dem Ultramontanismus hilflos ausliefert.

Ich will hier nicht weiter auf diese Fragen eingehen, soweit sie die theologische Fakultät betreffen. Man kann es den Theologen überlassen, den Kampf, soweit sie ihn für notwendig halten, hier aufzunehmen und durchzufechten. Was mich aber ganz persönlich angeht und mit mir alle Fachgenossen, und, ich meine, die gesamte gebildete Welt, das ist die Stellung dieser Anschauungen zu den Naturwissenschaften. Das muß im folgenden noch etwas ausführlicher besprochen werden.

Donat beruft sich darauf, daß der Staat ebenso verfährt, wie es von der ultramontanen Kirche gefordert wird, daß auch der Staat Schriften verbietet, also einen Index habe, geradeso wie die Kirche. Er gibt Zahlen an, wieviel Schriften im Laufe der Zeit vom Staate verboten worden seien, und er weist nach, daß das viel mehr seien als die auf dem Index der ultramontanen Kirche. Dieser Vergleich ist echt jesuitisch. Äußerlich scheint er vollkommen recht zu haben, aber man sehe einmal nach, was das für Schriften sind, die vom Staate verboten sind. Man kann sich, wenn man im Ausland in eine Buchhandlung kommt, z. B. in der Schweiz, ein Bild machen. Dort findet man eine Unsumme von Büchern, die zur Reklame die Aufschrift tragen: „In Deutschland verboten". Ich habe wiederholt solche Bücher gekauft, und kann versichern, daß ich auch nicht ein einziges gefunden habe, in dem nur der geringste literarische oder ethische Wert steckte. Meist waren es ganz gewöhnliche Porkerien oder es handelte sich um Bücher mit gemeinen, lediglich auf Klatsch beruhenden Verleumdungen höchstgestellter Persönlichkeiten. Wenn man dagegen den

ultramontanen Index betrachtet, so erstaunt man, welche Namen sich dort vereinigt finden. Es ist kaum denkbar, daß das weiteren Kreisen bekannt ist, was alles auf dem Index der verbotenen Bücher zu sehen ist, sonst möchte man glauben, daß ein allgemeiner Schrei der Entrüstung durch die Welt gehen müßte, wie in heutiger Zeit so etwas noch möglich ist. Ich will hier nur einige Namen nennen: Burdach, Balzac, Moritz Carrière, Baco de Verulam, Cartesius, Kopernikus, Fénelon, Lafontaine, George Sand, Kant, Lessing, Lenau, Heinrich Heine, Friedrich der Große, Victor Hugo, Galilei, Gregorovius, David Hume, Giordano Bruno, de la Mettrie, Leibniz, John Locke, Rousseau, Spinoza, Leopold v. Ranke, Voltaire, Eduard Zeller. Diese Auswahl, die natürlich nur einen kleinen Teil bedeutet, läßt deutlich erkennen, welcher Gesinnung die Indexkongregation ist. Nicht nur direkte Gegner des ultramontanen Dogmas, wie Döllinger, David Strauß, Frohschammer, Laberthonnière, Loisy, Zola, deren Eintragung in den Index vom ultramontanen Standpunkt ohne weiteres verständlich ist, sondern die hervorragendsten Philosophen und eine große Anzahl von Naturwissenschaftlern findet man auf dem Index. Bei manchen erscheint die Einordnung in dieses Verzeichnis verbotener Bücher lediglich als gewöhnlicher Akt der Rache, wie z. B. die des Gregorovius, der wegen seiner Aufklärungen in der Geschichte der Päpste verfemt wurde. Hier einen Vergleich ziehen zu wollen mit den Bücherverboten des Staates ist also vollkommen ungerechtfertigt. Wo ist denn jemals wegen unmoralischer Gesinnung oder unmoralischen Inhalts ein Buch von seiten des Ultramontanismus auf den Index gesetzt worden? Dann müßte ja der größte Teil der vom Staate verbotenen Bücher auch auf dem Index stehen, was tatsächlich nicht der Fall ist. Man vergleiche einmal die nicht nur vom Ultramontanismus zugelassenen, sondern von der ultramontanen Kirche geradezu befürworteten Werke, und man wird überrascht sein, was sich da alles findet. Bis in die neuste Zeit hinein wird von der ultramontanen Kirche die Moraltheologie des heiligen Alfons de Liguori nicht nur als lesenswert, sondern geradezu als maßgebend empfohlen. Auch Donat empfiehlt dieses Buch S. 464. Es gibt keine Lasziviät, keine Gemeinheit der Sitten und der Ausschweifungen in der Welt, die nicht in diesem Buche ausführlich besprochen und zu lesen wären. Freilich werden diese Dinge darin verurteilt, aber sie werden doch zu lesen gegeben und dadurch bekannt gemacht; Dinge, von denen ein gesitteter Mensch, der nicht im größten Schmutz aufgewachsen ist, keine Ahnung hat, können dort aufs ausführlichste geschildert gelesen werden. Und doch hat sich nirgends von ultramontaner kirchlicher Seite ein Widerspruch gegen die Schriften dieses „Heiligen“ kundgegeben. Ja, als ein Angriff von gegnerischer Seite darauf erfolgte (Graßmann, Auszüge aus der von den Päpsten Pius IX. und Pius XIII. ex cathedra als Norm für die römisch-katholische Kirche sanktionierten Moraltheologie des heiligen Dr. Alfonsus Maria de Liguori, Stettin 1901), da veröffentlichte Prinz Max, Herzog zu Sachsen, Dr. theol. et juris, eine Broschüre, in der er das Buch durch folgende Worte

zu entschuldigen sucht (S. 15): „Durch die lateinische Sprache, in welcher die Moraltheologie verfaßt ist, ist die ganze Sache der Öffentlichkeit entzogen. Jedes Ärgernis, jeder Skandal ist damit ausgeschlossen. Nun kommt eine unberufene Hand, übersetzt das, was sorgfältig der Öffentlichkeit entzogen wurde, ins Deutsche und übergibt es der Öffentlichkeit." Was soll man zu solchen Anschauungen der Kirche sagen? Wenn also Gemeinheiten heimlich vorgebracht werden, so sind sie nicht Gemeinheiten, und es schadet nichts weiter. Aber kann man wirklich behaupten, daß diese von päpstlicher Seite empfohlene Moraltheologie, weil sie lateinisch geschrieben ist, heimlich sei? Tausende und Abertausende von Priestern werden aufgefordert, sie zu lesen, und dadurch in alle diese Scheußlichkeiten eingeführt. Ja es wird ausdrücklich von Liguori anempfohlen, nach solchen Dingen in der Beichte zu fragen. Also, wenn Liguori auch lateinisch schreibt, so findet durch die Fragestellung in der Beichte von seiten der Priester doch eine Aufklärung nach dieser Richtung bei den jungen Menschen statt, die sicherlich vorher keine Ahnung davon hatten, daß in der Welt solche Dinge überhaupt existieren. Man vergleiche doch den Wert eines solchen Buches und die Gefahr, die seine Verbreitung auf die Priester und durch diese in der Beichte auf die übrigen Menschen mit sich bringt, mit der Gefahr, die es hat, einen Kant, Lessing, Fénelon usw. zu lesen. Selbst Zolas Bücher sind reine Kindermärchen gegen die Scheußlichkeiten des heilig gesprochenen Alfonsus de Liguori.

Man mag nun ersehen, was von ultramontaner Seite unter Parität und Toleranz verstanden wird. Ganz das gleiche, was hier Donat unter Freiheit der Wissenschaft versteht. Dafür möchte ich noch einige Beispiele anführen. Der Jesuit Roh (von Dombrowski, Auf dem Kriegspfade gegen Rom. „Ostdeutsche Rundschau" 1909) schreibt in bezug auf die Evangelischen: „Toleranz heißt auf deutsch Duldung. Das Wort „dulden" brauchen wir aber nur, wenn von etwas die Rede ist, was eigentlich nicht sein dürfte, das wir gern beseitigt sehen würden. So duldet jedes Tier gewisse leidige Einmieter, die ihre Miete nicht anders bezahlen als durch Stechen und Beißen." Im Mai 1903 ließ der Grazer Erzbischof öffentlich an die Kirchentüren anschlagen: „Einen Nichtkatholiken soll man nicht grüßen, keine Freundschaft mit ihm schließen, denn wer ihn grüßt, der macht sich böser Werke schuldig." In Nr. 48 der „Katholischen Flugblätter zu Wehr' und Lehr'" (von Dombrowski, Auf dem Kriegspfade gegen Rom) heißt es: „Den Protestanten müßt ihr von ganzem Herzen hassen; verabscheut ihn wie das größte Übel; für diesen müßt ihr ebenso viel Haß haben, als ihr Liebe besitzen müßt für euren katholischen Glauben."

Auch Donat äußert sich unzweideutig über diese Intoleranz des Ultramontanismus, wenn er S. 169 sagt: „Offen sagt sie (die katholische Kirche) es, daß sie Feindin ist bis zur Unversöhnlichkeit von der emanzipierten Freiheit, die der moderne Liberalismus als Ideal der Zeit verkündet." Und S. 393 mit Bezug auf die Freiheit der Wissenschaft: „Wenn der gesunde Trank das Recht hat, jedem angeboten zu werden, soll es dann auch das Gift haben?"

Die Wissenschaft soll frei sein, aber nicht von den ‚inneren Schranken der Wahrheit', und unter diesen Schranken versteht der Ultramontanismus allein die von der ultramontanen Hierarchie bestimmten Gesetze. Donat sagt, die Wissenschaft soll frei sein, auch in Sachen des Glaubens, fügt aber dann sofort hinzu: „freilich nicht des Glaubens im katholischen Sinne. Dieser ist ein Fürwahrhalten auf Grund des bekannten göttlichen Zeugnisses, also ein Verstandesakt." Was aber göttliches Zeugnis ist, bestimmen wiederum einzelne Menschen und Gruppen von solchen. Und was Donat Glauben im katholischen Sinne nennt, hat mit der katholischen Religion auch nicht das geringste zu tun, sondern bedeutet Glauben, wie er von den Kongregationen, den Konzilien, dem Papst festgesetzt wird. Er bekennt es deswegen auch offen: „Wer sich zur christlichen Weltanschauung bekennt, für den ist diese Freiheit von Wissenschaft und Denken unannehmbar." Immer wieder ist zu betonen, daß christliche Weltanschauung bei Donat nichts mit der Religion zu tun hat, sondern lediglich die von der ultramontanen Hierarchie festgesetzten Anschauungen sind. Wie er darüber denkt, geht deutlich aus folgendem Satze auf S. 64 hervor: „Wie lange noch die hochgehenden Wogen des Liberalismus über die Fläche des geistigen Lebens der Neuzeit hingehen werden, bis sie einmal sinken und abfallen, ist schwer zu sagen, aber das ist gewiß, daß sie ebensolange eine Gefahr sein werden für die christliche Kultur, für das geistige Leben Europas." Und auf S. 67: „Wer in der christlichen Welt lebt, weiß sofort, was er zu denken hat. Nicht an den Staat. Den Staat geht die direkte Beeinflussung der persönlichen Forschung eines Gelehrten nichts an. Wenn er auf etwas direkt Einfluß nehmen kann, so ist das allein die Lehrfreiheit. Nein, es ist vor allem die Glaubensautorität, die geoffenbarte Religion und ihre Hüterin, die Kirche." Es ist nun interessant, zu verfolgen, wie der Verfasser sich um die Definition der göttlichen Offenbarung bemüht. „Der Glaube", sagt er, „schöpft aus der göttlichen Offenbarung, die profane Wissenschaft aber als solche schöpft nicht aus der Offenbarung, sondern nur aus Berechnung und Vernunft." Was aber Offenbarung ist, geht aus seinen Worten auf S. 95 hervor: „Nicht alles also, was christliche Gelehrte einer Zeit für wahr halten, gehört deshalb schon zum Lehrbestand der Kirche. Nur dann, wenn die Theologen übereinstimmend etwas als im Lehrschatz der Offenbarung oder Kirche enthalten hinstellen, ist ihre Lehre maßgebend. Nicht deshalb, weil Theologen es sagen, sondern weil es Offenbarung und Kirche lehren." Man sieht, immer wieder kommt es heraus auf Beschlüsse von Kongregationen, Konzilien und dergleichen mehr. Hier wird beschlossen, was Offenbarung ist, und was nicht. Deswegen kann Donat auch auf S. 105 sagen: „Zum Gebiet des Glaubens gehört nur, was in der göttlichen Offenbarung enthalten ist, nämlich die Wahrheiten der Religion und Sittlichkeit, die in der Heiligen Schrift und Überlieferung niedergelegt sind." Überlieferung heißen dabei wieder jene von den Machthabern der Kirche festgesetzten Lehren und deswegen gehört schließlich alles zur göttlichen Offenbarung, was die Macht der Kirche fordert,

und alles widerstößt gegen diese Offenbarung, was diese Macht in irgend etwas lockern könnte. „Die Kirche kann also erklären, daß bestimmte Wahrheiten geoffenbart sind." Damit ist alles klar und deutlich ausgesprochen. (S. 105.)

Da bei Nichteingeweihten häufig Unklarheit darüber herrscht, was unter Offenbarung und Unfehlbarkeit zu verstehen ist, so ist es erfreulich, daß wir vom Autor darüber eine ganz deutliche Aufklärung erhalten. Man kann es nicht besser als mit seinen eigenen Worten wiedergeben, die auf S. 113 ff. stehen: „Nach katholischer Lehre (d. h. nach ultramontaner) besitzt die gesamte Kirche, wenn sie übereinstimmend etwas als Gegenstand des Glaubens erkennt, kraft göttlichen Beistands in Sachen des Glaubens und der Sitte die Gabe der Unfehlbarkeit, sowohl dann, wenn sie in ihrem täglichen Glaubensleben übereinstimmend eine Lehre als Glaubenswahrheit erkennt, als auch in feierlichen Entscheidungen, wie auf allgemeinen Konzilien. Dieselbe besitzt außerdem der Papst allein, wenn er als oberster Lehrer in Sachen des Glaubens und der Sitte eine endgültige Entscheidung für die ganze Kirche (ex cathedra) zu geben beabsichtigt. Zu den nicht unfehlbaren Erklärungen gehören in verschiedenen Abstufungen die Lehräußerungen einzelner Bischöfe oder partikularer Synoden und besonders die der römischen Kongregationen. Letztere sind Korporationen von Kardinälen, die vom Oberhaupt der Kirche als höchste päpstliche Behörden delegiert sind, um ihm in den verschiedenen Regierungsgeschäften zur Seite zu stehen. Von diesen können die Kongregationen der Inquisition, oder wie sie auch genannt werden die Kongregation des heiligen Offiziums, sowie die Indexkongregation auch Lehrentscheidungen treffen. Obwohl die Kongregationen kraft der Autorisation des Papstes fungieren und mit seinem Einverständnis ihre Dekrete veröffentlichen, so sind ihre Verfügungen doch nicht Entscheidungen des Papstes selbst, sondern bleiben solche der Kardinäle. Noch weniger kann die Unfehlbarkeit des Papstes auf sie übergehen. Sie ist seine persönliche Prärogative, der Beistand des heiligen Geistes ist ihm verheißen und schützt sein Urteil unter gewissen Bedingungen vor Irrtum. Aber auch den nicht unfehlbaren Lehrkundgebungen schuldet der Katholik Unterwerfung, und zwar nicht bloß eine äußerliche, ein ehrerbietiges Stillschweigen, daß er nicht durch Wort oder Schrift der betreffenden Entscheidung zuwider handelt; sondern auch innere Zustimmung. Doch kann diese nicht jene unbedingte Zustimmung sein, die er der unfehlbaren Entscheidung schuldet usw." Das sind außerordentlich interessante Dinge, wenn man sie nur mit der nötigen Aufmerksamkeit verfolgt und an der Hand der praktischen Erfahrung richtig zu deuten versteht. Man beachte, daß dort zuerst von Glauben und Sitte die Rede ist, und daß wiederum das, was Glauben und Sitte bedeutet, durch unfehlbare Beschlüsse festgestellt wird. Man beachte ferner, daß die Unfehlbarkeit den Päpsten verliehen wurde durch ein Konzil, d. h. auf deutsch durch die Beratung einer eigens zu diesem Zweck berufenen Versammlung von Menschen. Warum ausschließlich diese Träger der Offenbarung sein sollen, ist natürlich für den gewöhnlichen Menschenverstand

nicht ersichtlich. Man beachte ferner, daß das Urteil des Papstes nur unter gewissen Bedingungen vor Irrtum geschützt ist, d. h. wenn er eine Entscheidung (Definitio) ex cathedra trifft. Wir werden auf diesen wichtigen Punkt später noch zurückzukommen haben. Man beachte endlich den Ausdruck der innern Zustimmung. Also es wird nicht nur eine Unterwerfung in der äußerlichen Form verlangt, sondern auch ein Gewissenszwang ausgeübt, in moralischer Beziehung zweifellos das Unsittlichste, was man begehen kann. Und das alles vereinigt der Verfasser als Sprachrohr des Ultramontanismus mit der ‚Freiheit der Wissenschaft'.

Die Naturforschung soll im allgemeinen frei sein; die Physiker und Chemiker können sich in ihren Laboratorien mit Naturwissenschaften beschäftigen, soviel sie wollen. Dann kommt aber sofort wieder die Ausnahme (S. 106): „Allerdings wenn sie die Schöpfung, die Möglichkeit der Wunder leugnen, dann kommen sie mit dem Glauben in Berührung, aber dann haben sie aufgehört, Naturforscher zu sein. Sie sind Philosophen geworden." Also der Naturforscher darf sich nicht mit den Heilungen von Lourdes und denen durch die Berührung des heiligen Rockes von Trier beschäftigen. Der Arzt wird Philosoph, wenn er erklärt, daß die von der Feststellungskommission in Lourdes behauptete Heilung eines Lupuskranken nicht der Wahrheit entspricht. Das ist die Logik des Ultramontanismus.

Gustav Falke

Von Heinrich Spiero

Das literarische Leben Deutschlands ist in neuerer Zeit niemals völlig zentralisiert gewesen. Selbst während der Blüte Weimars gab es nicht nur in Schwaben und in Berlin abseits stehende Kreise. Und als mit Schiller die eigentlich zusammenhaltende und literaturpolitisch wirkende Kraft dahingegangen war, wurde die Vereinzelung wieder stärker. Kaum eine Stadt in Deutschland hat sich dauernd als literarischer Vorort behaupten können, und zum Beispiel die schwankenden Schicksale Leipzigs und Dresdens wären ein dankbarer Gegenstand der Untersuchung*). Nach dem Jahre 1889 erschien es insbesondere so, als ob Berlin und München allein die Vorherrschaft gewonnen hätten und daneben höchstens noch versprengte Kräfte in größerem oder kleinerem Zusammenhang mit den

*) Für Leipzig hat G. Witkowski dies unternommen, in seiner „Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig" (Festschrift der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zum Jubiläum der Universität). Allerdings geht er nur bis zum Beginn der neuesten Zeit.

Hauptstädten arbeiteten. In den letzten Jahren aber hat sich das Bild wieder völlig verändert, und es ist gewiß ein Zeichen des Fortschritts und gesunder Entwicklung, daß immer neue Mittelpunkte entstehn und sich um diese ein buntes Leben kristallisiert. Hamburg, das zwar immer den einen oder den andern bedeutenden Schriftsteller beherbergte, hat im letzten Jahrzehnt an Bedeutung in diesem Sinne mehr und mehr gewonnen und ist heute auf dem Wege, wenn nicht schon an dem Ziele, die Stellung wieder zu gewinnen, die es einmal, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, besaß. Eine Fülle älterer und jüngerer Kräfte ist in der größten deutschen Handelsstadt heimisch geworden, auch ohne ihr durch Geburt anzugehören, und da, wo Leben ist, auch Leben hinzukommt, so ergibt ein Studium des geistigen Hamburgs der Gegenwart einen beim ersten Blick überraschenden Farbenreichtum literarischen und dichterischen Lebens. Ja, wenn man, wie man's tun muß, den Umkreis der großen Stadt und ihre Nachbarstädte hinzurechnet, so findet man, daß Hamburgs Bannmeile nun schon seit Jahren die Heimat einer Reihe von Dichtern ersten Ranges geworden ist, wie sie sich jetzt in keiner andern deutschen Stadt mehr zusammenfindet. Wenn man Detlev von Liliencron, den zu früh Entrissenen, der uns doch noch mit seiner Persönlichkeit lebt, Richard Dehmel und Gustav Falke, alle drei Bürger Hamburger Vororte, aus der deutschen Lyrik der Gegenwart ausstriche, so würde nichts imstande sein, die Töne zu ersetzen, die uns dann fehlten.

Gustav Falke ist 1853 in Lübeck geboren, reiht sich also zeitlich noch den Dichtern des Übergangs vom Alten zum Neuen an, die als einsame Kämpfer zwischen den Schlachten standen: Wildenbruch, Hoffmann, Alberta von Puttkamer, Schönaich-Carolath; trotzdem gehört er im Gegensatz zu dem ihm persönlich verbunden gewesenen und in manchem verwandten, um ein Jahr älteren Carolath bereits ganz zur nächsten Generation. Das spricht sich deutlich schon in zwei Zahlen aus: Carolaths erster Gedichtband erschien 1878, also längst, bevor die jüngste Bewegung einsetzte — Falkes erster Band 1891, mitten im Werden neuer Kräfte. Der Poet, der am Ende des vierten Jahrzehnts seines Lebens stand, hatte schon wieder aus Süddeutschland den Weg nach dem Norden gefunden; der Sohn Lübecks war in Hamburg heimisch geworden. Durch den Buchhandel, wie bei Wilhelm Raabe, ging bei ihm der Weg zum Schriftsteller, und als nun seine ersten Gedichte erschienen, da wirkten sie durchaus als neue Kunst und fanden eine Begrüßung voll hinreißender Liebe bei Detlev von Liliencron, dem Falke dann die erste Ernte gesammelt darbrachte. Der Band hieß: „Mynheer der Tod", und es darf gleich hier gesagt werden, daß Falke es wie wenige verstanden hat, seinen Werken schlichte und doch eigenartige Titel zu geben, die sich dem Kenner sofort und für immer einprägen: „Mynheer der Tod", „Tanz und Andacht", „Zwischen zwei Nächten", „Neue Fahrt", „Mit dem Leben", „Hohe Sommertage", „Frohe Fracht"; dazu Prosabücher: „Aus dem Durchschnitt", „Landen und Stranden", „Der Mann im Nebel" — man soll noch

nach einem Dichter suchen, der die schwierige Kunst der Titelfindung mit solcher Feinheit und solcher Treffsicherheit zu handhaben versteht *).

Den lauten Schreiern mit den Fechterposen
Hat Pöbelgunst den Lorbeer stets gebracht;
Indessen lenkt mit selbstgepflückten Rosen
Ein Ritter schweigend aus der Siegesschlacht.

Es sind nicht allzu viele Dichter der deutschen Gegenwart, die gefahrlos ein solches Bild hinstellen dürfen, weil sie selbst stets der Fechterposen bar waren und von allem Anfang ihres Schaffens bis zur Reife der Kraft immer nur als ehrliche und in bestimmtem Sinne tumbe Kämpen ihre Schlachten bestanden haben. Gustav Falke aber darf mit Wahrheit auf der Höhe seines farbig reizvollen, mehr gerühmten als wirklich gekannten Schaffens solchen Kranz für sich beanspruchen. Der Beginn seines dichterischen Aufstiegs fiel noch in die laute Zeit wilder Befehdung zwischen alt und neu; und wenn er auch nicht „dieses laue Händedrücken, abgemessene Verneigen" kannte, sondern lieber „Hände hinterm Rücken" frei und ehrlich Farbe zeigte, so blieb Falke doch dem journalistischen Nahkampfe, dem literarischen Richtungshader fern — so sehr wußte der damals schon durchgebildete Künstler und Mann, daß seine Rosen in anderm Streite zu pflücken waren als im Leben des Marktes.

In den ältesten Dichtungen Carolaths, um auf diesen Vergleich noch einmal zurückzukommen, war ein Einfluß Heinrich Heines festzustellen: ganz im Gegensatz dazu fehlt dieser Einschlag bei Gustav Falke nicht nur vollständig, sondern er gehört zu den früher sehr seltnen, jetzt schon zahlreicheren Lyrikern, die überhaupt unter Heines Einfluß niemals gestanden haben, und er hat den in unsrer Zeit wahrlich großen Mut besessen, zu gestehn, daß die Dichter, die er liebe, alle andre Gesichter trügen. Er hat Namen dabei nicht genannt, aber wenn wir in seine Werke hineinschauen, so finden wir, daß er an zwei Dichtern vor allem sich geschult hat, an Mörike und Liliencron. Falke hat einmal in einer selbstbiographischen Skizze gesagt, er könne eine ganze Abhandlung über sein Verhältnis zu Liliencron schreiben; er täte dies aber nicht und müsse es schon seinen Kritikern überlassen, die Beeinflussung herauszufinden. Wenn wir dieser Anregung folgen, so möchte ich da, fern jeder nach Parallelen forschenden Pedanterie, folgendes sagen: je öfter ich Falke und Liliencron lese, um so mehr stellt sich mir das Verhältnis des Jüngern zum Ältern so dar — ich meine natürlich das dichterische Verhältnis — wie das von Friedrich Hebbel zu Ludwig Uhland. Mit Bezug hierauf hat Hebbel selbst einmal folgendes gesagt: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jeder tüchtige Mensch in einem großen Mann untergehn muß, wenn er jemals zur Selbsterkenntnis und zum sichern Gebrauch seiner Kraft gelangen will; ein Prophet tauft den zweiten, und wem diese Feuertaufe das Haar sengt, der war nicht berufen!" So ist Gustav Falke einst

*) Gustav Falkes Werke erscheinen bei Alfred Janssen in Hamburg. Nur ein Buch „Dörten und andre Erzählungen" ist bei Max Hesse in Leipzig herausgekommen.

in Detlev von Liliencron untergegangen; noch deutlicher fast als sein erstes Buch zeigen es das zweite und das dritte. Aber die Feuertaufe hat ihm das Haar nicht gesengt. Schon da, wo er nur wie ein jüngerer Liliencron erscheint — und das ist in einigen Gedichten immerhin der Fall —, tönt noch ein Klang mit hinein, den Liliencron nicht hat, und der ein Auftakt ist für Falkes ganz eigne Melodie, die sich von Jahr zu Jahr klarer herauslöst und schon in dem Buch „Tanz und Andacht" (1893) als unverwechselbare Eigenart durchgedrungen ist. Man kann in dem Aufbau eines einzigen Gedichtes schon dieses langsame Hinfinden zum eignen Ton belauschen. Da ist das zweite Stück in „Mynheer der Tod" (1891) „Die Equipage". Eine alte Exzellenz und ein junges Mädchen, eben erst flügge, werden von dem Tod, der an Stelle des Kutschers das vornehme Gefährt bestiegen hat, einhergeschleift:

Breitbeinig steht der Tod, weit vorgebeugt,
Ein Muschellenker, der sein Wettgespann
Um Kranz und Gloria durch die Rennbahn kreist.
In harter Knochenfaust die straffen Zügel,
Und mit der andern weitausholenden Schwunges
Der Peitsche schlangenschmeidige Geißelschnur
Den bangen Tieren um die Ohren klatschend,
Scheint er ganz Lust, im hellen, harten Blick
Des kränzesichern Sieges Übermut,
Und um den Mund, daraus die feste Mauer
Des prächtigsten Gebisses blitzt und lacht,
Ein schlächterhaft brutales, breites Grinsen.

Niemand wird in dieser Schilderung die Spur Detlevs von Liliencron verkennen, nur daß dieser als echter Schleswig-Holsteiner „schlachterhaft" statt „schlächterhaft" gesagt hätte. Und nun der Schluß:

Die wilde Jagd verschlingt ein Tannenwäldchen.
In Staub und Glut der Straße aber liegt
Hellschimmernd eine weiße Rosenknospe,
Erschlossen kaum, feuchtwarm der zarte Stengel,
Als hätt' noch eben eine heiße Hand
Die Todgeweihte lebensfroh umfaßt.
Der laue Mittagswind streicht drüber hin,
Ein scharlachfarbner, eiliger Schmetterling,
Sich überhastend, gaukelt leicht vorüber,
Kehrt wieder, ruht wie müde eine Weile,
Mattflügelnd, auf dem Blütenbett sich aus
Und nimmt den Weg ins übersonnte Feld
Schnittreifen Hafers, das der Friede küßt
Und wolkenlose Bläue überdacht.

Das ist es. Liliencron wird von seinem ewig stürmenden Herzen zu immer neuen Kämpfen gedrängt, während kaum die alten ihren vollen Austrag und Ausklang gefunden haben; Falke versteht es immer wieder, auf den Wegen zum Ziel seiner Sehnsucht eine Ruhebank zu finden, einen Punkt im treibenden Hasten, der ihm Glückes genug gewährt. So wird ihm der Friedhof, auf dem er doch einst mit dem Freunde den Tod von Kreuz zu Kreuz hüpfen sah, ein wahrer Ort des Friedens:

Glockenklang und Drosselschlag,
Hügel still an Hügel,
Drüber wiegt ein Sommertag
Sich auf goldnem Flügel.

Gewiß, auch dieser Dichter wagt, „unbekümmert, wo wir landen", den keckſten Flug; aber war er gleich gestern Schelm und heute Prophet — immer bleibt der Poet in seinem Sinne fromm. Geht ihm auch der Pendelschlag des Herzens hin und her

Schwarze — Blonde, Schlag um Schlag,
Schwarze — Blonde, durch den Tag,
Schwarze — Blonde, Schwarze — Blonde —

er findet das tiefſte Genügen erst in der Stille eines Sommerabends, da sich ihm in der Nähe die Ferne auftut und er sein Glück zwischen Rosen und grünen Ranken wie in einem Tempel umschlossen weiß. „Tausend Fäden", das empfinden wir immer wieder, zittern in dieser Poesie bange mit. Schwere Seelenkonflikte nahen sich auch diesem Poeten, und unverwischt, aber von zarteſtem Dichtergriffel in die reinste Form gebannt, sprechen sie zu uns; denn das wollen wir doch festhalten: Falke ist keineswegs ein Idylliker, der, wie unverständige Leute meinen, einen ganz engen Bezirk hat und über die Zäune seines Gartens nicht hinaussieht. Man kann ruhig in seinem Eigen bleiben und doch den Blick für die Welt behalten und die Reflexe dieser Welt empfinden, wenn man eben ein ganzer Dichter ist, wie Gustav Falke.

Weit hinten liegt die große Stadt,
Die graue Stadt in Dunst und Rauch.
Hier spielt im Wind das grüne Blatt
Und schaukelt sich im Morgenhauch.

Hier ist das Leben hold verstummt,
Träumt lieblich in sich selbst hinein;
Nur eine frühe Biene summt
Näschig um süße Becherlein.

Und manchmal ein verwehter Laut,
Wie fernen Meeres Wogenschlag.
Was dort um Mauern braust und braut,
Herr, führ's zu einem klaren Tag!

So dichtet nicht jemand, der an Goldregen und Georginen sein Genügen hat, aber so kann jemand dichten, der gleichzeitig in den Lauten seiner plattdeutschen Muttersprache „Lütt Ursel, lütt Snursel" zappeln läßt („En Handvull Appeln" 1906) und mit dem „Gestiefelten Kater" (Epos, 1904) auf Märchenfluren so gut Bescheid weiß, als wären's die Hamburger Walddörfer. Wie weit Falkes Weltblick, seine poetische Gabe, auch Fremdes in sich hineinzuziehen und wie ein Edelstein gefaßt wiederzugeben, reicht, das zeigt sein Mitgehn gegenüber fremder Größe. Gustav Falke teilt mit zwei sehr ungleichen Vettern, Paul Heyse und Liliencron, die Gabe, Kunstgenossen von ganz andrer Art sicher und fein zu charakterisieren. Man kann den Gestalter Richard Dehmel

zum Beispiel kaum besser von sich aus neu gestalten, als Falke es in der Widmung der „Neuen Fahrt" (1897) getan hat, wo er Richard Dehmels Kunst so verbildlicht:

Aus eines Opferbeckens Bronzeteller steigt
Ein reines Feuer zum gestirnten Himmel auf.
Fünf Engel stehn als Wächter um die weiße Flamme,
Fünf nackte Jünglinge mit langen, schwarzen Flügeln,
Bis auf die Erde reichen rings die Spitzenpaare.
Jeder stützt schweigend einen schlanken Schaft vor sich,
Der oben grünt und schwer voll reifer Früchte hängt,
Und jeden Schaft umringelt schillernd eine Schlange,
Die nach den Früchten züngelt. Nascht sie aus dem Laube,
Fährt ein Erschauern durch des Hüters Nachtgefieder
Und krampft sein Antlitz jäh zu einer Maske
Zorniger Seelenpein, und blindlings zuckt der Wurm
Vor dem meduſenhaften strengen Blick zurück.
Dann schaun die Fünf einander lächelnd an im Kreis.
Ein steter Wechsel ist es zwischen göttlicher
Gelassenheit und harter Qual auf ihren Stirnen,
Denn immer wieder züngelt Schlangengier nach oben,
Doch still und klar und heilig brennt die weiße Flamme.

Das ist derselbe Gustav Falke, der in seinen Romanen und Erzählungen unser Hamburger Kleinbürgertum leibhaft und lebhaft vorführt. Lange hat es gedauert, bis er in dieser Form seinen Stil und seine Geltung fand. In all seinen Prosabüchern, „Aus dem Durchschnitt" (1892), „Der Mann im Nebel" (1899), waren einzelne Ausschnitte aus dem Leben und insbesondere aus dem Hamburger Leben lebendig und wirksam, aber es fiel doch, auch in „Landen und Stranden" (1895), seinem umfangreichsten Roman, den der Dichter noch einmal umarbeiten will, alles in Einzelheiten auseinander. Erst in den „Kindern aus Ohlsens Gang" (1908) sind die frühern Mängel überwunden, und nun in Hamburg fest eingelebt, hat Falke auch seinen Stil für die Schilderung Hamburger Lebens gefunden. Hamburger Lebens, nicht des Hamburger Lebens. Gerade, weil in ältern Büchern die Bemühung, verschiedene auseinanderliegende Kreise zu meistern, eine Unruhe mitbrachte, die den Werken nicht bekam, hat sich Falke hier auf einen Kreis beschränkt und das Hamburger Kleinbürgertum, das am Hafen lebt, mit dem Hafen zusammenhängt, sehr glücklich widergespiegelt. Was auch einfache Schicksale in diesen Kreisen an der Wasserkante so häufig aus dem gemeinen Lauf der Dinge heraushebt: daß sie nämlich immer verbunden erscheinen mit Wasser und Meer, mit dem Strom und der überseeischen Schiffahrt, das prägt sich in Falkes Erzählung fein und unaufdringlich aus. Wie mit einem Silberstift, der nichts verniedlicht und nichts verzerrt, aber doch den Dingen einen zartern Glanz verleiht, ist alles gezeichnet. So werden uns die kleinen Schicksale dieser kleinen Leute, die ihnen doch große Schicksale sind, etwas, und die Leute selbst werden uns vertraut, wie sie in völliger Echtheit dastehn, dem Boden ihrer Schritte durchaus verwandt, in ihrer Sprechweise den Rest von Seemannshumor, den der Hamburger Kleinbürger niemals verleugnet.

Auch der Versuchung, sich durch das Hineinziehn der vortrefflichen Bestrebungen des Volksheims die Handlung entgleiten zu lassen und sie zu einem sozialen Programmroman auszurecken, hat Falke widerstanden. Das Volksheim, hübsch und warm geschildert, bleibt der Hintergrund für die Menschen aus Ohlsens Gang, die nicht dazu angelegt sind, ihre Schicksale aufzudonnern, aber freilich auch nicht mit dem Leben spielen, sondern es still und mit Selbstbescheidung erfüllen und überwinden.

Gustav Falke hat schon sieben Bände Gedichte hinausgesandt, von denen es schandenhalber noch keiner über die zweite Auflage gebracht hat. Das Publikum hat merkwürdiger- oder bezeichnenderweise die starken und die schwachen ganz gleich bewertet. Im sechsten Bande, der die Aufschrift „Hohe Sommertage" (1902) trägt, war Herbststimmung angedeutet, die nun in dem bisher letzten, „Frohe Fracht" (1907), voll durchschlägt. Man muß von diesem besonders sprechen, weil er einmal in einer ganzen Reihe schöner Gedichte den Meister der früheren Jahre ungeschwächt zeigt, dann aber in ihm leise Linien einer neuen Entwicklung gezogen sind.

Fahre, Schifflein, fahre,
Sterne über dir,
Früchte mancher Jahre
Trägt mein Schifflein mir.

War ein fröhlich Reifen
In durchsonntem Raum,
War ein fröhlich Greifen
In den vollen Baum.

So setzt das Buch ein. Und dann mit Falkes schalkhaftem Humor:

Lob' ich meine Ware,
Wer verdenkt es mir?
Fahre, Schifflein, fahre,
Sterne über dir.

Der Zusammenhang mit der spendenden Natur, der hier schon durchklingt, geht dem Dichter keinen Augenblick verloren; und niemals tut er der Natur Gewalt an, so wenig er sich damit begnügt, sie abzuschreiben. Immer wieder werden Tag und Nacht gegeneinander gestellt, die letzten und die ersten Stunden des Tages sind Falke die liebsten.

Es läßt der Tag aus müder Hand
Die letzten blassen Rosen fallen
Und lauscht noch einmal, rückgewandt,
Dem lautern Lied der Nachtigallen.

Wundervoll, wie hier in dem dahinschwebenden letzten Schein eines Sommerabendrots des Tages letzte blasse Rosen uns ansehn. Und nun führt die Handlung ohne Hast weiter in das Dunkel, aus dem heraus der Vogelsang ertönt:

Die haben im versteckten Hain
Schon seine Schwester froh empfangen,
Die sanfte Nacht; sie stillt allein
Der Liebe zärtliches Verlangen.

Er neidet's ihr und achtet's nicht,
Daß zwitschernd aus den blauen Räumen
Noch eine Lerche fällt, um, dicht
Ins Korn geschmiegt, von ihm zu träumen.

Diese poetisch ebenso wirksame wie ungesuchte Verbindung durch das Lied der Morgen- und Abendsänger gibt dem ganzen Gedicht jene gewissermaßen atmende Wärme, die Theodor Storm gemeint hat, als er sagte: „Am vollendetsten erscheint mir das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüte die Frucht." Und ganz dasselbe gilt, wenn das Leben der Pflanze in diesen den Dichter immer wieder fesselnden Wechsel hineingestellt wird:

Der Tulpenbaum hat über Nacht
All seine Blumen aufgemacht,
Die weißen Sterne leuchten weit
In ihrer keuschen Herrlichkeit.

Es ist, als hätt's die Nacht bedacht,
Was Liebes sie dem Tag vermacht,
Damit von ihrem Märchenglanz
Ein Schimmer leb in seinem Kranz.

Er aber, überreich an Licht,
Bedarf der fremden Sterne nicht,
Und bald entblättert, schnell und sacht,
Das liebliche Geschenk der Nacht.

Wie im Wechsel der Stunden, so ist es auch darüber hinaus, in dem Gleiten eines Menschenlebens immer wieder der Übergang von der Helle zur Dunkelheit, dem Falkes Träume gelten. Er hat den Tod so oft besungen, daß er's wohl wagen kann, sich einmal von ihm ordentlich die Leviten lesen zu lassen. Raunzend und schimpfend läßt der hohläugige Jägersmann den auf schläfriger Wintersflur betroffnen Dichter also an:

Was hast du für ein Jammerbild
Von mir den Menschen aufgeschwatzt!
Bald war ich wie ein Nönnchen mild,
Das ihren Abt zu Tode schmatzt.

Bald salbungsvoll wie ein Pastor,
Bald kindisch wie ein Großpapa,
So führtest du mich täglich vor,
Als wär' ich zur Belustigung da.

Heut war ich dir ein Trainhusar
Und morgen ein Baron im Frack,
Und einmal schobst du mir sogar
Die Pfeif' ins Maul. Und der Tabak!

Aber trotz solcher Begegnung gestaltet der Dichter, dessen erstes Buch „Mynheer der Tod" hieß, das tiefste Geheimnis unsres Lebens immer neu. Sei's, daß er den Tod dem lorbeergekrönten Sieger bei der zweiten Wettfahrt den andern

dunklern Kranz geben läßt, sei's, daß er den Leichenzügen nachdenkt, die unsern seinem Fenster dem „stillen Garten" zuwanken.

Völlig überwunden ist in diesem Bande der Einfluß des Dichters, der Falke einst herausbrachte, Detlevs von Liliencron, hier ist im Gegensatz zu früherer Zeit jeder Vers durchaus Falkisch, und um so heller erklingt in zwei köstlichen Gedichten der Preis Detlevs von Liliencron aus Falkes Munde, jedesmal mit einem durchschwingenden Herzenston und doch in scheinbar leicht gefügter Humoristenweise:

Und singst noch heute in einem Ton,
Als wärst du der Leutnant von Liliencron,
Und bist doch schon Hauptmann, bist General,
Der teutschen Lyrik Feldmarschall.

An einen andern Dichter, mit dem Falke bisher keine Verwandtschaft zeigte, gemahnt solche und manche ähnliche Dichtung, an Theodor Fontane. Eine Resignation, die von Bitterkeit frei in die Welt sieht, tönt durch solche Verse hindurch, eine leise Resignation und die Bemühung, im Trott der Tage doch durch Gewöhnung und Enttäuschung hindurch einen Strahl stillen Glücks zu erhaschen. Und dieser Zug vollendet einstweilen liebenswürdig das liebenswerte Bild dieses Poeten, der auch in der jüngsten Gabe immer wieder jenes sehnsuchtsvolle Eindringen in des Lebens Tiefe und Geheimnis übt.

Ich kannt' ein schönes, stilles Land,
Jetzt liegt es wie in Märchendämmer,
Da weidete im Lichtgewand
Der Friede seine weißen Lämmer.

Ich weiß den Weg, bin ich ihn doch,
Und nicht im Traum nur, hergegangen,
Und spür' in meinen Kleidern noch
Den Duft von seinen Blumen hangen.

Doch wend' ich mich zurück und breit'
Die Arme aus nach jener Ferne —
O Jugendland, wie liegst du weit
Und unerreichbar wie die Sterne.

Keine träge Beschaulichkeit, keine genügsame Philistrosität liegt in Falkes Natur, sondern, was ihm die eigne Note gibt, ist der bewußte Zusammenhalt menschlicher und künstlerischer Kräfte innerhalb des Rahmens der selbsterkannten Begabung. Gustav Falke ist durchaus ein Sohn der neuen Zeit:

Unsre leisen, weinenden Worte
Von jenen Jahren, die nun
Hinter der dunklen Pforte
Für immer ruhn,

er weiß sie uns ins Ohr zu sagen. Aber er schlägt in seiner ruhigen Sicherheit stärker als mancher andre die Brücke hinüber zur Vergangenheit, fügt sich, weil er zwar neue, aber keine überraschenden, grell abstechenden Töne gebracht hat,

der Entwicklung unsrer Lyrik, die in gewissem Sinne zeitloser ist als andre Dichtungsformen, harmonischer ein. Er steht etwa da, wo unter den Malern Hans Thoma steht, und er gewinnt, je älter er wird, gleich diesem einen altmeisterlichen Zug, der uns sein Bild noch lieber macht und unsre warme Neigung zu ihm vermehrt.

Die Vereinigten Staaten, ihre innere und äußere Tagespolitik

Das Übergewicht der Vereinigten Staaten auf der westlichen Halbkugel wirkt stark auf die Beziehungen der süd- und mittelamerikanischen Republiken zu Deutschland und anderen europäischen Staaten. Ihr Verhältnis zu Japan beherrscht die Politik des fernen Ostens, ja aller Gestade des Großen Ozeans. Bei ihnen selber aber hängt die äußere Politik ganz von der inneren ab. Die Opposition verwirft den Imperialismus, den Panamerikanismus, die überspannte Schutzzollpolitik, vor allen Dingen das Trustwesen, das einen so starken Einfluß auf die innere und äußere Politik hat. Und eben hier scheint sich eine bedeutungsvolle Wendung vorzubereiten. Jeder Tag bringt neue Nachrichten voll düsteren Inhalts für die im Besitz der Macht befindliche republikanische Partei. Ja, die bestbeglaubigten Korrespondenten melden, daß ihr Sturz schon bei der nächsten Wahl des Repräsentantenhauses, die am 1. November d. Js. stattfindet, unbedingt sicher sei. Darauf wäre nicht allzuviel zu geben, wenn man auf die allgemeinen Stimmungszeichen angewiesen wäre. Nach ihnen hat man sich über die Gesinnung der Bevölkerung schon oft geirrt. Aber man hat es mit der Tatsache eines offenen Aufruhrs innerhalb der herrschenden Partei zu tun. Es bildet sich dort seit einigen Monaten eine Partei der „Insurgenten" heraus, nicht etwa nur auf Grund persönlicher Meinungen, sondern tiefgreifendster Interessengegensätze, denen man bisher noch so wenig entgegenzusetzen gewußt hat, daß ein Teil der leitenden Männer, und zwar gerade die hervorragendsten, das Gewehr in den Graben werfen und dem politischen Leben den Rücken kehren.

Die republikanische Partei entstand erst 1856, als die Sklavenfrage zur Entscheidung drängte. Mit dieser parallel ging jedoch der Streit um Freihandel und Schutzzoll. Die sklavenhaltenden Südstaaten mußten weitaus den größten Teil ihrer Erzeugnisse, Baumwolle, Tabak, Holz, ans Ausland absetzen, wobei ihnen kein Schutzzoll nützen konnte. Das ist noch heute so. Deshalb sind sie allezeit Anhänger eines immerhin gemäßigten Freihandels geblieben. Sie waren

und sind das um so mehr, als sie alle Industrieerzeugnisse vom Norden oder vom Auslande kaufen müssen, wobei Zölle ihnen natürlich den Bedarf verteuern. Die Nordoststaaten waren und sind die eigentlichen Schutzzöllner, sie wollen den europäischen Handel möglichst aus dem Gebiet der Union vertreiben, ja am liebsten ihn auch aus dem übrigen Amerika weit zurückdrängen. Der Gegensatz dauert nicht nur bis heute unvermindert an, er hat sich vielmehr durch die Entwicklung des Trustwesens noch verschärft. In den letzten Jahrzehnten ist es dem organisierten New-Yorker Riesenkapital gelungen, für den größten Teil der Industrie- und Bergwerkserzeugnisse Privatmonopole zu errichten, die das Land mit der äußersten Rücksichtslosigkeit ausbeuten. Ja, sogar den Vieh- und Fleischhandel haben die Chicagoer Großkapitalisten in ihre Gewalt gebracht, wobei sie den Farmern niedrige Preise zahlen und den Schlächtern, Fleischhändlern und Verbrauchern Bombenpreise berechnen.

Wie ist es möglich, daß der landwirtschaftliche Nordwesten, der schon im Staate Ohio beginnt, dieser Hochschutzzollpartei anhängt? Das tut er, denn ohne ihn wäre der Nordosten viel zu schwach, zumal der Staat New York wegen der aus gewissen Gründen meist demokratischen Großstadt New York manchmal zur demokratischen Partei abschwenkt. Dabei wirkt im wesentlichen die Erinnerung an den gemeinsam gegen die Sklavenhalterei geführten Krieg noch nach. Die Sklavenwirtschaft ist dem nordwestlichen Bauernlande mit Recht ein Greuel. Anderes kommt hinzu. Die Südstaaten sind noch heute partikularistisch, der Nordwesten sucht das Heil in der Zentralgewalt. Das Schlimmste war, daß der Süden sich um die Mitte der neunziger Jahre der schwindelhaften Silberpolitik des Mr. Bryan in die Arme warf. Das alles hat es dem nordöstlichen Industrielande ermöglicht, die mittleren Nordweststaaten bei seinen Fahnen festzuhalten, obwohl diese durch die Massenausfuhr an Nahrungsmitteln und den Mangel einer eigenen Industrie weit mehr am Freihandel als am Schutzzoll interessiert sind.

Fünfzig Jahre lang hat die republikanische Partei das Bundespräsidium besessen. Nur die acht Jahre von 1884 bis 1888 und 1892 bis 1896 gab es einen demokratischen Präsidenten, Grover Cleveland; ein demokratisches Repräsentantenhaus gar noch zwei Jahre weniger. Da ist manche Mißwirtschaft arg in Saat geschossen. Der wärmste amerikanische Patriot gibt willig zu, daß die Fäulnis im öffentlichen Leben ein wahrer Schandfleck der Vereinigten Staaten ist. Aber jeder erkennt auch an, daß hier in beiden Parteien so stark gesündigt wird, daß man nicht weiß, wem man die Palme zuerkennen soll. Die Stadt New York ist in den Händen der Demokraten, Philadelphia der Republikaner, die Korruption ist in beiden gleich groß. Im Herbst 1909 zog der keiner von beiden Parteien angehörige Präsidentschaftskandidat Hearst die grauenhafte Bestechlichkeit von Senatoren, Gouverneuren, leitenden Männern beider Parteien ans Licht. Aber die republikanische sieht doch gerade in jüngster Zeit den Haß gegen sich reißend schnell anwachsen. Sie hat die Hochschutzzoll-

tarife geschaffen, durch die die Trusts die europäischen Waren so empfindlich verteuern, daß sie selber mit Leichtigkeit Monopolpreise erheben können. Die Trusts haben ihre Kunden wie auch ihre Bezugsquellen vergewaltigt, sie stehen ihren Arbeitern als eine übermächtige Organisation gegenüber, sie haben an der Fäulnis des öffentlichen Lebens den allerstärksten Anteil. An der Volksbeliebtheit Roosevelts hatte die kraftvolle, ja man kann wohl sagen maßlose Sprache gegen die Riesenkapitalisten einen sehr starken Anteil. Er verglich sie mit Straßenräubern, Zuhältern und bezahlten Rowdies, ja sie seien schlimmer als diese. Ihn verehrten breite Volksmassen als ihren Helden. Dadurch erhielt er in der Präsidentenwahl vom November 1905 die beispiellose Mehrheit von 2545515 Stimmen über seinen demokratischen Nebenbuhler.

Nun zeigte sich aber, daß die Gesetzgebung unter Roosevelts Leitung doch gegen die Trusts sehr wenig ausrichtete. Das allmächtige Riesenkapital spottete der Gesetze wie der Gerichte. Auf das einzige wirkliche Hilfsmittel, die Zulassung ausländischer Erzeugnisse, wagte sich Roosevelt nicht einzulassen, nachdem er einige Reden dafür gehalten hatte. Gleichwohl schwuren die Trusts ihm den Untergang und er wich vor ihnen zurück. Er kandidierte 1909 selbst nicht wieder; vielmehr empfahl er seinen Staatssekretär Taft, der denn auch gewählt wurde. Dessen Mehrheit schmolz jedoch auf 1269804 Stimmen zusammen. Sichtlich hatte ein Teil der Wählerschaft bereits das Vertrauen zu der republikanischen Partei verloren. Fanatische Ankläger behaupteten, Roosevelt habe von einem Geheimabkommen gewußt, kraft dessen die Trusts für die republikanischen Parteikassen und für die Wahl Tafts große Summen hergeben sollten und dafür das Zugeständnis erhielten, daß nichts Ernstliches gegen sie geschehen sollte. In der Wahlbewegung war oft von Revision des Zolltarifs gesprochen worden; zweifellos hatte die Masse der Wähler das so aufgefaßt, als sollten die Zölle ermäßigt werden. Als man aber im Sommer das Werk vollbrachte, war es keine Ermäßigung, sondern eine Erhöhung.

Daran hatten auch die Kongreßmitglieder des mittleren Nordwestens noch mitgearbeitet. Ohne sie wäre das neue Zollgesetz nicht zustande gekommen. Sie haben sich noch der Parteifuchtel gefügt. Als aber im Herbst Präsident Taft seine Reise durch den Nordwesten unternahm, zeigte sich, daß die Bevölkerung dort sehr unzufrieden war und das Lob, das er dem Werke spendete, höhnisch zurückwies. Er verkürzte seine Rundfahrt. Seitdem setzte der Fleischtrust eine so wahnsinnige Erhöhung der Fleischpreise ins Werk, daß es zu dem bekannten Boykott kam und Hunderttausende zeitweilig zu Vegetarianern wurden. Und dabei hatten die Farmer nicht einmal Vorteil davon, denn sie erhielten nur die alten Preise. Die Vertreter des mittleren Westens im Kongreß hatten nun Fühlung mit ihren Wählern gehabt. Sie hatten sich überzeugen müssen, wie unpopulär die republikanische Sache unter ihrer bisherigen Führung geworden war. Sie mochten fühlen, daß sie sich schleunigst von der letzteren trennen müßten, wenn nicht die republikanische Partei selber gestürzt werden und die

Demokraten zum Siege kommen sollten. Ob es noch früh genug war, dies zu verhindern, gilt indes als sehr zweifelhaft.

Der Aufruhr im Schoße der Partei richtete sich gegen die Führung. Die eigentlichen Riesenkapitalisten, die Rockefeller, Morgan usw., sind selbst nicht im Kongreß, auch nicht selbst Parteivorstände. Aber sie haben in diesen Stellungen ihre vertrauten Freunde. Daß diese selber Geld nehmen, wird nirgends behauptet. Aber sie verstehen es, die für das amerikanische Leben so unendlich wichtigen Parteikassen mit Geld zu füllen.

Langjähriger Sprecher war der Republikaner Joe Cannon. Gegen ihn entfesselte sich der erste Sturm. Die Vertreter des mittleren Nordwestens vereinigten sich plötzlich mit der demokratischen Opposition, um ihm eine Niederlage zu bereiten. Seitdem hat sich die Partei der „Insurgenten" immer deutlicher herausgebildet. Im Senat ist die alte Parteileitung allerdings stärker, aber auch dort beginnt sie zu versagen.

Inzwischen hatte die Wählerschaft selbst Stellung zu dem Lauf der Dinge genommen. Massachusetts und der ländliche Teil des Staates New York sind von jeher republikanisch gewesen. Dort haben jetzt ein paar Nachwahlen den Demokraten große Siege gebracht. Wenn das am grünen Holz geschieht, was will am dürren werden! Diese Vorfälle haben die Insurrektion stark begünstigt und sie werden die mittleren Nordweststaaten völlig anstacheln.

In den allerletzten Tagen ist bekannt geworden, daß die Haupteinpeitscher der republikanischen Partei der Wucht des allgemeinen Unwillens nicht länger zu widerstehen wagen. Die langjährigen republikanischen Senatoren Aldrich und Hale haben verkündet, daß sie bei Ablauf ihres Mandats am 31. März 1911 nicht wiedergewählt werden wollen. Von Chauncey Depew verlautet dasselbe. Diesen Männern schreibt man die Hauptverantwortung für den abermals erhöhten Schutzzoll des Payne-Aldrich-Tarifs zu. Freilich wäre dieser niemals zustande gekommen, wenn nicht die Kongreßvertreter der mittleren Weststaaten ihn gebilligt hätten. Aber diese oder viele von ihnen scheinen sich klar geworden zu sein, daß ihre Tage gezählt wären, wenn sie nicht schleunigst eine ganz andere Stellung zu der Parteileitung einnähmen. Das plötzliche Umsichgreifen der Insurrektion ist das Ergebnis der Furcht vor den Fortschritten der demokratischen Partei.

Diese letztere ist allerdings nicht eigentlich freihändlerisch, aber sie will doch eine alsbaldige Verringerung des bestehenden Tarifs im Sinne des von 1894 bis 1897 geltenden Wilson-Tarifs. Gesetzt, sie erlangt bei der Neuwahl des Repräsentantenhauses im November d. Js., was jetzt allgemein angenommen wird, den Sieg. Damit ist sie noch nicht Herrin über die Gesetzgebung, denn der Bundessenat wird alle zwei Jahre nur zu einem Drittel erneuert. Jetzt besteht er aus 58 Republikanern und 34 Demokraten. Da kann 1910 die Mehrheit sich noch nicht in die Minderheit verwandeln; selbst 1912 noch kaum; erst 1914. Wenn aber, dem Zug der Geister folgend, auch nur ein Teil der

Senatoren aus dem mittleren Westen zu den Demokraten übergeht oder wenigstens in Zollsachen, als zur Insurgentenpartei gehörig, mit ihnen stimmt, so kann natürlich die Macht der Trustpartei selbst im Senat sehr viel früher versagen. Bleibt immer noch der Präsident Taft, dessen Amtsdauer erst am 1. April 1912 endet. Von ihm ist schwerlich ein Umschwenken zu erwarten; wohl aber kann sein Veto durch eine gemeinschaftliche Mehrheit beider Häuser des Kongresses überwunden werden. Das alles kann erst die Zukunft entscheiden. Was indes als sicher gelten kann, das ist, daß weitere Schritte im Sinne der bisherigen Drahtzieher nicht geschehen werden.

Von der größten Bedeutung ist der Panamerikanismus, d. h. das Streben nach einer freundschaftlichen Verbindung ganz Amerikas, wobei naturgemäß den Vereinigten Staaten die Rolle eines Vormundes zufallen würde. Er findet seinen greifbaren Ausdruck zurzeit in den sog. Gegenseitigkeitsverträgen, durch die man sich gegenseitig eine Zollermäßigung verbürgt, von der die übrigen Länder ausgeschlossen sind. Solche kamen in ansehnlicher Zahl schon zu Ende der achtziger Jahre zustande; sie wurden rückgängig gemacht, als zum zweiten Male die Demokraten ans Ruder kamen. Inzwischen hatten auch die kleineren Republiken erkannt, daß sie schlechte Geschäfte gemacht hatten. In den letzten Jahren hat die Regierung zu Washington den Panamerikanismus wieder offen anerkannt; namentlich hat sie ihn auf dem dritten panamerikanischen Kongreß zu Rio de Janeiro 1907 durch den Staatssekretär Root vertreten lassen. Diesem gelang es, Brasilien und Ecuador zu gewinnen. Die Stimmung in Südamerika geht jetzt stark in entgegengesetzter Richtung.

Seine stärkste Ausbildung hat der Panamerikanismus in dem Verhältnis der Vereinigten Staaten zu Kuba erfahren. Dort hat er allerdings eine weit größere Berechtigung, weil die Nachbarmacht der Insel zur Unabhängigkeit verholfen hat und ihr eine wohltätige Vormundschaft bildet, ohne welche die Gefahr eines im Aufruhr siegreichen Negerregiments wohl kaum zu bannen wäre. Die Vereinigten Staaten haben dort ein ausgebildetes politisches Protektorat. Ebenso haben sie ein solches in der unter ihrer Gönnerschaft entstandenen Republik Panama. Ein wenig davon besteht auch bereits in S. Domingo, indem nämlich die Vereinigten Staaten die dankenswerte Aufgabe übernommen haben, die Finanzen im Interesse der Gläubiger ehrlich zu verwalten. Die Negerrepublik Haity liegt ganz zu Füßen der Nordamerikaner; nur ihr eigener Abscheu gegen die Schwarzen hindert sie, die Herrschaft anzutreten. Ein Dazwischentreten anderer Mächte ist gar nicht denkbar; in manchen Fällen sympathisiert alle Welt mit den Vereinigten Staaten. Auch wenn es keine Monroe-Doktrin gäbe, würde Europa sich nicht einmischen.

Aus alledem bildet sich schließlich eine große Zukunftsvision heraus: Amerika für die Amerikaner, worunter jedoch zu verstehen wäre: Ganz Amerika für die Vereinigten Staaten. Eben davon ist auch eine vermehrte Vorstellung in die Gemüter Südamerikas gedrungen. Nur von diesen kann ein ernstlicher Wider-

stand gegen den skizzierten Gang der Dinge aufkommen. Man spricht wohl von einem südamerikanischen Staatenbund dagegen. Wie weit man jedoch von einer solchen Möglichkeit entfernt ist, das sieht man aus dem alten Haß zwischen den Republiken der Westküste, Perus und Bolivias gegen Chile und Ecuador, der jüngst zum Kriege aufzulodern drohte. In solchen Fällen liegt es immer nahe, daß die schwächere Partei sich hilfesuchend an die Großmacht des Nordens wendet. Wozu das führen kann, ist im voraus nicht zu berechnen.

Die Gefühle wallen natürlich auf und ab. Im allgemeinen scheint nach den vorliegenden Nachrichten eine mißtrauische Vorsicht gegen den Norden zuzunehmen, wobei die nikaraguanische Angelegenheit stark gewirkt hat. Im ganzen übrigen Amerika hat man es sehr empfunden, daß die Regierung zu Washington zu sofortiger Einmischung schritt, weil die von ihr selbst anerkannte Regierung von Nikaragua zwei nordamerikanische Bürger, die sie mit Waffen in der Hand als Beteiligte der Rebellion ergriffen hatte, standrechtlich hingerichtet hatte. Man erblickte darin den Anspruch, daß amerikanische Bürger von den sonst geltenden und zwar allgemein üblichen Aufruhrgesetzen ausgenommen bleiben sollten. Der Zwischenfall wurde nur dadurch beendet, daß Präsident Zelaya unter Verzicht auf seine Würde außer Landes ging. Am meisten Erregung verursachte dabei, daß der Vermittlungsversuch einer so angesehenen Persönlichkeit wie Präsident Porfirio Diaz von Mexiko einfach zur Seite geschoben wurde. Mexiko als nächster Nachbar der Vereinigten Staaten blickt mit Sorge auf die wachsende Zuströmung nordamerikanischer Unternehmer und nordamerikanischen Kapitals. Bergwerke und Eisenbahnen sind bereits zum großen Teil in den Händen von Bürgern aus dem Nachbarlande.

Panamerikanismus, Imperialismus, Expansion sind Leitsterne und zum Teil ausgebildete Programme, die in der republikanischen Partei großen Einfluß ausüben. Präsident Roosevelt und sein verstorbener Staatssekretär Hay haben diese Strebungen stets zu zügeln verstanden. Sie haben manchmal ausgezeichnete Schlagworte gegen sie gebildet. Ungleich schärfer steht ihnen jedoch die demokratische Partei gegenüber. Das ergibt sich nicht nur aus ihrem mehr partikularistischen und mehr freihändlerischen Programm, sondern namentlich auch aus der bei ihr besonders ausgebildeten Rassenabneigung. Sie widerstrebt auch der Herausbildung eines Militarismus, weil dieser allemal ein kräftiges zentralisierendes Moment bildet und der bürgerlichen Republik nachteilig erachtet wird.

In der auswärtigen Politik kommt dies hingegen nicht ungetrübt zum Ausdruck. Denn dort spielt der Gegensatz gegen Japan die entscheidende Rolle und diesen empfinden die Demokraten am meisten, weil die Japaner farbig sind. Es durchkreuzt sich aber vieles, denn die Demokraten waren und sind aus dem gleichen Grunde ebenfalls Gegner der Erwerbung der Philippinen. Ob sie diesen Besitz herausgeben würden, wenn sie vor der Frage ständen, ist eine zweite Sache. Jetzt aber machen sie mit der Klage über den Mißerfolg Stimmung. Das trifft den Präsidenten Taft um so mehr, als er seinerzeit

Kommissar der amerikanischen Regierung für die Errichtung der amerikanischen Herrschaft war. Die Filipinos tragen das Joch ihrer neuen Besitzer ungern; sie verhalten sich nur deshalb ruhig, weil ein Aufstand zurzeit keine Aussicht auf Erfolg hätte. Sobald die Vereinigten Staaten in eine ernste Verwicklung geraten, werden sie sich sicher empören. Betrifft diese Japan, so ist ihnen die Unterstützung von dorther gewiß. Die Amerikaner sind voll Sorgen um ihren Besitz. Sie haben die Hauptstadt Manila stark befestigt. Eine feindliche Flotte kann den engen, jetzt von mächtigen Felsenbatterien gedeckten Eingang zu der tiefen Bucht nicht erzwingen. Aber das hindert die Japaner nicht, in irgendeinem der zahlreichen andern Häfen zu landen und Manila landseitig anzugreifen, was zu vereiteln weder Festungswerke noch eine ausreichende Armee vorhanden sind. Die Bevölkerung würde in den Japanern ihre Befreier erblicken. Ob mit Recht, das ist eine zweite Sache; möglicherweise halten sie die Inseln noch viel stärker fest als die Amerikaner. Sie würden auch sofort eine japanische Einwanderung veranlassen. Um die Philippinen zu halten, bedürfen die Vereinigten Staaten einer Flotte, die die japanische zwingt, ihre Heimathäfen nicht zu verlassen.

Ihre Unruhe verrät auch die eilige Anlegung des Kriegshafens in Pearl-Harbour auf einer Insel des Hawai-Archipels. Der Platz ist wunderbar zu einem Kriegshafen geeignet, weil er in der Mitte des Weges zwischen Japan und S. Francisco liegt. Für eine amerikanische Flotte, die einst einen Angriff auf Japan unternehmen wollte, wäre Pearl-Harbour ein vortrefflicher Stützpunkt für Kohleneinnahme, auch für Reparatur im Kampfe beschädigter Schiffe. Wenn eine amerikanische Flotte dort liegt, darf eine japanische nicht wagen, die Heimat zu verlassen, um Truppen nach den Philippinen zu bringen. Noch weniger darf sie den befestigten Punkt hinter sich lassen, um etwa S. Francisco, Portland oder Los Angelos anzugreifen. Denn sie riskierte damit nicht nur, daß die Amerikaner ihre Abwesenheit benutzten, um die japanischen Häfen zu bombardieren, sondern auch daß sie die Verbindung mit der Heimat, die eine japanische Angriffsflotte nicht entbehren kann, unterbrächen. Wenn die Japaner einen Krieg mit den Vereinigten Staaten führen wollen, müssen sie damit anfangen, Pearl-Harbour zu bezwingen. Das übrige Hawai in ihren Besitz zu bringen, wird nicht schwer sein, zumal schon 1897 24 407 Japaner unter einer Gesamtbevölkerung von 154 000 gezählt wurden neben nur 3086 Amerikanern. Inzwischen ist die Einwanderung von Japanern verhindert worden, aber durch Überfall kann die Inselgruppe im Nu überflutet werden.

Das Machtverhältnis im Stillen Ozean wird sich mit einem Schlage verschieben, wenn der Panamakanal eröffnet wird. Dann können die Vereinigten Staaten mit großer Schnelligkeit ihre ganze atlantische Flotte in das andere Meer werfen, wozu sie im Winter 1907/1908 viele Monate gebrauchten; und nach Vollendung der Umsegelung Südamerikas kamen die Schiffe derart bewachsen an, daß sie sofort ins Dock gebracht werden mußten. Auf ihrer Friedensreise fanden sie überall

willige Kohlenversorgung; im Kriege dürften die Neutralen ihnen solchen Dienst nicht erweisen. Es wird daher in den Vereinigten Staaten vielfach angenommen, daß Japan, wenn es überhaupt an einen Krieg denke, nicht bis zur Eröffnung des Panamakanals warten werde. In den Weststaaten herrscht große Besorgnis, daß eines Tages die Japaner an irgendeinem Punkte der Westküste landen und sogleich so viel Soldaten ausschiffen könnten, daß sie längst eine gesicherte Position hätten, ehe die an Zahl bekanntlich gar nicht bedeutenden amerikanischen Truppen herankommen könnten. Inzwischen könnte ihre Flotte nach Hause fahren und neue Mannschaften heranholen. Es ist daher ein lebhaftes Verlangen nach Deckung des Westens wahrnehmbar.

Als unbeteiligter Zuschauer wird man darüber wohl kühler urteilen. Anfangserfolge mögen die Japaner leicht erringen. Wie weit reichen sie? Auf die Dauer werden sie einer Macht, die mit so ungeheuren wirtschaftlichen Mitteln arbeitet wie die nordamerikanische Republik, doch nicht widerstehen. Sie müssen den Boden der Vereinigten Staaten doch wieder räumen und haben schwerlich Aussicht, von den Errungenschaften des ersten Augenblicks irgend etwas zu behaupten. Sie sind klug genug, um das vorher zu erkennen. Sie möchten gern Zugang für ihre Auswanderer zum amerikanischen Festlande gewinnen, denn ihrer sind zuviel für das kleine Land. Aber daß ein Krieg erst recht nicht dahin führen wird, einwandernden Japanern, die jetzt schon wegen ihrer Hautfarbe und wegen ihrer Genügsamkeit verhaßt sind, die Ansiedlung zu erwirken, dürfte auch ihnen selbst kaum zweifelhaft sein. An einen Krieg um das Recht des Zutritts kann man daher kaum glauben. Nun wohl, wird geantwortet, es bleibt der Wettstreit um die Philippinen. Und wenn man selbst davon absehen will, so hat Nordamerika zu wachen, daß sich die Japaner nicht eine bevorrechtigte politische oder wirtschaftliche Stellung auf dem ostasiatischen Festlande erobern.

Das ist nun freilich ein weitschichtiges Thema. Als Tatsache darf man wohl ansehen, daß die Japaner in der Mandschurei schon eine Stellung errungen haben, die die aller andern Mächte weit übertrifft. Das Abkommen vom Sommer 1909 über die Eisenbahnen und Bergwerke bringt nicht nur einen Teil dieser Unternehmungen direkt in die Hand der so nahegelegenen Großmacht, sondern indirekt durch die Eisenbahnen auch noch vieles andere. Anfänglich hat Rußland protestiert, dann scheint es sich gefügt zu haben. Denn — und das ist eine sehr bedeutsame Wandlung — Japan und Rußland haben sich aneinander geschlossen. Und zwar gegen die Vereinigten Staaten, die ebenfalls die Neigung haben, sich an der ostasiatischen Politik stark zu beteiligen. Dazu sollen ihnen ja gerade die Philippinen dienen. Vorläufig sind noch alle Mächte durch den von allen, auch den übrigen Großmächten, angenommenen Grundsatz der „offenen Tür" im ganzen chinesischen Reiche gebunden. Was nützt das, wenn man sich nicht einig ist über das, was er bedeutet? Die Stellung Japans in der Mandschurei ist damit kaum zu vereinbaren. Wenn Rußland trotzdem

schweigt, so tut es das anscheinend, weil es mit Japan übereingekommen ist, daß beide ihren Vorteil finden müssen. Im einzelnen dürfte indes noch alles unbestimmt gehalten sein.

Den Amerikanern ist es gelungen, sich zu Mandataren chinesischer Protestpolitik zu machen. In der Tat dürfte China am meisten Aussicht auf die Rolle des leidenden Teils haben. Japan von der See her, Rußland auf seinen Eisenbahnen zu Lande kommend, da mag wohl manches bezopfte Haupt seine Bedenken hegen. Zuvor haben die Vereinigten Staaten noch einen Mißerfolg hinnehmen müssen. Der Staatssekretär des Auswärtigen, Mr. Knox, ehedem Rechtsanwalt in Chicago und Vertreter der Trusts vor den Gerichten, hat den charakteristischen Gedanken gehabt, die Erbauung und Bewirtschaftung der sämtlichen Eisenbahnen einem internationalen Kapitaltrust zu übertragen, bestehend hauptsächlich aus Amerikanern, Engländern, Deutschen und Franzosen. Den Amerikanern dürfte dabei die leitende Rolle zugedacht sein. Sie hätten sicher in der amerikanischen Eigenart des Bahnbetriebs, in geheimen Frachtrabatten, Separatverträgen, Bevorzugungen und Benachteiligungen im Beförderungswesen, in Bauausführungen usw. die größte Virtuosität entfaltet. Dem aber widersetzten sich Japan und Rußland in sachlich großer Einmütigkeit und mit auffallender Eile. Aus dem Gedanken wurde nichts. Die Stimmung gegen Japan ist seitdem eher noch gereizter.

Gute Beobachter melden aus den Vereinigten Staaten, daß die verhältnismäßige Ruhe der dortigen Presse hinsichtlich Japans nicht darüber täuschen dürfe, daß das politisch urteilsfähige Publikum sich mit der Frage eines etwaigen Krieges mit Japan mehr als mit irgendeinem andern Gegenstande beschäftige. Das Gespenst wolle gar nicht weichen und man fühle sich in einer ganz ungenügenden Sicherheit. Die berufsmäßigen Vorkämpfer einer Flottenverstärkung bilden dabei wohl eine unablässig tätige Schar; und das Heer der Interessenten ist groß und mannigfaltig. Man erörtert auch eifrig, welche Stellung England dazu einnehmen werde. Es ist mit Japan verbündet, sucht nichtsdestoweniger erfolgreich die Freundschaft der Vereinigten Staaten, deren Feindschaft es auch schon mit Rücksicht auf das wehrlose Kanada ernstlich zu fürchten hätte. Beides ist schwer, ja gar nicht miteinander zu verbinden. Vor einigen Monaten machte der englische Admiral Lord Beresford Rundreisen durch die Vereinigten Staaten, um ein Bündnis aller englisch sprechenden Nationen populär zu machen, dessen Ziel natürlich nicht Japan, sondern Deutschland war. Er hat damit in den Vereinigten Staaten gar keinen und selbst in Kanada so gut wie gar keinen Anklang gefunden. Mit dem japanischen Bündnis wäre es unvereinbar gewesen. Dieses Bündnis lockert sich allmählich. In Britisch Columbia und Australien ist Japan das bestgehaßte Land. Selbst England hat es für nötig gehalten, Singapore zu befestigen, damit nicht die japanische Flotte ohne seinen Willen in Indien erscheine.

Es tun sich da viele Fragen auf; nur wenige finden eine vorläufige Beantwortung. Ob mit der Rückkehr des ehemaligen Präsidenten Roosevelt in seine

Heimat wieder ein neues Kapitel beginnt, das wird man bald erfahren. Viel wird davon gesprochen, daß er der einzige sei, der vielleicht die republikanische Partei vor einer Niederlage bewahren könne. Er ist der ausgemachteste Prophet des Imperialismus. Aber ist eine Verbindung zwischen ihm und den Trusts heute noch möglich? Und wird er, wenn er wirklich mit diesen Gegnern Frieden schließt, noch der leitende Geist im Kampfe gegen sie sein können? Oder wird er eine völlig neue Parteigruppierung erzwingen? Darauf lassen sich heute noch keine Antworten geben. F.

Konstantinopel

Tagebuchblätter einer jungen Türkin

Von E. Lindberg-Dovlette

II.

Als ich zwölf Jahre alt war, fuhr ich barhäuptig in meines Vaters, des Paschas, großem Wagen, weißgekleidet, wie die jungen türkischen Mädchen aus vornehmer Familie es sind, das lange schwarze Haar aufgelöst über den Rücken hängend. Ein Eunuch auf weißem Pferde ritt an je einer Seite des Wagens. Als ich fünfzehn war, erhielt ich meinen ersten schwarzen Seidentjartjaff und vor die Wagenfenster kamen braune Holzluken mit einem kleinen Guckloch in Form eines Herzens. An meiner Seite saß meine Gouvernante, und außer den beiden andern ritt noch ein Eunuch neben meinem Wagen. Und nun bin ich vierundzwanzig und gehe zu Fuß durch Stambuls hügelige Gassen, und nur meine alte treue Amme Rubabie begleitet mich pustend — ein formloses Bündel aus raschelnder schwarzer Seide.

Komm mit mir, du mein fremder Freund. Ich darf deinen Arm nicht nehmen, es schickt sich nicht für eine Mohammedanerin, Arm in Arm zu gehen. Ich darf auch nicht laut auf der Straße sprechen und nie den Kopf wenden. Durch meinen schwarzen Schleier bin ich von allem und allen getrennt. Denn durch einen schwarzen Schleier schauen heißt alles durch Tränen sehen. Du kannst roten und gelben und blauen und grünen Tjartjaffen begegnen, der schwarze Schleier ist immer da, wie ein dunkler Fleck auf all der Farbenfreude.

Und ich freue mich, daß du nicht unter den schwarzen Flor blicken darfst. Du wärst doch nur niedergedrückt von den bleichen Gesichtern, von den traurigen braunen Augen, die dich ansehen würden. Es ist besser so. Wir verbergen unsre Züge und gleiten scheu und dunkeln Phantomen gleich in den Schatten unsrer Moscheen. Denn unsre wunderbare Stadt ist in sich selbst so sonnig schön und lächelnd und farbenreich, daß sie der weiblichen Schönheit entbehren kann.

Aber sind wir zu Lande durch tausend geschriebne und ungeschriebne Gesetze gebunden und abgesperrt, auf dem Wasser sind wir freier. Kenntest du unsre Kaiks, so wüßtest du auch, wie ein in ein Boot verwandelter Seevogel, wie ein in ein Fahrzeug verzauberter Fisch aussehen müßte. Unser leichter Kaik ist unser einziger Befreier.

Unser Kaik schießt hinaus wie der Pfeil von einem Bogen. Er fliegt über die glitzernden Sonnensternchen der Wellen und spiegelt sich in allen Farben des Wassers vor seinem tanzenden Bug. Ohne Beginn und ohne Ende, auf beiden Seiten spitzig, fliegt er ebenso rasch und leicht vorwärts wie zurück. Es ist, als berührte er bloß die Oberfläche, ohne in das Wasser einzusinken. Er scheint obenauf zu schweben wie ein Delphin, und abends bei Mondschein wird er zu einem lautlosen Geisterwesen, das den aus den Uferbuchten aufsteigenden dunstigen Nebeln angehört.

Es ist Platz für eine bis höchstens drei Personen in dem langen, schmalen Boote, die Ruderer abgerechnet, die stets weiß gekleidet sind und die leichten Ruder mit langen Armbewegungen handhaben. Hier auf dem Wasser würdest du, mein fremder Freund, die schwarzen stummen Phantome nicht wiedererkennen, denen du im Schatten von Stambuls Gassen begegnet bist.

In hellen Seidenkleidern mit Seidenflor um Stirn und Wangen, mit Pailletengeglitzer bis hinab zu den Augenbrauen und goldgestickten Blumen über dem Haar lächeln sie dir unter den Florvolants ihrer weißen Sonnenschirme mit unbedecktem Antlitz entgegen. Erreichen kannst du sie nie. Das tiefe Wasser ist zwischen ihnen und dir. Sie gleiten vorüber, sie begegnen dir, sie lächeln und sie verschwinden.

Aber willst du mehrere von ihnen beisammen sehen, deinen Kaik leicht den ihrigen berühren lassen und die schweren Essenzen einatmen, mit denen sie sich parfümieren, dann laß dich Donnerstags zum „Süßwasser" Europas und Sonntags zum „Süßwasser" Asiens rudern. An der Innenbucht des Goldenen Hornes findest du das erstere, das letztere aber nahe an der asiatischen Kleinstadt Anatoli-Hissar.

Beide bestehen aus einem schmalen, sich schlängelnden Flusse, zwischen Hainen von Walnußbäumen, Weiden und weißen Akazien dahinplätschernd, die Lauben und Grotten und Kaskaden hängender, ins Wasser tauchender Zweige bilden. Hier triffst du sie alle. Weiße Kaiks und gelbe und hellgraue und ganz vergoldete und grüne, so wie die Welle, und blaue, so wie der Himmel. Ein ganzes Gewimmel wunderbarer schwimmender Fische — eine bunte Schar prächtiger flinker Vögel, die gleitend auf dem Wasser ruhen.

Auf Seidenkissen und lichten Seidenmatten, in Wolken von Tüll und Flor gehüllt siehst du sie nun ganz nahe, die du hinter der schwarzen Vermummung des Tjartjaff in Stambul angetroffen hast. Wie viele blitzende schwarzbraune Augen, noch vergrößert durch den Rußstrich unter den Wimpern, wie viele lächelnde Lippen, noch lockender durch die rote Farbe der Rosalinpomade! Die Süßwasserluftfahrt bietet auch der jungen Türkin aus guter Familie die einzige Gelegenheit, sich zu zeigen — ihren Zukünftigen zu sehen und von ihm gesehen zu werden. Und manche „große Dame" im weißen Yaschma, dem Florschleier, findet hier ein kleines galantes Abenteuer, dessen Fortsetzung vielleicht nicht, wie der Anfang, aus bloßem Augenspiel besteht.

Es ist eine heiße Atmosphäre — eine Unruhe, einander zu treffen oder nicht zu treffen — Blicke, die suchen und die finden — Augen, die sich sehnen und an sich locken. Keine Worte, kein lautes Lachen. Stilles Begegnen und Vorbeigleiten. Die stumme Sprache der Fächer. Heimliche Gelöbnisse, durch eine Blume geleistet.

Ein kleiner spröder Elfenbeinfächer schlägt gegen einen weißen Handschuh. Das bedeutet: viele Hindernisse verzögern unsre Vereinigung. Eine große rote Rose wiegt sich zwischen den Falten eines Tüllschleiers. Das bedeutet: ich liebe dich bis zum Wahnsinn. Weiße Nelken auf dem goldnen Rande eines Kaiks: ich bin unschuldig, und ich sehne mich nach dir bis zum Tode.

Liebesworte durch Blumen, Blicke und Lächeln im schmachtenden Schatten der Lauben! Der kleine Fluß mit dem süßen Wasser drängt Kaik an Kaik. Nur hier auf diesen beiden schmalen Flußläufen ist all dies gestattet. Laß deine Ruderer nur einige lange Ruderschläge tun und du bist außerhalb des Zauberkreises. Die salzige frische Brise des Bosporus kühlt deine heißen Wangen. Es ist wie das Erwachen aus einem Traum. Gesenkt sind alle Schleier, und du siehst nur schmale Kaiks, die der Ferne zuflüchten. — — —

Ich weiß, daß meine alte Amme Rubabie es nicht für passend hält, aber ich gehe dennoch mit ihr zum Fischbasar, dem Balikbasar! Es ist unleugbar eine Augenweide, all den Reichtum ganz nahe zu haben, den Buchten und See rings um meine Stadt bergen und den die Fischer mit den roten Netzen, die an allen Ufern zum Trocknen hängen, daraus emporheben. Wenn Rubabie zum Balikbasar geht, begleite ich sie, obwohl sie nur einen Seufzer für das Unerhörte hat, daß eines Paschas Tochter selbst mitgeht, um Einkäufe für den Tisch zu besorgen. Während sie aber feilscht und ihre runzligen Finger in weißes Fleisch und korallenrote Fischkiemen bohrt, stehe ich abseits und starre die Pracht all dieser Farben an, die sich mit einer solchen Fülle des Überflusses um mich her ergießt, daß nicht einmal mein gesenkter schwarzer Schleier sie dämpfen kann. Ein Strom von Silber geht von den unzähligen Makrelen aus, eine Flut von Gold von den tausend und tausend geräucherten Fischen, die sich über die Tische breiten und rings um die Verkaufsbuden hängen. Es schillert dunkelblau von den Riesendorschen und brennt purpurn von den Rotfischen. In hellem Weiß glänzt das in Stücke geschnittene fette Fleisch der Schwertfische, deren starke Knochen mit der Axt durchhauen werden müssen. Und zwischen den zitternden glatten Schlangenringeln der Aale häufen sich Austern aus dem Marmarameere und Palmiten und Thunfische, die von den Juden eingesalzen werden. Dazu kommen die perlmutterglänzenden und besonders wohlschmeckenden Ulufs, die die Delphine von einem Meer in das andre jagen und die sich nur bei Mondschein, angelockt von dem geheimnisvollen Lichte, fangen lassen. Schildfische und Kaulköpfe und Klumpfische und andre Mißgeburten des Meeres mit Auswüchsen und Buckeln und warziger, fleckiger Tigerhaut liegen beiseite geworfen, während Krebse und Riesenhummern in hohen Bütten knisternd übereinanderkriechen und die lebendige schwarze Masse darinnen sich in steter Bewegung wälzt und hebt und senkt mit der ohnmächtigen Kraft schwarzer Klauen und der Unruhe tausender und abertausender Fühler.

Noch weißt du nichts, mein fremder Freund, über all die Tiere meiner Stadt. Komm hierher und du wirst dich vor allem wundern über unsre großen Zugtiere, die sich ruhig und geduldig, einen vollbeladenen Karren hinter sich her rumpelnd, ihren Weg durch unsre Straßen bahnen. Sie sind auf der Stirn mit Henna gefärbt und haben blaue Porzellanperlen um die Hörner, um das böse Auge abzuwenden. Auf dem Rücken tragen sie zumeist meterhohe Messingstangen. Und an ihnen klingeln Glocken und schwingen Troddeln. Mitten im Gedränge einer belebten Gasse kannst du ihre breiten nassen Mäuler und stillen dunkeln Augen dicht hinter deinem Rücken finden, zumeist aber sind sie auf den endlosen, staubigen weißen Wegen zu sehen, die alle Vorstädte mit unsrer Mutterstadt verbinden. Sie wandern mit großen langsamen Schritten vom Morgen bis hinein in die Finsternis. Schweres Räderrollen, Klopfen der Hufe auf den Steinen, eine eintönige armselige Melodie der kleinen Glocken. Große schwarze Körper, die einzigen dunkeln Punkte auf den weißen sonnenheißen Wegen — die mächtigen Köpfe tief gedrückt unter die Herrschaft des Joches. Bist du ihnen einmal auf dem schattenlosen langen Wege begegnet, so erinnerst du dich dessen noch lange, nachdem ihre traurigen

Glöckchen in der Ferne verklungen sind. Aber plötzlich kommt dir vielleicht zu Bewußtsein, daß du nicht einmal bemerkt hast, ob jemand sie leitete, obwohl du schelten und schreien hörtest. Wie hättest du ihn auch beachten können, den kleinen bösartigen schmutzigen Menschen, der von der großen geduldigen Ruhe der starken Tiere so ganz verwischt wird!

Du hast wohl auch von Konstantinopels Hunden schon viel erzählen hören. Aber das weißt du vielleicht nicht, daß die wilden Hunde, die in Pera und Galata unter den Christen leben, viel magerer und elender sind, als die in Stambul bei den Mohammedanern hausen. Wir haben unter unsern herrenlosen Hundefamilien große prächtige Exemplare, wie man sie in den christlichen Vierteln niemals antrifft. Jenseits des Keupru sieht man oft einen Bettler die Hälfte seines Brotes dem scheuen Gassenhund geben. Es geschieht auch nur in Pera und Galata, daß die Hündin vor Hunger ihre eigenen Jungen frißt.

Wir Orientalen würden nie einen Hund in unserm Hause schlafen lassen. Denn Hunde sind unreine Tiere, und ein Mohammedaner kann sein Gebet nicht unter einem Dache verrichten, unter dem sich ein Hund aufhält. Aber wir glauben, daß das Geheul eines Hundes Unheil verkündet, und wir wollen ihnen wohl, wie allen Tieren, und darum haben sie es besser bei uns als in den christlichen Stadtteilen.

Es wird erzählt, daß Konstantinopel einmal von allen wilden Hunden frei war. Es war damals, als Sultan Abdul Medsjid sie alle an das Marmarameer führen ließ. Aber das Volk bezeigte so offen sein Mißvergnügen, daß man sie wieder zurückbringen mußte, wo sie mit großer Freude begrüßt wurden.

In Stambul wird niemals ein Tier getötet, das nicht eßbar ist. Der Koran verbietet es. Nicht das kleinste Kätzchen wird ertränkt. Will man es los sein, bringt man es in einem Sack auf das Land hinaus und läßt es da frei. Darum haben wir ebensoviel wilde Katzen wie Hunde, bloß mit dem Unterschied, daß die erstern sich nicht auf der Straße zeigen, sondern sich in Dachböden und Kellern einmieten. Dort herrschen sie, tigerfleckig und gefräßig, und wenn man im Dunkel ihren grünen Augen begegnet und ihr Fauchen hört, kann man sich eines gelinden Schreckens nicht erwehren.

Wir Orientalen glauben, daß die Tauben Beschützer der Liebe sind. Und Millionen Tauben umschwärmen unsre schöne Stadt. Sie wohnen unter den Balkons der Minaretts und trippeln zwischen den schlafenden Hunden über die Marktplätze. Sie girren auf den Gräbern und hängen wie perlmutterschillernde Girlanden in Bögen um die Moscheen. Die Schwalben wenden Feuersbrünste ab, und die Eisvögel führen die Seelen der Rechtgläubigen ins Paradies. Alle Villen des Bosporus und Paläste der Prinzinseln sind voll Schwalbennester. Und zwischen dem Schwarzen Meere und dem Marmarameere fliegen lange Striche von Eisvögeln, von denen kein einziger geschossen werden darf. Oben aber auf Jedhi-Kuhlé, dem alten Gefängnis, der Burg der sieben Türme, wohnen noch Abkömmlinge jener Geier und Raben, die von den Körpern der bei dem Padischa in Ungnade gefallenen geköpften Wesire und Minister lebten.

Wohntest du hier einem Bairamfest bei, so würdest du sicherlich auch unsre schönen weißen Lämmer und großen fetten Schafe bewundern, mit der frischgewaschenen und gekämmten langen weißen Wolle, mit vergoldeten Hörnern und blauen Perlenbändern um den Hals, von Henna rotgefärbten Beinen und Schwänzen und mit Rosenkränzen um die Stirne. Man trägt sie auf dem Rücken oder führt sie am Bande, und es ist Freude und Sonne rings um sie her. Aber ihre Stunden sind gezählt, denn sie sollen alle geopfert werden. — — —

„Wer einmal Wasser aus Top-Haneh (dem Arsenal) getrunken hat, ist rettungslos verloren," heißt es. Und so ist es mit allen Quellen und Brunnen Konstantinopels. Wer einmal daraus getrunken, muß wiederkommen und sich satt trinken. Aber nie hat er genug, denn stets zeigt Konstantinopel sich von einer neuen Seite, bald diese, bald jene Stimmung erzeugend, die vielleicht bloß einige Minuten währt und doch lange genug, um zu erweisen, daß unsre Stadt niemals mit einem Bilde zu greifen und festzuhalten ist, sondern sich unaufhörlich verwandelt und verzaubert und entschwindet, um zum hundertstenmal als etwas ganz Neues zu erstehen. Sie gleicht der schönen Odaliske im Liede, die sich, um ihrem Geliebten, der sie fangen will, zu entfliehen, in einen Vogel, einen Fisch, eine Blume verwandelt, stets lockend, stets unerreichbar.

* * *

Triffst du an einem Abend in Konstantinopel ein und kommst du vom Bosporus her mit einem der großen platten Raddampfer, die sich langsam und vorsichtig durch die dichten Schleier von Nebel und Dünsten tasten, in die Konstantinopel sich zuweilen zu hüllen liebt, so gleitest du in eine ganz neue Stadt: Eine Vision, leicht, halb verloren in Wolken ruhend und doch großartig aufgebaut mit der Majestät der Moscheen und der schlanken Zierlichkeit der Minaretts, die in der Luft zu schweben scheinen. Lauter matte Farben. Alle blassen Nuancen von Taubengrau und Lila, alle matten Schattierungen von Hellgelb und dünnem Silberton. Du müßtest glauben, daß in einer solchen Stadt nur mystische Geisterwesen wohnen können und geheimnisvolle Dämmergestalten.

Kommst du aber desselben Wegs an einem Abend, wenn Konstantinopel alle Schleier von sich geworfen und die Luft hoch und klar ist, dann glüht der Horizont und das Goldne Horn wird zu einem Hexenofen, in dem Purpur mit Azur und Gold kocht. Die Minaretts stehen wie ein Heer geschärfter Lanzen mit in Blut getauchten Spitzen, und die festen Kolosse der Moscheen und Paläste haben Fenster aus Rubinen bekommen. Ganz Skutari gleicht einer Märchenstadt mit einem Himmel aus Smaragd, beleuchtet von hochflammenden Freudenfeuern. Galata scheint vergoldet, verblaßt aber schon in der nächsten Sekunde. Da, knapp ehe das plötzliche Dunkel einfällt, springt jeder einzelne kleinste Gegenstand scharf und mit festen Konturen hervor, freistehend gegen das starke, farbige Licht. Aus der Stadt der zehntausend Minaretts leuchtet und brennt und strahlt es wie von zehntausend Sonnen. Nur die dunkle Geisterwelt der Zypressen läßt ahnen, woher die langen schmalen Schatten plötzlich in all die Pracht einfallen. In dieser prächtigen strahlenden Stadt, denkt man, kann niemand wohnen als große starke Helden und schöne reiche Göttinnen.

Kommst du aber an einem frühen Morgen mit dem allerersten Schiffe, das nachts an der Landungsbrücke einer Vorstadt in einer Bucht des Bosporus gelegen hatte, da begegnest du einer lächelnden Stadt, so neu und frisch und weiß in der Sonne, als sei sie just diesen Morgen aus dem reinen Azur des Wassers aufgestiegen. Die Marmorpaläste blenden, die schlanken Minaretts tragen rosenfarbene Spitzen, die ganze Luft zittert von Vogelgesang, und aus den hängenden Gärten, aus den hinter weißen Mauern versteckten Haremshainen duftet es von Millionen wohlriechender Blüten. Skutari ist hinter den veilchenblauen Gardinen des Morgennebels noch nicht erwacht. Aber schon haben einige Sonnenpfeile den Vorhang zerrissen, und zu gleicher Zeit ertönt der Gesang der Muezzins, die erste Mahnung zum Gebet. Der Sonnenschein ist mild und hold, ohne Hitze. Der Staub liegt an das noch feuchte Erdreich gebunden. Es ist leicht zu atmen und herrlich zu leben. Und der Himmel, der sich da droben wölbt, ist das Blaueste von

allem. In dieser hellen, heiteren Stadt, solltest du glauben, können nur junge, glückliche und frische Menschen leben.

Geschieht es aber, daß du an einem Tage kommst, wo es in solchen Strömen regnet, wie es nur in Konstantinopel regnet, und so entsetzlich stürmt, wie es nur hier im Luftstrom zwischen zwei Meeren stürmen kann, dann ist alles schmutzig und grau. Die Moscheen haben große nasse Flecken und die Minaretts erscheinen dunkel wie in Tinte getauchte Federn. Die Straßen liegen unter Wasser, die Plätze werden zu Lehm, und Stambuls Hügelgassen sind Wasserfälle von Schmutz. Die Hunde schlafen mitten im Sturzregen. Steht einer von ihnen auf, so erinnert er an ein aus Ton schlecht geformtes, groteskes Tierbild. Die langen grauen Straßen sind öde. Wer sich mühsam durch Regen und Wind weiterarbeitet, versucht nicht einmal den Schirm aufzuspannen. Der Bosporus ist nichts als ein trüber Pfuhl. Stambul, Skutari, Galata und Pera und der Himmel, der sich darüber wölbt, haben bloß eine einzige Farbe: das trostlose Grau. Der Horizont lichtet sich nicht. Die Zypressen lehnen sich tropfend, wie frierend aneinander. Alles ist düster und ärmlich. In dieser traurigen grauen Stadt, denkst du, müssen nur alte, kranke und trübselige Menschen wohnen.

* * *

„Kaffee ist der Geist des Traumes und die Quelle der Phantasie." Auf dem Kupfermangal meines kleinen Zimmers steht die kleine türkische Messingkaffeekanne, die mit ihrem langen Schaft einer kleinen hohen Kasserolle gleicht. Meine alte Amme Rubabie sitzt mit gekreuzten Beinen auf dem Teppich und trinkt ihren schwarzen arabischen Kaffee aus einem Täßchen, das dünn wie eine Eierschale ist und auf einem kleinen feinen Silberfuß aus spitzenähnlichem Filigran steht. Ich befestige vor dem Spiegel meinen Tjartjaff mit den vielen sichtbaren und unsichtbaren Nadeln. In diesem Jahr muß sich der Seidencapuchon nach den Linien des Kopfes richten. Denn alle türkischen Damen, die den französischen Moden folgen, tragen das Haar weit hinab in den Nacken, zum Unterschied vom vorigen Jahre, wo der Capuchon über der Stirn mit Gaze gefüttert wurde, um auch auf der Straße zu zeigen, daß man das Haar hoch in einer Krone auf dem Scheitel trage, wie die französischen Modejournale es befahlen. Es sind nur noch Frauen aus dem Volke, die das Haar frei hängend oder in Zöpfen tragen wie früher.

Rubabie trinkt so langsam, daß ich schon fertig bin und meine langen weißen Handschuhe zuknöpfe, ehe sie aufgestanden ist. Rubabie will nicht. Und da ein türkischer Diener niemals nein sagt, zeigt sie ihre standhafte Opposition, indem sie so lange ihren schwarzen Kaffee trinkt, daß es bald zu spät sein wird zu gehen.

Ich will heute in den Großen Basar gehen. Rubabie aber hält es nicht für passend, daß eines Paschas Tochter die dunkeln Gänge auf und ab wandeln will, in denen so viele muselmännische Männer und Fremde sich drängen. Ich will nichts kaufen, nur sehen, nur sehen, und das ziemt sich nicht für eine Türkin, die hinter ihrem schwarzen Schleier stets mit gesenkten Augen gehen soll.

Dort im Basar ist es wie in einer fremden, wundersamen Stadt, einer Stadt für sich. Denn der Basar hat seine eigenen breiten Boulevards, seine Straßen, Gäßchen und Plätze, seine Moscheen und seine Brunnen aus weißem Marmor und Fontänen aus Lapislazuli. Nur daß sich ein niederer Himmel aus weißen und schwarzen Steinen darüber wölbt. Nur daß keine Sonne scheint und die Menschen in der Dämmerung bleich erscheinen. Mir aber gefällt es, hier umherzugehen, den Zauber zu fühlen, zu wissen, daß mich unendliche Reichtümer umgeben und daß sie seit Jahrhunderten hier aufgestapelt sind. Ich atme mit Vergnügen die dumpfige Luft des Bücherbasars, in dem die alten handgemalten orientalischen

und griechischen Bücher aufgehäuft sind mit Gold- und türkisblauem Druck auf der Haut der Gazelle, die zu seidenfeinem, unter der Hand wie dünne Seide knisterndem Pergament verarbeitet ist. Altgriechische Typen auf Millionen von Buchblättern und unsre verflochtenen orientalischen Zeichen, die den Uneingeweihten an die geheimnisvollen Fußspuren fremder Vögel im Sande oder an die Schatten von Blumenstengeln erinnern, die verschlungen und gelöst und wieder umeinander gewunden sind. In mikroskopisch feinen Linien ist der Koran geschrieben und wieder abgeschrieben in tausend und tausend Auflagen. Wie manches Menschenleben hat nicht hier all seine Kraft, seine Freude, seine Gedanken den Milliarden kleiner Buchstaben geschenkt, die nun zwischen staubigen Bücherbänden eingesperrt und vergessen liegen.

Alte, alte Männer bewachen sie. Es sind ausgeprägte Typen der Alttürken, wie man sie heutigen Tages schon so selten trifft. Lange weiße Bärte über lederbesetzten orangegelben und grünen Kaftanen, große krumme Nasen nnd um den kahlen Kopf gerollt ein Riesenturban, wie man ihn zu Solimans Zeiten trug. Tief drinnen in ihren Läden sitzen sie mit gekreuzten Beinen, ohne etwas feilzubieten. Ihre starren Augen schauen fern, die gelben dünnen Finger rollen die schwarzen Kügelchen des Rosenkranzes, während sie Gebete sprechen oder Allahs Hunderte von Beinamen wiederholen. Und geht der Handel gut oder schlecht; haben sie Glück oder drücken Sorgen sie nieder, stets sind sie bereit mit ihrem Olsun! . . .: So sei es!

Rubabie füllt noch eine Tasse mit dem süßen schwarzen Kaffee. Sie bläst ihn. Sie zögert und zaudert, wie nur eine alte Orientalin es kann: untertänig, aber halsstarrig.

Und mich verlangt es so sehr nach dem Basar.

Wie Irrgänge einer Berghöhle sind seine allerälteſten Teile und die kleinen krummen Gänge verlieren sich im Dunkel wie Grottenöffnungen. An den alten Kleiderbasaren nur vorbeizugehen, ist wie in den wildesten Räuberromanen zu blättern. Abfälle und Lappen von Haremszierat, von Peras falscher Eleganz und dem Flittertand kleiner griechischer Theater. Alle möglichen Kostüme aus fernen Zeiten, die, wie sie an ihren Haken hin und her flattern, geköpften menschlichen Gestalten gleichen. Zerfetzte Schleier und kleine Schuhe, vielleicht aus dem Besitz einer ungetreuen Schönheit, die in einem der geheimnisvollen Bassins, die sich in allen an den Bosporus gebauten Häusern finden, ertränkt wurde. Rosafarbene Seidenwäsche und kleine rote Samtmützen, wie sie in den Gemächern des Serails getragen werden. Alles, was je von luxusbedürftigem, gefallsüchtigem Frauenhirn erdacht worden ist, gibt es hier, verfitzt und verknäult zwischen langen fettigen Judenröcken und schweren Tscherkessenmänteln und langhaarigen Kragen aus Kaukasien mit verrosteten Spangen.

Wirft man aber einen Blick in den Waffenbasar, so glaubt man Bilder aus all den Kriegszeiten zu sehen, die so oft unsre Stadt verheert und befleckt haben. Dies sind wohl die Waffen, die Selims wilde Krieger einstens schwangen, oder die, mit denen Islams Helden am Ufer der Donau kämpften. Vielleicht wurden diese schlangenähnlichen Klingen von den blutdürstigen Janitscharen erhoben oder die Krummsäbel, die nun hier hängen, ehedem von den Reitern, den Saphihren, zum Kampfe verwandt. Ich habe hier Jatagane gesehen, den Schaft blau von Türkisen und bis zur Klinge besetzt mit Amethysten und Rubinen, die im Halbdunkel leuchteten wie erstarrte Blutstropfen. Hier zeigt man auch die schweren Hämmer, die mit einem Schlage den Schädel spalteten und den Körper bis in das Herz hinein teilten, und die berühmten alttürkischen krummen Säbel, an deren

Klingen noch die Anzahl der Köpfe eingeritzt steht, die sie abgeschlagen haben. Und kleine spitze Dolche ruhen in Samtscheiden, mit Handgriffen aus Elfenbein oder Sandalit und der Stahl bedeckt mit goldner Schrift aus dem Koran, kleine gefährliche Waffen, für Frauenintrigen hinter Haremstüren geschärft.

So oft ich hier bin, muß ich die schweren, mit Halbmonden aus echten Perlen besetzten Purpursattel besehen. Nur zu denken an die edlen Hengste, die sich einstmals darunter bäumten, nur sich vorzustellen, wie es zu jener Zeit war, als das Roß in Schabracken gekleidet wurde, kostbar wie Fürstenmäntel, und echte wehende Federn über der Stirne trug!

Aber Rubabie rührt in ihrer Tasse und schlürft langsam ihren Kaffee. Es ist ihre einzige Hoffnung, die Zeit hinauszuziehen. Was kümmert es sie, daß meine Gedanken von Basar zu Basar fliegen, von dem Raume, wo man Fesse in allen Farben und Größen verkauft und wo die Messingformen, auf denen die orientalische Kopfbedeckung gepreßt und geformt wird, sich in endlosen Zeilen aneinanderreihen, anzusehen wie umgekehrte Kasserollen, bis zu dem Basar der Messerschmiede, wo auserlesene Meisterwerke von Scheren feilgeboten werden, deren Handhabe eine Blume und deren zwei Klingen einen scharfen Vogelschnabel vorstellen.

Und der Basar der Woll- und Seidenstoffe, und der persische Basar mit dem dunkeln Gebälke, obwohl die Flügel der Schmetterlinge, die Federn des Pfaues oder all die hellen Frühlingsblumen mehr Farben aufweisen können als die Stoffe, Schals und Matten, die hier aufgehäuft liegen! Steife Brokate aus Bagdad, Musseline aus Bengalen, echte Schals aus Täbris mit Millionen harter kleiner Stiche, die Blumen und schnäbelnde Vögel bilden, genäht in den langen, langen Haremstagen. Und prächtige Teppiche aus Ispahan, der Rosenstadt, in denen nicht ein Muster dem andern gleicht, leuchtend von seltsamen Ornamenten, die sich verschlingen und trennen und wiederum einander suchen in stetem Wechsel, gleich Flammen und Feuerzungen.

Wie lange noch wird es Frauenköpfe geben, die sich gehorsam unter diese Millionen Baschörte beugen, die hier im Schleierbasar aufgestapelt sind? Kostbare goldgestickte, in kleinen Kisten zusammengefaltet und einfache gemalte oder gedruckte, in mannshohen Paketen übereinander aufgeschlichtet. Denn keine Mohammedanerin geht auch nur in ihrem eigenen Harem umher, ohne das dünne Gewebe des Baschörts über dem Haar. Und je weiter nach Asien, desto mehr verbirgt sie ihr Antlitz, desto dicker wird der Baschört, desto mehr zieht sie ihn über die Stirne hinab, bis er in Persien gegen einen Schal vertauscht wird, den man so dicht um das Haupt windet, daß nur ein Auge frei bleibt.

Noch hat Rubabie sich nicht erhoben, und ich sehe betrübt voraus, daß ich nicht mehr in den Ägyptischen Basar gelangen kann, in dem alle Essenzen und Salben des Morgenlandes zu haben sind. „Weiber und Parfüms sind flüchtig, darum heißt es sie wohl verwahren", so lautet des Propheten Rat. Im Harem sind die Frauen eingesperrt. In plombierten Bleiflaschen werden die morgenländischen Parfüms verwahrt. In goldgesticktem Samtfutteral liegen lange Glasflaschen, die das kostbare Rosenöl enthalten. Um einige Tropfen zu gewinnen, müssen Tausende von Rosen totgepreßt werden.

Weiber, Kinder und Wohlgerüche waren die drei Dinge, die der Prophet am meisten liebte. Und alle Morgenländer folgen seinem Geschmack. Hier kann man Zeder- und Orangenwasser, Moschusparfüm und Öl von allen wohlriechenden Baumsorten haben. Hier gibt es Serailpastillen, die die Haremsfrauen im Munde zerschmelzen lassen, um ihre Küsse zu parfümieren, und Kollyrium für die Augen-

brauen und den schwarzen persischen Staub, der die Augen blitzend macht, indische Pomade und syrische Seife, um der Haut Weichheit zu verleihen, Gummikügelchen aus Kios, um das Zahnfleisch zu stärken, und endlich Henna, dieses aschgraue farblose Pulver, das rätselvoll alle Macht und Pracht der Farbe in sich birgt. Es macht das graue Haar der Alten lebendig jung und dunkel, es gibt dem schwarzen Haare Kupferreflexe und entzündet in dem blonden goldiges Feuer. Die Frauen des Volkes färben noch immer zu allen Festen ihre Fingernägel mit Henna rot. Und jeder Braut wird vor der Hochzeit das Haar mit Henna eingerieben. Ohne Henna kann ein türkisches Weib nicht glücklich werden, aber ebensowenig ohne Tabak.

„Tabak ist eine der Stützen des Zeltes der Wollust" heißt es. Und dennoch raucht alles im Orient, Mann und Weib, Herr und Diener. Der Tabakbasar hat auch Tabak für jeden Geschmack. Da bekommt man Serailtabak, hell-cendré und fein wie seidiges Lockenhaar, es ist die Sorte, die unsere vornehmen Damen aus dem Schlangenschlauch der Nargileh rauchen. Aber man sagt bei uns nicht „rauchen", man sagt „trinken". Und man muß sich dabei einen intimeren Genuß des Schlürfens vorstellen, als wenn ein Europäer dasitzt und aus einer dicken Zigarre Rauch ausstößt. Dann gibt es Tabak in allen Schattierungen des Braun bis zu der starken Sorte, die von dem groben rohen Hammal geraucht wird. Für den persischen Tombekin aber, den man hier verkauft, bedarf es einer besondern Pfeife, „Kalian", die den Rauch durch Wasser reinigen läßt. Über den gepreßten Tombekin wird in einem kleinen Silberbehältnis glühende Kohle gelegt, und man trinkt den Rauch durch eine geschnitzte Pfeife aus duftendem Holz mit Silbermundstück. Im Pfeifenbasar gibt es überdies Pfeifen von allen Formen und Namen, von den dürftigsten bis zu den kostbarsten, die von Gold und eingelegten Edelsteinen blitzen. Diese kosten ungeheure Summen und eignen sich als Geschenke für Gouverneure und Wesire.

Es ist zu spät, wir kommen nicht mehr dahin, wo es Trost und Vergessenheit für so viele gibt. Und wo die Bewohner dieser ungeheuern Millionenstadt sich berauschen können, Mittel finden können, um Träume heraufzubeschwören, die ihnen gehorsam das Glück geben, das sie ersehnen. Denn hier wird auch der verbotene Haschisch und das gefährliche Opium verkauft. Abstumpfend und erschlaffend für die Folge, aber in der fliehenden Stunde voll unendlichen Zaubers.

Geht man im Dunkeln an den kleinen Höhlen vorbei, so glaubt man das Reich der Berggeister zu streifen, denen man seine Seele und sein Herz gibt, um ewiges Vergessen, um den Traum von Glück und Seligkeit dagegen einzutauschen.

Während Rubabie nun endlich aufsteht und zum Scheine ihren schwarzen Seidentjartjaff hervorzuholen beginnt, bin ich in Gedanken bereits im Juwelenbasar. Die Läden sind hier klein und dürftig. Wüßte man es nicht, man würde kaum glauben, welche Reichtümer sich hier im Dunkel verbergen. Zur Schau gestellt wird hier fast nichts, nur dann und wann schleicht sich ein Makler hinter einem hervor und zeigt verstohlen einen Diamanten, den er aus einem Lumpen auswickelt. Oder es tritt plötzlich aus dem Dunkel ein alter Jude in langem Rock auf dich zu und winkt mit den Augen. Aus dem Kaftan vorne an der Brust holt er vorsichtig, nachdem er sich lange umgeblickt, einen fettigen Lederbeutel und entnimmt ihm einige Türkisen, die prachtvoll in seiner dunkeln Hand blitzen. Schüttelst du verneinend den Kopf, so fischt er ruhig einen glühenden Rubin hervor und nennt einen fabelhaften Preis. Und bist du noch nicht kauflustig, so kannst du vielleicht den grünen Strahl eines Smaragds oder das gelbe

Feuer eines Topas aus alten Lappen aufleuchten sehen, das ebenso rasch erlischt und verschwindet. Der eigentliche türkische Juwelenhändler aber sitzt stumm tief drinnen in seinem Verkaufsladen. In eisenbeschlagenen Kisten um ihn her hinter kunstreichen alten Schlössern ruhen ungefaßte Juwelen und Steine, in Baumwolle gerollt oder zu prachtvollen Halsbändern und Diademen vereinigt. Diese Kisten öffnen sich durchaus nicht jedermann. Riesige nubische Neger bewachen die Eingänge der kleinen Läden.

Endlich ist Rubabie fertig und ebenda erscheint der Muezzin von dem Minarett gegenüber auf seinem Balkon, formt die Hände vor dem Munde zu einem Horn und ruft seine letzte Mahnung zum Gebete. Die Sonne geht unter und in demselben Augenblick sehe ich alles vor mir, deutlich, als wäre ich dort.

In dem großen Basar ist es jetzt so finster, daß die Menschen wie Schatten aussehen. Der schwache rote Schein der Abendsonne, den die bleigefaßten kleinen Fenster der Kuppel einlassen, stirbt in fruchtlosem Kampfe mit dem alles löschenden Dunkel. In das Schreien und Rufen der Menschen, die handeln und feilschen und einander überbieten, tönt plötzlich die Stimme eines unsichtbaren Muezzin von irgendeinem Minarett, das zum Basar gehört. Er verkündigt das Ende des Tages. Sein melancholischer eintöniger Ruf stillt mit einem Male wie mit rätselhafter überirdischer Macht allen Eifer und alle Unruhe. Es wird so still, daß man sein eigenes Herz schlagen hören kann. Um Brunnen und Marmorfontänen, die spukhaft weiß in der Dämmerung leuchten, drängen sich die Muselmanen zur Waschung, und vor den kleinen Läden, in Gängen und Hohlwegen, in Verschlägen und zwischen Kisten werden die Gebetmatten ausgebreitet.

Die Verkaufsläden werden verriegelt. Mehrere Männer gehen daran, mit gekrümmten Rücken die schweren Eisenläden herabzulassen.

Der Basar mit seinen endlosen Gängen und unermeßlichen verborgenen Reichtümern steht verödet. Wer hier eine Nacht eingesperrt bliebe, was würde er wohl nächsten Morgen zu berichten haben? Oder vielleicht würde er stumm und verwirrt den neuen Tag anbrechen sehen? Denn der alte Basar hat oft dem, der dreist in seine Geheimnisse zu dringen versucht, Sinn und Vernunft genommen.

Langsam ziehe ich die vielen Nadeln des Tjartjaff wieder heraus. Rubabie hat ihren Willen durchgesetzt. Wir türkischen Frauen sind verurteilt, uns das Leben zu träumen.

Und ich denke unser aller, uns armer Paschatöchter, beherrscht von uralten Vorurteilen, bewacht wie Unzurechnungsfähige, eingesperrt wie unvernünftige Kinder, abhängig von unsern ungebildeten Dienern wie Blinde und Lahme. Dann fliegen meine Gedanken zu all den Millionen Schleiern und Baschörten und schwarzen Floren, die im Basar noch gehorsam gebeugter Frauenköpfe harren. Wann wird es uns wohl vergönnt sein, sie alle auf einem großen Holzstoß zu verbrennen?

Ja, dann wird es leuchten über ganz Konstantinopel.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 21. Mai 1910.

(Zum Thronwechsel in England — Deutschland in Persien — Die innere Lage.)

König Eduard der Siebente ist in der St. Georgs-Kapelle des Schlosses von Windsor gestern zur letzten Ruhe bestattet worden. In dem düstern Glanz dieses Leichenbegängnisses zeigte sich die Bedeutung nicht nur der persönlichen Machtstellung, die der verstorbene Herrscher als Haupt eines Weltreichs und durch seine persönlichen Eigenschaften genossen hatte, sondern auch der weitverzweigten dynastischen Beziehungen, über die der erste Koburger auf dem Thron Großbritanniens verfügte. Neben seinem Nachfolger, König Georg dem Fünften, standen noch drei Könige aus dem Hause Koburg an der Bahre des Entschlafenen, die von Belgien, Portugal und Bulgarien. Der Deutsche Kaiser als Neffe, die Könige von Dänemark und Griechenland als Schwäger, der König von Norwegen als Schwiegersohn, der von Spanien als Gemahl der Nichte, — das waren allein neun gekrönte Häupter, die sich auf Grund ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem verstorbenen König in Person eingefunden hatten. Es ist keine Redensart im amtlichen Kurialstil, der bei solchen Gelegenheiten blüht, sondern eine beachtenswerte Wahrheit, an der der Politiker und Historiker nicht vorbeigehen darf, wenn man hervorhebt, daß diese „Kavalkade von Königen", die dem Sarge König Eduards von Westminster Hall aus folgte, nicht einer bloßen Konvention, sondern einem persönlichen Herzensbedürfnis genügte. Das gilt auch von unserm Kaiser, der in tiefer Ergriffenheit, Hand in Hand mit König Georg dem Fünften, von der sterblichen Hülle des Oheims Abschied nahm. Wohl waren es zwei sehr verschieden geartete Persönlichkeiten, und allbekannt ist es, daß diese Verschiedenheiten zeitweise hart gegeneinander stießen. Aber entscheidende Eigenschaften des Herzens und Verstandes führten doch beide schließlich zusammen und lehrten sie das Persönliche von der Pflicht des Herrscherberufs trennen. Und wenn man genauer zusieht, findet man, daß in der Auffassung des Herrscherberufs am letzten Ende gerade das verbindende Moment für diese scheinbar entgegengesetzten Naturen lag. Nur daß jeder von beiden in der Pflichterfüllung, die sein Leben ausfüllte und in deren Dienst er seine ganzen Kräfte stellte, sich andern Verhältnissen, andern Mitteln und Wegen, andern Rechten und Traditionen gegenübersah.

Die öffentliche Meinung Deutschlands sowohl wie Englands hat das häufig übersehen oder mindestens unterschätzt. In England herrscht viel aufrichtige Bewunderung der Persönlichkeit Kaiser Wilhelms des Zweiten, aber man stellt sich

ganz naiv vor, der Kaiser müsse seine persönlichen Eigenschaften ganz ebenso betätigen können wie ein englischer König, und zieht aus Unkenntnis der deutschen Verhältnisse und Bedürfnisse aus dem, was man über den Kaiser hört, völlig falsche Schlüsse. Was hat z. B. die unglückliche und ungeschickte Übersetzung des deutschen Begriffs „Kriegsherr" in das englische „War Lord" und die tendenziöse Deutung dieses für uns sehr einfachen und harmlosen Begriffs für Unheil angerichtet! Wäre man in England imstande, den Kaiser nicht als eine von seinem Volk losgelöste Persönlichkeit, sondern als den Träger nationaler Ideen und Wünsche, geschichtlicher Traditionen zu verstehen, manches Mißverständnis wäre vermieden worden. Aber auch die deutsche öffentliche Meinung hat den gleichen Fehler gegenüber König Eduard begangen. Weil sie sich überzeugen mußte, daß der König nicht die konstitutionelle Puppe war, als die nach einer auf gänzlicher Unkenntnis der englischen Verhältnisse beruhenden Theorie der Träger der englischen Krone bei den meisten deutschen Beurteilern galt, ließ sie sich durch das Wirken dieser Persönlichkeit so stark verblüffen, daß sie alles, was von dem König ausging, auf persönliche Motive zurückführte und gar nicht daran dachte, daß das Geheimnis der Erfolge des Königs auf der Fähigkeit beruhte, vermöge seiner genauen Kenntnis aller Regungen der englischen Volksseele eine absolut sachliche und nüchterne Politik mit dem Leben und der wirkenden Kraft zu erfüllen, die ihr nur durch eine starke Persönlichkeit verliehen werden kann. Statt dessen nährte man bei uns in weiten Kreisen die Vorstellung, König Eduard sei ein grimmiger Deutschenfeind, der aus Haß und Eifersucht gegen seinen kaiserlichen Neffen seine Stellung nur dazu benutze, um von früh bis spät auf die Schädigung Deutschlands zu sinnen. Die wenigen, die diese schiefe Vorstellung zu berichtigen versuchten und die Politik König Eduards einfach aus der scharfen und folgerichtigen Erfassung der ihm vorgezeichneten realen englischen Interessen erklärten — wir können uns mit Recht zu diesen wenigen rechnen, — wurden kaum gehört und verstanden.

Und doch ist dies die Auffassungsweise, die allein auch dem deutschen Interesse entspricht. Denn sie bewahrt uns vor der Täuschung, als ob mit dem Verschwinden dieser bedeutenden Persönlichkeit von der politischen Bühne für die Beziehungen zwischen Deutschland und England irgend etwas gewonnen wäre. Man hat schon wieder die höchst überflüssige und irreführende Frage aufgeworfen, ob König Georg der Fünfte „deutschfreundlich" sei, und hat diese Frage sogar hier und da bejaht. Wenn das richtig ist, so wäre das ja recht hübsch und erfreulich, eine interessante Notiz für halbpolitische Plaudereien, wie man sie wohl bei der Zigarre oder der Tasse Kaffee über die Tagesereignisse führt. Aber der wirkliche Politiker kann damit nichts anfangen. Er stellt ganz andre Fragen. Ihn interessiert es, ob die nächste Entwicklung Englands Aussicht gibt, daß die Strömungen, die zeitweise zu einer beklagenswerten Trübung der deutsch-englischen Beziehungen geführt haben, auch fortan so weit eingedämmt bleiben oder durch vernünftigere Erwägungen verdrängt werden, wie es den wahren Interessen beider Völker entspricht. Was aber den persönlichen Einfluß des neuen Königs betrifft, so kommt dabei weniger der gute Wille und die freundliche Gesinnung, die er vielleicht für Deutschland hegt, in Betracht, als das Maß von Klugheit, Erfahrung und richtiger Einschätzung der in England selbst tätigen Kräfte, womit er nötigenfalls mäßigend, ausgleichend und aufklärend wirken könnte. Losgelöst von seinem Volk, persönlicher Neigung folgend, wird er ebenso wenig etwas ausrichten können, wie es sein Vater gekonnt hätte, wenn er es jemals hätte versuchen wollen. Es liegt uns gänzlich fern, irgendein Mißtrauen

gegen den neuen Herrscher, von dem die Welt bisher nur Sympathisches gehört hat, äußern zu wollen. Immerhin ist er politisch für uns ein unbeschriebenes Blatt, während wir von König Eduard, dem Vielverschrienen, Vielgefürchteten und doch eigentlich so wenig Gekannten, genau wußten, daß er dem Ausbruch eines ernsten Konflikts zwischen Deutschland und England seine ganze diplomatische Kunst, seinen ganzen persönlichen Einfluß entgegengestellt hätte. Und das, obwohl ihm die neue politische Gestaltung Deutschlands nicht sympathisch war, er für Frankreich eine besondre Vorliebe hegte und seine englische Politik ihn dahin führte, Deutschland scheinbar zu isolieren und die Ausschaltung seines Einflusses an vielen Stellen zu versuchen. Er war eben dabei der wirkliche Politiker, der den wahren Nutzen seines Landes nicht in der Befriedigung persönlicher Gefühle suchte, sondern in kühler Berechnung bestimmte.

Augenblicklich ist die Stellung Deutschlands in Persien der Gegenstand von Verhandlungen und Erörterungen. Rußland und England haben angefangen, auf Grund ihrer politischen Abmachungen sich so weit als Herren Persiens zu fühlen, daß sie auch dem Grundsatz der offnen Tür, den sie auf wirtschaftlichem Gebiet anerkannt haben, engere Grenzen zu ziehen beginnen, als sich mit deutschen wohlerworbenen Rechten verträgt. Deutschland hat in Petersburg und London keinen Zweifel darüber gelassen, daß es die Respektierung dieser rein wirtschaftlichen Rechte verlangen muß. Aber schon diese Forderung, über die noch Verhandlungen im Gange sind, hat der chauvinistischen Presse Rußlands und Englands Veranlassung gegeben, in anmaßender Weise unter Aufstellung falscher Behauptungen die öffentliche Meinung gegen den Ehrgeiz Deutschlands aufzuregen. Die deutschen Forderungen sind aber so klar und stützen sich so fest auf billige Abmachungen, daß an einer Verständigung mit den Regierungen trotz dieses Geschreis nicht zu zweifeln ist. Abgeschlossen ist aber die Angelegenheit noch nicht.

Über unsre innerpolitischen Verhältnisse läßt sich diesmal nichts Neues sagen. In dieser Woche fangen die Parlamentsverhandlungen wieder an, und erst dann wird sich vielleicht übersehen lassen, zu welchen Ergebnissen die Parteien gelangt sind. In diesem Augenblick weiß noch niemand, was aus der Wahlrechtsvorlage werden wird. Man kann sagen: die am tiefsten Eingeweihten wissen es am allerwenigsten. Es ist augenblicklich ein Zeitpunkt, in dem niemand vorangehen will. Auch scheint es, als ob die Parteien, bei denen die Entscheidung liegt, in sich noch nicht einig und entschlossen sind. Wir bescheiden uns daher heute, dies als kurze Charakteristik der Lage festzustellen. In acht Tagen wird sich hoffentlich schon klar sehen lassen.

Ein deutscher Professor in der Schweiz. Von Nahida Lazarus. 201 Seiten. Berlin 1910. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Der „deutsche Professor" ist Moritz Lazarus (1824 bis 1903), der bekannte Philosoph und Begründer der Völkerpsychologie. Seinem Andenken war schon das größere Werk „Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen" (Berlin 1906) gewidmet, in dem seine Witwe und sein ehemaliger Schüler Professor Alfred Leicht in gemeinsamer Arbeit einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens im neunzehnten Jahrhundert geschaffen haben („Grenzboten" 1906, IV, 451 f.). Diesmal erscheint Nahida Lazarus allein auf dem Plan, um eine bei der früheren Veröffentlichung absichtlich gelassene Lücke auszufüllen und uns einen ausführlichen Bericht davon zu geben, wie und unter welchen Verhältnissen ihr Gatte in den Jahren 1860 bis 1866 als Professor der Philosophie an der schweizerischen Universität Bern gewirkt hat. Es wäre besser gewesen, wenn die Verfasserin auch diesmal die Hilfe des

um ‚Lazarus' Andenken verdienten Alfred Leicht nicht verschmäht hätte. Dann wären schwere grammatische Verstöße, wie der Satz S. 36: „Mit einer Tochter des Generals von Baeyer verheiratet, spannen sich vielfache Fäden herzlichsten Interesses zwischen unsere beiden Familien" (derselbe Fehler S. 65 Mitte), Verwechslungen wie Didaktik statt Dialektik S. 8 und andere sachliche Unmöglichkeiten sicherlich vermieden worden. Auch im ganzen bietet das Buch keine objektive Forschung; neben vielem Erhebenden bringt es manches Kleinliche, das besser weggeblieben wäre; es fordert auch manchmal durch eine etwas weitgehende Parteinahme für seinen Helden zum Widerspruch heraus. Aber diese Schäden sind bis zu einem gewissen Grade Schatten seiner Lichtseiten. Es ist in seiner subjektiven Art überaus frisch, lebhaft, fesselnd geschrieben und gewinnt uns durch eine über das Grab hinausgehende treue Liebe der Gattin, die, ohne allzu viel von sich selbst zu sprechen, sich nicht genug tun kann, das Andenken des Heimgegangenen vor der Mit- und Nachwelt immer schöner herauszuarbeiten. So liefert das Buch namentlich aus Briefen und mündlichen Mitteilungen neue Züge zum Bilde des vielseitigen und doch tiefen, des jüdischen und doch christlichen Gelehrten, dessen Verständnis für fremdes Seelenleben, mochte es sich in einem Einzelnen, in einer Personengruppe oder in einem ganzen Staatswesen offenbaren, dessen Anschmiegsamkeit an fremde Verhältnisse ihm einen schier unerschöpflichen Kreis von Freunden und Freundinnen in einem fast übernatürlich erweiterten Wirkungsbereich verschafft haben. Das Buch wirft aber auch — trotz seiner Mängel — helle Lichter auf die gesellschaftlichen und politischen Zustände der Schweiz, insbesondere auf die Gelehrtenrepublik ihrer Hochschulen mit ihrem ewig wechselnden Personal und ihren doch so feststehenden Lebensformen. Denn „diese Kantone" — sagt Lazarus — „sind alle stolz auf das, was sie sind: das Resultat ihrer Geschichte, daher auch stolz auf ihre Geschichte, die sie wie ein Kleinod pflegen und bewahren. In gewissem Sinne gibt es kein konservativeres Volk als die Schweizer, obschon sie die demokratischesten Einrichtungen haben. Aber der ärgste Radikale hat noch Respekt vor der Vergangenheit und vor ihren noch lebenden Zeugen." Nur mit Wehmut kann der Deutsche von heute solche Sätze lesen, wenn er sieht, wie unserem Volke, das freilich zu einem großen Teile aus Fabrikarbeitern besteht, mit dem geschichtlichen Sinn zugleich der politische entschwindet!

Anderseits zeigt das Buch, wieviel geistige und erzieherische Arbeit an den schweizerischen Hochschulen von Deutschen geleistet wurde, und wenn wir Deutschen dankbar bekennen, was Schweizer wie Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Arnold Boecklin, Jakob Burckhardt uns gegeben haben, so sind in diesem Buche neue urkundliche Belege dafür enthalten, was die Eidgenossen den alten und neuen Geisteszusammenhängen mit Deutschland verdanken. Sie sollten deshalb billigerweise damit aufhören, im Romanentum ihre eigentliche Nährmutter zu suchen und zu feiern.

Wurzen Otto Eduard Schmidt

Das Busch-Buch. (Wilhelm Busch. Von Hermann, Adolf und Otto Nöldeke. München, Lothar Joachims Verlag.) „Ein Freier und ein Froher ist gegangen, der mehr, als ihr geahnt, ein Großer war." So beginnt ein dem Andenken Wilhelm Buschs gewidmeter dichterischer Nachruf. Fritz v. Ostini hat ihn geschrieben; die drei Neffen Buschs haben ihn der Biographie des Oheims beigefügt. „Die hohe Kunst, den bittern Kern des Lebens erkennen und es freudig zu bejahn —" das sei sein Erbe für uns. War Wilhelm Busch, der Spötter, der Karikaturist, der Drechsler göttlich

komischer und nichtswürdig trivialer Verse zugleich, wirklich ein „Großer“? Ein ganz Großer war er nicht. Er wußte es. Als einst seine Freundin, Frau Anderson, einen Vergleich mit Großen gewagt hatte, erwiderte er: „Stellen Sie denn, auch im Scherz, mich nicht wieder in die Nähe eines Mannes, den ich hier nicht nennen will, sonst müßte ich mir ja das Vergnügen versagen, Ihre Briefe aufzubewahren.“ Aber ein Großer war er trotzdem. Wir alle — nicht nur die modernen humoristischen Zeichner und Verskünstler vom Bau — nein, wir alle haben ein Stück von ihm im Leibe. Groß war er durch die Kraft seines eigenwilligen, völlig ursprünglichen Denkens, das bis in den „bittern Kern des Lebens“ eindringt und sich in stillen Stunden zu wehmütig-humorvoller Poesie umsetzt, dadurch aber den Verneiner des Lebens schließlich doch zur Bejahung zwingt. Groß war er nicht zum wenigsten durch die Kunst, sich sein eigenes Leben zu gestalten. Nicht, wie's der „moderne“ Künstler tut: mit Brimborium, Reklame und einer Villa, von deren sezessionistisch geschwungenem Turm eine Fahne flattert mit der Inschrift: „Ich will mich ausleben.“ Busch brauchte sich nicht „auszuleben“. Für ihn war die Erscheinungswelt zur Ideenwelt, er, der nie rastende Künstler, gleichzeitig immer mehr zum tief schürfenden Philosophen geworden, der mit dem siebenundvierzigsten Jahr der Welt Valet sagte und sich einspann in die Heimat, in heimlichstes, selbstbefriedigendes Schaffen, in still schöpferische Nachdenklichkeit. Verständnislosigkeit seinem Schaffen gegenüber sollte ihn, wie von anderen Seiten behauptet wird, dazu vermocht haben? Ihn, den Schopenhauerfreund, den reifen, anerkannten Meister, der mit dem an Franz Hals, an Rembrandt, an Brouwer geschulten Pinsel, mit dem durch holländische und heimische Muster feingeschärften karikaturistischen Stift, mit dem gereiften dichterischen Talent vom breitesten, komisch wirkenden Realismus bis zu den feinsten, in die indische Sansaralehre ausmündenden Faserungen gelangte? Diesen zur Erkenntnis, zum Verzicht, zur Weisheit geborenen Künstler (denn das blieb er im Grunde seines Wesens) kann unmöglich, darin muß den Neffen beigestimmt werden, eine Art Haß gegen die Welt nach Wiedensahl, später nach Mechtshausen, getrieben haben. Er führte nur aus, was sich schon längst in ihm vorbereitet hatte, was er nach seinem inneren Wesen tun mußte. Er war auch darin Niedersachse, daß er sich hinter Eichenkamp und Dorn zurückzog. Auch er hätte über die Tür zu seinen bescheidenen Zimmern nach dem Liliencronschen Vorschlag schreiben dürfen: „Hier wohnt Friedrich Wilhelm Schulze — Lat mi tofreden!“ Gedacht hat er's gewiß.

Wie er sich bis zur Höhe entwickelt, wie er in den letzten dreißig Lebensjahren in dem Wiedensahler Pfarrwitwen- und dem Mechtshausener Pfarrhaus zusammen mit der verwitweten Schwester gehaust, wie er dort gelebt und geschaffen hat, das beschreiben die drei Neffen in ihrem Busch-Buch. Das Buch gehört zu seinen Werken, ähnlich wie die „Gespräche“ zu den Werken Goethes. Wie der Niederdeutsche Eckermann mit größter Pietät und Gewissenhaftigkeit von Worten, Wesen, Leben des Weisen von Weimar berichtet, so auch die drei niederdeutschen Neffen über den Weisen von Wiedensahl. Erst in diesem geschmack- und verständnisvoll geschriebenen, von zahlreichen Textbildern begleiteten Buche lernen wir Wilhelm Busch ganz kennen. Seine am wenigsten bekannten Werke: „Eduards Traum“, „Der Schmetterling“, „Kritik des Herzens“, „Zu guter Letzt“, „Schein und Sein“ entschleiern den philosophischen Kern seines Wesens. Den menschlichen das Busch-Buch. Wir sehen, wie der von der Welt Abgeschiedene doch mit allen großen Fragen, Menschen und Zeitströmungen im Zusammenhange bleibt. Seine Stellung zum Christentum, seine Urteile über die Klassiker, über moderne ausländische und inländische Literaturrichtungen, über Denkmals- und ähnliche Kultur-

narrheiten und vieles andere finden wir, häufig nach den stets drastischen und plastischen Äußerungen des Meisters selbst, mitgeteilt. So wird dieses Buch, wie die Werke Buschs selbst, seinen Platz in der Literatur behaupten.

Wilhelm Poeck

Bürgerliche Kultur

Entwicklungstendenzen der modernen, dekorativen Kunst

ie moderne dekorative Bewegung, die Architektur, Raumkunst und Kunstgewerbe umfaßt, ist eine städtische Bewegung. Erst bestimmte große Zentren — seien es Kunstzentren, seien es Industriezentren — machen eine solche bewußte Willensanstrengung möglich. In den kleineren Zentren wird diese Bewegung von den höheren kunstfreundlichen Kreisen gefördert, in den großen Städten wird sie von der Industrie getragen, die bald merkt, daß ihr hier ein neues Mittel umfassendster, einwandfreier künstlerischer Reklame erwächst.

In beiden Fällen sind es die Künstler, die den Anstoß geben. Und in beiden Fällen dient die Kunst dazu, zu blenden, die eigene Stellung dadurch mit Glanz zu umgeben. Die Kunst wird damit nicht erniedrigt. Es ist nicht zu verlangen, daß das Kunstverständnis sich von selbst so weit ausbreitet, daß instinktiv ein Durchdringen zur künstlerischen Gestaltung der Umgebung, der Bedarfsgegenstände stattfindet. Die Industrie braucht nur ihrem Wesen treu zu bleiben, energisch nach neuen Mitteln zu suchen, Aufsehen zu erregen, und sie wird und muß auf die Kunst verfallen. Das um so sicherer, je mehr das Publikum in seinen Urteilen sich künstlerisch differenziert, woran ja allenthalben gearbeitet wird. Es treffen sich hier also die beiden Interessenten Industrie und Publikum in einem Punkte.

Der Fürst des kleineren Hofes, der die moderne Bewegung unterstützt, sich ihr scheinbar dienstbar macht, tut das aus demselben Grunde wie in der Großstadt die Industrie. Er schafft sich eine neue Ausnahmestellung. Er blendet das Publikum. Und er kann es, weil das Publikum hier sich nicht in der „vorgeschrittenen" Entwicklung befindet wie in der Großstadt. Er zeigt, wie weiten Ausblick er hat; er geht dem Publikum voraus. Er ist Mäzen aus demselben Grunde, wie die Fürsten der früheren Jahrhunderte Mäzene waren. Die Menge war zurückgeblieben, dumpf. Der Fürst aufgeklärt, er gab Ziel-

richtungen auch im Geistigen, Künstlerischen an. Der Hof sammelte die Künstler um sich. Einfach, weil es nichts anderes gab, weil sich beim Fürsten auch die Geldmacht und Ehre und Ansehen konzentrierten.

Heutzutage ist es in den Großstädten meist umgekehrt. Die Menge, das Publikum ist aufgeklärt, bei ihm konzentriert sich das Geld. Es vergibt Ansehen und Würde. Aus diesem innersten Grunde kann eigentlich der Fürst in der Großstadt der modernen Entwicklung nicht günstig gesinnt sein. Er kann sie im günstigen Falle gehen lassen, denn er würde nur einer in der Menge sein. Diese Stellung wird nur ein intelligenter Fürst zu einem neuen Machtmittel ausnutzen können. Und weil eben der Fürst sich dem Publikum gegenüber, das in der Großstadt nicht mehr dumpf im bloß Notwendigen des alltäglichen Lebens verharrt, durch den Schutz der modernen Kunst keine Ausnahmestellung mehr schaffen kann, verharrt er naturnotwendig beim Alten und umgibt sich mit den Emblemen der Vergangenheit. Er schützt die Kunst, die für ihn geschaffen ist, denn im Grunde war alle Kunst früher höfische Kunst. Darum paßt sie für den Hof, für den Fürsten. Man gehe in eins der wundervollen Schlösser, die die Künstler der Vergangenheit bauten. Da ist alles Einheit: architektonisch, malerisch, kunstgewerblich eine Einheit. Selbst die Gärten sind einbezogen. Dem Geiste nach können wir davon lernen. Brauchen die Fürsten, so wie sie sind, etwas anderes? Einwandfrei, künstlerisch ist das Milieu für sie im Hinblick auf den Zweck durchgebildet. Diese Einheit bewundern wir und staunen sie an. All das, was wir heute anstreben, die dekorative Harmonie des Raumes, die Gestaltung der Wand, der Decke, des Bodens, das Bedenken des kleinsten Gegenstandes bis zu den Blumen und den Fontänen, den Wäldern und den Gärten, all das finden wir hier. Diese Einheit ist uns lange, lange Zeit Vorbild gewesen. Unsere Straßen zeigen in den Fassaden der Häuser palastähnliche Fronten. Wir wollen die Paläste nachahmen. Unsere Möbel zeigen in der Linienführung der Ornamentik die höfischen Allüren, deren Eleganz und Eigenart uns imponiert. Wir benennen die Stile nach ihnen und träumen uns so in eine Sphäre hinein, die uns ganz und gar nicht gehört.

Da wir nicht Fürsten sind, kommt der Schein der Komik in die äußere Erscheinung unseres Daseins. Wir leben von erborgtem Wesen, mit dem wir uns drapierten wie schlechte Schauspieler. Und wie wir aufhörten, das falsche Heldenpathos der Tragöden zu lieben, hören wir auch auf, den falschen Helden- und Fürstenstil in unseren bürgerlichen Wohnungen zu imitieren. Diese Dissonanz in unserer Kultur beginnen wir jetzt herauszuhören. Einfach deshalb, weil ein Neues sich loslöst und so erstarkt ist, daß es es selbst sein will und nicht in fremdem Kostüm erscheinen mag.

Man kann die Bemerkung machen, daß jeder Stand die Art des ihm übergeordneten Standes nachahmt, wenn nicht in der Arbeit, so doch auf den Gebieten, in denen ein gewisser Prunk zur Erscheinung kommen soll. Der

Bürger kaufte sich die Einrichtung, die er bei dem Adlichen, dem Fürsten sah. Er mußte sich mit einem Surrogat begnügen, das die äußere Erscheinung in irgendeiner billigen Übersetzung bot. Die Imitationen kamen auf und gediehen zu reicher Blüte. Und der Arbeiter kauft sich die Einrichtung, die er bei dem Bürger sieht, von der er annimmt, daß sie dort als schön und elegant gilt. Natürlich wird auch da wieder, teils aus Gründen der Billigkeit, teils aus Gründen der Anpassung, eine Verfälschung und eine nochmalige Verwässerung eintreten, wie wir es ja bei den billigen, schlechten Industriemöbeln, die für Arbeiter bestimmt sind, sehen.

Nicht sie, die Fürsten, sondern wir, die Bürger, brauchen ein neues Milieu, dessen Charakter wir bisher erborgten von der höfischen Kunst. Plötzlich setzt die bürgerliche Kultur das Ziel, sich eine eigene Kunst zu schaffen. Die moderne dekorative Bewegung ist eine bürgerliche Bewegung. An die Stelle des Fürsten tritt in der Großstadt das großstädtische gebildete Publikum, das die Protektion der neuen Kunst übernimmt, und als sichtbarer Ausdruck die Industrie.

Da aber stoßen wir schon auf festen Boden. Wir kommen, indem wir zu den noch tieferen Schichten heruntersteigen, zur Bauernkunst. Diese ist eigenwüchsig. Und wir sehen, daß der Fürst wie der Bauer eine eigene Kultur des Wohnens besaßen; der Bürger und der Arbeiter besitzen sie nicht. Die Vorbilder, die die in den verschiedensten Bezirken ansässige Bauernkunst uns zeigt, sind in sich so vollendet, daß reiche Anregung von ihr ausgeht und einströmt in das moderne Kunstgewerbe. Man braucht nur an Riemerschmid zu denken. Da erscheint das Bäuerliche nur benutzt. Es hat den Verhältnissen entsprechend eine Umbildung erfahren. Die Farben sind fröhlicher. Die Verhältnisse sind intimer. Beides hatten wir verlernt. Wir vermieden die Farben und wollten Prachtrad, Monumentalität vortäuschen. So lernen wir an der Hand der bäuerlichen Kunst unsere Eigenart suchen, wir bekommen den Mut, Eigene zu sein. Es ist damit zugleich ein Weg angezeigt, wie auch für den Arbeiter ein neues Milieu geschaffen werden kann, das seinen Bedürfnissen gerecht wird, seine Lebensgewohnheiten ausdrückt. Zwischen diesen beiden Extremen, der Fürstenkunst und der Bauernkunst, stand die bürgerliche Kunst in der Mitte als eine charakterlose Erscheinung. Der Bürger ist nicht wie der Bauer etwas sozusagen organisch Gewordenes. Er hat sich zwischen jene beiden Extreme geschoben und muß erst bestrebt sein, ein Eigenes auch im Hinblick auf die äußerliche Kultur nur von dieser ist hier die Rede zu werden.

Da ist es bezeichnend, daß die neue dekorative Bewegung, wenn sie auch nach anderen Seiten, nach der aristokratischen wie nach der bäuerlichen hin, charakteristische Ausläufer aussendet, doch im wesentlichen darauf ausgeht, diese bürgerliche Kultur zu schaffen. Von bürgerlichen Elementen getragen, arbeitet sie daran, dem vernachlässigten Gebiet Erscheinung und Eigenart zu geben. So umfassend, daß sie wiederum vorbildlich werden wird für andere Kreise.

In diesem Bürgerlichen liegt die tiefere Kulturbedeutung der dekorativen Kunst.

Es erhellt also auch von diesem Standpunkt, wie töricht es wäre, wenn die moderne Industrie sich gegen diese organisch großzügige Entwicklung sperrte. Sie ist der sichtbare Ausdruck dieser neuen Kultur oder sollte es wenigstens sein, begriffe sie ihr eigenes Wesen, ihre Bedeutung. Im wesentlichen ist das ja der Fall und nur wenige widersetzen sich aus zufälligen, äußeren Gründen, die für die Allgemeinheit ohne Bedeutung bleiben.

Erst in diesem Sinne erhält die Industrie ihre große Bedeutung, schafft sie Kultur. Die Industriellen, die diese Sendung begreifen, werden sich mehren; das Publikum schafft sich in ihnen das Instrument, seinen Willen durchzusetzen. Darin liegt ihre überragende Bedeutung. Die Industrie ist nicht Zweck, sondern Mittel; im kulturellen Sinne wenigstens; Machtmittel, um Kultur sichtbar werden zu lassen, sie aus der Phantasie (Künstler) und den Wünschen und Bedürfnissen (Publikum) zur Schöpfung erstehen zu lassen, daß spätere Zeiten solche bürgerlichen Milieus einst ebenso als Einheit empfinden, wie wir die Schlösser und die Bauernkunst als Einheit empfinden. Wir nehmen damit die Traditionen der bürgerlichen Kultur, die es in früheren Zeiten gab, bis sie von der höfischen Kunst verdrängt wurde, wieder auf. Die wirtschaftliche Entwicklung ließ den Bürger in der Neuzeit zu modernen Aufgaben nicht kommen. Und speziell in Deutschland gab es erst viele Zwischenstufen zu überwinden. Nun scheinen neue Möglichkeiten gekommen zu sein und diejenigen, die die Entwicklung verstehend erleben wollen, werden sich klar sein müssen, daß wir am Anfang neuer Kulturen stehen.

Ernst Schur

Die Freunde der „Grenzboten“

werden höflichst gebeten, während der bald beginnenden Reisezeit das Blatt in allen Lesezimmern der Hotels, Kaffees, Bäder, Überseedampfer, sowie auf den Bahnhöfen usw. :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: zu fordern. :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::

Bücherliste

Besprechung einzelner Werke vorbehalten.

Müllendorf, Prosper: Ost-Afrika im Aufstieg. G. D. Baedeker, Essen. M. 2.40.

Walther, Dr. Fritz: Vernünftiges Christentum. W. Kohlhammer, Stuttgart. M. 1.50.

Lienert, Meinrad: Der Pfeiferkönig. H. R. Sauerländer & Co., Aarau. M. 4.—.

Wittichen, Friedr. Carl: Briefe von und an Friedrich von Gentz. 2. Band. R. Oldenbourg, München. M. 12.—.

Opitz, H. G.: Die Moderne auf dem Kriegspfad gegen Gott. Fritz Eckardt, Verlag, Leipzig. M. 1.50.

Bode, Dr. Wilh.: Stunden mit Goethe. 6. Band. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. M. 1.—.

Perfall, Freiherr Anton v.: Der Jäger, Erzählung. Grethlein & Co., Leipzig. M. 3.50.

Verantwortlich: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. (Herr George Cleinow ist bis Mitte Juni verreist.) Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme

für diesen Teil beim **Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11,**
Bernburger Straße 22a/23.
Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510.
Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL

HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW.19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

Stellennachweis für akademisch Gebildete und Offiziere a. D.

Bis zu 3 Zeilen 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Ein gewandter, gut empfohlener **Feuilleton-Redakteur** für den 2. Platz sucht Anstellung. Anfragen unter H. K. 708 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Russischen Sprachunterricht erteilt wissenschaftlich geprüfte Dame. Anfragen unter J. G. 714 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Sachverständiger Rat in Bergwerks- und Berggerechtsams-Angelegenheiten, Gutachten, Rentabilitätsberechnungen, Revisionen usw. durch höheren Staatsbeamten a. D. Anfragen unter F. R. 711 an die „Grenzboten", Berlin SW. 11.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Die Freiheit der Wiſſenſchaft

Von Geh. Med.-Rat und Univerſitätsprofeſſor D. von Hanſemann-Berlin

II.

Die Wunder konſtatiert werden, das haben die neueren Unterſuchungen über Lourdes aufs deutlichſte gezeigt. Zwar der Sachverſtändige konnte ſchon bei anderen Gelegenheiten erkennen, daß die Feſtſtellung der Wunder in durchaus leichtfertiger Weiſe vor ſich gehe. Man leſe nur das Buch des Biſchofs Korum über die Heilung durch den heiligen Rock von Trier, man erinnere ſich des Falles der Louiſe Lateau, der ſeinerzeit als grober Schwindel aufgedeckt wurde. Aber ganz beſonders traten dieſe Erſcheinungen hervor, als ein charakteriſtiſcher Fall von angeblich in Lourdes geheiltem Lupus großes Aufſehen erregte. Es hat ſich herausgeſtellt, daß nicht bloß Laien unrichtige Urteile über dieſen Fall abgegeben haben, ſondern daß ſich ſogar ultramontan geſinnte Ärzte bereit gefunden haben, ihn als Heilung hinzuſtellen. Die Verſammlungen in der Metzer ärztlichen Geſellſchaft und die Prozeſſe, die durch das dankenswerte Auftreten des Herrn Dr. Aigner in München im November 1909 ſtattfanden, haben gezeigt, daß es ſich erſtens nicht um eine Heilung des Lupus handelte, daß der Lupus vielmehr in gleicher Stärke wie vorher beſtand, daß es ſich ferner auch gar nicht um einen reinen Fall von Lupus, ſondern um eine Kombination dieſer tuberkulöſen Hauterkrankung mit einer Syphilis handelte.

Man könnte denken, daß die Pilgerfahrten nach Lourdes den proteſtantiſchen Oſten Deutſchlands weniger angingen. Das iſt aber ganz unrichtig. Ich verweiſe auf eine Zeitungsnotiz vom 30. Juni 1909 („Berliner Börſenzeitung" Nr. 299): „An der Berliner Lourdes-Pilgerfahrt nehmen 265 Perſonen teil, darunter 27 Geiſtliche, etwa 100 Damen und auch einige mit Pilgern verwandte Evangeliſche. Leiter der Fahrt iſt der Paſtor Scheidtweiler in Reinickendorf, dem

der Pilgerarzt Dr. Bolle und die Gruppenführer zur Seite stehen . . . In einer Pilgerversammlung wurden gestern durch Pastor Scheidtweiler die Legitimations- und Informationsbücher verteilt. Es heißt darin: Die Lourdes-Fahrt ist eine Wallfahrt und keine Lustfahrt und bezweckt Huldigung für die unbefleckte Empfängnis, eigene Erbauung und Heilung der Kranken. Die Kranken werden vormittags 4 Uhr und nachmittags 2 Uhr in der Piszine gebadet. Auch Gesunde können baden." Wenn es sich nur um eine Weltanschauung handelte, so wäre ja die ganze Sache ziemlich ungefährlich, aber hier tritt doch die neue Gefahr einer körperlichen Schädigung hinzu, und die Angelegenheit von Lourdes steht gar nicht anders als jede Art der Kurpfuscherei, das Gesundbeten, die Homöopathie, die Naturheilkunde und viele andere ähnliche Richtungen, die um so bedenklicher sind, als bei allen ein sehr starker industrieller Einschlag vorhanden ist, als die Unkenntnis, die Vorurteile, der Aberglaube und auch die Notlage, in der sich die Kranken befinden, zum Gelderwerb in gröbster Weise ausgenutzt werden. Wenn sich nun gar Ärzte oder andere Leute, die im Ruf der Wissenschaftlichkeit stehen, mit der Beglaubigung der Wunder beschäftigen, dann ist es ganz natürlich, daß die Laien, die von allen diesen Dingen nichts kennen und auf die Glaubwürdigkeit dieser Menschen vertrauen, die Wunder als wohlbezeugt annehmen. Es ist ja oft sehr schwer, den positiven Nachweis zu führen, daß solche ‚Wunder' nicht stattgefunden haben. Aber in manchen Fällen gelingt das doch, und gerade bei vielen sogenannten Heilungen von Lourdes ist der Beweis durchaus gelungen, daß es sich um keinerlei Wunder handelte. Worum es sich aber eigentlich handeln sollte, nämlich den Beweis, daß wirklich ein Wunder vorliegt, der ist niemals erbracht, sondern nur ‚konstatiert'. Auch in dem Falle, den der Jesuitenpater Wasmann im Jahre 1890 in den „Stimmen von Maria Laach" veröffentlichte, ist die Sache ziemlich durchsichtig. Denn es handelt sich hier um ein Vorkommnis, das sechsundzwanzig Jahre vor der Konstatierung geschehen sein soll, und es wird behauptet, daß ein komplizierter Beinbruch, bei dem die Knochen aus der Wunde herausragten und abgestorben waren, und eine verjauchte Wunde sieben Jahre lang bestanden hatte, nach dreimaligem Rundgang um die Grotte der belgischen Mutter Gottes von Lourdes in Dostacker geheilt worden sei. Von irgendeinem Beweis fehlt auch jede Spur, und man fragt sich, warum hat man dieses Wunder nicht publiziert, als der Mann noch am Leben war und als Beweisstück vorgezeigt werden konnte? Erst längere Zeit nach seinem Tode ist man dazu geschritten, das Märchen in die Welt zu setzen. Welchen Glauben aber Herr Wasmann verdient, der doch als Naturforscher an Wahrhaftigkeit der Darstellung ganz besonders gebunden sein sollte, das ergibt sich aus anderem. Als Wasmann seine Vorträge in Berlin hielt und daran sich eine Diskussion anschließen sollte, da war er zuerst nicht abgeneigt, seine Vorträge zusammen mit den Diskussionen drucken zu lassen. Als aber diese Diskussionen fast ausnahmslos zu Ungunsten der Wasmannschen Anschauungen verliefen, da ließ er

diesen Plan fallen und veröffentlichte seine Vorträge zusammen mit einem Referat der Diskussion. Nun vergleiche man einmal die Darstellung, die Wasmann dieser Diskussion in seiner Veröffentlichung gibt („Der Kampf um das Entwicklungsproblem. Herderscher Verlag." 1907), mit den Veröffentlichungen von Plate („Ultramontane Weltanschauung usw." bei Fischer in Jena. 1907), die nach den stenographischen Aufzeichnungen gemacht wurden. Man wird finden, daß in der Wasmannschen Wiedergabe die ganze Angelegenheit sich total anders darstellt, als sie in Wirklichkeit verlaufen ist. Ja manche Aussprüche der Diskussionsredner sind geradezu entstellt wiedergegeben. Aus welchem Grunde also dieser selbe Wasmann eine Glaubwürdigkeit bei Beschreibung eines Wunders beansprucht, ist in keiner Weise einzusehen. Moderne Wunder sind bisher nur von Unkundigen, Fanatikern, Schwindlern oder Kombinationen aus diesen dreien konstatiert worden.

Ausdrücklich führt Donat an, daß Botaniker, Zoologen, Paläontologen, Geographen, Sprachforscher, Archäologen, Geschichtsforscher und Mathematiker unbehindert forschen dürfen, aber der Zoologe darf nicht behaupten, daß die Tierwelt in allmählicher Entwicklung entstanden sei, der Paläontologe darf nicht behaupten, daß die lebende Welt unmöglich durch einen Schöpfungsakt zustande gekommen sein könne. Der Geschichtsforscher darf nicht die Wahrheit über die Übelstände des Papsttums schreiben, dann verstößt er gegen den offenbarten Glauben. Der Anthropologe darf nicht behaupten, daß die Menschheit nicht von einem Paar abstammt. Der Archäologe darf auch nicht aus babylonischen und anderen Denkmälern den Ursprung des Christentums in eine frühere Zeit zurückverlegen, als es die ultramontane Kirche tut.

Interessant ist, was Donat über Geschichtsforschung auf S. 110 ff. sagt: „Noch eine Frage sei berührt. Hat der katholische Geschichtsforscher auch dort die Freiheit, unbewegt der historischen Wahrheit nachzugehen, wo er auf Tatsachen stößt, die seiner Kirche nicht zur Ehre gereichen, und wo es sich um gewisse Privatoffenbarungen (sic!), um zweifelhafte Reliquien und Heiligtümer handelt, die Gegenstand öffentlicher Verehrung sind; kann er auch hier ungehindert die kritische Forschung walten lassen, oder ist er durch kirchliche Weisungen gebunden? Wenn der Katholik dunkle Schatten in der Vergangenheit seiner Kirche trifft, so wird jeder wohlmeinende Beurteiler die Forderung unterschreiben, daß er bei Behandlung dieser Dinge jene Pietät gegen seine Kirche walten lasse, welche ihm seine Verehrung gegen sie eingeben muß." Das heißt, die Geschichtsforschung hat da zu schweigen, wo sie der Kirche Unrechtes nachsagen kann. Sie hat da zu schweigen, wo sie zeigt, daß Reliquien, die verehrt werden, unecht sind. Sie hat da zu schweigen, wo es sich um Angriffe gegen die Päpste handelt. Deswegen sind ja Gregorovius und Leopold v. Ranke auf den Index gekommen.

Wie es ein Jesuit mit der Wahrhaftigkeit nimmt, ist mit so unverblümter Deutlichkeit in dem Donatschen Buche auf S. 371 wiedergegeben, daß man

sich wundert, wie der Verfasser nicht selbst den Strick erkennt, den er sich gedreht hat. Es heißt da: „Hat man sich wohl klar gemacht, was denn die Pflicht der Wahrhaftigkeit erfordert? Doch offenbar nur dieses, daß man nicht unwahrhaftig ist, also nicht das Gegenteil von dem für seine Überzeugung ausgibt, was man als wahr erkannt hat. Würde der Forscher hierzu gezwungen, dann allerdings würde er zur Unwahrhaftigkeit verleitet. Die Wahrhaftigkeit verlangt aber nicht, daß man alles öffentlich ausspreche, was man denkt. Man kann auch schweigen. Oder ist vorsichtiges Schweigen Unwahrhaftigkeit? Klugheit ist es sehr oft, aber nicht Lüge. Denken und Mitteilen sind eben zwei sehr verschiedene Dinge, auch für den Forscher." Es gibt ein anderes bekanntes deutsches Wort, das mir für die Ehrenhaftigkeit eines Forschers viel passender erscheint als dieser Ausspruch des Jesuiten. Jeder Deutsche kennt es: „Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht . . ."

Es ist auch bemerkenswert, wie sich nicht bloß Donat, sondern auch andere, die sich mit dem gleichen Thema beschäftigen, um die Hexen- und Ketzerverbrennung herumdrücken. Sie suchen die Verantwortung für diese Untaten abzulehnen, schieben sie auf den Geist der damaligen Zeit oder wollen gar die Behauptung aufstellen, daß sie selbst gar nicht diese Verurteilungen herbeigeführt hätten, sondern daß das der Staat getan habe. In Wirklichkeit verheimlichen sie dabei, daß der Staat damals in solcher Abhängigkeit von der ultramontanen Kirche stand, daß er nur in deren Auftrag handelte. Sie verheimlichen aber auch, daß heutzutage keine Ketzer und Hexen mehr verbrannt werden, lediglich weil die staatlichen Gesetze das verbieten, denn sonst würden auch heute noch Ketzer verbrannt. Wer nicht genau mit den Verhältnissen bekannt ist, lacht vielleicht über diese Behauptung. Wann ist denn die letzte Hexe verbrannt worden? Nicht etwa im Mittelalter, sondern am 7. Mai 1874. Es war eine Frau namens Diega Lugo im Staate Sinaloa (Mexiko) zu St. Juan di Jacobo. Gleichzeitig mit dieser wurde ihr Sohn Jeronimo Porres als Zauberer lebendig verbrannt, und zwar nicht von einem unkultivierten wilden Volke, sondern in einem katholischen christlichen Staate. Es war das nicht einmal eine Einzelerscheinung, denn noch im Jahre 1860 wurde zu Comargo in dem katholischen Mexiko eine Hexe nach allen Formen ‚Rechtens' verbrannt. Wo also die Macht besteht, würde auch heute noch die Kirche nicht vor der Hinrichtung von Ketzern zurückschrecken, und das ist ausdrücklich von einem etwas unvorsichtigen Fanatiker noch vor gar nicht langer Zeit ausgesprochen worden. In den „Analecta ecclisiastica", einer dem Papsttum unterstehenden römischen Zeitschrift, stand 1895 mit Rücksicht auf die Inquisition, und nicht etwa bildlich zu lesen: „O seid gesegnet, ihr flammenden Scheiterhaufen!" Der katholische Bischof Häsele schrieb 1870: „Es fehlt wahrlich nicht am Willen der Hierarchie, wenn nicht im neunzehnten Jahrhundert Scheiterhaufen errichtet werden." Und der furchtbare Massenhenker der Inquisition, Arbues, ist am 29. Juni 1867 durch Papst Pius IX.

heilig gesprochen worden. Der Professor des Kirchenrechts an der päpstlichen Universität in Rom, der Jesuit de Luca, schreibt in seinem „Lehrbuch des öffentlichen Kirchenrechts", Regensburg 1901: „Die weltliche Obrigkeit muß auf Befehl und Anordnung der Kirche die Ketzer mit dem Tode bestrafen, und zwar nicht bloß diejenigen, welche als Erwachsene vom Glauben abfallen, sondern auch diejenigen, welche im Irrglauben geboren und getauft sind und die Ketzerei mit der Muttermilch eingesogen und in ihrem späteren Leben hartnäckig festgehalten haben. Wo die Ketzerei Eingang gefunden, ist die Todesstrafe auch auf Rückfällige anzuwenden, auch wenn sie sich neuerdings bekehren wollen." Die versteckte Drohung des Zentrumsführers von Mallinckrodt im Jahre 1874 wird nun auch verständlich: „Wenn wir einmal die Mehrheit zu haben in der Lage wären, dann würden wir für die Kirche, die wir als wahre Kirche anerkennen, Freiheit geben, aber für eure (protestantischen) Hirngespinste nicht." Daraus geht deutlich hervor, was die Ultramontanen unter Parität verstehen. Parität heißt vollkommene Freiheit für alle klerikalen Machtgelüste und Unterdrückung aller diese Machtgelüste einschränkenden Momente.

Donat sagt auf S. 171: „Auch nur flüchtig weisen wir auf die Gründung und die Pflege der niederen Schulen durch die Kirche hin. Daß das Schulwesen erst mit der freieren Entfaltung der Kirche einen größeren Aufschwung nahm, ist eine geschichtliche Tatsache." Ich würde sagen, das ist eine geschichtliche Fälschung, und das ist in der Tat an dem Beispiel von Belgien ohne weiteres nachzuweisen. Denn in Belgien hat die ultramontane Kirche diejenige Art von Parität erlangt, die sie bei uns zu erlangen strebt. Unter dem Titel der Unterrichtsfreiheit ist die ultramontane Partei 1884 zur Herrschaft gelangt, und sie hat sofort damit begonnen, einen rücksichtslosen Terrorismus auszuüben in der Verkirchlichung der Staatsschulen. Ende 1885 waren von 1933 Staatsschulen bereits 877 beseitigt und 1465 neue geistliche Schulen eröffnet worden unter dem Namen freie Schulen. Im Jahre 1907 hat der belgische Katholikentag, der ebensowenig, wie bei uns in Deutschland die Katholikentage, eine Versammlung religiös Gleichgesinnter bedeutet, sondern lediglich eine ultramontane politische Versammlung ist, beschlossen, daß der Staat der Errichtung und Unterhaltung eigener Schulen ganz entsagt und sein Unterrichtsbudget in Form von Subsidien den freien, d. h. den klerikalen Schulen zuwendet. Und was ist nun die Folge? In den Jahren 1900 bis 1910 hat in den industriellen Hauptstädten Belgiens ein starkes Drittel der Arbeiter gar keinen Schulunterricht genossen. Nur 20 Prozent der schulfähigen Kinder überhaupt besuchen die Schule sechs Jahre lang. 80 Prozent gehen nur sechs Monate während dreier Jahre in die Schule. Von 12280 Rekruten, die sich im Jahre 1905 stellten, konnten 1610 weder lesen noch schreiben, 709 konnten lesen, aber nicht schreiben. Auf 1000 Rekruten zählen Analphabeten: Deutschland 0,7, Schweden 0,8, Dänemark 2, die Schweiz 20, die Niederlande 23, England und Irland 37, Frankreich 46, das ultramontane Belgien

aber 101. Übertroffen wird Belgien nur von Italien und Rußland. Das ist das Ergebnis eines klerikalen Regiments von nur fünfundzwanzig Jahren unter der Devise Freiheit und Parität.

Wie merkwürdig müßte nun eine Universität aussehen, die unter den Maximen der Freiheit der Wissenschaft steht, wie sie Donat und mit ihm der gesamte Ultramontanismus anpreist. Man gehe nur die einzelnen Fakultäten einmal durch. Ich will hier gar nicht von der theologischen Fakultät sprechen, obwohl die zahlreichen Maßregelungen von Leuten, die sich in eine Kritik der ultramontanen Anschauungen einließen, genügende Anhaltspunkte geben, um sich eine Vorstellung zu bilden, wie weit in dieser Fakultät eine Forschungsfreiheit überhaupt möglich ist. Die Exkommunizierung von Loisy, die Verurteilung von Schell, das Vorgehen gegen Professor Schnitzer, Wahrmund, Günther in Tübingen, Güttler und viele andere reden aufs deutlichste, und es handelt sich hier fast überall um gutgläubige Katholiken, die nur nicht ultramontan sind. Die juristische Fakultät: Man vergleiche hierzu das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft (das gerade in dritter Auflage erscheint und an dem die ersten Zentrumsführer mitgearbeitet haben) und schlage aufs Geratewohl irgendein Stichwort auf, das in die Rechtslehre hineingehört, z. B. das Stichwort „Eid". Da wird man finden, daß der Eid gelöst werden kann durch die Kirche und durch den Papst, falls dies von ihnen für opportun gehalten wird. Man wird dort als vollkommen zulässig dargestellt finden, daß die Kirche die Untertanen von ihrem Eid gegen den Landesherrn entbinden kann. Es heißt wörtlich: „Durch äußere Gründe endet die eigentliche Verpflichtung infolge Eideslösung durch die kompetenten kirchlichen Oberen." Auch für das Gebiet der Nationalökonomie soll ein Beispiel angeführt werden. Professor Göpfert in Würzburg hat eine Moraltheologie herausgegeben, in der es unter vielem anderen heißt: „Es ist manchmal erlaubt, ja Pflicht, den wahren Glauben zu verbergen . . ., nämlich da, wo es gilt, einen großen Vorteil für Religion und Kirche zu erreichen, eine große Gefahr von der Religion und Kirche, oder auch von uns selbst abzuwenden. . . . Man kann es nicht als ungerechtes Mittel ansehen, wenn jemand, um der Steuer oder dem Zoll zu entgehen, Mangel an Zeit vorschützt, ernstlich behauptet oder beschwört, er habe nichts Steuerpflichtiges, oder wenn man auf Fragen sagt, man habe nichts zu deklarieren; es liegt auch keine Ungerechtigkeit vor, wenn der Steuerbeamte die fehlende Summe ersetzen müßte, denn das hat er seiner eigenen Nachlässigkeit und Leichtgläubigkeit zuzuschreiben." Es handelt sich ja hier nur um Stichproben, die man leicht um beliebig viele vermehren könnte. Gerade das eben genannte Staatslexikon der Görres-Gesellschaft enthält die wunderbarsten Dinge. Fast ebenso bemerkenswert ist, wie auf dem Gebiete der Geschichte, und zwar nicht bloß der Kirchengeschichte, verfahren wird. Ältere sowie auch neuere Ereignisse werden in der willkürlichsten Weise zugunsten der ultramontanen Kirche entstellt. Auch hierfür sollen nur einige wenige Beispiele

angeführt werden, z. B. aus der Geschichte der Reformationszeit. So heißt es in einer ultramontanen Geschichte Frankreichs: „Bis zum sechzehnten Jahrhundert waren alle Völker Europas katholisch. Sie gehorchten dem Papste und erkannten ihn als Statthalter Christi an. Aber zur Zeit Franz des Ersten empörte sich ein schlechter deutscher Mönch namens Luther gegen den Papst. Um sich mächtige Beschützer zu sichern, reizte er die Landesherren und Edelleute dazu auf, sich der Kirchen und Klöster zu bemächtigen. Die neue Lehre rief alsbald einen Aufruhr der Armen gegen die Reichen hervor, worauf Luther den Edelleuten befahl, die Aufrührer wie wilde Tiere niederzumetzeln. So wurden mehr als hunderttausend Unglückliche ausgerottet." In demselben Schulbuch sind aus dem deutsch-französischen Kriege nur die Taten der päpstlichen Zuaven unter Charette berichtet. Nicht einmal Gambetta ist genannt. Dagegen ist sehr viel die Rede von den Jesuiten, den Kapuzinern, den Wallfahrtsorten La Salette und Lourdes. Der Pfarrer Franz Kuntze erzählt in einer Schrift „Der Vereinspräses", Vorträge für katholische Vereine: „Ein Mönch, Berthold Schwarz, entdeckte das Pulver. Der Mönch Framauro zeichnete 1450 die Landkarte, die Kolumbus zur Entdeckung Amerikas anregte. Der Domherr Kopernikus entdeckte die Rotation der Erde um die Sonne (wobei zu bemerken ist, daß Kopernikus, um nicht mit der Kirche in Konflikt zu geraten, seine Lehre nicht zu veröffentlichen wagte), aber schon hundert Jahre früher lehrte sie ein Bischof von Regensburg. Der Jesuit Secchi entdeckte die Spektralanalyse. Den ersten Blitzableiter erfand der Pfarrer Procop Diwiesch. Der Mönch Guoma erfand den ersten Luftballon, sechzig Jahre vor Montgolfier. Das Gaslicht haben die Jesuiten erfunden, das Zweirad erfand der Priester Prianton." Einen bemerkenswerten Ausspruch über Schiller finde ich auch in einer literarischen Neujahrsbetrachtung des Verbandsorgans süddeutscher katholischer Arbeiterinnen „Die Arbeiterin". „Neulich haben sie in allen deutschen Gauen den Dichter Schiller verherrlicht aus Anlaß seines hundertfünfzigsten Geburtstages. Ob man gerade den hundertfünfzigsten Geburtstag in allen unseren Volksschulen feiern mußte, wo Kinder sitzen von sechs bis dreizehn Jahren, ist doch sehr fraglich. Die Verdienste Schillers um unsere Schuljugend scheinen denn doch nicht gar so hervorragende zu sein. Da hatten Canisius, Aloysius, Christoph v. Schmid, Sailer usw. ganz andere Verdienste aufzuweisen." Aloysius war der bekannte Heilige, der schon in seiner Jugend so fromm war, daß er aus Keuschheit nicht wagte, seiner Mutter Brust zu nehmen, und bei dem bloßen Gedanken errötete, Sohn einer Mutter zu sein.

Wir wenden uns wieder der Behandlung der Naturwissenschaften zu, besonders beachtenswert darum, weil Donat ausdrücklich sagt, die Naturwissenschaftler sollten nicht gestört werden in ihrem Forschungsdrange. Auf Seite 17 spricht Donat über die Unfehlbarkeit der Lehrkundgebungen der Kirche und sucht nachzuweisen, daß diese Autorität auch rein menschlich betrachtet eine sehr hohe sei. Den Beweis will er durch die Behauptung

führen, es sei nur ein einziges Mal ein Irrtum vorgekommen, während alle übrigen menschlichen Bestimmungen unzählige Irrtümer enthielten. Dieser eine Irrtum soll der Fall Galilei sein. Daß auch Giordano Bruno verbrannt wurde, daß Buffon gezwungen wurde, seine naturwissenschaftlichen Anschauungen zurückzunehmen, und zwar unter Androhung der sogenannten Magenfolter, d. h. der Entziehung seiner Stellung, von der Buffon zu leben gezwungen war, sowie unzähliges andere, verheimlicht Donat, obwohl ihm nach seinem ganzen Bildungsgrad diese Fälle sicher bekannt sein müßten. Es ist nicht schwer, nur von einem Irrtum zu reden, wenn die übrigen, die begangen wurden, verschwiegen oder geleugnet werden. Nur selten werden Verordnungen ex cathedra erlassen. Darin ist die ultramontane Kirche sehr vorsichtig, und auch diese Verordnungen erfolgen gewöhnlich in so zweifelhafter Form, daß später sich nicht selten ein Streit darüber erhebt, ob sie ex cathedra erlassen waren oder nicht. Daher ist es immer möglich, sie später abzuleugnen.

Nun ist es interessant zu sehen, wie Donat das ganze Verfahren gegen Galilei schildert, wie er auf der einen Seite darstellt, daß Galilei durch alle möglichen Gewaltmittel gezwungen wurde, zu widerrufen, und wie er dennoch zu dem Schluß kommt, einem solchen Manne geschah ganz recht, da er feige genug war zu widerrufen! Er sagt Seite 223: „Die Haltung Galileis vor dem Tribunal der Inquisition zeigt wenig Wahrhaftigkeit und männlichen Mut. Sie berührt peinlich. Also einem solchen Manne geschah ja schon ganz recht.“ Der moderne Kampf des Ultramontanismus gegen die Darwinistische Lehre gehört in dasselbe Gebiet. Es wird hier durchaus nicht mit wissenschaftlichen Mitteln gegen Darwin gekämpft, sondern lediglich mit dialektischen. Eine große Rolle spielt als Kampfesmittel gegen den Darwinismus die sogenannte ‚Cliché-Fälschung‘ Häckels, was mit dem Kernpunkt der Sache natürlich nicht das geringste zu tun hat. Wasmann verstieg sich so weit, einen in einem Gigerlanzug steckenden Affen unter seinen Projektionsbildern in einem angeblich wissenschaftlichen Vortrage vorzuführen! Daß die Kirche vollkommene Anerkennung der biblischen Darstellung der Entstehung des Menschengeschlechts verlangt, ergibt sich aus der kirchlichen Maßregelung des staatlichen Universitätslehrers der philosophischen Fakultät in Florenz, Salvato Minocchi. Die Kurie verlangte von Minocchi, er solle öffentlich erklären, daß die Schöpfung Adams aus dem Lehmkloß, Evas aus der Rippe Adams, daß der Apfelbiß und die Feigenblätter historische Tatsachen seien. Als sich Minocchi dagegen sträubte, wurde ihm die Ausübung geistlicher Handlungen untersagt.

Nun sollte man wenigstens glauben, daß die medizinische Fakultät vor Eingriffen sicher wäre, aber auch das ist nicht der Fall. Schon die Erklärungen von Wunderheiligen beweisen das, und es wird ja, abgesehen von den großen Wallfahrtsorten und von den sogenannten großen Heiligtümern, wie dem heiligen Rock von Trier und den Aachener Heiligtümern, auch mit einer Unmasse von kleinen Reliquien und sonstigen Gegenständen öffentlich in

den ultramontanen Blättern der allergrößte Unfug getrieben. In der Nummer vom 1. Mai 1909 der „Pfarramtlichen Nachrichten von Deutsch-Gabel und Ringelsheim" findet sich folgende Ankündigung: „Es ist ein Vorrat von Reliquien der seligen Zdislawa in den Händen des hochwürdigen Bischofs. Es können Gläubige Reliquien erhalten, wenn sie die Kosten einer Verschlußkapsel tragen wollen. Es sind solche um 3, 5 und 10 Kronen zu haben." In dem „Sendboten des Heiligen Antonius von Padua", der allmonatlich in Paderborn erscheint und vom Pfarrer W. Cramer in St. Vit-Wiedenbrück redigiert wird, wird empfohlen, die Verwendung des Heiligen gegen alle möglichen Leiden anzurufen, z. B. für Kropf, schlechte Verdauung, Brandwunden, Heilung von Trunksucht und für viele andere Dinge, die aber das medizinische Gebiet nicht angehen. In der Gruftkapelle in Eichstedt in Bayern werden die Überreste der im elften Jahrhundert gestorbenen und als heilig verehrten ehemaligen Dienstmagd Walpurgis aufbewahrt. Infolge der Feuchtigkeit der Gruft sammeln sich im Herbst und Winter an den Steinen Tropfen, die als wunderwirkendes Walpurgisöl in kleinen Fläschchen gesammelt und in den Handel gebracht werden. Eine chemische Untersuchung derselben hat ergeben, daß es sich um einfaches Niederschlagwasser handelt. In dem von dem bekannten klerikalen Reisebücherverleger Leo Wörl in Würzburg und Leipzig herausgegebenen illustrierten Führer durch Eichstedt und das Alt-Mühltal wird dieses Walpurgisöl als echtes und wahrhaftiges Wunder angeführt. Der Verfasser schreibt, daß der Fluß des Öles immer genau am 22. Oktober beginnt, an dem Tage der Einlegung der Gebeine, und am 25. Februar, dem Sterbetage der Walpurgis, aufhört — und er setzt hinzu: „Das Öl hat bis auf unsere Tage in zahllosen Fällen seine Wunderkraft bewährt." Die Inquisitionskongregation in Rom stellte am 29. Juli 1903 fest, daß es nicht die Betätigung eines Aberglaubens sei, wenn Papierbilder, welche die Madonna darstellen, in Wasser aufgelöst getrunken oder zu Pillen gedreht verschluckt werden, um Genesung von den Erkrankungen zu erlangen. (v. Hansemann, „Aberglauben in der Medizin", Leipzig 1905 bei Teubner.)

Ob die medizinische Fakultät einer katholischen, d. h. ultramontanen Universität geneigt wäre, diese Dinge in ihr Lehrfach aufzunehmen, möchte manchem zweifelhaft erscheinen, aber es ist das doch nicht so undenkbar, wenn man sieht, daß an die katholische, d. h. ultramontane Universität in Freiburg in der Schweiz ein Schüler Kneips als Professor der inneren Medizin berufen werden sollte. Bekannt sind die Bücher über Pastoralmedizin, von denen besonders ein bemerkenswertes von dem preußischen Sanitätsrat Dr. Capellmann in zahlreichen Auflagen erschienen ist (15. Auflage von Dr. W. Bergmann. Aachen 1907). Hier wird die Medizin nicht vom Standpunkte der Wissenschaft, sondern vom Standpunkte der klerikalen Moral betrachtet, und der Verfasser geht unter Zustimmung der ultramontanen Kirche (das Buch ist natürlich vom Erzbischof approbiert) so weit, gewisse lebenrettende Operationen zu verbieten, weil sie

mit der Moraltheologie des heiligen Alphons von Liguori nicht übereinstimmen. In einer politischen Versammlung zu Schöneberg bei Berlin 1908 kam zufällig die Rede auf diese Angelegenheit, und ein dort ansässiger ultramontan gesinnter Arzt verteidigte jene Anschauung. Er sei auch gefragt worden: Wie würden Sie, wenn es sich um eine solche Operation handelt, vom moraltheologischen Standpunkt aus urteilen? Daß eine solche Frage nur vom moralmedizinischen Standpunkt aus beurteilt werden darf, war dem Betreffenden nicht klar zu machen. Es handelte sich in diesem Falle um den bekannten, auch in unserm Gesetz noch strittigen Fall, ob ein Arzt berechtigt sei, um das Leben der Mutter zu retten, das Leben des Kindes in Gefahr zu bringen oder zu vernichten. Gewiß wird jeder Arzt zu einer solchen Maßnahme nur im äußersten Notfalle schreiten, und die Wissenschaft ist eifrigst bemüht, Operationsmethoden zu erfinden, diese jeden Arzt mit sich selbst in Konflikt bringende Handlung der Tötung des Kindes zur Rettung der Mutter zu vermeiden. Aber es gibt schließlich Fälle, wo es sich nicht vermeiden läßt. Die Pastoralmedizin aber entscheidet, man lasse lieber das Kind und die Mutter zugrunde gehen, als daß man das Kind zur Rettung der Mutter opfert. Gerade als ob das kein Mord wäre, wenn man Mutter und Kind dem sicheren Untergange entgegengehen läßt, obwohl die Möglichkeit vorliegt, wenigstens das Leben der Mutter zu erhalten. Die Moraltheologie geht sogar weiter. Die Hauptsache ist, daß das Kind nicht ungetauft stirbt, und deswegen ist ein findiger katholischer Arzt aus Innsbruck auf die Idee gekommen, ein Instrument zu erfinden, mit dem man das Kind im Mutterleibe taufen kann. Dieses Instrument besteht in einer scharfen Hohlnadel, die durch die Bauchdecke der Mutter gestoßen wird bis an das Kind heran; durch diese Hohlnadel wird dann die Taufe vollzogen. Es versteht sich, daß man damit die Mutter in die größte Lebensgefahr bringt. Es ist wirklich wunderbar, daß sich die Staatsanwaltschaft mit dieser Erfindung noch nicht beschäftigt hat. Denn der Arzt schlägt sogar vor, daß diese „leichte und einfache" Methode durch intelligente Hebammen ausgeführt werde und daß die dazu nötigen Instrumente der Pfarrer der Diözese bereit halten soll.

Aus allen diesen Beispielen, die sich leicht vermehren ließen, geht deutlich hervor, welche schnurrige Art von Naturwissenschaften und welche merkwürdige Wissenschaft überhaupt auf einer der zu Anfang erwähnten sogenannten „freien Universitäten", wie Donat sagt, gelehrt werden würde. Auch mit der Doktorverleihung würde es an solchen Universitäten sonderbar aussehen. Das beweist der sogenannte Dr. romanus, der in dem von Jesuiten geleiteten Collegium romanum verliehen wird. Denn dieser Doktortitel wird jedem mitgegeben, der die nötige Zahl von Semestern an diesem Kollegium absitzt. Früher hat man sich in Deutschland wenigstens dieses römischen Doktortitels geschämt, aber heute wird er von manchen öffentlich getragen. Die Kongregation des Konzils und der römischen Kurie hat in einem besonderen Falle, der Spanien betrifft, entschieden, daß der am Collegium romanum erworbene Doktortitel denselben Wert haben

solle wie der auf einer spanischen Universität erlangte. Wenn die Macht dazu vorhanden wäre, so würde diese Gleichstellung unzweifelhaft auch für deutsche Universitäten in Kraft treten.

Aus diesen Angaben mag man nun ersehen, was die ultramontane Kirche unter Freiheit der Wissenschaft versteht. Sie ist in Wirklichkeit das Gegenteil aller Freiheit. Das konnte hier nur in kurzen Zügen wiedergegeben werden. Wer sich aber wirklich für diese Fragen und die in ihnen schlummernden Gefahren interessiert, der muß die ultramontanen Schriften selber lesen; nicht nur das hier vielfach zugrunde gelegte Buch von Donat, sondern auch zahlreiche ähnliche Werke, die bei Donat zitiert sind, die sich aber ganz besonders zusammengestellt finden in den Werken des Grafen Hoensbroech. Diese letzteren können nicht genug zur Lektüre empfohlen werden, und sind um so wichtiger, weil sie nicht eine subjektiv gefärbte Darstellung der ultramontanen Verhältnisse sind, sondern eine aktenmäßige Zusammenstellung.

Der Ultramontanismus pflegt seinen Gegnern, und ganz besonders in neuester Zeit, vorzuwerfen, sie wollten einen neuen Kulturkampf heraufbeschwören. Man gibt vor, dieser Kampf werde gegen die katholische Religion geführt. Davon kann natürlich gar keine Rede sein und nur absichtliche Verleumdung zu Agitationszwecken kann das behaupten. Mit der katholischen Religion hat das alles ganz und gar nichts zu tun, sondern lediglich mit der ultramontanen weltlichen Macht. Der Ausdruck Kulturkampf wird ganz ausschließlich als politisches Agitationsmittel verwendet. Wenn überhaupt hier von einem Kulturkampf die Rede sein kann, so führen nicht die Gegner des Ultramontanismus diesen Kulturkampf, sondern der Ultramontanismus selbst. Denn das, was wir in den ultramontanen Schriften finden, ist ein Kampf gegen die geistige Kultur der gesamten Welt, und nicht bloß gegen die geistige Kultur, sondern auch gegen die politische Machtstellung der Staaten als der Träger dieser Kultur, in einer unerhörten Verquickung von Religion und Politik.

Geſpräch

Von Gottfried Benn

In einem Erker, der zu einem Reſtaurantzimmer gehört Durch die weiten Fenſter ſieht man einen See und Wälder um ſeine Ufer. An einem Tiſch, dicht an den Scheiben, ſitzen Gert und Thom.

ert: Da ſetzen ſich wirklich ſchon welche draußen hin.

Thom: Ja, wirklich. Ein biſſel gewagt, nicht?

Gert: Das ſchon; aber nun werden ſie nach Hauſe gehn und werden ſagen: nun iſt es aber wirklich Frühling; wir haben ſchon draußen geſeſſen.

Thom: Und das iſt dann, als ob ſie ſagten: es iſt uns allen etwas ſehr Freundliches geſchehen. Da haſt du recht. Und ſchließlich iſt es das doch auch. Wenn ich eine Novelle ſchreiben würde, die heute begönne, würde ich auch ſo anfangen: An einem Nachmittag mitten im hellen Frühling.

Gert: Eigentlich iſt es ja mehr Balladenwetter, weißt du. Alles kühl und ſtraff und blau und gold; aber wie würdeſt du weiter ſchreiben?

Thom: Das iſt eben die Frage. Sieh mal, was jetzt da draußen geſchieht, das iſt doch einfach das, daß es Abend wird, nicht wahr? Wenn du das ſagſt, weiß jeder, was gemeint iſt. Wie würdeſt du das nun aber ausdrücken, wenn du es gewiſſermaßen künſtleriſch ſagen wollteſt? Neu? Eigentümlich?

Gert: Du meinſt das in dem Sinne, wie Flaubert Maupaſſant lehrte? Aber ich kann dir da wirklich jetzt keine Antwort geben.

Thom: Überlege es dir doch, bitte, mal. Siehſt du es denn nicht auf irgendeine beſondere Weiſe?

Gert: Ich glaube nicht. Aber vielleicht — warte mal — ſo: Es ward Abend; große graue Vögel kamen aus den Wäldern und flogen über den See und über das Land; und auf allem, das ſie überflogen hatten, blieb ein Schatten zurück. Weißt du, ich würde es vielleicht ſo malen können: große Vögel, reiherähnlich, rauchgrau an Bruſt und Hals, brechen aus einem Gehölz; auf ihren Flügeln müßte etwas liegen von dem Schatten der Wälder, die ſie durchflogen haben, und das gleitet nun gewiſſermaßen herab; das müßte man eben darſtellen, ſo das Sinkende, Niederrieſelnde von ihren Flügeln, daß man es glaubte, wenn hinter ihnen alles Land in Schatten läge. Nun, und du?

Thom: Ich würde wohl einfach sagen müssen, was geschieht: Die Wälder wurden uns ferner; von Nebeln eine dünne Haut legte sich über den See; das Licht wurde zarter und durchsichtiger und nahm an Fülle ab.

Gert: Das ist allerdings auch schöner.

Thom: Gar nicht schöner. Nur eine Zuflucht.

Gert: Vor wem?

Thom: Vor der Lächerlichkeit. Sieh mal, wenn man heutzutage von jemandem sagt: der macht Gedichte oder schreibt Novellen, so ist das beinahe so, als ob man sagte, er habe einen unreinen Teint. Das kompromittiert seinen Geschmack und stellt seine Lebensart in Frage. Wenn man es aber doch nicht lassen kann, bleibt nur die Zuflucht, die Dinge und Geschehnisse auf ihren rein tatsächlichen Bestand zurückzuführen, sie auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen.

Gert: So wie du es eben getan hast? Das hieße also, ehe man einen Roman oder ein Gedicht schreiben wollte, müßte man Chemie, Physik, experimentelle Psychologie, Atomistik, Embryologie studieren?

Thom: Du drückst es etwas verwegen aus; aber ich sage: ja.

Gert: Dann könntest du die ganze bisherige Literaturgeschichte auf einem Briefbogen abhandeln!

Thom: Sage mal, kennst du Jacobsen?

Gert: Jens Peter? Den Dänen? Gewiß kenne ich ihn.

Thom: Ist dir nie etwas aufgefallen, wenn du dir dessen Leben ansahst?

Gert: Was meinst du denn?

Thom: Er war nämlich ein großer Naturwissenschaftler, weißt du das? Aber gibst du überhaupt zu, daß seine Kunst etwas ganz Außerordentliches für jeden von uns Heutigen geworden ist? Nein? Also für viele! Und denke mal, dieser Mensch hat sich auf eine ganz seltsame und eindringliche Art mit den Naturwissenschaften befaßt. Gar nicht so als Dilettant sich rasch an einem kosmischen Problemchen aufgeregt. Nein. Er schrieb z. B. eine Arbeit über die Desmediazeen Dänemarks. Weißt du, was Desmediazeen sind?

Gert: Wahrscheinlich ein Fremdwort für Hyazinthen oder Heliotrop oder eine Rosenart.

Thom: Eben nicht. Desmediazeen haben mit Gräsern, Kräutern oder gar Blumen nichts zu tun. So weit versteigen sie sich nämlich nicht. Höre: Desmediazeen sind Zellen, meist einzeln lebend, in der Mitte eingeschnürt oder mit symmetrisch verteiltem Protoplasma, deren Vermehrung durch Teilung vor sich geht. Du wirst also nicht sagen, daß sie an sich irgendeinen Stimmungswert enthielten.

Gert: Und darüber hat Jacobsen geschrieben?

Thom: Eine lange, preisgekrönte Arbeit. O, eine ganze Botanik von Dänemark wollte er schreiben!

Gert: Und du willst sagen, das hätte Beziehungen zu seiner Kunst? Das war doch vielleicht nur ein Jugendgedanke von ihm und später sah er selber ein, daß es für ihn ein Abweg gewesen wäre.

Thom: Meinst du? Stelle dir doch einmal vor, was heißt das denn eigentlich: Dichten, und um was handelt es sich, wenn man irgend etwas beschreiben will? Feiner, flüchtiger, noch nie gesagter Dinge will man doch habhaft werden und sie so aufbewahren, daß sie den Schmelz nicht verlieren, den sie trugen, als sie zu uns kamen. Du mußt also eine ganze Heerschar von Worten und Bildern und Vorstellungen haben, denen du gebieten kannst; und du mußt sie zusammenpassen und du mußt sie ändern, sie müssen ganz geschmeidig vor dir sein, und meinst du, du vermöchtest dies, ohne ganz genau zu wissen, woher sie eigentlich kommen und was denn in ihnen steckt? Meinst du, du könntest irgend etwas anfangen mit hergelaufenen Worten, die blaß und matt und müde zu dir kommen? Sieh dir Jacobsen an: der wohnt in der Heimat aller dieser Worte; unter Dingen, von denen andere nur den Namen wissen, lebt er sein Leben; glaubst du nicht, daß dieser Dinge Namen für ihn nun etwas ganz anderes bedeuten, viel mehr Inhalt und Beziehungen haben? Und zwar handelt es sich um Worte, die für die Beschreibung sehr wichtig sind; um Worte über Gerüche, Farben und Geräusche, über Leibliches und Tierisches; die sind nun bei ihm und können ihm helfen, so oft er etwas Neues, etwas Lebendiges, Bewegliches beschreiben will. Er hob sie ja von lauter lebendigen, beweglichen, miteinander spielenden Dingen. Glaubst du noch, daß das ein Abweg war?

Gert: In dem, was du sagst, ist ja sicher Wahres; aber es hat doch immerhin einige Dichter von Ruf gegeben, die keine Ahnung von Naturwissenschaften hatten.

Thom: Keine Ahnung? Ich weiß nicht. Ich will gar nicht verallgemeinern; ich sage ja nur, daß das Spezifische in Jacobsens Kunst mit seinen naturwissenschaftlichen Neigungen ganz sonderbar eng zusammenhängt. Er war auch ein leidenschaftlicher Darwinianer. Er übersetzte die Abstammung des Menschen und die Entstehung der Arten ins Dänische, und seine ersten Schreibereien als junger Student galten der Popularisierung Darwinscher Ideen.

Gert: Also Jacobsen meinte, daß wir ...

Thom: Ich bitte dich, Gert; laß doch diese alberne Affenabstammungsgeschichte. Laß die doch einmal ganz aus dem Spiel. Der Darwinismus bedeutet ja doch schließlich etwas ganz anderes. Er bedeutet doch nur, daß alles, was ist, dem Gesetz der Entwicklung unterstellt ist; daß unser Leben verknüpft ist mit vielen andern Leben, ja daß wir verwandt sind mit allem, das überhaupt Leben heißt. Die Kiefernäste da draußen und die Blumen hier auf dem Tisch und das Mädchen da mit dem Kettenarmband, um die handelt es sich. Und kannst du dir nicht vorstellen, daß Jacobsen, um das Leben zu begreifen, das ihm in den Menschen so vielfältig und verschlungen entgegentrat,

es bis dahin zurückverfolgen mußte, wo es sich ihm in seinen primitivsten Formen zeigte, gewissermaßen nur als ein Schema des Lebens, als eine steile Projektion des Lebens? ... Sieh mal, das ganze Chaos von Geschehnissen, das sich aus den Beziehungen der Menschen zueinander ergibt, alle je träumbaren Träume und je erleidbaren Sehnsüchte, das läßt sich doch schließlich alles restlos auf einige ganz wenige Funktionen zurückführen, die eben die Funktionen des Lebens an sich sind und die in jeder Zelle stumm sich abspielen. Überkommt dich nicht bei diesem Gedanken ein Gefühl, als glättete sich allerhand bis dahin Unruhvolles in dir und als sähest du um allerhand Verworrenes jetzt klare große Umrisse? Ich muß dir gestehen, in mir entsteht immer eine Empfindung von ganz eigentümlichem Gefühlston, wenn ich mir Jacobsen vorstelle, wie er mit einem Mikroskop an der Arbeit ist und eine Zelle studiert: wie das Leben, aufgegipfelt in eines seiner subtilsten Exemplare, in dem das Seelische, das Zerebrale sich aufgefasert hat in seine feinsten und äußersten Vibrationen, sich über ein anderes Leben beugt: dumpf, triebhaft, feucht, alles eng beieinander, und wie doch beide zusammengehören und durch beide die eine Welle läuft und wie beide leibsverwandt sind bis in die chemische Zusammensetzung ihrer Säfte.

Gert: Und du meinst, so hätte Jacobsen die Naturwissenschaften betrieben? Von diesem Gesichtspunkt aus?

Thom: O ganz gewiß! Und hier gehört vielleicht auch noch ein Zug her, der gegen Ende bei seinem Niels Lyhne auftritt; ich meine jene Freude an körperlicher Arbeit, jenes Glück an körperlicher Müdigkeit. Ich glaube, eine Stelle heißt so: „Oft konnte man ihn sitzen sehen, wie sein Vater gesessen, an einer Heckentür oder auf einem Grenzstein, in seltsam vegetativer Ergriffenheit auf den gülbenen Weizen oder den ährenschweren Hafer starrend." Bitte, stelle dir das deutlich vor: Da sitzt er nun, Niels, der ausgezogen war, um ein großer Künstler zu werden, der seine Seele hatte durchrütteln lassen von allen Sensationen moderner Kultur und Wissenschaft, da sitzt er nun und fühlt mit Behagen in seinen Gelenken und Muskeln die Müdigkeit, die aus körperlicher Arbeit kommt, und starrt wie mit ausgelöschten Hirnfunktionen auf die rhythmisch wogenden Kornfelder. Es ist wie ein Kreis, der sich schließt: das Resultat millionenjähriger Entwicklung, das Hirntier, das Zerebralgeschöpf, nun wird es zurückgezogen zum Vegetativen, Pflanzlichen, zu allem, das anheimgegeben ist an Tag und Nacht und Glut und Frost; nun sitzt es da, wie nie aufgestört aus der Seligkeit gehirnloser Urahnen, wie heimgekehrt, müde des weiten Wegs, still in der Sonne — eine Raumausfüllung.

Gert: Aber legst du da nicht Jacobsen vielleicht Empfindungen unter, die er gar nicht gehabt hat? Gegen die er vielleicht sogar sich wehren würde?

Thom: Bitte, lies ihn doch noch einmal. Lies seine Briefe, ich habe sie bei mir, ich will sie dir geben; lies sein Tagebuch, das er das Tagebuch eines begabten jungen Mannes nennt, lies Morgens, aber lies vor allem noch einmal „Niels Lyhne". Weißt du, sein ganzer Stil ist ja absolut naturwissenschaftlich.

Ich meine die Art, wie er die Dinge sieht. Für ihn gibt es nichts Zuständliches; er sieht alles kommen von weither und seinen Weg gehen und über einen Moment dieses Weges sagt er schnell ein Wort. Und wenn er zwei Menschen zusammenführt in seinen Büchern, so gehen sie wohl eine Strecke zusammen und leben ein Stück Leben zusammen, aber bald gehen sie auseinander und nehmen kaum Abschied. Bitte achte einmal darauf, wenn du Niels Lyhne liest. Wo bleiben sie eigentlich alle: Herr Bigum, Frau Boyl und die arme Fennimore? Man erfährt es nicht. Seine Empfindungen sind ganz durchdrungen von dem Gefühl des ewigen Flutens und Weitermüssens und Aufsteigens in neue Formen, er weiß, „daß alles gleitet und vorüberrinnt", und daß es dieselben Flüsse nicht mehr sind, auch wenn wir in dieselben Flüsse steigen ... Damit du nicht wieder sagst, ich phantasierte, will ich dir eine Stelle vorlesen aus seinen Briefen, wenn du sie anhören willst. Sie heißt so: „Ich habe nie etwas Abgeschlossenes in einem Verhältnis zwischen Menschen gesehen. Wenn sie auch siebenmal siebenundsiebzigmal abschließen, so fährt es doch fort weiterzuleben und kann kommen und verlangen, noch einmal abgeschlossen zu werden." Wie stellst du dich jetzt dazu?

Gert: Ja, aber, wer sagt, daß er nicht diese Art einfach als ein Gesetz in sich getragen hat? Vielleicht war es einfach sein künstlerischer Instinkt, der ihn so sehen ließ?

Thom: Möglich wäre es. Vielleicht! Aber ich kann dir beweisen, daß es sich so nicht verhält. Ich kann dir zeigen, daß er bewußt diese Art zu schauen und zu schildern als Methode aus den Naturwissenschaften in die Kunst hinübergenommen hat.

Gert: Das allerdings wäre interessant.

Thom: Dazu mußt du mir aber noch einen Augenblick Gehör schenken, — ich glaube, ich werde noch so viel sehen können; vielleicht finde ich den Brief gleich; wenn ich nicht irre, war er an Eduard Brancks, — ja hier steht es, höre bitte: „Es ist in den Naturwissenschaften in der letzten Zeit Mode geworden zu sagen, daß zuviel Gewicht auf die Entwicklungsgeschichte gelegt worden sei. Diese Beschuldigung kann nicht mit Recht auf Works of fiction hinausgeschleudert werden. Denn hier ist fast immer bloß von fertigen Zuständen die Rede; selbst wo Versuche gemacht sind, ist es niemals wirkliche Entwicklung, es ist nur eine gewisse feste Form, die Bogen auf Bogen reich und reicher nuanciert wird, mehr und mehr unterstrichen wird. Es sind nicht Möglichkeiten in ihnen zu allem Möglichen; dadurch gewinnen sie natürlich an Festigkeit, doch nicht an Leben. Die wirkliche Entwicklungsgeschichte (voir venir les choses) ist es, auf die nun Gewicht zu legen ist von jenen, die können, selbst auf die Gefahr hin, daß die Charaktere des Zusammenhangs zu ermangeln scheinen." Also du siehst mit dem Gesetz und dem Instinkt? Ich muß dir offen gestehen, daß mir diese Rede vom Instinkt und Rausch, aus dem der Künstler seine Werke gebiert, immer ein wenig lächerlich vorkam. Meinst du nicht,

daß auch sie ganz bitterlich ringen, nicht anders, als wie Jakob rang mit einem fremden starken Mann, bis er ihn segnete? Aber es ist spät und dunkel. Es sind schon alle fort.

Gert: Und das willst du ganz fortlassen, das Intuitive, Spontane, mit einem Wort das Schöpferische, das sich in Werken zu entladen drängt? Diesen kosmischen Unterton willst du ganz leugnen? Einer, den du auch liebst, hat doch gesagt: Dichten heißt die Welt wie einen Mantel um sich schlagen und sich wärmen. Thom, die Welt!

Thom: Du kannst den ganzen Kosmos durch dich fluten fühlen und brauchst doch nur ein Schwätzer zu sein. Ich halte mich an Rodins hartes Wort, daß es überhaupt keine Kunst gibt, sondern nur ein Handwerk. Vielleicht gibst du mir noch einmal recht . . .

Argentinien

Von Oberst a. D. von Kornatzki-Berlin

Am 25. Mai 1810 war die Plaza Mayor zu Buenos Aires trotz des schlechten Wetters gedrängt voll von Menschen. Alle trugen im Knopfloch oder am Hute weiße und himmelblaue Bänder. Man wartete ungeduldig auf den Ausgang der Beratungen des Cabildo, der sich an Stelle der durch Massenaustritt aufgelösten alten Junta gebildet hatte. Als schließlich die Beratungen dem Volke zu lange dauerten, schrieb Berutti die Namen derjenigen Personen auf einen Zettel, die Tags zuvor im Hause von Rodriguez Peña zur Bildung der neuen Regierung bestimmt worden waren. Die Liste wurde durch Zuruf in öffentlicher Abstimmung gebilligt, dem Cabildo überreicht und unter dem Druck der öffentlichen Meinung durch ihn angenommen. Präsident wurde Don Cornelio Saavedra; unter den Mitgliedern befanden sich Manuel Belgrano und Mariano Moreno. An demselben Nachmittag noch leisteten die Mitglieder den Eid und Saavedra sprach vom Balkon des Regierungsgebäudes zum Volke, es zur Ordnung und Eintracht ermahnend.

So endete eine drei Jahrhunderte lange Epoche der Unterdrückung durch das spanische Mutterland. Der 25. Mai ist der denkwürdige Tag, der dem argentinischen Volke die Unabhängigkeit gab.

Die argentinische Republik hat ihre Unabhängigkeit gegen äußere und innere Feinde zu verteidigen gewußt und sich allmählich zu einem modernen Kulturstaat entwickelt. Ausgezeichnete Präsidenten wie Mitre und Sarmiento haben den Volksunterricht, Ackerbau und Handel gehoben; General Roca hat vor seiner ersten

Präsidentschaft durch Niederwerfung der Indianer die Pampa, die große Ebene zwischen dem Atlantischen Ozean und den Kordilleren, beruhigt und so dieses große Hinterland der Kultur erschlossen.

Für die europäische Welt hat Argentinien eine Bedeutung erst seit dem letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts gewonnen, seit Eisenbahnen im Innern und Dampfschiffverbindungen mit Europa die Reichtümer des Landes dem Weltverkehr zuführten. Erst dadurch ist es möglich geworden, Produkte zu verwerten, die früher verloren gingen, weil sie nicht abgesetzt werden konnten. Noch in den achtziger Jahren ist es vorgekommen, daß Tausende von Rindern geschlachtet wurden, nur um die Haut zu gewinnen; das Fleisch blieb wertlos und wurde vergraben. Ein Umschwung trat hierin erst ein, nachdem das Gefrierverfahren gestattete, gefrornes Fleisch in großen Mengen zu exportieren.

Der Handel, der unter spanischer Herrschaft durch schwere Zölle belastet war, steht seit der Unabhängigkeitserklärung der La Plata-Staaten allen Nationen offen; ein 1889 erlassenes Gesetz beseitigte alle Ausfuhrzölle.

Der Hauptreichtum des Landes besteht in der ausgedehnten Bodenfläche von 2855620 qkm (Preußen 348000 qkm), die nur von 6 Millionen Menschen bewohnt wird. Von diesen leben in der Hauptstadt Buenos Aires $1\frac{1}{4}$ Million, d. h. etwa der fünfte Teil der gesamten Bevölkerung. Das erscheint unnatürlich; die Erklärung dafür ist indessen bald gefunden. Der bei weitem größte Teil des Landes ist Weideland, auf dem die ungezählten Herden von Rindvieh, Schafen, Pferden weiden. Die großen Güter, Estancias genannt, sind von Drahtzäunen eingefriedet, das Vieh bleibt während des ganzen Jahres unter freiem Himmel. Der Wirtschaftsbetrieb ist demgemäß einfach und verlangt die persönliche Anwesenheit des Besitzers nicht. Der argentinische Großgrundbesitzer lebt daher fast ausschließlich in der Stadt und zwar in der Hauptstadt, da die Provinzstädte nichts bieten. Hinzu kommt die Beamtenschaft der Republik, der größte Teil des Offizierkorps, die fremden Kaufleute. Buenos Aires ist ein Kulturzentrum ersten Ranges; die Stadt hat eine größere Ausdehnung als Paris und ist föderalisiert, d. h. der Bürgermeister wird vom Präsidenten der Republik ernannt, die Verwaltung ist der Nationalregierung direkt unterstellt.

Das gesellschaftliche Leben erschöpft sich auf dem Korso, in der Oper und in den Klubs; eine offizielle Geselligkeit gibt es nicht. Der Korso ist sehr besucht; es gibt wohl keine europäische Hauptstadt, wo man schönere Pferde und elegantere Equipagen sehen kann als dort — vielleicht St. Petersburg ausgenommen. In der großen Oper, in der während der Monate Juli und August von den ersten italienischen Kräften gespielt wird, gibt sich die Gesellschaft allabendlich ein Stelldichein. Alle Welt, auch im Parkett, ist in großer Toilette, und da die jungen Mädchen in den Logen grundsätzlich die vorderen Plätze einnehmen, so bietet das Haus einen vornehmen und ungewöhnlich schönen Anblick. Außer der großen Oper gibt es noch eine zweite italienische Oper, die ebenfalls ersten Ranges ist; in der Regel eine französische Operette oder Lustspiel,

italienisches und spanisches Drama und mehrere kleinere spanische Theater. Die Theatertruppen kommen alle aus Europa; der Peso lockt die ersten Berühmtheiten ebenso an wie der Dollar im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten.

Die Klubs sind besonders vornehm eingerichtet; sie haben Fechtsäle und Badeeinrichtung; italienische Fechtmeister erteilen Unterricht. Namentlich in den Nachmittagsstunden zwischen 5 und 7 Uhr findet man dort Leute jeden Alters, die dem Fechtsport huldigen. Obenan steht der Jockei-Klub, wohl der eleganteste der ganzen Welt.

Die Gesellschaft in Buenos Aires setzt sich vorzugsweise aus reichen Großgrundbesitzern, Estancieros genannt, zusammen, unter denen wieder einige wenige Familien vornehmer altspanischer Abkunft hervortreten, die dem Lande seit der Eroberung angehören und in der Geschichte eine Rolle gespielt haben. Der äußere Firnis ist der der Pariser Gesellschaft; große Liebenswürdigkeit und angenehme äußere Formen zeichnen den Argentinier ebenso aus wie stark entwickelter persönlicher Stolz. Die Frauen sind von berückender Schönheit; sie vereinen die Eleganz der Französin mit der Grazie der Andalusierin. Da Argentinien vorzugsweise von Südspaniern besiedelt wurde, haben sich maurische Gepflogenheiten noch bis in die Gegenwart hinein erhalten; die Frau gehört daher dem Hause, der Familie an, sie bewegt sich nicht entfernt so frei wie die europäischen Damen oder gar ihre nordamerikanischen Schwestern. Die elegante Gesellschaft neigt nach Frankreich. Wenn der vornehme Argentinier eine Vergnügungsreise unternimmt, so reist er nicht auf seinem eigenen Kontinent, sondern er geht nach Paris. Die Kenntnis der französischen Sprache sowie eine verhältnismäßig große argentinische Kolonie in der französischen Hauptstadt erleichtern ihm diesen Besuch. Nächst Paris und der Riviera werden Italien und Spanien bevorzugt; England und Deutschland sind weniger gekannt. Im Sommer trifft sich die elegante Welt in dem Seebade Mar del Plata, das von Buenos Aires aus mit der Bahn in etwa zwölf Stunden zu erreichen ist. In seiner Anlage erinnert es an San Sebastian in Spanien. Auch hier herrscht großer Luxus; Taubenschießen, Roulette und Trente et Quarante sorgen ebenso wie in Monte Carlo für Zerstreuung. Die Argentinier sind von Natur recht begabt und gewandt. Der junge vornehme Argentinier erwirbt sich gewöhnlich den Grad eines Doctor juris. Einige wenige praktizieren später als Advokat; die meisten reisen und warten ab, bis ihnen eine Stelle in der Verwaltung zufällt. Beim Präsidentenwechsel treten andere an ihre Stelle, bis sie nach einigen Jahren, sobald neue Machthaber an die Spitze treten, wieder dem Staatsdienst zugeführt werden. So bekommt der Staat eingearbeitete höhere Beamte, die sich in der Welt umgesehen, einen freien Blick bewahrt haben und nicht im Bureaukratismus verknöchert sind. Da sich diese Beamten aus einer verhältnismäßig kleinen Zahl unabhängiger, einflußreicher Familien rekrutieren, so geht schon hieraus hervor, daß der Charakter der Republik ein oligarchischer sein muß.

Die Schulen sind im allgemeinen gut; sie überweisen manches, was bei uns auf den Gymnasien gelehrt wird, der Universität. Aus diesem Grunde müssen z. B. die Juristen fünf Jahre studieren. Ein Vorzug der Schule besteht darin, daß sie über die Institutionen des Landes ausreichend unterrichtet. Infolgedessen können sich auch Nichtstudierte im öffentlichen Leben leicht zurechtfinden.

Die hauptstädtische Presse steht auf erstaunlich hoher Stufe. Die beiden bedeutendsten einheimischen Zeitungen „La Nacion" und „La Prensa" sind Weltblätter ersten Ranges. Der Telegraph spielt für sie die ganze Nacht hindurch. Am Morgen erfährt der Leser alles, was sich in der ganzen Welt irgendwie von Bedeutung zugetragen hat. Dies bezieht sich nicht nur auf sogenannte Sensationsnachrichten, sondern auf alles von Wichtigkeit auf politischem, geistigem, künstlerischem Gebiete. Ist z. B. heute abend in Mailand ein Konzert, das Anspruch auf Beachtung machen kann, so liest man bereits am anderen Morgen einen Bericht davon; die Schlußkritik des Kaisermanövers wird bereits am nächsten Tage in den Zeitungen besprochen. Der Grund für den hohen Stand der großen politischen Zeitungen scheint mir vorzugsweise darin zu liegen, daß sie Leuten gehören oder von Leuten direkt beeinflußt werden, die die höchsten Stufen in Staat und Gesellschaft erklommen, die an der Spitze der Geschäfte und mitten im politischen Leben gestanden haben.

Die Verfassung ist ähnlich derjenigen der Vereinigten Staaten Nordamerikas. An der Spitze der Zentralregierung steht der Präsident; stirbt er während seiner Amtsdauer oder dankt er ab, so regiert ohne weiteres für den Rest der Amtsperiode der Vizepräsident. Die gesetzgebenden Körper sind Deputiertenkammer und Senat; Präsident dieser ist immer der Vizepräsident der Republik. Bei wichtigen Fragen treten Deputiertenkammer und Senat zum Kongreß zusammen. An der Spitze der Bundesstaaten, Provinzen werden sie dort genannt, steht ein Gouverneur, dem wieder Minister und eine gesetzgebende Versammlung zur Seite stehen. Der Zentralregierung untersteht Armee und Flotte, Post- und Telegraphenwesen, Steuer- und Unterrichtswesen teilweise, die Entscheidung über Krieg und Frieden; die anderen Angelegenheiten verbleiben den Provinzen.

Der Einfluß des Präsidenten ist mächtiger als der von konstitutionellen Monarchen. Dies wird erklärlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß er in der Deputiertenkammer die Majorität hat; denn er ist Chef der Partei, die bei den Wahlen gesiegt hatte. Außerdem hat er recht viele Posten und Konzessionen zu vergeben und in einem Lande, wo es noch viel freies Land gibt, Mittel genug, um Leute, die ihm unbequem werden, mundtot zu machen. Die politische Selbständigkeit der einzelnen Provinzen ist nicht recht zur Entwicklung gelangt, weil in der Nation ein ausgesprochen zentralistischer Zug liegt. Der Präsident wählt seine Minister selbst, die lediglich seinen Willen auszuführen haben und nur ihm allein verantwortlich sind; seine Individualität drückt der ganzen Regierung den Stempel auf; von seiner größeren oder geringeren Initiative

hängt das Tempo der Gesetzgebung ab, von seiner eigenen politischen Weisheit die Güte der Gesetze.

Während die erste Gesellschaft, wie bereits hervorgehoben, von französischer Kultur beeinflußt wird, neigt die Armee mehr Deutschland zu. Das hat seinen guten Grund. Im Jahre 1900 gingen auf Veranlassung des Präsidenten Roca fünf deutsche Offiziere, unter denen sich auch der Verfasser dieser Zeilen befand, nach Buenos Aires und gründeten die Escuela Superior de guerra, d. h. eine Kriegsakademie nach Berliner Muster. Das Institut, in dem in allen militärischen Fächern deutsche Offiziere als Lehrer tätig sind, besteht heute noch; Direktor ist gegenwärtig Oberst Uriburu, der im Jahre 1900 die Akademie besuchte, sie als bester Schüler verließ, hierfür außer der Reihe zum Major befördert wurde und später in Berlin beim 1. Garde-Feld-Artillerie-Regiment und beim 2. Garde-Ulanen-Regiment praktisch Dienst getan hat.

Der Wirksamkeit der Akademie in Verbindung mit dem Umstande, daß zahlreiche Kommandos von argentinischen Offizieren zu deutschen Truppenteilen stattgefunden haben, ist es zuzuschreiben, daß der deutsche Einfluß in der Armee vorherrscht. Auch unserer Industrie ist er zugute gekommen, da die Waffen für die Armee aus Deutschland stammen; das Artilleriematerial von Krupp, die Gewehre von den Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken (vorm. Löwe). Der Offizier nimmt eine geachtete Stellung ein, das Menschenmaterial ist vorzüglich; die Ausbildung schließt sich eng an deutsche Vorschriften an. Die Armee zählt im Frieden 24000, im Kriege etwa 200000 Mann; das Offizierkorps ist heute politischen Einflüssen gegenüber unzugänglich.

Die wirtschaftliche Entwickelung Argentiniens ist der politischen vorangeeilt. Die Praxis in Verwaltung und Gesetzgebung ist vielfach noch immer dieselbe, wie sie es vor etwa fünfzig Jahren unter viel weniger komplizierten Verhältnissen war; hieraus erklärt sich eine Reihe unerfreulicher Erscheinungen, für die man oft irrigerweise einzelne verantwortlich zu machen geneigt ist. Während Politik und Verwaltung die Domäne der Criollos geblieben sind, sind die Fortschritte auf wirtschaftlichem Gebiet zum großen Teil das Werk der im Lande ansässigen Ausländer. In der Hauptstadt sind Deutsche, Engländer, Italiener, Franzosen, Spanier in starken Kolonien vertreten; jede dieser hat ihren eigenen Klub, bewahrt ihre nationale Eigenart. Die Deutschen haben vorzugsweise den Großhandel in Händen; die Engländer die großen Unternehmungen wie Eisenbahnen, Hafenbauten, auch sehr viel Landbesitz. Die Italiener sind am zahlreichsten vertreten, allein in Buenos Aires leben über zweihunderttausend. Sie sind vorzugsweise Arbeiter in Stadt und Land; viele von ihnen kommen nur zur Erntezeit — also Februar, März — herüber und kehren dann wieder in die Heimat zurück. Die Franzosen haben besonders das Modegeschäft in Händen; die Spanier sind in allen möglichen Berufen tätig.

Das geschäftliche Leben liegt also fast ganz in den Händen von Ausländern und es ist klar, daß dadurch das Leben in der Hauptstadt international beeinflußt

und vielseitig belebt wird. So erscheinen beispielsweise täglich deutsche, englische, italienische, französische Zeitungen, die gut geleitet sind, wenn sie auch nicht die Bedeutung der hauptstädtischen Landespresse haben. Den größten Einfluß haben die Engländer; sie haben das meiste Kapital (1900: 5 Milliarden Mark) in Werten angelegt. Dadurch, daß die Eisenbahnen ausschließlich in ihren Händen sind, beeinflussen sie die Tarifpolitik, und dadurch, daß England der beste Kunde argentinischer Erzeugnisse ist, das wirtschaftliche Leben überhaupt.

Die Deutschen sind später ins Land gekommen als die Engländer; sie hatten im Jahre 1900 772 Millionen Mark vorzugsweise in Handelshäusern, Industrie, Grundeigentum angelegt; sie nehmen ihrer Bedeutung nach unter den fremden Nationen die zweite Stelle ein.

Zur Zentenarfeier werden der Republik seitens der fremden in Buenos Aires ansässigen Kolonien Geschenke gemacht werden. Die deutsche Kolonie errichtet einen Monumentalbrunnen, der in der Avenida-Alvear aufgestellt werden wird; die praktischen Engländer schenken eine Hafenuhr.

Argentinien ist, wie schon angedeutet, ein Agrarland, seine Hauptbedeutung liegt zurzeit noch in der Viehzucht. Wenn man mit der Eisenbahn von Buenos Aires quer durch das Land nach Mendoza am Fuße der Kordillere fährt, so bietet sich einem immer das gleiche Bild: unzählige große Herden, gehütet von berittenen Hirten, den sog. Gauchos.

Der Viehbestand Argentiniens betrug 1900: 30 Millionen Stück Rindvieh, 6 Millionen Pferde, 120 Millionen Schafe. Der Viehbestand Deutschlands zu derselben Zeit betrug: 19 Millionen Stück Rindvieh, 4 Millionen Pferde, 10 Millionen Schafe. Die Bedeutung dieser Zahlen tritt ins rechte Licht, wenn man bedenkt, daß Deutschland damals 56 Millionen, Argentinien 5 Millionen Einwohner hatte; sie wächst, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Vermehrung der Herden in jenem Lande in ganz anderer Steigerung vor sich geht als in Europa. Vieh- und Schafzucht liefert die Hauptausfuhrprodukte, während der Pferdereichtum nicht recht verwertet werden kann.

Für die Förderung der Viehzucht kommt die Alfalfa-Kultur, d. h. die Umwandelung der Hartgraskämpe in Kleefelder, vorzugsweise in Betracht; eine Estancia wird bewertet nach dem unter Alfalfa gesetzten Teil ihrer Kämpe (Felder). Die Größe der Estancias ist recht verschieden, für lohnenden Betrieb der Viehzucht rechnet man mindestens 2 Quadrat-Leguas (gleich etwa einer deutschen Quadratmeile).

Die Bodenpreise schwanken je nach der geographischen Lage, der Entfernung zu einer Eisenbahnlinie, der Güte des Bodens, so daß Preisangaben schwer mitzuteilen sind. Da der Käufer aber seinen Besitz „alhambrieren", d. h. mit Drahtzäunen einfassen muß, da er für die ersten Viehankäufe und für in der ersten Zeit unausbleibliche Rückschläge Kapital zur Verfügung haben muß, so gehört heute immerhin ein verfügbares Kapital von mindestens 200000 Mark dazu, um sich dort ankaufen zu können. Wer dann aber persönlich einige Jahre

mit Verständnis und Geschick arbeitet, verzinst sein Kapital mit etwa zwölf vom Hundert und wird mit zunehmender Vermehrung seiner Herden und bei stetig steigenden Bodenpreisen bald ein nach unseren Begriffen reicher Mann sein.

Der Grund und Boden gehört hauptsächlich den Einheimischen; aber auch die Fremden haben bedeutenden Grundbesitz. Von Deutschen steht wohl die Firma Engelbert Hardt u. Co. obenan. Sie besitzt eine 8 Leguas große, in der Provinz Córdoba gelegene Estanzia, eine 12 Leguas große im Departement Juarez Celman gelegene und hat 72 Leguas im Südosten der Provinz Mendoza aufgekauft. Sie besitzt also 92 Leguas oder 2300 Quadratkilometer, eine Fläche so groß wie das Herzogtum Anhalt.

In den spanisch-amerikanischen Ländern haben die deutschen Einwanderer keinen eigentlichen Kampf um die Erhaltung ihres Deutschtums zu führen wie in denen mit englisch sprechender Bevölkerung. Das romanische Wesen sucht das germanische in keiner Weise zu unterdrücken, läßt ihm vielmehr gerne den nötigen Spielraum. Deutsches Wesen und deutsches Blut werden von dem intelligenten Teil der einheimischen argentinischen Bevölkerung schon als Gegengewicht gegen die starke einseitig romanische Einwanderung geradezu geschätzt. Große Landstriche, die sich für Kolonisationsunternehmungen eignen, sind noch heute vorhanden; wird die deutsche Auswanderung nach solchen Gebieten in großem Stil gelenkt und durch Errichtung deutscher Schulen deutsche Eigenart gewahrt, so wird das Vaterland Nutzen davon haben, denn diese Söhne werden ihm sehr viel länger erhalten bleiben als die nach Nordamerika ausgewanderten. Die Besiedelung von Valdivia (Süd-Chile) bietet hierfür ein glänzendes Beispiel.

Argentinien, das zur Teilnahme an seiner Nationalfeier die Vertreter der Völker eingeladen hat, kann mit Stolz auf seine hundertjährige Vergangenheit als selbständiger Staat zurückblicken. Mögen die Fortschritte aber bisher auch noch so groß gewesen sein: alles, was bisher geschaffen und erreicht wurde, ist nur als Anfang einer großartigen Entwicklung zu betrachten, die dem Lande noch bevorsteht. Die Bedeutung Argentiniens für die Welt liegt in der Zukunft! Argentinien kann bequem 150 Millionen Menschen ernähren; setzt erst einmal die Einwanderung dort ein, dann wird es sich für Südamerika zu dem entwickeln, wozu es vorbestimmt scheint, zu der Rolle, die heute den Vereinigten Staaten zufällt.

Liberalismus und Organiſation?

Von Paul Feucht-Stuttgart

Wir wagen ein unbotmäßiges Fragezeichen hinter dieſe Organiſation zu ſetzen, die heute mit dem gebieteriſchen Ausrufzeichen wie mit einem Zepter und Marſchallſtab aufzutreten liebt. Wir ſetzen ſogar zwei Fragezeichen, das eine hinter die Sprachgeſtalt, das andere hinter den Sachgehalt. Mit der Sprachgeſtalt können wir uns kurz faſſen: Organiſation iſt kein Raſſewort, ſondern ein Scherenſchleifer mit griechiſchem Rumpf und lateiniſchem Schwanz, der ſich auch noch franzöſiſch trägt. Als Raſſewort müßte das wenigſtens Organik oder Organoſe heißen.

Alsbald indem wir ſo am griechiſchen Stamm hinabgraben, kommen wir auch ſchon von der Sprachgeſtalt zum Sachgehalt, kommen zur Stelle, wo die griechiſche Organik wurzeleins iſt mit dem deutſchen Wirken und Verwirken und Verwirklichen. „Laſſet uns wirken, ſolang' es Tag iſt“: das wäre der ſchlicht wörtliche, weiteſte Sinn der „Organik mit Ausrufzeichen“. Wie den Pflanzenforſcher, ſo führt auch den Wortforſcher die Wurzel-Ergründung dann weiter von der Form zum Weſen, zur Erkenntnis von Saft und Kraft des ganzen Gebildes. Ordentlicherweiſe will alsbald eben dieſe Frage nach dem Sachgehalt nicht nur aus der Sprache, ſondern auch aus der menſchlichen Geſellſchaft und Geſchichte herausgewurzelt ſein. „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei“, ſprach nämlich der Schöpfer und gab ihm eine „organiſche Ergänzung“ oder ein „ergänzendes Organ“, wenn wir den Urtext genau nehmen wollen. Und die erſte Organiſation war vollbracht, Organiſation bereits im engeren Sinn. Und wie hier der Schöpfer in der Ehe nicht Gleich zu Gleich fügte, ſondern die ungleichen Organe erſt zu einem gleichen neuen Schöpfungszweck vereinigte, ſo will er alle weitere Organiſation verſtanden, will auf der Ehe und den Familien die Gemeinde, auf den Gemeinden den Staat, auf den Staaten dereinſt vielleicht einen Areopag und Organismus der Völker errichtet ſehen, Gebilde immer nach dem Muſter des körperlichen Organismus, an dem auch kein Teil dem andern gleich ſei, ſondern jeder etwas Neues, Eigentümliches zum Ganzen hinzubrächte.

Organiſation im weiten Sinn, wäre alſo jede Verwirkung von Organen, von Schöpfungsgliedern miteinander und dadurch Verwirklichung einer höheren Schöpfungsſtufe. Soeben aber haben wir ſie ſchon in jenem

engeren Sinn genommen, worin man sie gemeiniglich zu nehmen pflegt, nämlich eingeschränkt auf ihre höhere Stufe, etwa so, wie man auch von Gartenkunst im besonderen Sinne spricht. Die wäre zunächst auch schon bloße Blumenpflege und Baumpflege; denn Blumen oder Bäume gehören vorab zu einem Garten. Meist aber meint man mehr als das, meint anmutigen Wechsel von Blumenbeet und Baumland nebst Mittelgliedern, kurz die Anordnung der kleineren Gartengeschöpfe zu einer großen Gartenschöpfung. Organisation heißt so nicht mehr die bloße Pflege des Organischen auf jeder und niedriger Stufe, sie sieht ab vom Übergang des Chaos zur Schöpfung und vom großen Natur- und Kunstgeheimnis der Zeugung, sieht nur allzusehr auch ab vom Fortgang dieser Organik in der Form der Erziehung oder Vergeistigung, auch von der Widerspiegelung der Schöpfungsorganik im mechanischen Werk der Menschenhände ältester oder neuester Zeit: dem Pflug und Schwert, dem Wagenrad wie Reitrad, dem Luft- wie Seeschiff, der Uhr wie der Orgel, der Geige wie der Schnellpresse. Mit der Organisation, wie sie jetzt als Zauberwort im öffentlichen Leben geboten wird, greift man ungeduldig nach der obersten Stufe der Organik, setzt das Dasein der Geschöpfe auf den Unterstufen voraus und meint nur eine gewisse Zusammenwirkung ihrer höchsten Gattung: die Gruppierung der menschlichen Gesellschaft.

Schade, daß man dem Wort solche emporschraubende, einschränkende Gewalt antut! Wie soll sich nun die ganze große Entwickelung vom Chaos zum Kosmos, von der Atomwelt zur Vernunftwelt nennen? Wären wir noch Heiden und Griechen, so stellte sich, wo Begriffe fehlen, zu rechter Zeit ein Mythus ein: Pallas-Athene, die ja ohnehin im organischen Menschenwerk als Ergane waltet, müßte Organia sein als Patronin der gesamten Schöpfungsorganik, und wäre endlich als Gönnerin der gesellschaftlichen Organisation erst recht das, was ihr Name Polias bedeutet: die Göttin der Staatsordnung in allen Formen sittlicher und bürgerlicher Gemeinschaft. Aber selbst wenn wir uns der Einschränkung des Begriffes nun mittelst einer solchen Umbildung des Mythus anbequemen, so fragt es sich: wäre diese Göttin Polias auch wirklich die Personifikation dessen, was man jetzt landläufig unter Organisation versteht? Opfern unsere angeblichen Organisatoren wirklich der Polias oder nicht vielmehr einer Agelaia? Zu deutsch: anstatt der Göttin des Gesellschaftsbaues vielmehr der Götzin des Massenaufgebotes? Dies ist unser Fragezeichen in der Überschrift, ist unsere Gewissensfrage vor dem Altar eben jener Göttin der Weisheit.

Fürwahr! Nicht so wie es in der Polias verbildlicht ist, nicht so wie es der Zaubermeister der Schöpfung gemeint hat, meinen es die Zauberlehrlinge, die heute das Wort Organisation im Munde führen. Sie meinen nicht die Wechselwirkung ungleicher Schöpfungsorgane zur Verwirklichung höherer Schöpfungsstufen und neuer Zeugungszwecke, sondern die Häufung gleicher Schöpfungsexemplare auf Kosten der übrigen; sie meinen nicht Organisation, sondern Assoziation, nicht Koalition, sondern Kumulation, nicht das Körperschaftliche

(denn das echt Körperschaftliche wäre organisch), sondern nur Genossenschaft oder überspannte Bruderschaft, also mit Anwendung aufs Nächste-Beste nicht den Staat, sondern irgendeinen Stand und eine Schicht angeblicher Staatserhalter, nicht die Kirche, sondern etwa den Klerus, nicht die Schule, sondern etwa den Schulmeister, nicht irgendeine Steigerung des Lebens in irgendwelchem Schaffensgebiet und Betrieb von Werkstatt oder Fabrik, von Landgut oder Gasthaus, von Spital oder Kloster, von Theater oder Eisenbahn, sondern die Macht, vielmehr, wie es auf dem Sozialisten-Weltkongreß einmal aufrichtig hieß, die Ohnmacht des Verbands-Egoismus: hie Arbeiter, dort Arbeitgeber: hie Landleute, dort Stadtleute; hie Konsumenten, dort Lieferanten; hie Männer, dort Weiber; und so fort eine Genossenschaft gegen die andere, als ob mit der Genossenschaft die Schöpfung begonnen hätte! Genossenschaft ist zwar erweiterte Bruderschaft; aber die Bruderschaft kam in der Schöpfung sehr hinterdrein, und das Schicksal der ersten Bruderschaft war, daß ein Bruder den andern haßte und tötete. Und wenn's auch nicht immer Kain und Abel ist — dieses alles, was fälschlich Organisation heißt und was schon ein Friedrich List richtiger Assoziation genannt hat, dieses Streben nach Mehrheitsbildung anstatt nach Höherbildung, dieser maskierte Sturm auf die Staatskrippe anstatt schlichten Eintritts in die Staatswerkstätte, dieser Zug zur Häufung und Zählung anstatt zur Vermannigfaltigung und dadurch Lebenssteigerung ist ein Rückfall vom Organischen zum bloß Mechanischen, von der Schöpfung zum Rohstoff oder Chaos, ist ein Feind der gesellschaftlichen Organisation und ist in Wahrheit: Desorganisation.

Gleichwie die Umgebung eines unwahren Menschen selbst zur Unwahrheit versucht ist, gleichwie es geschieht, daß ein Weltkörper mit unordentlicher Bahn auch andere Bahnen stört, so ist es der Fluch der einen Begriffsfälschung, daß ihr zulieb noch andere Begriffe gefälscht werden. Jener falsche Begriff von Organisation, hinter dem sich die Sucht nach Masse versteckt, deckt seine Blöße gern mit der vorgeblichen Solidarität. Auch dies ein Zauberwort, das erst verstanden sein will! Solum: der Boden; Solidarität eigentlich: Festigkeit gleich der des Bodens, also am meisten durch Bodenständigkeit. Jener Organisation, die man reinlicher Assoziation nennt, kommt nur der Schein von Bodenständigkeit zu, daß alle Zugehörigen wie auf einem Boden nebeneinander stehen und bei diesem bloßen Nebeneinander ohne verhältnismäßigen, organischen Aufbau in die Höhe — um so mehr einander den Platz versperren. Ein Stehen auf dem Boden wäre das immerhin wenigstens noch, wenn ihnen nicht samt und sonders eben dieser Boden unter den Füßen schwände, weil der einzelne wie die Gesamtheit zu wenig auf eigenem Boden steht, zu wenig sich den ersten Beding aller Solidarität, das Bodenrecht, sichert. Bodenrecht wäre der ursprüngliche Zauber der Solidarität. Dieser Zauber reicht nicht so ganz an den der Organisation heran; zum Beispiel Pyramidenbau, dieser solideste, massigste Bau ist auch die roheste Bauform; und von der organischen Bau-

weise griechischer Tempel und christlicher Dome und moderner Eisengefüge kehren wir nicht leicht zu jener Stoff- und Raumverschwendung zurück, deren einziger Zweck das bißchen Spitze zu sein scheint, wie der einzige Erfolg unserer Verbandsbewegung die gehobene Stelle ihrer paar Führer. Ach, wäre nun der Verband doch wenigstens so weit der Pyramide gleich, daß er mit den Füßen auf breitem, festem Boden stände, ehe irgendein Aufbau in die Höhe begänne! Aber wenn wir schon Desorganisation in dem allgemeinen Zug vom Organischen zum Massenhaften erkennen mußten, so ist's im besonderen eine Desorganisation, wenn unsere Sozial-Architekten, anstatt ihren Verbandsbau durch Bodenreform zu stützen, vielmehr aus dem vorhandenen Bau der Gesellschaft die Bauglieder herausziehen und in den Dienst eines Sonderbaues, einer Sonder-Massenwirkung stellen. Bauschau, Baurevision tut hier not. Wir blicken vom baulichen Bild und Gleichnis hinweg, bleiben aber beim unerbaulichen Gedanken, mit dem wir uns rechtsum den Trägern des erbaulichen Gedankens vom Völkerfrieden zuwenden: Den Kriegs- und Belagerungszustand, den ihr nach draußen verhüten wollt, haben wir im Innern. Hic Rhodus, hic salta. Aus den Organen der Staatsgemeinschaft rekrutieren sich die Verbände, aus dem Fett und Fleisch, aus dem Gut und Blut des Volksorganismus zehren sie und bestreiten ihre Rüstung, ihren Vormarsch und Frontangriff gegeneinander. Hier zeige sich die Liga des „Völkerfriedens" als eine Liga des Friedens im Volk und erziehe, wie sie selbst es preist, die Menschen zu Menschen, indem sie das Organ dem Organismus dienen lehrt und den unvernünftigen, tyrannischen Willen zur Masse bändigt unter die vernünftige geduldige Pflege des Lebens! Ein Konkurrenzstreit und -neid der Glieder beweist nach der Fabel nur, daß der Mensch schläft; der wache Mensch und so der wache Staat zeigt Geist und Kraft darin, daß er alle seine Glieder in den einen Dienst des Gesamtorganismus stellt.

Organisation! So schallt und widerhallt es heute besonders beim Liberalismus. Er selbst ist nicht Verband, sondern Partei. Verband und Partei haben offenbar das gemein, daß sie nicht sowohl Organisation sind als Assoziation, Masse, Haufen. Aber sie wollen unterschieden sein: beim Verband geht es mehr um den Magen, bei der Partei um den Kragen, nämlich um die bürgerlichen Grundrechte und Ehrenrechte. Der Spruch, den man einem alten Führer der Liberalen nachspricht, die Partei müsse auf die Zeichen der Zeit achten, tut der Partei an sich unrecht. Die Zeichen der Zeit sind wie Kometen und Meteore, wo nicht wie bloße Mondwechsel. Auf die Fixsterne der Ewigkeit richtet, im Unterschied vom Verband, die Partei ihren Blick: Gesetze der Natur, Gebote der Sittlichkeit, Erhabenheit der Menschenwürde, Offenbarungen der Religion, Lichter der Kirche, Säulen und Grundlagen des Staates. Der Mann des Verbandes gleicht im Gesellschaftsschiff dem Mitreisenden, der Mann der Partei aber will ans Steuer; der Mann des Verbandes will nur den besten Platz im Schiff, der am Steuer will über

Dampf und Kurs entscheiden. Wohl reden die beiderlei Leute im Schiff einander einmal etwa drein, aber die Grenze zwischen beiden ist dort gezogen und deutlich. Verband und Partei jedoch greifen stark ineinander über. Warum? Die Wirtschaft eines Volkes setzt sich aus so vielen Stücken zusammen, daß die Vertreter eines einzelnen Stückes, die Verbandsleute, immer nur für eine Minderheit des Volkes einstehen. Die Leitsätze der Partei dagegen erheben, wofern sie echt sind, den Anspruch auf Geltung für die Volksmehrheit. Weil freilich der Mensch im allgemeinen den Zwang des Hungers stärker spürt als jedes andere Gesetz, so verzweifelt der Parteimann und -führer jeweilen an den ewigen Mächten, die seinem Programm das Leben gegeben haben, und wirft sich, nachgebend dem irdischen Hang seines Publikums, in die Arme des Verbandes. Die Partei mit ihrem Aufblick zur Idee ist gleichsam das „Ewig-Weibliche", zugleich Minder-Selbständige in der Politik, der Verband ist daneben wie der „Mann aus dem Erdenkloß". Man hat in den letzten Jahren scherzhaft von einer Paarung gewisser Parteien gesprochen: eine widerliche Vergleichung und eine Unmöglichkeit an sich; denn das wäre die Paarung zweier weiblicher Wesen. Aber die Paarung zwischen Partei und Verband liegt nahe und vollzieht sich alle Tage: Konservative Partei mit dem Bund der Landwirte, Sozialdemokratie mit dem Gewerkverein, die nationalliberale Partei mit dem Industriellen-Verband, die Papstpartei je nach Ort und Umständen mit dem Verband, der die festeste Stütze verspricht. Stütze! ja, es stützt sich die Partei auf die Massigkeit und Massivität und den Werktagsverdienst des Verbandes, es schmückt sich und beglückt sich der Verband mit den Sonntagsgewändern der Partei. Geist und Kraft, diese Losung der eigentlichen Partei, veräußert sich so in Stoff und Macht.

Und die liberale Partei? wie verhält sie sich dabei?

Bei aller Paarung zwischen Verbänden und Parteien steht die liberale Partei da als Jungfer. Und diese Jungfer darf auf ihren ledigen Stand stolz und ihrer Freiheit froh sein. Was als Schwäche des Liberalismus erscheint, sei begrüßt als seine Stärke. Denn was ist Liberalismus? Ein namhafter Liberaler hat unlängst geantwortet: vom gegenwärtigen Liberalismus könne man nur sagen, was er nicht sei. Also halten wir uns an Vergangenheit und Herkunft des „Liberalen" selbst. Libertas, Freiheit bedeutet im bürgerlichen Leben alter und neuer Zeit doch das, daß einer mündig, rechtsfähig ist. Damit kommt ihm als Recht und Pflicht zu: die Selbsthilfe, die Selbstverantwortung. Und dies ist das eigentliche Kennzeichen des freien Mannes. Aus dem Freiheitsstand erwächst der Freiheitsgeist; aus der Libertas die Liberalitas. Liberalität, die Gesinnung und Lebensführung des Liberalen, ist nicht etwa das lockere „Leben und Lebenlassen", sondern die strenge Erziehung zur Selbsthilfe und Selbstverantwortung, in deren Gemäßheit der Liberale bei sich selbst beginnt. Mit dem Beispiel der Selbsthilfe, nicht der Verbandshilfe, mit der Erziehung zur Selbstverantwortung, nicht zum

Parteistatut treibt er Organik, wirbt um Aufnahme und Geltung im Organismus des Volkes, „qualifiziert" er, der Liberale, sich zum eigentlichen Träger des Staatsgedankens und der Staatserhaltung. Die Liberalen rühmen doch in der Gütererzeugung die Qualitätsarbeit, die Erzeugnisse von persönlicher Note und eigentümlich harmonischer Durchbildung gegenüber der wohlfeilen Dutzend- und Tausendware. Gleiches Wertgesetz gilt für die Glieder der Staatsgemeinschaft. Der gegenwärtige Liberalismus hat allen Grund, sich seiner Herkunft von der Liberalität und Libertät zu erinnern. Als der geborene Gegner aller Verbandsbewegung, alles Zusammenschlusses von Gleich und Gleich bedeutet er rechtschaffenerweise die Heranbildung des Eigenartigen, die Anbringung eines jeden Gliedes an seinem eigentümlichen Platz.

„Parteigroßbetrieb" lasen wir in einer neuen Wochenschrift der Liberalen? Es gibt allerdings Großbetriebe, wie Krupp, die den Organismen einigermaßen gleichen, indem sie alle Mittel zur Herstellung vollkommener Waren in sich vereinigen. Aber die größere Zahl und schlimmere Art und die allein verführerische für eine Partei sind jene Großbetriebe, die in einer Spezialität irgendwelcher Massenfabrikation aufgehen und erstarren: ein abschreckendes Beispiel gerade für den gereiften Liberalismus. Die Schuljugend zwar, die unmündige, wird zur sogenannten Qualifikation zusammen mit ihresgleichen erzogen. Zum Glück sorgt nebenher die Familie für Differenzierung, für die eigentliche Qualifizierung, und auch in dem Geschrei nach „individueller Behandlung" in der Schule steckt so etwas wie ein gut liberaler Kern obendrein. Der Mündige jedenfalls ist zu anderem geschaffen, als sich in Quantitäten zusammenzuschließen, ist geschaffen, seinen Platz da zu suchen, wo seine Qualität ihn hinbestimmt.

Kann es dem Liberalismus als dem Träger des wahren Organisationsprinzips nicht um Massenaufgebot zu tun sein, so auch nicht zunächst um Massenerziehung. Zur Gesundung des Körpers gehört vor allem die Gesundheit der maßgeblichen Organe; der Anfang aller Erziehung geschieht desgleichen mit den einflußreichsten Organen des Staatsorganismus: mit den vermögenden und leitenden Gliedern der Volksgemeinde. Ein Grundirrtum liberaler wie sozial gerichteter Volksfreunde ist es, daß sie mit der Erziehung der Massen beginnen wollen. Weder Massenhaftigkeit noch Einheitlichkeit ist das Ideal des echten Liberalismus; er, wie der echte Protestantismus, steht und fällt allein mit der Freiheitlichkeit, dieser Blüte und Frucht fein organisierter Persönlichkeit. Nicht von der Masse, sondern von den Führern entspringt erfahrungsgemäß das Heil wie das Verderben des Volkes. Und um politische Organisation zu treiben, müssen ihnen, aller Massenpolitik voran, die zwei Hauptstücke des staatsbürgerlichen Katechismus, wie Schild und Schwert, zur Hand und in Übung sein: das Recht der Gemeinde auf den Gemeindeboden und die Opferpflicht der Person fürs Gemeindeleben. „Bodenrecht und Steuerpflicht"!

„Partei und Berufsorganisation haben nichts miteinander zu schaffen": so hörten wir einen Führer der Liberalen in öffentlicher Versammlung sagen. Gut gemeint, schlecht gesagt. „Liberalismus und Verbandsbewegung widerstreben einander": so wollte er sagen. „Berufsorganisation" ist eine Begriffs-Mißgeburt. Kehren wir das Wort doch lieber einmal um: Organisationsberuf — das ist der wahre Liberalismus, ist nicht mehr und nicht weniger als Hingabe an die Erziehung zur Persönlichkeit und so zum Staatsbürgertum. Organisationsberuf! Nicht ein Armeekorps ist hier auf die Beine zu bringen, sondern ein Offizierkorps heranzubilden; auch nicht eine Erziehung sei es durch Katheder und Rednerbühne oder gar Schaubühne, sondern durch Beispiel und Vorbild von Haus zu Haus, von Person zu Person, eine Erziehung nicht durch Wissenskram, sondern durch Gewissenskraft! Wer denkt hier nicht an Sokrates, der an der klassischen Stätte des Liberalismus wandelte als das Urbild des liberalen Mannes, zugleich als weltgeschichtlicher Beweis, daß der beste Liberale die nächste Verwandtschaft mit dem Puritaner und die sicherste Anwartschaft aufs Martyrium hat? Das Puritanertum der Gedankenstrenge und Begriffsreinheit tut, wie unserem Liberalismus, so unserem Parlamentarismus und dem ganzen Geist unserer Politik bitter not. Man klagt über die Verfälschung des öffentlichen Geistes durch die „materiellen Interessen". Aber die machen einem Sokrates weniger Sorge als die Fälschung der Begriffe. Die materiellen Interessen sind verhältnismäßig unschuldige Kinder, geboren von der bloßen Angst vor dem Verhungern und vor dem Zukurzkommen; sie sind so unschuldig als das Geschrei und Drängen und Stoßen der Menge auf dem überfüllten Markt. Viel schuldvoller ist die Falschmünzerei, die von den Veranstaltern und Leitern des Marktes selbst ausgeht oder geduldet wird und Handel und Wandel zugrunde richtet: die Fälschung der Begriffe von Bürgerrecht und -pflicht, von Wert und Wirtschaft. Ein sinniger Zug der Sage ist es, daß sie den Turmbau zu Babel nicht durch Lohnstreitigkeiten, durch irgend „materielle Interessen" abgebrochen werden läßt, sondern durch Sprachverwirrung. Sprach- und Begriffsverwirrung droht auch dem Hochbau unserer nationalen Kultur verderblich zu werden. Möchten die Bauleute sich darum beizeiten wieder verständigen!

Hier haben wir am Beispiel einen Versuch der Verständigung vorgeführt. Je reiner die Begriffe Liberalismus und Organisation gefaßt wurden, um so mehr rückten sie einander nahe, bis wir als eigentliche Aufgabe des Liberalismus eben die Organik im weiteren ethischen wie im engeren politischen Sinn erkannten. Wäre einmal in diesem Sinn die liberale Kraftprobe gelungen, dann brauchte uns vor der kommenden nationalen Machtprobe nicht mehr bange zu sein.

Konstantinopel

Tagebuchblätter einer jungen Türkin

Von E. Lindberg-Dovlette

III.

Du mußt nicht glauben, mein fremder Freund, daß unsre Stadt bloß eine einzige Stadt ist. Es sind mehrere aneinander gedrängte Städte. Sie breiten sich aus und fließen über zwei Weltteile, ohne daß jemand, weder in Europa noch in Asien, ihre Begrenzung kennt. Wo es am schönsten ist, da hat sich flugs eine Stadt aufgebaut, und dann haben sie sich in spielerischer Unordnung hügelab und -auf gedrängt, ohne Plan und Absicht. So daß das Ganze mehr aussieht wie ein einziges riesiges Nomadenlager.

Aber alles, was dein Blick umfassen kann, soweit das Auge reicht, ist Konstantinopel und wiederum Konstantinopel, stets wechselnd, stets neu, nie sich selbst wiederholend. Straßen, die sich in stolzer Geradlinigkeit ausdehnen, Straßen, die klettern oder fallen, die sich in Schlangenringeln krümmen und die sich geradeaus in das Wasser stürzen. Große öde Plätze mitten in der Stadt, die vom Feuer verheert und nach orientalischem Fatalismus nie wieder aufgebaut wurden und die die Zeit in kleine wilde Parks verwandelt hat, in welchen Schafe und Ziegen grasen. Häuser aller Stilarten nebeneinander. Paläste und Baracken Seite an Seite. Konstantinopel ist die Stadt der Überraschungen. Du gehst eben eine Gasse entlang und überzeugst dich, daß Konstantinopel auch häßliche Stellen hat, als du plötzlich durch eine Bergsprengung oder eine sich öffnende Seitengasse in einem Rahmen von wildem Wein oder zwischen zwei Zypressen ausgeschnitten ein strahlendes Bild des Bosporus oder des Marmarameers erblickst.

Voran in dieser Vereinigung mehrerer Städte steht wohl das alte melancholisch stille Stambul, unsere Stadt, der Hauptplatz der Muselmanen, mit den rätselvollen Gassen, die in Bogengängen verschwinden oder in Stufen hügelan zu hohen Plateaus auffsteigen, vor denen sich ein so unendlich weitgestrecktes Panorama ausbreitet, daß man es zugleich in Skutari regnen und über Galata sich verfinstern sehen kann, während in Pera die Sonne strahlt.

Eines der Gebäude, die in Stambul zuerst den Blick auf sich ziehen, ist Dette Publiques großes Viereck neben dem rötlichen Steinkoloß der persischen Botschaft. Und ganz in der Nähe „die hohe Pforte" mit ihrem geräumigem Hofe, auf dem Reiter und Kavaliere und Gendarmen zu Pferde warten, während drinnen die Minister in der langsamen Art, die unsrer Diplomatie eigen ist, mit den Sendboten der fremden Mächte verhandeln.

Dreifache Mauern, alte Gedenkzeichen aus der griechischen Kaiserzeit, umgürten die Einfahrt zu der Stadt. Ein ärmlicher Stadtteil, der infolge seiner großen Öl- und Holzlager durch häufige Feuersbrünste verwüstet ist, hat sich unterhalb der Mauern aufgebaut und wird Istambul-di-sjareh (äußeres Stambul) genannt. Jedhi-Kuleh (Burg der sieben Türme) heißt die rasierte Festungsruine, die von allen schauerlichen Erinnerungen Stambuls vielleicht die blutbefleckteste und schimpflichste ist. Sie wurde zugleich mit den Stadtmauern erbaut und ist jetzt eine Heimstätte für Krähen und Geier, während sie ehedem die letzte gefürchtete Behausung gefangener Sultane und in Ungnade gefallener Minister und Günstlinge gewesen ist.

Das Et-Mejdan-Feld ist der größte offene Platz Stambuls. In der Griechenzeit war hier der Hippodrom gelegen und die goldenen Vierspanne eilten zwischen einem Bronzegotte und einer Marmorgöttin dahin. Nun steht hier nur die gewundene Säule der Kupferschlangen, die infolge häufiger Erdbeben in den Boden eingesunken ist. Und rings um einen assyrischen Obelisken weiden Ziegen und spielen Kinder. Mitten auf dem breiten Wege, der vom Et-Mejdan-Felde zur Sofia-Moschee führt, steht der deutsche Kaiserbrunnen und ein wenig höher Sultan Achmets III. berühmter Brunnen. Es gibt wohl in ganz Stambul kein so auserlesenes Kunstwerk wie dieses feinziselierte und bis ins kleinste Detail so geduldig und hingebend gearbeitete und geschmückte Denkzeichen, das mit seinem ausgeschweiften chinesischen Dache einer indischen Pagode gleicht. Sein Marmor ist nun nachgedunkelt, seine Goldschrift verblichen, aber seine edle Schönheit bezaubert noch wie ein Wunderwerk.

Sofia-Moschee! Königin aller Moscheen! Weiß und rosenrot erhebt sie sich, von ihren vier Minaretts wie von Trabanten umgeben, die auf Piedestalen von der Höhe gewöhnlicher Wohnhäuser ruhen. Für den, der sie von außen betrachtet, erscheint sie wie eine ganze kleine Stadt aufeinander getürmter Bauten, die sich unter lauter Kuppeln verbergen, geeint zu einer Größe und Kraft, die verwirrt, blendet und bedrückt.

Dicht daneben befindet sich der Haupteingang zum alten Serail, jener Riesenstätte der Wollust und zugleich des Übermuts, die bei Festen und Orgien durch Fackeln und Feuer dem strengen ernsten Stambul kundtun ließ, daß der Harem und dessen Beherrscher schwelgten. Nun stehen seine Schlösser und Kioske verödet in verwachsenen Parks. Aber noch zeigt man die geheimen Gemächer, wo Angstrufe unter Seidenschleiern erstickt wurden und unter Blumen versteckt das Blut floß. Und noch ist „die Pforte der Seligkeit" übrig geblieben, durch die die Janitscharen einbrachen, kleine Prinzen mordend und die perlengeschmückten Häupter der Favoritinnen fordernd.

Ganz Stambul ist mit Moscheen übersäet. Sie geben der Stadt ihren Charakter, ihr feines und doch ernstes Profil, geschnitten nach den Rundungen der Kuppeln und den luftigen Spitzen der Minaretts. Die Moscheen bestehen niemals aus einem einzigen Gebäude. Hier sind Schulen, Krankenhäuser, Armenküchen, Versorgungsanstalten, Begräbnisstätten, Bäder, Vortragssäle usw., eine ganze kleine Wohltätigkeitsstadt, unter dem Schutze einer mächtigen, gewöhnlich bleiernen, zuweilen versilberten Hauptkuppel gesammelt.

Die zehnkuppelige Soliman-Moschee wetteifert mit der Sofia-Moschee um den ersten Rang, um den Vorzug, Stambuls „Freude und Glanz" zu sein. Die Sultan-Achmed-Moschee hat sechs Minaretts, und Yeni-Djami-Moschee nimmt ein ganzes kleines Viertel ein; Bajazet-Moschee ist luftig und fröhlich und stets von bunten Tauben umschwärmt, Osman-Moschee ganz und gar aus Marmor gebaut. Verläßt man die Brücke, so begrüßt die Valideh-Sultanin-Moschee zuerst das Auge in all ihrem Schmuck und Zierat. Mohammed des Zweiten Moschee krönt Stambuls vierten Hügel und Selims Moschee den fünften.

Ihre Namen und Farben wechseln, aber wie heilige Geschwister gleichen sie einander mit den ganz weiß gehaltenen mächtigen Schiffen und vereinzelten großen Koransprüchen, an denen das Auge haftet. Ihr Inneres ist eine große weiße Umklammerung, die vernichtet — eine unendliche Wölbung, unter der man verschwindet, bar jedes verwirrenden Schmuckes. Über allem und durch alles erhebt sich der große tragende Gedanke der Einheit gleich einem Siegesjubel: „Es gibt nur einen Gott!"

Stambul zunächst an geheimnisvoller Märchenschönheit steht Skutari, die junge asiatische Tochter, so ähnlich ihrer Mutterstadt wie ein fröhliches, lebensfrisches Mädchen in all seinem Liebreiz einem schönen, reifen Weibe sein kann, das melancholisch und still in seine Träume und traurigen großen Erinnerungen versunken ruht. Skutari ist eine Villenstadt, eine Sommerstadt, die Stadt der Gärten und Strandpromenaden. Weiße Häuser unter grünen Bäumen, stets lächelnd und froh, den Fuß im klaren Wasser und das Haupt von Rosen umkränzt.

Aber ist Skutari Konstantinopels jugendliche Freude, so ist Galata sein Geldbeutel, sein Kassabuch, sein Kontor und sein Hafen. Hier liegt die Börse, das Zollamt, die Lloyd-Gesellschaft, die Banken, Kontors, Warenspeicher und Krankenhäuser. Die Gassen sind schmal und schlüpfrig und glatt von all den unablässig wandernden Füßen. Die großen Hammals rufen ihr „Sakun ha!“ (Aus dem Wege) und bahnen sich einer nach dem andern oder mehrere zusammen in halbem Laufschritt einen Weg durch die Haufen, lange Stangen aus einem wippenden elastischen Holze zwischen sich tragend, auf denen ungeheure Warenpäcke ruhen oder große Tonnen mit Olivenöl angehängt sind. Kleine Esel, in langen Reihen hintereinander herschreitend, tragen Körbe mit Waren zu den Booten hinab. Hier und da klingelt eine mit mageren schmutzigen Pferden bespannte Trambahn und ein halbnackter Mensch läuft voran und bläst in eine Trompete, um die Fußgänger zu warnen. Dann teilt sich die Menge. Man versucht sich auf das Trottoir zu retten, das es nicht gibt, ja oft stürzen die Frauen aus Angst vor dem gefährlichen Fuhrwerk in die Verkaufsläden hinein.

Dies ist unsre City. Du, mein fremder Freund, würdest sicherlich lächeln. Denn ich habe von euren Telephonen, Automobilen und elektrischen Straßenbahnen gelesen. Aber wiewohl wir uns der neuen Erfindungen nicht bedienen, ist unser Handel größer als der vieler der größten europäischen Städte. Überall hört man französisch, griechisch, deutsch, englisch, russisch und armenisch sprechen. Und auch genuesisch, eine Erinnerung aus den Zeiten, da sich unter den griechischen Kaisern ein Häuflein Kaufleute und Seemänner aus Genua zu Herren über den Hafen machten und da, wo jetzt der Galataturm sich erhebt, eine Mauer erbauten.

Türkisch hört man dagegen selten. Der muselmanische Kaufmann fühlt sich nicht wohl in dem nervösen, beweglichen europäischen Handelsleben. Er zieht sich in die Märchendämmerung seines alten Basars zurück, wo die Kunden Zeit haben, Kaffee zu trinken, während der Kaufmann seine Nargileh raucht und langsam das Konto an den schwarzen und weißen Rosenkranzkügelchen abzählt.

Aber nicht einmal hier im Handelszentrum verleugnet Konstantinopel seine berückende Schönheit. Da wo das Ters-Kaneh-Arsenal mit seinem rußigen Gemengsel von Schiffdocks und Werkstätten zu Ende ist, beim Goldenen Horn, fängt das Admiralitätsgebäude an. Aufs Wasser hinaus ist es gebaut, als schwimme es hier nur, um seine weißen schlanken Formen zu spiegeln. Seinen dunkeln Hintergrund bildet Galatas große Begräbnisstätte.

Man braucht bloß dem Ufer des Goldenen Horns zu folgen, um Stadt an Stadt angereiht zu finden, christliche, muselmanische, jüdische. Da liegt im Tale Pialih-Pascha mit einer schönen Moschee mit schlanken Säulen, und hoch auf einem Hügel Kassim-Pascha mit dem Kloster der tanzenden Derwische und hierauf Piri-Pascha mit engen Gassen; gegenüber auf der andern Seite liegt die Judenstadt Balata. Da begegnet man Jüdinnen, die statt des eigenen Haares, das rasiert ist, Perücken aus brauner Seide tragen. Ihnen geschieht wohl noch härter als uns Mohammedanerinnen, die wir bloß das Haar unter dem Baschört

verstecken, aber es doch behalten dürfen. Auch Haßkiöj am Norduser ist eine jüdische Vorstadt, nur noch ärmlicher und schmutziger. Die letzte Stadt an der Innenbucht des Goldenen Horns ist christlich — Subludsjeh — und dahinter breitet sich der größte israelitische Friedhof, ein endloses Feld ohne Blumen, ohne Bäume, nur mit schweren grauen Steinen, als seien die Toten in noch größere Not und Trostlosigkeit eingegangen, als das Leben ihnen geboten hatte. Gegenüber liegt Ejub, das Grünende, mit rätselvollen Alleen und schattigen Lauben, Marmormoscheen und vergoldeten Grabsteinen, einem in Stein ausgehauenen Turban für die verstorbenen Männer, einer eingeritzten Blume, um eines Weibes Grab auszuzeichnen. Es ist die Totenstadt der Mohammedaner, voll wilder Blumen und Vogelgezwitscher. — — —

Es gibt besonders strenge und ernste Mohammedanerinnen, die Pera, die größte fränkische Stadt in dem Riesenkreis Konstantinopels, niemals besucht haben. Und doch ist es nicht so weit von Stambul nach Pera. Eine unterirdische Tunnelbahn, die einer österreichischen Gesellschaft gehört und von Galata ausgeht, befördert jede zehnte Minute hundert Personen hin und her durch die Dunkelheit. Aus der kleinen dumpfigen Bahnhalle tritt man direkt in das Licht und das Getriebe der „Grande Rue de Pera".

Man hat Pera „Klein-Paris" genannt und man hört hier auch am meisten französisch sprechen. Französische Bücher liegen in den Buchhändlerfenstern und die letzten französischen Journale werden an den Straßenecken ausgeboten, man spricht in allen Läden französisch und soll ein Kunde bewogen werden, etwas zu kaufen, so bedarf es nur der Bemerkung: „Es kommt direkt aus Paris". Extravagant gekleidete griechische Damen mit schlechtkopierter französischer Eleganz und alte Armenierinnen mit großen dicken Nasen und dem Anflug eines Bartes drängen sich in dem Basar „Bon Marché", der in Grande Rue de la Pera mündet. Die freidenkenden türkischen Damen kommen in ihren stattlichen, in englischem Stil gehaltenen Equipagen angefahren, und der junge schwarze Eunuch auf dem Kutschbocke erinnert mehr an einen englischen Groom als an einen Eunuchen früherer Zeiten. Die Insassinnen des Wagens tragen Schleier, die so dünn sind wie die europäischen Flore, und ihr Tjartjaff ist nach der letzten Mode mit Volants, Garnierungen und Goldknöpfchen geziert. Trippeln sie aus ihren Equipagen über die Straße in die Verkaufsläden ihrer Lieferanten, so rauscht eine Wolke von Plissees und Chiffon um ihre eleganten Füßchen. Es ist eine ganz andere Sorte als die, die man in Stambul dicht verschleiert wie schwarze Phantome im Schatten der Moscheen einherschleichen sieht.

Lebhaft und fröhlich mutet Pera dich an mit seinen kleinen französischen und griechischen Theatern, seinem Kaffeehausleben auf der Straße, dem großen Taximgarten und den prächtigen Schauläden. An der Grande rue de Pera liegen auch die meisten ausländischen Botschaften und Gesandtschaften. Die russische Botschaft und das russische Konsulat, dessen Burghof stets von russischen Marinesoldaten wimmelt, beherrschen die ganze Pera-Straße. Die lange Reihe eröffnet die schwedische Gesandtschaft, die der Straße den schönsten Garten zukehrt und die herrlichste und weiteste Aussicht besitzt. Weiter oben findet man die deutsche Botschaft, ein großes viereckiges Haus, das gleich einer Burg von ferne allen sichtbar wird, die Konstantinopel auf dem Seewege erreichen.

Höher als Pera, mit einem freien Ausblick über das blaue Panorama der Vorstädte des Bosporus, hat Tschisli sich aufgebaut mit breiten modernen Straßen und neuen weißen Häusern. Die ersten Viertel werden von reichen Griechen, die übrigen zunächst dem Bosporus von vornehmen türkischen Paschas

bewohnt. Noch höher liegt Yildizkiosk, die Residenz des Sultans, und hinter hohen Mauern verborgen der Harem des Großherrn.

Zu allerhöchst aber ist die kleine griechische Vorstadt Tatavla geklettert mit kleinen baufälligen Baracken, in denen levantinische Arbeiterfamilien sich niedergelassen haben. — — —

Du hast nun, mein fremder Freund, so viele leere Namen hören müssen, daß ich dir einen nennen will, der so viel luftige Schönheit in sich faßt, daß, siehst du diese zum ersten Male in Wirklichkeit, du in deinem Kaik innehältst und dich wunderst, wie Menschenhände dergleichen schaffen konnten. Unterhalb des Arsenals Top-Haneh und der muselmannischen Vorstadt Fundukluh, zur Hälfte auf dem Bosporus schwimmend, entstanden aus der Laune eines liebetrunkenen Sultans, leuchtet Dolma Bagtsjeh von Marmor und Gold. Es ist nicht ein Palast, es ist ein kleiner Kreis von Schlössern mit endlosen Säulenreihen hinter einer hohen goldenen Umfriedung. Man sieht es am besten im Boote vom Bosporus aus wie in einem Rahmen aus dunkeln Zypressen und moiriertem Wogenblau vor sich auftauchen. Dolma Bagtsjeh gehorcht nicht einem einzigen herrschenden Stil. Es erhebt romanische Rundbögen neben gotischen Spitzen, es mischt Renaissance mit griechischer und arabischer Bauart, es zeigt bei jedem Schritte eine neue Laune, einen neuen Einfall. Es ist wie ein junges schönes Weib mit tausend graziösen Grillen. Und die hohe Umfriedung trägt ein so dünnes Goldflechtwerk von Blumen und Girlanden, daß alle diese weißen Märchenschlösser hindurchschimmern wie durch einen goldenen Spitzenschleier, den der nächste Wind fortblasen könnte. Ins Wasser hinab führen breite Marmortreppen, auf der entgegengesetzten Seite aber gegen Fundukluh öffnet sich das hohe monumentale Tor, durch das der Sultan seinen feierlichen Auszug hielt, wenn er allem Volke sein Antlitz zu zeigen geruhte. Mit seinem Netz aus Marmorrosen, feinen Zieraten und Blätterwerk gleicht Dolma Bagtsjeh einem einem Sieger errichteten Triumphbogen.

Aber diese leuchtenden Märchenschlösser stehen alle leer. Kein Mensch ist zu erblicken in den unendlichen Gemächern, von denen einige keine Fenster haben, sondern ihr geheimnisvolles Licht durch Kuppeln aus Purpurkristall von der Decke empfangen. Das Wasser ist ausgetrocknet in den Baderäumen, in denen die Odalisken auf Marmorbänken ruhten. Wandert man durch die unendliche Reihe von Sälen, durch die aufgeschlagenen Türen aus goldgeschmücktem Mahagoni, so ist nichts hörbar als das schwache Klirren der Kristallgehänge an den hohen Armleuchtern. Es klingt wie das Echo des spöttischen Frauenlachens, das vor langen Zeiten hier getönt hat.

Und sitzest du einmal im Kaik, du mein fremder Freund, um Dolma Bagtsjeh zu bewundern, dann laß dich ein Stück weiter rudern, um flüchtig die Städte und Vorstädte kennen zu lernen, die zu Konstantinopel gezählt werden, obwohl sie eigentlich ein wenig außerhalb der Peripherie der großen Mutterstadt liegen.

Die erste an europäischer Küste ist Beşjik-Tasj, ein türkisches, um einen Hügel gruppiertes Städtchen. Auf das Wasser hinausgedrängt liegt auf Pfählen ein großes Kaffeehaus, das nie leer steht. Und ähnliche umsäumen den ganzen Bosporus auf dem europäischen und asiatischen Ufer. Sie sind das erste, was jedes Städtchen, jedes Dorf uns entgegenstreckt. Und hier zeigt es sich, daß Konstantinopel drei regelmäßige Feiertage in der Woche hat, abgesehen von allen andern, die sich jeder nach Belieben macht. Es ist der Freitag der Muselmänner, der Sonntag der Christen und der Sonnabend der Juden. Sie alle werden von fast allen gefeiert. Während die Feste und Feiertage des einen enden, beginnen die des andern. Die

Ämter sind oft gesperrt und die Verkaufsläden nur einige Stunden des Tages offen, denn Konstantinopel ist die Stadt der Beschäftigungslosen; aber die Cafés sind immer voll.

Hinter Besjik-Tasj siehst du die langen Marmorterrassen und Balustraden des Tsjeragan-Palasts liegen und sodann Ortaköj mit armenischen und griechischen Bankiers-Villen. Es folgt Kuru-Tsjesmeh und die Albanesenstadt Arnaut-köj, wo alle jungen Mädchen Zwirnspitzen verfertigen. Aber während du Europas Küste und grüne Städtchen betrachtest, entgeht dir all die wechselnde Schönheit, die Asiens Buchten zu gleicher Zeit entfalten. Dort leuchtet Tsjengel-köj im Sonnenschein und Kulleli und Vanikköj. Der Bosporus ist eine einzige große Wasserstraße zwischen Reihen kleiner Städte. Du wirst es zuletzt müde, immer wieder von Europa nach Asien hinüberzuschauen und umgekehrt, und die fremden schweren Namen, die ich dir nenne, werden in deinen Ohren zu unzusammenhängenden Buchstaben. Ich zeige dir die weißen Villen der griechischen Stadt Bebek mit ihren terrassenförmigen Gärten und dem Sommerpalast des ägyptischen Khedive. Aber schon hast du es vergessen, als du die große Stadt Kandilli an der asiatischen Küste erblickst, die du seinerseits rasch übergehst, um Anatoli-Hissar zu bewundern, dem auf der europäischen Seite wie ein schönes Echo Rumili-Hissar antwortet. Auf einer Landzunge steht seine alte, halbrasierte Burg mit den drei schweren runden Gefängnistürmen, die Erinnerungen der Qual und Verzweiflung bergen.

Hier wird der Bosporus schmal, und ein gefährlicher Unterwasserstrom verschlingt jährlich viele Kaiks und zieht deren Ladung in die Tiefe. Hier liegt auf Berg und Tal verstreut mit hängenden und kletternden Häuschen Bojadji-köj. Aber vor der griechischen Stadt Istenia breitet der Bosporus sich wieder aus wie ein See. Von deinem Kaik kannst du noch die Reste des Tempels sehen, den die Argonauten in längst vergangenen Zeiten errichtet. Dicht dabei beginnt Jeni-köj, die Stadt, in der tausende Baschörts täglich gefärbt werden. Man sieht sie auf dem Ufer zum Trocknen hängen, bunt und prächtig wie Girlanden von Riesenblumen.

Dann erscheint in einer Bucht Kalender und gegenüber an der asiatischen Küste Beikos. Und nun mußt du die Augen öffnen, die Übersättigung von den Sinnen schütteln, denn nun zeigt der Bosporus dir seine schönsten Orte. Theraphia und Bjukdereh scheinen dir entgegen zu gleiten. Märchenhafte hängende Gärten hinter Mauern machen den Eindruck von verstohlenem Liebesglück. Weiße Marmorschlösser, Kioske und Villen. Hier haben sich Botschafter und Gesandte Sommervillen in wechselnden Stilarten erbaut. Das Laub ist so üppig, daß es über Straßen und Plätze quillt und die Strandpromenade in Gärten verwandelt.

Gegenüber an der Küste Asiens erhebt sich die höchste Anhöhe des Bosporus, genannt „Riesenberg", ein muselmannischer Wallfahrtsort. Und Yeni-Mahalleh und Rumili-Ravak schließen die lange Reihe ab.

Schon öffnet sich am Horizonte die Unendlichkeit des Schwarzen Meeres und sein Salzatem bringt uns entgegen in einem starken Winde, der das laue Lüftchen des Bosporus verwischt. Noch gibt es viel zu erzählen. Aber du hörst mich nicht mehr. Du bist übersatt von all der Schönheit, müde der Farben. Du schließest die Augen und siehst in dir selbst ein lächelndes Chaos von weißen leichten Schlössern, von graziösen Villen, von spröden Kiosken, die in Gärten versteckt, vielleicht nur der flüchtigen, kurze Zeit geliebten Schönheit eines Weibes zu Gefallen erbaut wurden. Und du siehst großangelegte Paläste, die nie fertig wurden, weil der Türke, der sich durch sie ein Denkmal errichten wollte, in Ungnade gefallen, ehe das Gebäude vollendet war. Und dann denkst du wohl

der öden Schlösser ehemaliger Günstlinge, an denen du vorbeigekommen bist, in ihren verwachsenen Gärten dem Verfall preisgegeben.

Du siehst Ufer, die dir entgegenzukommen und sogleich wieder zu fliehen und sich in Buchten zurückzuziehen scheinen. Alles trägt dir den Begriff von Vergänglichkeit entgegen, von Schönheit, die doppelt erstrebenswert erscheint in ihrer Unbeständigkeit. Rätselhafte und lockende Orte von wundersamem Zauber.

Die Wasserflut des Bosporus spendet dir Liebestränke und das Wunder des Vergessens. Sie ist wie eine schöne unverläßliche Geliebte. Du siehst in den Buchten fröhlich schaukelnde Kaiks auf den Wellen, die soeben ein beherztes Boot heimlich in die Tiefe gezogen haben. Du siehst Menschen, die hellgekleidet am Ufer wandeln, an Begräbnisstätten und Kerkertürmen und Ruinen vorbei. Und wiewohl du weißt, daß es an diesen zauberhaften Ufern nicht eine Stelle gibt, die nicht durch Meuchelmord oder offenen Kampf von Blut befleckt worden, so bist du doch in ihrem unwiderstehlichen Bann. Denn sie geleiten dich, sie weisen dich zu dem wunderbaren, unendlichen, mannigfaltigen und einzigen Konstantinopel!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 28. Mai 1910.

(Das Ende der Wahlrechtsvorlage — Kaiser Wilhelm und Herr Pichon.)

Das Spiel ist zu Ende; die Wahlrechtsvorlage hat ausgelitten. Die Umstände, unter denen es geschah, wird jeder unsrer Leser aus der Zeitung erfahren haben; wir können sie also als bekannt voraussetzen. Es würde auch vollkommen überflüssig sein, sich in einer nachträglichen Betrachtung noch einmal in das Gewirr der einzelnen Anträge zu vertiefen, ihre taktische Bedeutung oder ihre voraussichtlichen Wirkungen zu untersuchen und sich alle Einzelheiten zu vergegenwärtigen, um ein treues Bild der Stunden festzuhalten, in denen der verunglückten Vorlage das Zügenglöcklein geläutet wurde. Denn, offen gesagt, so war uns die selig Verblichene nicht ans Herz gewachsen. Größer als unsre Teilnahme an ihrer Rettung war die heimliche Sorge, es möchte vielleicht aus mangelnder Festigkeit der Regierung einem blöden Krüppel das Leben erhalten bleiben. Solange freilich die Hoffnung bestand, daß noch irgend etwas Brauchbares, wenn es auch nur einen kleinen Fortschritt bedeutete, zustande kommen könnte, haben wir es für unsre Pflicht gehalten, diese Möglichkeit nicht zu stören, vielmehr der Regierung zu helfen, daß sie ein Königswort einlösen konnte. Aber es hat sich nun klar herausgestellt, daß der Augenblick, dieses Problem zu lösen, noch nicht gekommen ist. Der Wille, es zu lösen, besteht fort, also ist keine Ursache zur Beunruhigung vorhanden, wenn die gesetzgebenden Faktoren, die sich, den Ordnungen der Verfassung gemäß, damit beschäftigt haben, noch nicht das letzte Ziel erreichen konnten.

Die Mängel, die der Vorlage von Anfang an anhafteten, sind oft genug hervorgehoben worden. Auch haben wir kein Hehl daraus gemacht, daß wir die Methode nicht billigten, die bei der Einbringung befolgt wurde. Die Vorlage

war unter ganz andern Voraussetzungen und in einer ganz andern politischen Lage angekündigt und versprochen worden. Es war ja außerordentlich ehrenwert und zugleich durch die Rücksicht auf die Krone geboten, daß der neue Ministerpräsident sich durch die bestehenden Schwierigkeiten nicht abschrecken ließ und sie nicht zum Vorwand nahm, den Versuch zu unterlassen oder ihn ad calendas graecas zu vertagen. Aber es entsprach nicht den Anforderungen der Lage, einen Entwurf dieser Art hinter den verschlossenen Türen der Amtsstuben ausarbeiten zu lassen und, hiermit unvorbereitet zwischen die nervös erregten Parteien tretend, eine Aufgabe durch sachliche Autorität lösen zu wollen, die von vornherein darauf zugeschnitten war, durch geschicktes Zusammenführen der Parteien nicht endgültig gelöst, wohl aber um ein erkennbares Stück der Lösung näher gebracht zu werden. Deshalb waren schon zu Anfang die Aussichten auf das Zustandekommen nicht allzu groß. Aber es muß der Regierung zum Verdienst angerechnet werden, daß sie zwar, um überhaupt etwas zustande zu bringen, an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit gegen die die Lage beherrschenden Parteien ging, aber doch der Versuchung widerstand, eine Lösung anzunehmen, die trotz ihrer Unterstützung durch eine zahlenmäßige Mehrheit im Landtage dennoch auf einer gar zu gebrechlichen Unterlage aufgebaut war.

Die Wahlrechtsreform konnte nicht ohne die Mittelparteien gemacht werden. Das lag im Wesen der Sache. Nicht etwa so, als ob die Mittelparteien unter allen Umständen ein besonderes Vorrecht hinsichtlich ihrer Beteiligung an der Gesetzgebung hätten. Es mag eine ganze Reihe von Aufgaben der Gesetzgebung geben, in denen sich die Regierung zur Durchbringung ihrer Vorschläge einfach auf die Mehrheit stützt, die sie dafür findet. Wir können uns Umstände denken, in denen vielleicht die Mittelparteien eine Zeitlang völlig ausgeschaltet erscheinen können, ohne daß der Staat darunter leidet. Anders jedoch muß es beurteilt werden, wenn Aufgaben, die nicht bestimmte Interessenkreise oder Fragen technischer Natur berühren, sondern die mit der Verfassung und den allgemeinen Parteiverhältnissen zusammenhängen, lediglich nach den Wünschen extremer Parteien ihre Lösung finden und nur unter dem Widerspruch aller vermittelnden und ausgleichenden Richtungen zu einem Ergebnis führen. Bei der Wahlrechtsvorlage kamen noch besondere Verhältnisse hinzu. Auf der rechten Seite wünschte eine sehr starke Minderheit überhaupt keine Änderung des Wahlrechts und war nur aus taktischen Gründen bereit, sich an der Mitarbeit bei der Reform zu beteiligen. Das schloß von vornherein jede radikale Lösung der Aufgabe aus, weil dafür nie eine Mehrheit zu erlangen gewesen wäre.

Aber in dem Überwiegen der parteitaktischen Gesichtspunkte lag eine gewisse Gefahr. Weil keine Partei Aussicht hatte, ihre besondern Wünsche wirklich erfüllt zu sehen, jede aber sich zugleich scheute, bei einem Reformwerk abseits zu stehen, das sich unmittelbar mit den Rechten der Wähler befaßte und daher wie kein andres ein bequemes Agitationsmaterial für die nächsten Wahlen bot, war die Versuchung um so größer, die Parteigrundsätze bei der Behandlung dieser Frage nur als Mäntelchen umzuhängen und — immer unter dem Vorwande, im Interesse des Vaterlandes und der Wähler die Sache nicht ganz scheitern zu lassen — ein politisches Schachspiel zu beginnen, das vor allem eine möglichst günstige Konjunktur für die Parteipolitik bei den nächsten Wahlen schaffen sollte. So erlebten wir das merkwürdige Schauspiel, daß die Regierungsvorlage vom Abgeordnetenhause fast in ihr Gegenteil verkehrt wurde, und daß die Mehrheit, die diese sonderbare Gestaltung geschaffen und dadurch die Beratung im Herrenhause ermöglicht hatte, aus zwei Parteien bestand, deren jede im Grunde etwas ganz andres wollte. Die

Konservativen wollten überhaupt keine Wahlreform, das Zentrum wollte eigentlich das Reichstagswahlrecht auf Preußen übertragen, und doch waren beide zu einem Kompromiß gelangt, der vor allem den schwarzblauen Block retten, die patriotische Uneigennützigkeit der Beteiligten in bengalischer Beleuchtung zeigen und die Mittelparteien, die sich an diesem Manöver nicht beteiligen konnten, ins Unrecht setzen sollte.

Zum Glück erkannte die Regierung die Unmöglichkeit, dieses Mehrheitswerk als eine wirkliche Grundlage für eine sachliche Lösung der übernommenen Aufgabe anzusehen. Sie wußte das Herrenhaus zu bewegen, die Vorlage wieder so umzugestalten, daß eine Mitwirkung der Mittelparteien bei der endgültigen Formulierung des Gesetzes möglich wurde. Nun hatte sich aber schon in der letzten Zeit klar gezeigt, daß den Parteien mit diesem Ausweg wenig gedient war. Das Zentrum hatte an einer möglichen Verständigung der Konservativen mit den Mittelparteien nicht das geringste Interesse; nicht um dieses Ergebnis herbeizuführen, hatte es sich von seinen früher vor dem Lande verkündeten Grundsätzen, die auf ein radikales Wahlrecht abzielten, entfernt. Den Konservativen allein konnte das Zentrum dieses Opfer bringen — aus Gründen, die jeder Zentrumswähler verstand; es geschah, damit die Partei durch die Gestaltung der Vorlage nach der freien Übereinkunft der beiden größten Parteien des Abgeordnetenhauses Herr der Situation blieb. Aber der Regierung, die einen eigenen Willen bekundete, ein Opfer zu bringen und das Tor für die unerwünschte Mitwirkung andrer verhaßter Parteien zu öffnen, das fiel den Herren gar nicht ein. Darum setzten sie den Herrenhausbeschlüssen ein einfaches „Unannehmbar" entgegen.

Für die Konservativen bedeutete das eine gewisse Schwierigkeit. Sie hatten im Innern der Partei ohnehin starke Widerstände zu überwinden, wenn sie sich auf die ganze Reformsache überhaupt einließen. Nun sollten sie der Regierung neue Zugeständnisse machen, wo es doch nach ihrer Meinung schon Zugeständnis genug war, daß sie überhaupt mitmachten. Anderseits hatten ein völliger Rückzug und die Befolgung des vom Zentrum gegebenen Beispiels, das Versagen einer hier so bequem gegebenen Möglichkeit, wieder einmal mit Freikonservativen und wahrscheinlich auch einem Teil der Nationalliberalen zusammenzugehen, gleichfalls manche Bedenken. Die Bereitwilligkeit der Konservativen, auch im letzten Augenblick noch mit der Regierung zu gehen, konnte nützlich werden und ihnen in den Kreisen der Parteigenossen bei den nächsten Wahlen schwerlich viel schaden; sie bedeutete außerdem eine gewisse Verlegenheit für die Nationalliberalen, denen eine unbequeme Entscheidung zugeschoben wurde, und diese war für die Landtagsfraktion, die zwischen den Wünschen und Interessen der Großindustrie und der mehr rechts gerichteten Elemente einerseits, den Jungliberalen und den außerpreußischen Einflüssen anderseits hin und her gezerrt wurde, wahrlich nicht leicht. Die Konservativen haben jedoch — und das war von ihrem Standpunkt aus sicherlich der klügere Entschluß, in dem man wohl wieder den politischen Scharfblick des rücksichtslos geradeaus gehenden Herrn v. Heydebrand erkennen darf — auf die kleinen parteitaktischen Augenblicksvorteile verzichtet und sich auf den einfachen Standpunkt zurückgezogen, daß man der Regierung gern so weit als möglich entgegengekommen sei, nun aber die Grenze erreicht sehe. Diesem Standpunkt hatte die Fraktion durch Anträge Ausdruck gegeben, die die Herrenhausbeschlüsse in wichtigen Punkten abändern sollten und die außerdem das Mittel waren, von dem Zentrum so weit abzurücken, wie es die Situation in diesem Augenblick erforderte. Erleichterten Herzens konnten nun auch die Nationalliberalen ihre Absage an die Herrenhausfassung der Vorlage erteilen, ohne

jetzt aus den Wirkungen dieser nur selbstverständlichen Stellungnahme einen innern Zwiespalt oder sonstige Unannehmlichkeiten befürchten zu müssen. Die Verwirrung, die durch die letzte Stellung der Parteien und die neuen Anträge geschaffen war, bedeutete in diesem Falle eine Wohltat. Sie fand in den Abstimmungen ihren Ausdruck und erleichterte der Regierung die Erklärung, daß sie nun die Vorlage zurückziehe. So ging die Sache zu Ende, ohne daß es zu neuem, heftigem Streit oder zur Verschärfung der Parteigegensätze gekommen wäre. Und das war jedenfalls das beste dabei.

Man kann nun fragen: Was weiter? Es gibt auch jetzt, wie gewöhnlich in solchen Fällen, Politiker, die die Frage eines Ministerwechsels aufwerfen, nach der parlamentarischen Theorie, daß ein Ministerium, das in einer wichtigen Frage einen Mißerfolg habe, den Platz räumen müsse. Abgesehen davon, daß diese Theorie in den preußischen Traditionen niemals Anerkennung gefunden hat und daß ferner die Wahlrechtsvorlage gar nicht in dem Sinne, wie es dabei vorauszusetzen wäre, ein ureigner Gedanke des Ministeriums Bethmann ist, muß auch jede ernste Überlegung zeigen, daß ein Rücktritt des jetzigen Reichskanzlers wegen des Scheiterns dieser Wahlrechtsvorlage gar keinen Sinn haben würde. Mehr darüber zu sagen, lohnt wirklich nicht der Mühe. Ferner ist von der Auflösung des Abgeordnetenhauses gesprochen worden. Dieser Gedanke wäre natürlich unter Umständen einer ernsten Erwägung wert gewesen, und es ließe sich viel zu seinen Gunsten sagen, aber auch das hat gegenwärtig keinen aktuellen Wert, weil die Regierung in Wirklichkeit nicht daran denkt, das Abgeordnetenhaus aufzulösen. Das ist ja natürlich klar, daß die Agitation für die Wahlrechtsreform im Lande weitergehen wird. Ob aber die letzten Erfahrungen gerade dazu beitragen werden, diese Agitation lebhafter und schärfer zu gestalten, als es ohnehin — auch nach Annahme des jetzt gescheiterten Entwurfs — geschehen wäre, erscheint zweifelhaft. Etwaige Landtagswahlen in Preußen unter der Parole des Wahlrechts würden nicht viel an der Tatsache ändern, daß die eigentliche Entscheidungsschlacht doch erst bei den Reichstagswahlen des nächsten Jahres geschlagen wird. Und wenn die Befürchtungen eintreffen, die wohl mit Recht für diese Wahlen zu hegen sind, dann kann es sehr leicht so kommen, daß die darauffolgenden Landtagswahlen in Preußen eher ein Korrektiv bringen als ein gleiches Ergebnis, und die Regierung hat keine Veranlassung, das durch Vorwegnahme der Wahlen zu vereiteln. Unter solchen Umständen wird man auch nicht erwarten dürfen, daß sich die Regierung mit der Wiederholung des jetzt mißglückten Versuchs allzusehr übereilt. Wer übrigens in der Entwicklungsgeschichte der Staaten Bescheid weiß, wird sich sagen, daß der Mißerfolg eines Reformversuchs dieser Art nichts Besonderes oder Auffallendes ist. Im Gegenteil: politische Unternehmungen dieser Art glücken fast nie beim ersten Anlauf. Um nur ein Beispiel kurz anzudeuten: man denke an die Parlamentsreform in England! Man wird auch bei uns jetzt der Lage gegenüber die nötige Kaltblütigkeit bewahren müssen.

In der auswärtigen Politik ist diesmal nichts von Bedeutung zu verzeichnen. Zu Beginn der vergangnen Woche sahen wir uns den Versuchen eines Teils der ausländischen Presse gegenüber, die Begegnung Kaiser Wilhelms mit dem französischen Minister des Auswärtigen, Pichon, zu allerhand Kombinationen und Erörterungen auszunutzen. Eine halbamtliche Erklärung hat sogleich festgestellt, daß die Unterredung des Kaisers mit Pichon nur den Charakter einer allgemeinen freundlichen Begrüßung hatte, wobei der Kaiser nur seine Friedensliebe betonte. Auch ohne diese Feststellung hätten sich die Verbreiter jener Sensationen bei einigem Nachdenken sagen können, daß die Gelegenheit und die Dauer des Gesprächs

es unmöglich machten, daß der Deutsche Kaiser gleichsam aus dem Handgelenk schwierige Einzelfragen zur Sprache und zum Abschluß brachte, über die gleichzeitig in seinem Auftrage von Regierung zu Regierung lange und zähe verhandelt wird. Das sind denn doch zu naive Auffassungen von der Behandlung internationaler Fragen, bei denen es sich um verwickelte wirtschaftliche Einzelinteressen handelt. Es wäre ja sehr nett, wenn sich dergleichen in freundschaftlichem Gespräch zwischen Monarchen und Minister, losgelöst von allem lästigen Aktenmaterial, etwa während des Nachtisches beim Zerteilen einer Apfelsine machen ließe. Aber die rauhe Wirklichkeit sieht anders aus. Auch die deutschen Interessen in Marokko oder Persien lassen sich nicht regeln, indem bei einer Beisetzungsfeierlichkeit der Kaiser auf einen französischen Minister zuschreitet und ihm mit herzlichem Händedruck einige Freundlichkeiten sagt.

Antikes in neuer Form. Mit dem am 24. März im Alter von sechsundfünfzig Jahren nach langem schweren Leiden verstorbenen Professor Josef Maria Stowasser ist ein eigenartiger klassischer Philologe von uns gegangen. Was ihm besonders das Gepräge aufdrückte, war eine seltene Beherrschung der Sprache und der Form.

Im Jahre 1903 ward uns eine höchst angenehme Überraschung zuteil. Ein dünnes Büchlein verließ die Presse, das den unwiderleglichen Beweis dafür erbrachte, daß Wien einen echten, vollwertigen Dialektdichter in seinen Mauern beherbergte. Als wir — eine ziemlich geraume Weile ist seither verstrichen — die Schulbank der Wiener Alma mater drückten und auch außerhalb der heiligen Hallen der Universität öfter miteinander verkehrten, hätte ich mir nie und nimmer träumen lassen, daß er sich eines schönen Tages als Dichter entpuppen werde. Unsere Wege gingen auseinander, ich verlor ihn aus den Augen, aber nicht aus dem Sinn. Er blieb mir unvergessen. Ich interessierte mich für die „Dunkeln Wörter", an denen er seinen Scharfsinn geübt, ich interessierte mich auch für die von ihm vollbrachte gewaltige lexikalische Tat, für sein auch als wissenschaftliche Leistung bedeutendes lateinisch-deutsches Schulwörterbuch, durch das er sich auch die Anerkennung des Auslandes erwarb, und 1903 erschienen die „Griechischen Schnadahüpfeln", in denen er sich an den Distichen der sogenannten Anthologie versuchte. Er verfocht den Gedanken, daß der deutsche Übersetzer der griechischen Distichen sie, um sie dem Volksempfinden nahe zu bringen, in Schnadahüpfeln verwandeln müsse. Er stützte sich darauf, daß dem alten „Zweizeiler" bei uns der „Vierzeiler" metrisch völlig entspricht, daß die Tektonik beider Strophenformen die gleiche ist, beide in die zwei charakteristischen, einander entgegengesetzten Teile zerfallen, die Schiller mit feinem rhythmischen Gefühl im Distichon über das Distichon herausfand, und daraus folgert er, daß das griechische Epigramm im weitesten Sinne des Wortes am naturgemäßesten durch die Schnadahüpfeln wiedergegeben wird. Theodor Gomperz zieht dieser Schlußfolgerung Schranken. Er entgegnet dem Verfasser vollkommen zutreffend, daß seine Behauptung nur dort haltbar ist, wo der Ton der Distichen ein volkstümlicher ist, daß sie jedoch ihre Haltbarkeit verliert, sobald es sich um Kunstdichtungen handelt, sobald jene Gelegenheitsgedichte nicht der Ausdruck naiven Empfindens sind, was bei einer großen Zahl der in der Anthologie gesammelten dichterischen Erzeugnisse der Fall ist. Und er fügt treffend hinzu: „Nicht gar selten widerlegt Stowasser, ohne es zu wollen, sich selbst, indem er solch ein kleines Kunstgedicht zuerst in die deutsche Schriftsprache und dann in die österreichische Mundart übersetzt, in der sicheren Überzeugung, daß der Leser nur in der letzteren Übertragung die richtige und angemessene Wiedergabe des

Originals erkennen werde. Der Leser fällt aber das entgegengesetzte Urteil. Er findet zum Beispiel, daß das Platon zugeschriebene, zum Preis eines schönen Jünglings gedichtete Epigramm im Versmaß des Originals und ins ‚Vossische' übersetzt, wie Stowasser sich spöttisch ausdrückt, einen reineren und treueren Eindruck hervorbringt als im Gewande der Mundart unserer Landsleute."

Stowasser begnügt sich indes nicht mit rein formellen Argumenten, sondern führt auch andere, innerlichere ästhetische Erwägungen ins Feld. Sie gipfeln darin, daß dem Griechen das Distichon zunächst volkstümlich, sangbar und ein bequemes Ausdrucksmittel für alles war, sobald der Gedanke nur eine Zweiteilung zuließ. An der ganzen Stufenleiter menschlicher Empfindungen, die in der kleinen Lyrik ihren Ausdruck finden können, habe sich das Distichon rühmlich bewährt, Liebe und Haß, Spott und Klage, Lehrsprüche ernstester Weisheit und toller Eulenspiegelei, das alles gehe durch die vier Halbzeilen in buntem Wechsel. Ebenso sei es mit unseren Vierzeilern bestellt. Sie seien auch uns, sofern wir noch volkstümlich empfinden können und „nicht ganz untergetaucht sind in der Sintflut des Papierdeutschen", das passendste Mittel zum Ausdruck jeglicher Stimmung und Empfindung, in ihnen offenbare sich die poetische Kraft des bayerisch-österreichischen Volkes in kristallheller Reinheit, sie seien dermalen leider die einzige Form wirklich poetischen Schaffens der Volksseele geblieben. Wir erlauben uns selbst auf die Gefahr hin, zum Bildungspöbel gezählt zu werden, Stowasser nicht ganz beizupflichten. Wir sind der Meinung, daß die Schnadahüpfeln höchstens lyrische Motive, kaum jedoch Lieder zu nennen sind, und daß es viele hochdeutsche Dichtungen gibt, in denen die Volksseele klar und deutlich sich spiegelt, plastisch ausgelöst ist.

Es ist charakteristisch, daß Adolf Pichler in der Erzählung „Der Riesensohn" einen Tiroler Gutsbesitzer schildert, der auf der Alm den Sennern nach des Tages Mühen die Odyssee, Macbeth und Hermann und Dorothea vorlas. Die Odyssee übersetzte er vom Blatte weg aus der Ursprache und bequemte sich dabei, indem er die Griechenland eigentümlichen Lokalfarben milderte, den Verhältnissen seiner Zuhörer an. Und mit welchem Erfolge? „Hättet ihr ihn gesehen in diesem Kreise, wie würdet ihr ihn beneidet haben! Nie horchten die Leute mit solcher Andacht einer Predigt: endlich kamen die Senner oft stundenweit aus den umliegenden Almen, und als er fertig war, baten sie ihn, er solle doch die Geschichte von dem Sauhirten mit dem spaßigen Namen noch einmal vortragen. Das Hirtenleben auf Ithaka wurde hier zur unmittelbaren Gegenwart."

Wenn wir uns aber auch mit Stowassers Theorie nicht ganz befreunden können, so müssen wir doch seiner Praxis uneingeschränktes Lob spenden. Er ist ein Meister der Übersetzungskunst oder eigentlich, richtiger gesagt, der Kunst, die alten griechischen Distichen nachzuempfinden, nachzufühlen, sie mit Geist von seinem Geiste, mit den Schwingungen der österreichischen Volksseele zu durchsetzen, sie in neue Schläuche zu füllen. Die Übersetzung ist ihm gewissermaßen nur ein Vorwand, sein glühendes und blühendes Innenleben, das mit der Volksseele eng verwachsen und verwoben ist, poetisch ausklingen zu lassen.

Zu Weihnachten des verflossenen Jahres war es uns wieder vergönnt, den volltönenden Akkorden des eben Heimgegangenen zu lauschen. Knapp vor dem Feste erschienen nämlich die reifsten und reichsten Früchte seiner außerordentlichen Sprachgewandtheit und seines kongenialen, von feinsinniger Anempfindung zeugenden Nach- und Umdichtens, die zwei Bände „Griechen- und Römerlyrik" (Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg). Als Motto prangt über ihnen das schöne Wort Mommsens an Henzen: „Wollen Sie eins bedenken: Es gilt doch vor allem,

die Alten herabsteigen zu machen von dem phantastischen Kothurn, auf dem sie der Masse des Publikums erscheinen, sie in die reale Welt, wo gehaßt und geliebt, gesägt und gezimmert, phantasiert und geschwindelt wird, den Lesern versetzen — und darum mußte der Konsul ein Bürgermeister werden usw."

Stowasser stellt an den Übersetzer von heute eine höhere Forderung: „Nicht mehr sklavisch Wort für Wort ohne Rücksicht auf das eigene völkische Bewußtsein hat er zu übertragen, er muß umdichten, eindeutschen, d. h. in seiner eigenen Muttersprache nach deren historisch entwickeltem Dicht- und Sprachgebrauch Gedichte schaffen, die zwar den Geist der fremden Vorlage wiedergeben, aber alles unnötige Fremdartige rücksichtslos ausscheiden." In der Tat kann nur solche Wiedergabe des Fremden im deutschen Gemüt den Widerhall wecken, den die Urlieder einst im sonnigen Hellas fanden.

Stowasser hat in verständnisinniger Würdigung des modernen Empfindens bei seiner Arbeit zwei Geboten des größten Meisters in der Übertragungskunst, Friedrich Rückerts, Heeresfolge geleistet, von denen das eine warnt:

„Halte dich einfach an den Text,
Nicht was in Noten wird geleckst",

während das andere lautet:

„Jede Menschenbrust wird hegen
Ungefähren Gleichgehalt;
Aber um sich darzulegen,
Fordert er die Wohlgestalt.
Das Geheimnis der Gestaltung
Hat voraus des Dichters Reim,
Der in euch bringt zur Entfaltung,
Was ihr selber tragt im Keim."

Darum ist es ihm unter anderem gelungen, Pindars Hymnen dem deutschen Geist und Ohr zugänglich zu machen, — eine Aufgabe, an der bisher noch jedes Bemühen gescheitert ist. Curtius-Geibel in ihrem „Klassischen Liederbuche" haben die Flinte einfach ins Korn geworfen und auf Pindar ganz verzichtet — offenbar durch die Schwierigkeit der Sache abgeschreckt. Das kommt Stowasser so vor, wie wenn jemand die mittelhochdeutsche Lyrik mit Ausschluß Herrn Walthers sammelte, — wie ein Rumpf ohne Kopf.

Man merkt es der Übertragung des Psalters der Griechen und Römer nicht an, daß sie ein Schmerzenskind, das Werk eines im Spitale gebrochen daniederliegenden, an Hand und Fuß gelähmten Dichters ist. Was ihn auf der Matratzengruft aufrecht hielt, war die einzige Trösterin der Beladenen, die heilige Arbeit. Zu unserer größten Freude hatte er die Genugtuung, daß sein Lebenswerk allenthalben mit Begeisterung aufgenommen wurde, überall die verdiente Würdigung erfuhr. Der prächtige Schulmann mit dem treuen goldenen Herzen und dem goldenen Humor, an dem ganze Schülergenerationen mit Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit hingen, hat uns ein teures Vermächtnis hinterlassen.

Bernhard Münz

Sumurun

Vom Überbrettl zum Unterbrettl

ie hat das kurze, wenig freudige Schicksal gehabt, das den Stücken vom Schlusse der Spielzeit beschieden zu sein pflegt. Angekündigt mit all dem überschwänglichen Lärm, den ein kundiger Theaterdirektor zu erzeugen versteht, ausgestattet mit ersten Schlagern und doch mit einer weisen Sparsamkeit, schleppte sich „die erste Frau des Scheichs" durch etliche Wochen scheinbar erfolgreich hin, um dann sanft zu entschlafen, wahrscheinlich für immer.

Seltsam, höchst seltsam ist die Geschichte von Sumurun, das versicherte wenigstens der verträumte Teppichhändler als Prologus. Den meisten Zuschauern ist sie wahrscheinlich nur langweilig gewesen und all die Theaterkunststückchen, der Blumensteg und der plump karikaturenhafte Prunk eines Simili-Orients vermochten nicht hinwegzutäuschen über die urgründige Langeweile, die das ewige Hin- und Herschubsen des scheintoten Buckligen auf der Bühne erzeugen muß. In der Erzählung macht sich das ganz nett. Die langwierigen Prozeduren des Transports fallen da ganz weg. Man empfindet nur die gruselige Komik, die in der Verblüffung der immer neuen Finder und vermeintlichen Mörder des Scheintoten liegt. Auf dem Theater drängen sich die zeitraubenden und obendrein nur ungenügend darstellbaren Schwierigkeiten der Leichenbeförderung so sehr in den Vordergrund, daß alle anderen Teile der Handlung darunter leiden, um so mehr leiden, als der Nachdruck des Wortes fehlt. Selbst Grete Wiesenthals feines, ausdrucksvolles Spiel kann den derben Packträgerpantomimen gegenüber kaum aufkommen.

Und doch ist Sumurun eine seltsame Geschichte, wenn man sie in der rechten Weise betrachtet. Kurzweilig wird sie auch dann nicht, aber lehrreich, höchst lehrreich.

Uhland hat das Märchen vom Dornröschen literarisch gedeutet. Das verzauberte Königskind ist die deutsche Poesie, die von der Stubenpoesie in vielhundertjährigen Schlaf versenkt und von dem Prinzen, dem gottbegnadeten Genius, zu neuem Leben geküßt wird. Eine nachträgliche, aber packende Auslegung eines uralten Naturmythus.

Ob die Märchen aus Tausendundeiner Nacht auch Gleichnisse tiefgründiger Weltanschauungsgedanken sind, das mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls steht es frei, sie auf moderne Verhältnisse zu deuten. Man setze für den Scheich den Direktor eines großstädtischen Theaters und man wird erstaunt sein, wie sich aus Sumurun

die ganze Tragik eines solchen sorgenreichen Menschenkindes ungezwungen und überzeugend entwickelt.

Die Freiplätze oder andere Eintrittsvergünstigungen sollen schuld daran sein, daß die Einnahmen der Großstadtbühnen nicht im Verhältnis zu ihren Ausgaben stehen. Wer lacht da? Wenn mit gewaltig wiederholten Wehen der Strom sich nach der Bude drängt, sich durch die enge Gnadenpforte zwängt bei hellem Tage, schon vor Viere, mit Stößen sich bis an die Kasse ficht und, wie in Hungersnot um Brot an Bäckertüren, um ein Billett sich fast die Hälse bricht, dann braucht kein Direktor zu jammern wegen der bösen Vergünstigungen. Drängt sich aber die Menge nicht, wie dies heute bei den ernsten Theatern mit wirklichen oder vorgeblichen hohen Zielen die Regel ist, dann muß jeder Direktor froh sein, wenn es ihm gelingt, mit Freikarten die gähnende Leere des Raumes zu füllen. Die Freikarten sind keine Ursache, sondern eine Wirkung, eine Wirkung der Theatermüdigkeit, die sich überall zeigt, und nicht erst seit gestern. Die Stätten der leichten Muse haben nicht über Theatermüdigkeit zu klagen und noch weniger die „Theater", die mit der Poesie gar nichts mehr zu tun haben, mit der Musik nur in oberflächlichem Zusammenhange stehen und von den bildenden Künsten auch nur die grellsten Reizungen beziehen: die „Varietébühnen".

Es ist ganz töricht, das Publikum ob seiner Theatermüdigkeit zu schelten, ihm die fast gottesdienstliche Bedeutung des Schauspiels bei den Alten vorzuhalten, es an Schillers Worte über die Schaubühne als moralische Anstalt zu erinnern. Große, erhebende Kunst kann nur zur Geltung kommen in weihevoller Stimmung. Am Alltag, nach anstrengender zehn- bis zwölfstündiger Arbeit um 8 Uhr abends von dem Großstädter weihevolle Stimmung zu verlangen, das ist, gelinde gesagt, eine Unverschämtheit. Auch der Fremde wird, nach dem pflichtmäßigen Durcharbeiten der Bildergalerien und anderer Sehenswürdigkeiten, für den unvermeidlichen abendlichen Theaterbesuch in der Regel keine weihevolle Stimmung mehr übrig haben. Erstaunlich ist es, daß trotz aller Hemmungen in manchen Fällen ein gewaltiges Werk doch eine Weihestimmung, eine allgemeine, starke Erhebung und Begeisterung bei den übermüdeten und übersättigten Zuschauern zu erzwingen vermag. Eine Erklärung dafür bringt nur der Umstand, daß die großen Werke selten sind. Im übrigen soll man doch ehrlich zugeben, daß das berechtigte Bedürfnis des Großstädters, nach des Tages Last und Mühen, in erster Linie auf Erholung und Zerstreuung gerichtet sein muß. Ein gefälliger Anreiz für Augen und Ohren wird verlangt. Weiter nichts. Etwas Aufregung vielleicht, aber nicht die Anstrengung, die mit der Gedankenarbeit und dem Kunstgenuß unvermeidlich verbunden ist.

Vor zehn Jahren schon haben das die Apostel des Überbrettls erkannt. Sie hofften einen Kompromiß schaffen zu können durch Vergeistigung des Brettls. Der Versuch ist gescheitert. Er mußte scheitern, denn er bestand ja darin, daß man in das Brettl gerade das hineinzutragen suchte, was man aus dem Theater herausholen wollte: den Geist, die Anstrengung.

Das Überbrettl schien tot. Wie der Bucklige in Sumurun. Lebendig blieb der echte Brettlgeist, die Tänzerin aus der Schaubude, die der Bucklige vergebens umworben hatte, die Verkörperung der einfachen Sinnlichkeit, die vom Adel der Kunst nichts verspürt hat, nichts verspüren will. Diese Tänzerin erwirbt der

Scheich-Theaterdirektor für seinen Harem. Um ihretwillen stößt er die Kunst, die reizende, aber auch etwas anspruchsvolle Sumurun zurück, die sich heimlich dem Dichter-Teppichhändler mit Umgehung und Hintergehung des Scheich-Direktors ergibt.

So aufgefaßt, läßt sich Sumurun als eine treffende Versinnbildlichung heutigen Theaterbetriebs ansehen und Max Reinhardt spottet seiner selbst durch die Darstellung dieser Märchenpantomine. Als erste seiner Frauen hielt der Scheich die holde Sumurun. Er war ihr ganz ergeben, bis er die Tänzerin erblickte, die der Überbrettl-Bucklige nicht fesseln und halten konnte. Sie war eine Zugkraft, die Tänzerin, das erkannte der Scheich recht gut. Bei dem sentimentalen Buckligen kam sie nicht zur Geltung, den mochte sie nicht, aber in das stolze Haus des Herrschers mußte sie das erlösende Glück bringen. Der Bucklige wollte das Mädel verfeinern, veredeln. Unsinn. Wie sie war, wollte der Scheich das Dirnlein zur Ersten in seinem Harem machen. Sumurun war edler, geistreicher, gewiß, aber sie war zu anstrengend, eben um ihrer Vorzüge willen.

Und so ließ der Scheich-Direktor den neuen Geist einziehen in seine Hallen, nicht den Überbrettlgeist, nein, den echten und gerechten Brettlgeist. Prunkende, schreiende Ausstattungen, Tempel und Paläste von oben bis unten mit Gold- und Silberpapier beklebt, karussellfahrende Wälder, wie man sie selbst im Zirkus nicht zu sehen bekommt, und was der „Attraktionen" mehr sind. Zuletzt noch die ganz unverfälschte Varietépantomime Sumurun. Wenn die Vergeistigung des Brettls mißlungen war — die Verbrettelung des Theaters mußte glücken! Es war aber doch ein Irrtum.

Der Scheich war für die Tänzerin begeistert, aber die Tänzerin nicht für den Scheich. Sie fühlte sich nicht wohl in seinen Armen. Ihre Liebe gehörte dem Sohne des Scheich, in dem man vielleicht das oberflächliche, nur auf Zerstreuung bedachte Publikum erblicken kann. Ja, wenn der Scheich die holde Sumurun nicht nur beiseite gestellt, sondern ganz verstoßen hätte, wenn er ein offenes, ehrliches Brettl aufgetan hätte! Aber nein, das wollte er doch nicht und das war ein Fehler in seiner Rechnung. Zwar mimten und tanzten die Wiesenthals ganz entzückend, aber sie kamen nicht zur Geltung zwischen all den Kollegen von der anderen Fakultät, die ihr Bestes taten und doch nicht aus ihrer Haut heraus konnten. Seit Jahresfrist geben ja die Herren und Damen von der Bühne Amateurzirkusvorstellungen, in denen sie sehr Achtungswertes leisten — als Amateure. Wenn aber Komiker und andere Darsteller, deren Leistungen sich bisher nur in den Grenzen der körperlichen Fähigkeiten normal gebauter und geübter Menschen bewegten, plötzlich als Schlangenmenschen, als Phoitos, als Knock-abouts auftreten sollen, oder als Bauchtänzerinnen und Schlangenbeschwörerinnen und wenn es gerade auf die vollendete Vorführung dieser exzentrischen Körperverrenkungen ankommt, dann muß man eben von der Mitwirkung der Bühnenkünstler absehen, dann muß man sich an die Stars der Artistenwelt wenden. „Recht löbliche Bemühungen — aber im Wintergarten und im Apollotheater habe ich das alles viel besser gesehen", so dachte man beim Anblick der an den Treppengeländern entlang rutschenden Knechte des Teppichhändlers, oder des tot hinfallenden Buckligen und so mancher anderer Darbietungen, so dachte man auch, wenn man die halbgeschminkten Eunuchengesichter sah, die teils echten, teils unmöglichen Kostüme, die

ganz undenkbaren Architekturen usw. Kurz — ein Überbrettl war Sumurun nicht, ein Brettl auch nicht, höchstens ein Unterbrettl.

Dem Scheich-Theaterdirektor hat der Versuch mit der Tänzerin das Leben gekostet. Der Bucklige aber ist vom Scheintode erwacht und ist mit Sumurun und dem Teppichhändler und dem Buckligen und der Tänzerin hinausgehüpft über den Blumensteg ins neue Leben hinein.

Vergleiche soll man nicht zu Tode hetzen und Boshaftigkeiten soll man manchmal unterdrücken. Jeder wird leicht herausfinden, wen man etwa unter dem Aufseher des Marktes unter den Eunuchen, unter den Alten verstehen kann. Der Vergleich beginnt auch zu hinken mit dem ernstlichen Tode des Scheichs und seines Sohnes.

Reinhardt lebt und das Publikum auch. Sie sind nicht einmal wesentlich beschädigt durch die Sumurun-Aufführung. Nur eine heilsame Lehre war diese: Man soll nichts Widernatürliches ertrotzen wollen und soll sich vor ungerechter Geringschätzung hüten.

Das Brettl hat seine Berechtigung, so gut wie das Theater, wenn es auch nicht die gleichen seelischen Werte zu bieten vermag. So verlockend es scheint, das Brettl „geistig" zu heben — es geht nicht, weil der Geist nun einmal gar nichts mit dem Brettl zu schaffen hat und haben soll. Ein Überbrettl in des Wortes früherer Bedeutung wird nie glücken, wohl aber kann ein Überbrettl entstehen durch Reinigung des Brettls von allem Gemeinen, Widerwärtigen, das sich hier und da, ganz überflüssigerweise, auf ihm breit macht. In diesem Sinne wäre die Auferstehung des Buckligen vom Scheintode wohl denkbar und es wäre nicht einzusehen, warum ihm die Tänzerin dann ihre Gunst nicht schenken sollte. Nur der Teppichhändler würde sie stets vergeblich umwerben und den Scheich wird sie betrügen. Die Verbrettelung des Theaters muß zum Unterbrettl führen, zu einer ganz traurigen Sache, traurig schon um der Langeweile willen, die ihr noch unfehlbarer anhaftet als dem Überbrettl.

Der Kassenklemme der heutigen Theater ist mit solchen Erkenntnissen noch nicht abgeholfen. Aber die Wege zur Abhilfe zeigen sich doch. Entweder Ausharren bei der Kunst. Das ist nur möglich unter Verminderung der ernsten Bühnen und der Spieltage. In kleinen und mittleren Städten hat es sich längst erwiesen, daß ein Theater mit kurzer Spielzeit und drei bis vier Spieltagen in der Woche allen Ansprüchen genügt. Wer glaubt, daß in der Großstadt verhältnismäßig viel mehr ernste Theater mit täglichen, fast das ganze Jahr hindurch einander ununterbrochen folgenden Vorstellungen bestehen können, der täuscht sich über die Bedürfnisse der Großstadt, oder, was weit schlimmer ist, er rechnet damit, daß allabendlich so und so viel tausend Menschen auf ein Theater „hineinfallen".

Weniger, aber mehr, das muß die Losung werden, auf dem Gebiete des Theaters, wie auf dem der Kunst überhaupt.

Fritz Rumpf

Bücherliste

Besprechung einzelner Werke vorbehalten.

Kriwtschenko, G.: Die ländlichen Kreditgenossenschaften in Rußland. J. C. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart. M. 3.—.

Hertz, G. W.: Die Besteuerung der Ausländer in der englischen Einkommen-Steuer. J. C. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart. M. 2.—.

Feuchtwanger, S.: Staatliche Submissionspolitik in Bayern. J. C. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart. M. 3.50.

Lazarus, Nahida: Ein deutscher Professor in der Schweiz. Ferdinand Dümmler's Verlag, Berlin. M. 3.50.

Georgy, Ernst: Theater, Roman. Grethlein & Co., Leipzig.

Buchhorn, Josef: Rehabilitiert, Roman. Richard Taendler, Verlag, Berlin. M. 3.—.

Doyle, Conan: Die Abenteuer des Brigadiers Gerard. Robert Lutz, Stuttgart. M. 3.25.

Lindau, Paul: Ausflüge ins Kriminalistische. Albert Langen, München. M. 3.—.

Bölsche, Wilhelm: Komet und Weltuntergang. Eugen Diederichs, Jena. M. 1.—.

Rothe, Georg: Die Wünschelrute. Eugen Diederichs, Jena. M. 2.—

Bericht über die Verhandlungen der XXXV. General-Versammlung der Vereinigung der Steuer- und Wirtschaftsreform zu Berlin am 22. Februar 1910. Verlag der Steuer- und Wirtschaftsreform, Berlin. M. 2.—.

Morin, Prof. Heinr.: Unter der Tropensonn. Isaria-Verlag, München. M. 8.50.

Friedlaender, Ludwig: Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. Erster Teil. S. Hirzel, Leipzig. M. 12.—.

Albrecht, F.: Der Rebell, Eine geschichtliche Tragödie. Xenien-Verlag, Leipzig.

Schulz-Tharau, Otto: Hildburg, Tragödie. Xenien-Verlag, Leipzig.

Lublinski, Samuel: Kaiser und Kanzler, Tragödie. Xenien-Verlag, Leipzig.

Hartenau, Gert.: Gewehr ab! Drama in 3 Aufzügen. Xenien-Verlag, Leipzig.

Terramare, Georg: Goldafra, Dramatisches Gedicht. Xenien-Verlag, Leipzig.

Dittmann, Charlotte: Passiflora, Novelle. Verlag „Berlin-Wien". M. 2.50.

Hartenau, Gert.: Ursula, Roman. Xenien-Verlag, Leipzig.

Riehl, Ernst August: Das andere Leben, Roman. Xenien-Verlag, Leipzig.

Knötel, Prof. Dr. Paul: Kunst und Heimat. Gebr. Böhm, Kattowitz. M. 5.—.

Oehlke, Dr. Waldemar: Deutsch in Prima. Gustav Fock, G. m. b. H., Leipzig.

Gröber, Gustav: Wahrnehmungen und Gedanken. J. H. Eduard Heitz, Straßburg. M. 1.80.

Reitz, Dr. Adolf.: Nahrungsmittel und Fälscherkünste. Franckh'sche Verl.-Buchh., Stuttgart.

Escherich, Mela: Das Kind in der Kunst. Franckh'sche Verl.-Buchh., Stuttgart.

Sell, Karl: Christentum und Weltgeschichte bis zur Reformation. B. G. Teubner, Leipzig.

Verantwortlich: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. (Herr George Cleinow ist bis Mitte Juni verreist.) Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme

für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11,
Bernburger Straße 22a/23.

Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510.
Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Zu haben in den Cigarren-Geschäften

Wollen Sie etwas Feines rauchen?
Dann empfehlen wir Ihnen
„Salem Aleikum"
aus rein orientalischen Tabaken hergestellte naturell aromatische Cigarette. Diese Cigarette wird in Nr. 3 nur lose, in den Nummern 4 bis 10 auch in einfachen Kartons à 20 Stück Inhalt, **ohne Kork, ohne Goldmundstück** verkauft. — **Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, daß Sie Qualität, nicht Konfektion bezahlen. Salem Aleikum-Cigaretten** sind außer zu 3½, 4, 5 Pfg. das Stück auch in **Luxusqualitäten** zu 6, 8 und 10 Pfg. erhältlich.
Nur echt, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht:
Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „YENIDZE", Inhaber: Hugo Zietz, Dresden.

Stellennachweis für akademisch Gebildete und Offiziere a. D.

Bis zu 3 Zeilen 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Ein gewandter, gut empfohlener **Feuilleton-Redakteur** für den 2. Platz sucht Anstellung. Anfragen unter H. K. 708 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Russischen Sprachunterricht erteilt wissenschaftlich geprüfte Dame. Anfragen unter J. G. 714 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Sachverständiger Rat in Bergwerks- und Berggerechtsams-Angelegenheiten, Gutachten, Rentabilitätsberechnungen, Revisionen usw. durch höheren Staatsbeamten a. D. Anfragen unter F. R. 711 an die „Grenzboten", Berlin SW. 11.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Wirtſchaftliche Einflüſſe auf die nationale Stellung der Deutſchen Öſterreichs

Von Paul Samaſſa

Oft iſt die Klage wiederholt worden, daß die Gründung des Deutſchen Reichs eine Periode der nationalen Bedrängnis für die Millionen von Volksgenoſſen eröffnet hat, die in Öſterreich und Rußland ihren Wohnſitz haben. In ſeiner Darſtellung des Kampfs um die Vorherrſchaft in Deutſchland ſagt Friedjung, daß auf dem Schlachtfelde von Königgrätz ein edles Wild todwund zur Strecke kam: das öſterreichiſche Deutſchtum, deſſen Abſchnürung vom großen deutſchen Volkskörper nun beſiegelt war. In der Tat folgen dieſem Jahre Schlag auf Schlag deutſche Verluſte; im Jahre 1867 erhält Ungarn ſeine weitgehende Selbſtändigkeit, im Jahre 1869 wird den Polen in Galizien die Selbſtändigkeit ihres Schulweſens und die polniſche Dienſtſprache bei den Behörden zugeſtanden, das heißt alſo, in zwei großen Ländergebieten wird mit einem Male der Geltungsbereich der deutſchen Sprache auf ein Minimum eingeſchränkt. Dann kommt vom Jahre 1879 an die ſlawiſierende Politik in Öſterreich, die man zum Teil auf die Befürchtung zurückführt, das Deutſche Reich möchte ſeine Hände nach den deutſchen Teilen Öſterreichs ausſtrecken; dieſelbe Angſt, die in Rußland dem baltiſchen Idyll ein Ende macht und die dortigen Deutſchen die harte Hand des Ruſſifikators fühlen läßt. Kurzum der vom Reichsadler beſchirmte Deutſche genießt zwar innerhalb wie außerhalb des Reichs einen verſtärkten Schutz; aber der Deutſche ſchlechthin bekommt es zu ſpüren, daß das deutſche Volk ſich durch

seine kriegerischen Erfolge nicht beliebt gemacht hat; die andern Völker haben den harmlosen deutschen Kulturträger des zerrissenen Vaterlandes mehr geschätzt.

Es gibt indes eine ganze Reihe von politischen Ursachen, die in den letzten dreißig Jahren die Selbstbehauptung des Deutschtums in Österreich erschwert haben: die nationale Bewegung, die natürlich nicht auf alte Kulturvölker, wie Deutsche und Italiener, beschränkt blieb, vor allem aber der Siegeszug demokratischer Einrichtungen im Staatsleben, der dem Deutschtum überall da verderblich werden mußte, wo es nach Kultur und Besitz und nicht auf Grund seiner Zahl eine bevorzugte Stellung einnahm. Daß aber mit all dem die Gründe für die nationale Bedrängnis der Deutschen in der Donaumonarchie nicht erschöpft sind, lehrt eine einfache Nebeneinanderstellung: in der Zeit von 1870 bis 1900 ging das Deutschtum in Posen von 46 Prozent der Bevölkerung auf 40 Prozent zurück, ein Rückgang, der in keinem Lande der Donaumonarchie ein Seitenstück findet. Hier beruht der Rückgang nun zweifellos auf wirtschaftlichen Verhältnissen und nicht auf dem Mangel politischer Macht; wenn wir ähnliche Ursachen auch in Österreich am Werke finden, so werden wir uns über entsprechende Wirkungen nicht wundern dürfen.

Zahlenmäßig läßt sich der Rückgang des österreichischen Deutschtums oder besser gesagt seines Besitzstandes nicht gut erfassen. Die erste brauchbare Nationalitätenstatistik wurde bei der Volkszählung des Jahres 1880 aufgenommen, und wenn man die Ziffern des Jahres 1900 damit vergleicht, so ergibt sich für das Deutschtum kein nennenswerter Rückgang; dies also in den zwanzig Jahren, in denen die Sonne der Regierungsgunst den Deutschen wahrhaftig nicht schien. Aber die Deutschen Österreichs haben mit Recht das Gefühl, daß sich trotzdem ihre strategische Stellung verschlechtert hat, daß sie vielleicht nicht Menschen, aber Positionen verloren haben; und sie sehen, wie die ungünstigen Momente sich von Jahr zu Jahr verstärken und nicht abschwächen. Die Wirkungen werden zwar an der politischen Skala abgelesen; eine deutsche Stadt in Mähren gilt in dem Augenblick als dem Deutschtum verloren, wo die Tschechen die Gemeindestube erobert haben, was ja dann auch stets der Verdrängung der deutschen Minderheit einen stärkeren Anstoß gibt; bis dieses Ereignis aber eintritt, muß doch schon jahrelang eine allmähliche Zunahme des tschechischen und eine Abnahme des deutschen Elements vorausgegangen sein, wofür die Ursachen in Verschiedenheiten der Volksvermehrung oder in Wanderbewegungen, die auf wirtschaftliche Ursachen zurückzuführen sind, gelegen sind.

Zunächst die Wanderungen. Die Industrie ist in Österreich eine deutsche Schöpfung und konzentriert sich im deutschen Gebiet. Sie zeitigt dieselben Erscheinungen wie im Reich: Anhäufung von Menschenmassen, Landflucht. Die Deutschen können den Bedarf an Arbeitern nicht decken, Tschechen kommen massenhaft ins deutsche Industriegebiet Nordböhmens und nach Wien. Deutsche Sprachinseln, besonders wenn es sich um rein städtische Siedlungen in slawischer Umgebung handelt, leiden an Blutleere; der jugendliche Nachwuchs drängt in die

Fabrik und nicht zum Handwerk, das hier dieselbe wirtschaftliche Krise durchzumachen hat wie überall; in die hierdurch geschaffenen Lücken dringt das Slawentum ein, das durch nationalen Boykott die Bedingungen des Gedeihens des sich in seinen Reihen bildenden Mittelstandes schafft; dasselbe Bild wie in Posen. Zum Teil werden die tschechischen Zuwanderer im deutschen Gebiet wohl eingedeutscht; aber das nationale Selbstbewußtsein auch des Proletariers wächst, der Mittelstand hat ein materielles Interesse daran, die Massen tschechisch zu erhalten und ist natürlich lebhaft darum bemüht.

Überschreitet die Zuwanderung ein gewisses Maß, so muß sowieso die aufsaugende Kraft der alteingesessenen Bevölkerung nachlassen. Hält man also auch bei der Volkszählung die Bilanz noch zahlenmäßig aufrecht, so macht man sich doch keine Illusionen darüber, daß sie in gewissem Sinne „frisiert" ist. Der deutsche Besitzstand erscheint unterminiert; die slawische Einwanderung ist der Minengang, die Forderung nach sprachlichen Rechten das Dynamit, das dort eingelagert wird, das drohende Ende die amtlich anerkannte Zweisprachigkeit deutschen Kernlandes. Und in der politischen Abwehr gegen diese Entwicklung hat das Deutschtum wiederum eine Schwäche, die in seiner wirtschaftlichen Stärke begründet liegt: der deutsche Nachwuchs hat in Handel und Industrie ein weites Betätigungsfeld; er wendet sich nicht in gleichem Maße der Versorgung in Staatsstellungen zu, die das Ideal des jungen Slawen sind, der, aus niedern sozialen Schichten stammend, sich mit Stipendien und Unterstützungen seiner Konnationalen durch die Studienzeit durchgebracht hat und im Beamtentum eine ihn durchaus befriedigende Lebensversorgung sieht. So zieht mit dem slawischen Menschenzuzug auch der slawische Beamte ins deutsche Gebiet ein und selbst eine Regierung, die den Deutschen wohl wollte, hätte gewisse Schwierigkeiten bei Erfüllung des Wunsches nach deutscher Beamtenschaft in deutschem Gebiet zu überwinden.

Nun die Frage der natürlichen Vermehrung, die Frage der „Hasen und Kaninchen". Betrachtet man die Statistik zwischen 1880 und 1890, so scheint das Bild sehr trübe; in den Alpenländern eine Volksvermehrung, die tief unter dem Durchschnitt der Monarchie bleibt; die Gründe sind auch hier größtenteils wirtschaftlicher Art. Der landwirtschaftliche Betrieb spielt sich in der Form des Bauernhofs ab, der eine Teilung kaum zuläßt. Der Bauer zieht sich möglichst spät ins Ausgeding zurück. Der Erbe kommt infolgedessen spät zur Gründung einer eigenen Familie. Die Hilfskräfte des bäuerlichen Besitzers sind Knechte und Mägde, die in patriarchalischer Gemeinschaft mit dem Bauern hausen und keine Möglichkeit haben, selbst zu heiraten; infolgedessen erreicht der Prozentsatz der unehelichen Geburten z. B. in Kärnten eine Rekordziffer. Hand in Hand damit geht die Tatsache, daß sich die Bevölkerung dieses Kronlandes in den zwanzig Jahren von 1880 bis 1900 kaum vermehrt hat. In Tirol ist außerdem erst kürzlich der Ehekonsens der Gemeinden abgeschafft worden, das heißt jedes Gemeindemitglied bedurfte zur Verehelichung die Zu-

stimmung seiner Heimatsgemeinde, wodurch dem Anwachsen der Armenlasten — wie leicht einzusehen, in sehr unwirksamer Weise — gesteuert werden sollte. Geburtenziffer und Geburtenüberschluß blieben unter dem Reichsdurchschnitt, wozu stellenweise dann noch die Abwanderung kam.

In den Sudetenländern kennzeichnet wiederum der Gegensatz der Industrie und Landwirtschaft die sozialen Grundlagen der Volksvermehrung bei Tschechen einerseits, Deutschen anderseits. Die Deutschen bewohnen die zumeist landwirtschaftlich wenig ergiebigen Randgebirge, ihre Bevölkerungszahl beruht auf der hochentwickelten Industrie. Im tschechischen Gebiet die dem Nachwuchs günstigen Verhältnisse des Landlebens, große Kinderzahl, hohe Ehefrequenz, infolgedessen wenig uneheliche Geburten und geringe Kindersterblichkeit; im deutschen Industriegebiet die umgekehrte Erscheinung, die hygienischen Verhältnisse, in denen die Fabrikbevölkerung lebt, sind oft sehr ungünstig, am schlimmsten aber dort, wo die Hausindustrie noch vorherrscht, aus der sich die nordböhmische Industrie vielfach entwickelt hat.

Wenn ich so das Bild zunächst von der dunkelsten Seite gezeigt habe, so will ich gleich hier anfügen, wie es sich inzwischen wieder zugunsten des Deutschtums verschoben hat. In den Alpenländern zeigt sich etwa vom Jahre 1890 an wieder eine Zunahme der Bevölkerung, die in einigen Provinzen früher, in andern später einsetzt; und zwar beruht diese Zunahme sowohl auf Zuwanderung wie auch auf einem Anwachsen der eingesessenen Bevölkerung infolge höheren Geburtenüberschusses. Zwei Dinge haben die Lebensbedingungen verbessert und die Verdienstmöglichkeiten erweitert: die Entwicklung von Industrie im Anschluß an die vorhandenen Wasserkräfte und die Steigerung des Fremdenverkehrs. Die alten patriarchalischen Formen des Wirtschaftslebens werden teils durchbrochen, teils durch moderne ergänzt. Eine Grenze für diese Entwicklung ist zurzeit noch gar nicht abzusehen, so daß man mit Bestimmtheit darauf rechnen kann, daß die Vermehrungsverhältnisse der Deutschen in den Alpenländern in absehbarer Zeit vollkommen normal und dem Reichsdurchschnitt entsprechend sein werden; vielleicht ergibt sich dies schon aus der Volkszählung dieses Jahres. Dann wird hier nicht mehr ein Defizit auszufüllen sein, um so weniger, als die Winden (Slowenen) im Süden der Monarchie an sich nicht die Vitalität besitzen wie die Tschechen und in Kärnten auch heute noch teilweise eingedeutscht werden. Erwächst hier der Gewinn aus dem Anwachsen des eigenen Kontos, so ergibt er sich in Böhmen aus dem Verluste des Gegners. Es stellt sich nämlich heraus, daß die Tschechen die höhere Kultur, die sie erreicht haben, mit einer Minderung ihrer Propagationskraft bezahlen müssen. Wie der verdiente Bearbeiter der nationalen Statistik der Deutschen Österreichs, Hainisch, nachgewiesen hat, weist die eheliche Fruchtbarkeit bei den Tschechen Böhmens seit Jahren einen Rückgang auf und ist unter die der Deutschen gesunken. Tatsächlich entspricht heute die Vorstellung, daß der tschechische Teil Böhmens ein unerschöpfliches Menschenreservoir darstelle,

aus dem sich der Überschuß der dort nicht oder nur unter sehr kümmerlichen Bedingungen Brot findenden Menschenmassen in das deutsche Gebiet ergießt, keineswegs mehr den Tatsachen. Die Grundbesitzer im tschechischen Teile Böhmens können heute auch gegen hohen Lohn keine einheimischen Feldarbeiter mehr erhalten und arbeiten größtenteils mit Saisonarbeitern, die sie aus Oberungarn (Slowaken) oder Galizien (Polen und Ruthenen) beziehen. In Mähren und Schlesien stehen die Verhältnisse für das Deutschtum nicht ebenso günstig; auch in Böhmen ist im deutschen Gebiet in sozialer Beziehung, insbesondere in bezug auf die abnorm hohe Sterblichkeitsrate, noch sehr viel zu tun; aber jedenfalls steht heute schon das eine fest, daß es sich hier in keiner Weise um ein unaufhaltsames Verhängnis handelt, dem die Deutschen Österreichs als „altes" Volk gegenüber den „jungen" slawischen Völkern unrettbar erliegen müßten.

Dies ist natürlich auch für die politischen Abwehrbestrebungen der Deutschen von entscheidender Bedeutung; denn es ist ganz klar, daß alle Bemühungen, das deutsche Sprachgebiet gegen slawische Einbrüche und Ansprüche zu sichern — die Zweiteilung und nationale Autonomie in Böhmen und die Festlegung der deutschen Sprache als Amts- und Schulsprache in Niederösterreich —, eine ganz ephemere Wirkung haben müßten, wenn der Strom neuen Zuzugs aus dem tschechischen Gebiet doch nicht einzudämmen wäre. Gerade die Entwicklung der tschechischen Volkswirtschaft, die ja in mancher Beziehung dem Deutschtum schädlich ist, stellt aber mit dem Bemühen nach Schaffung einer eigenen Industrie in Aussicht, daß der tschechische Bevölkerungsüberschuß künftig in seiner Heimat festgehalten wird, eine Wirkung, die übrigens eine dort vom nationaltschechischen Standpunkt so nötige innere Kolonisation schon längst hätte haben müssen; politische Rücksichten auf den verbündeten Feudaladel haben dies bisher verhindert. Über die politische Seite des deutschen Abwehrkampfes will ich mich hier nicht verbreiten; ich beschränke mich auf die Schilderung dessen, was von deutscher Seite geschieht, um die ungünstigen Folgen wirtschaftlicher Verhältnisse auf ihre nationale Behauptung abzuwehren. Zielbewußt arbeiten hier die nationalen Schutzvereine, deren Einnahmen ständig steigen. Rechnet man den Schulverein, der sich ja nur die Versorgung deutscher Minderheiten mit deutschen Schulen zur Aufgabe setzt, mit ein, so haben diese Vereine eine Jahreseinnahme von 2 bis 3 Millionen Kronen jährlich. Vergleicht man diese Ziffer mit dem, was vom preußischen Staat in der Ostmark zu dem gleichen Zwecke aufgewendet wird, so erscheint sie lächerlich geringfügig. Es ist aber nicht uninteressant, hier zu sehen, wie sich der Groschen gewissermaßen verzehnfacht, wenn hinter ihm der Wille eines ganzen Volkes oder doch seiner führenden Mittelklasse steht, im Vergleich zu der Arbeit des Staates, dem die werktätige Mitarbeit der Bevölkerung doch im wesentlichen fehlt. So hat z. B. die „Südmark" in Untersteiermark sogar schon einen Kolonisationsversuch mit württembergischen Weinbauern unternommen, — wie ich mich aus eigener Anschauung überzeugen konnte, mit den

besten Aussichten auf Erfolg. Indes ist leicht einzusehen, daß solche Maßregeln bestenfalls das Deutschtum an besonders bedrohten und strategisch wichtigen Punkten erhalten können, während eine Wirtschaftspolitik, die unter dem Einflusse nationaler Rücksichten stände, doch aufs Ganze gehen müßte. Nun steht außer Zweifel, daß zunächst das Hineintragen des nationalen Moments in das Wirtschaftsleben gerade dem Deutschtum höchst unwillkommen sein mußte. Die Deutschen waren die Träger der Kultur, die Besitzer des Kapitals, die Schöpfer der Industrie; sie haben natürlich am meisten darunter zu leiden, wenn die Tschechen sich eigene Finanzinstitute schaffen, wenn sie daran gehen, Fabriken zu errichten, und mindestens, solange sie sich in der Produktion von den Deutschen nicht ganz emanzipieren können, den deutschen Handel boykottieren. Darüber ist aber heute gar nicht zu reden, ob die deutsche Volkswirtschaft in Österreich bei Bestehen der früheren Zustände besser führe; vielmehr handelt es sich darum, wie sie sich bei den bestehenden Zuständen am besten einrichtet. Genauer gesprochen, handelt es sich um die Frage, ob die Deutschen dem Beispiele ihrer nationalen Gegner, die ihre Volkswissenschaft in weitgehendstem Maße nationalisiert haben, folgen oder nicht. Bei den slawischen Völkern hat sich der Prozeß mit einer gewissen Selbstverständlichkeit vollzogen. Die Kapitalsbildung ist bei ihnen noch jung; wurde früher ein Tscheche reich, so war für ihn mit dem Aufstieg in die höhere soziale Schicht auch die Eindeutschung verbunden. Nun bildet gerade der tschechische Mittelstand das Rückgrat der nationalen Bewegung. Jede Ansammlung von Kapital in irgendwelcher Assoziationsform (z. B. bei den Sparkassen, die in Österreich nur als gemeinnützige Unternehmungen gesetzlich zulässig sind) steht unter der Verwaltung derselben sozialen Klasse, die an der nationalen Bewegung auch materiell interessiert ist; außerdem ist Kapitalsbedarf bei Konnationalen stets da, ein höherer Zinsfuß dadurch von selbst gegeben, so daß auch der materielle Anreiz fehlt, das Geld etwa deutschen Finanzinstituten zuzutragen. Auf dem Gebiete des Sparkassenwesens brachten es die Verhältnisse ohne weiteres mit sich, daß die deutschen Institute dem slawischen Beispiel folgten; wo sie in einigen Ausnahmsfällen aus früherer Zeit noch slawische Kundschaft behalten hatten, mochten wohl auch deutsche Institute Zuwendungen für humanitäre Zwecke machen, die den Slawen zugute kamen; aber auch hier wird von den Gegnern mit allen Mitteln gearbeitet, um ihnen die slawische Kundschaft zu entziehen, und die glatte Scheidung ist nur mehr eine Frage ganz kurzer Zeit. Der Geschäftsbereich der Sparkassen ist nun freilich durch die gesetzlichen Bestimmungen sehr beschränkt; die deutschen Sparkassen haben ihn dadurch zu erweitern verstanden, daß sie vor einigen Jahren eine Zentralbank deutscher Sparkassen gründeten, die durch das Geschäft mit den Sparkassen von vornherein einen sichern Rückhalt hatte; in der Tat gedeiht diese Bank sehr gut, hat ihr Kapital bereits auf 20 Millionen Kronen gebracht und plant für die nächste Zeit eine weitere Erhöhung um 5 Millionen. Die Geschäfte dieser Bank mit den Sparkassen hat früher die internationale Groß-

finanz in Wien besorgt, deren Wirkungsbereich durch die tschechischen Finanzinstitute natürlich auch eingeschränkt wurde; mindestens macht sie hier die Geschäfte nur aus zweiter Hand. Aber noch mehr: die tschechischen Banken machen ihr auf ihrem eigensten Tätigkeitsfeld Wettbewerb. So besitzt die „Zivnostenska Banka" eine Niederlassung in Wien, die aus dem Wiener Publikum Depositengelder durch ausnahmsweise hohen Zinsfuß heranzieht und sich dabei durch die Höhe ihrer Zinsforderungen bei ihren Konnationalen, an die sie das Geld verleiht, schadlos hält. Dadurch wird aber auch diese Finanzwelt, deren Lebenselement beinahe der Kosmopolitismus ist, in ein nationales Fahrwasser gedrängt. Fängt erst einmal eine Bank an, sich einen nationalen Anstrich in deutschem Sinne zu geben, so gibt ihr dies um so leichter einen Vorsprung beim Publikum, je mehr nationale Fragen alle Lebensverhältnisse durchdringen.

In der Industrie wird es den Tschechen naturgemäß nicht ebenso leicht, sich auf eigene Beine zu stellen, wie im Bankwesen; denn hier handelt es sich doch um tausendfältige Unternehmungen, die Gebrauchsgegenstände herstellen; wenn nun die Tschechen ihrerseits sich auf diesem Gebiet betätigen, so werden sie sich kaum mit dem Absatz bei ihren Volksgenossen begnügen können und der nationale Boykott schlägt dann Wunden hüben und drüben. Daraus kann man wohl die Folgerung ziehen, daß der deutsche Fabrikant sehr wenig geneigt sein wird, sich in ein national beschränktes Wirtschaftssystem einbeziehen zu lassen, wodurch er doch ein Feld, das ihm heute noch teilweise gehört, freiwillig aufgeben würde; seine Parole müßte also sein, jeder Käufer sei ihm recht und jeder Arbeiter, der ihm seine Ware möglichst billig erzeuge. Auch dies findet indes doch seine Einschränkungen; der reiche Fabrikant, der etwa in Wien lebt und Fabriken oder Kohlengruben in Nordböhmen hat, wird seinen wirtschaftlichen Eigennutz unbeschränkt betätigen dürfen; aber der kleine und mittlere Fabrikant, der mit seinen Mitbürgern lebt, wird sich freiwillig oder unfreiwillig deren Anschauungen in nationalen Dingen unterordnen. Gewiß nicht auf Kosten seiner wirtschaftlichen Existenz; niemand wird einem Reichenberger Fabrikanten verargen, wenn er tschechische Arbeiter heranzieht, weil er deutsche nicht bekommen kann. Wenn er aber damit irgendwelche Förderung des Tschechentums verbinden wollte, etwa durch Entgegenkommen an deren sprachliche Forderungen, so würde ihm sein gesellschaftliches Dasein in der Stadt wohl recht unerquicklich gemacht werden. Es gibt nun doch Gelegenheiten, wo sich auch der Fabrikant national betätigen kann, ohne darum geschäftlichen Grundsätzen ins Gesicht zu schlagen. So wird bei einem Rückgange der Konjunktur in Deutschböhmen die Frage an ihn herantreten, ob er deutsche oder tschechische Arbeiter entlassen soll; die Frage des Arbeitsnachweises kann durch Zusammenschluß der Fabrikanten nicht ausschließlich, aber doch unter Berücksichtigung nationaler Gesichtspunkte geregelt werden, sozialpolitische Leistungen, zu denen der Fabrikbesitzer nicht verpflichtet ist, kann er Deutschen zuwenden, usw. Auf allen diesen Gebieten sind Ansätze in dieser Richtung vorhanden. Das

Ergebnis ist: die industrielle Entwicklung hat eine Gefährdung des Deutschtums in seinen Wohngebieten zur Folge; aber bei planmäßigem Vorgehen lassen sich die nationalen Gefahren, die die Industrie im Gefolge hat, abschwächen. Ist schließlich auch niemand stark genug, um dem Wirtschaftsleben willkürlich Bahnen zu weisen, so kann ein starker kollektiver Wille es doch erheblich beeinflussen. Dieser Wille betätigt sich auch in anderer Weise, z. B. in der stärkeren Heranziehung der kapitalkräftigen Kreise zu Steuern für nationale Zwecke, was sich bei der Rosegger-Spende kürzlich kundtat. Der gebildete Mittelstand ist auch bei den Deutschen der Träger der nationalen Bewegung und die Mehrzahl der Reichen, die dieser sozialen Schicht entstammt, kann sich der Beeinflussung durch sie doch nicht entziehen.

Fast notgedrungen geht auch bei den Deutschen das Wirtschaftsleben den von den Slawen gewiesenen Weg der Nationalisierung; nicht gerne, denn es hat dabei zweifellos verloren. Aber es steht gar nicht in seiner Macht, dies zu ändern, weil die nationalen Gegner dies auch keineswegs beabsichtigen, denn vorläufig bekommt ihnen das System ganz gut. Es könnte aber auch einmal anders kommen; wenn nämlich die nationale Organisation bei den Deutschen ebenso weit vorgeschritten wäre wie bei ihnen, und man dann auf deutscher Seite ernsthaft zum Angriff überginge, während man sich jetzt ja bestenfalls auf laue Abwehr beschränkt. Dann würde den Tschechen, Polen usw. wohl früher der Atem ausgehen als den Deutschen und die künstlichen Mauern, mit denen diese slawischen Völker entgegen den Gesetzen der Wirtschaftsgeographie ihr Wirtschaftsleben umgeben, müßten dann fallen. Da indes die Deutschen aus begreiflichen Gründen in ihrer Organisation weit hinter den Tschechen zurück sind, hegen diese die Hoffnung, daß es zu solchem Angriff überhaupt nie kommen werde. Jedenfalls ist das Deutschtum vor ein solches Problem noch nie gestellt worden; irgendwie wird es sich mit ihm auseinandersetzen müssen.

Plato für die Gegenwart

Von Kurt Hildebrandt

In unseren Tagen einer vielfachen Zersplitterung der Kräfte und Künste, der Übermacht des Wissens und technischen Könnens nimmt eine geistige Forderung immer lebendigere Gestalt an; die nach der Persönlichkeit, nach dem Willen, der nicht nur Werke schafft, sondern das Leben selbst richtet und gestaltet. Dieser so starke, aber oft unbewußte Trieb offenbart sich auch in vielen Fehlern und auf Abwegen. Es ließe sich viel darüber sagen und klagen, wie die nach Bildung Suchenden in kleinen biographischen Beziehungen, in Briefsammlungen und moralistischen Erwägungen sich verirren und des vollendeten Kunstwerks in seiner eigenen Bestimmtheit, seiner abgegrenzten Lebensfähigkeit nicht gewahr werden.

Diese Fehler können aber nicht darüber täuschen, daß auf dem Verlangen nach einer großen, vorbildlichen Persönlichkeit heute die Hoffnung unserer geistigen Bestrebungen allein beruht. Glücklicherweise brauchen wir uns nicht mit der Beredung von etwa noch ganz gestaltlosen Trieben zu begnügen, sondern dürfen auf ein höchst umfangreiches Werk verweisen, dessen greifbare Gestalt jenem Verlangen entsprossen ist. Ich spreche von dem Studium, das der Person Goethes gewidmet ist. Kein Zweifel, eine Menge von rein wissenschaftlicher Fronarbeit, selbst von kleinlichen Untersuchungen und falsch gerichteten Bemühungen ist in dieses Studium aufgegangen; aber auch die sehnsüchtigste Gewalt, die die einzige Gestalt wieder ins Leben ziehen wollte, erstarb nicht. Nur auf die Sammlung ‚Goethe im Gespräch' sei verwiesen, um daran zu erinnern, daß es heute Philologen gibt, die mit kluger Auswahl des herbeigeschleppten Stoffes den geistigen Kern, den Dämon, vor uns hinzustellen wissen. Man muß dies aus vielen verborgenen Trieben und Kräften gesprossene Werk aus der Ferne überblicken, um zu erkennen, daß hier der ungeheure geistige Reichtum, der in eine einzige menschliche Form zusammengefaßt wurde, sich uns in einer Weise enthüllte, wie es in der Geschichte unerhört war. Ein titanisches Vorbild stieg vor dem reinen Auge des Beschauenden auf, eine wundervolle Gestaltwerdung der Idee des Menschen. Der nachgeborenen Menschheit aber bleibt, wenn sie nicht ewig den Namen der Epigonen tragen will, keine andere Aufgabe, als sich von den Büchern zum Leben zu kehren, mit anderen Worten ein Ingenium zu suchen, das die geistige Herrschaft Goethes beerben darf, um dann dem Lebenden zu dienen.

Es würde vergeblich sein, unter den Vergangenen eine Persönlichkeit zu suchen, die den Strebenden und Forschenden eine solche Fülle bieten könnte wie Goethe. Aber der Wunsch ist nicht unberechtigt, auch in einer viel ferneren Zeit, z. B. der hellenischen, nach einer vorbildlichen Persönlichkeit zu suchen, die nicht wie Goethe durch tausend persönliche Fäden mit uns verknüpft ist, sondern uns in reinlicher Begrenzung erscheint. Ein zweiter Grund wirkt mit: Die

helleniſche Kulturentwicklung iſt durch ihren viel größeren Abſtand von uns ſo viel leichter in ein einheitliches Bild zu faſſen als die komplizierte und ausgedehnte folgende Entwicklung Europas, daß man es immer wieder wie eine Notwendigkeit empfindet, zu dem einfachen Paradigma der helleniſchen Antike zurückzukehren. Nur ein Genius kann hier in Betracht kommen, der in dem Knotenpunkt helleniſcher Bildung, welcher der Goetheſchen Zeit bei uns entſpricht, die ſo widerſtrebenden Kräfte ſeiner Zeit wie Goethe in ſich zuſammenfaßt und nach allen Seiten wieder ausſtrahlt. Dieſer Rieſe im Aufnehmen wie im Beleben iſt Plato.

Es darf geſagt werden, daß das Bild Platos, wie es heute in weiteren Kreiſen lebt, ſo verflaut und entſtellt wie nur denkbar iſt. Er gilt als der weltfremde Träumer, deſſen Träume ganz ſchön, aber nicht zu großer Wirkung auf die Menſchen beſtimmt waren. Daher verſteht man heute im Alltags-Deutſch unter platoniſcher Liebe eine mattherzige, verblaſene Sympathie und faßt im übertragenen Sinne unter dieſen Begriff jedes untätige Intereſſe, jede Anteilnahme zuſammen, die ſich in ſchönen Theorien verſchwendet, aber nicht des geringſten Opfers fähig iſt. Wenn man die platoniſche Liebe dergeſtalt verwäſſert, ſo deutet man ſonderbarerweiſe den platoniſchen Eros in einer ſo plumpen, materiellen Weiſe, daß wir gar nicht davon reden mögen. Hier kann nicht nachgewieſen werden, daß hohe Werte damit entwertet ſind; denn es erfordert ein langes Verſenken in Platos Schriften und in das Wachstum geiſtigen Lebens überhaupt, um hier vom Kern der Dinge etwas zu ſehen, und es würde der Ehrfurcht vor dieſer Aufgabe nicht entſprechen, wenn man ſie ſo im Vorbeigehen berühren wollte. Da ſich aber doch die Frage aufdrängt, ob denn nicht die berufenen Gelehrten auch den weiteren Kreiſen das Bild Platos vermitteln, ſo ſei dieſe Frage mit wenigen Worten geſtreift.

Paters Buch, im einzelnen voller Schönheit, kann heute doch nicht mehr als genügend gelten. Nietzſche hat aphoriſtiſch glänzendes Lob und harten Tadel gemiſcht; ſeine Kenntnis war wohl nicht vollkommen. In Erwin Rohdes Pſyche iſt ein nicht genug zu rühmendes Kapitel über Plato, aber es behandelt natürlich nur ein begrenztes Thema. Windelbands Fähigkeit liegt mehr im Verfolgen der philoſophiſchen Gewebe; die Darſtellung einer gewaltigen Perſönlichkeit liegt ihm viel ferner als die Entwicklung rein gedanklicher Probleme. Daher iſt ſein Plato bei Frommanns Klaſſikern eine recht brauchbare Einführung in die gedankliche Materie, aber kein ſehr lebendiges Bild. Was Wilamowitz in der „Kultur der Gegenwart“ gegeben hat, iſt ganz verwerflich. Gerade was uns Plato zu einer neben Goethe einzigartigen Geſtalt gemacht, die reiche und komplizierte Entfaltung des Geiſtes und der Seele, die trotz der tiefſten inneren Gegenſätze als Harmonie empfunden wird, zerſtört Wilamowitz gewaltſam, um den Prieſter und Künſtler in die Form eines Wiſſenſchaftlers zu preſſen, wie ſie oft exiſtierten und exiſtieren werden.

Einer beſonderen Erwähnung bedarf der „Platon“ von Conſtantin Ritter (München bei C. H. Beck), deſſen erſter Band kürzlich erſchien. Ritter

hat in selbstloser Arbeit aus den Ergebnissen der heutigen Wissenschaft über Plato das zusammengefaßt, was für den Laien wichtig ist. Den ersten Teil bildet die Biographie. Bei der relativ dürftigen Überlieferung ist es ja unmöglich, eine klare und vollständige Lebensdarstellung zu geben, deswegen verfuhr Ritter durchaus zweckmäßig, als er nicht einfach darstellte, sondern auch die verschiedenen Möglichkeiten erwog und die Glaubwürdigkeit der Berichte kritisierte. Auch aus den wichtigen Dokumenten der Platonischen Briefe übernahm er einen Teil als echt. Der zweite Teil besteht in kritischen Voruntersuchungen, besonders über die chronologische Reihenfolge der Werke. Ritter, der selbst an der Sprachkritik entscheidend mitgearbeitet, berichtet hier vergleichend über deren Erfolge. Von besonderem Interesse ist, daß er den Phaidros auf Grund der Sprachkritik nach dem Symposion ansetzt; inhaltlich liegen hier doch so große Bedenken vor, daß andere Sprachkritiker sich gegen diese Konsequenz sträubten. Der dritte Teil beginnt die ausführliche Inhaltsangabe der Werke, denen erläuternde Bemerkungen und ein Kapitel über Ethik und Ideenlehre eingefügt sind. Die einfache und klare Darstellung und die überall durchdringende Verehrung der großen Meister sind durchaus sympathisch. Das Werk ist für alle, die in das Studium der Platonischen Schriften eingeführt werden wollen, das gewiesene Hilfsmittel. Auch für den, der ohne eigenes Studium eine Übersicht über die Platonische Gedankenwelt erwerben will, sind die objektiven Inhaltsangaben genügend. Den Anspruch, die Tiefen der Persönlichkeit und der Philosophie zu erschöpfen, wird der Verfasser wohl nicht erheben; nach dieser Richtung sind die vorher genannten Werke noch nicht überflüssig geworden. Ritters Werk bedeutet eine nutzbare Arbeit und eine Vorstufe; das Ziel liegt immer noch in der Ferne.

Heute gibt es einen Kreis von Gebildeten, der fähig ist, die platonische Welt sich einzugliedern, nicht aus archäologischem oder schulmäßig philosophischem Interesse, sondern im unmittelbaren Triebe eigenen geistigen Wachstums. Es wäre also, um dies Wachstum anzuregen und zu fördern, eine Auswahl neuer Plato-Übersetzungen sehr erwünscht. Denn das ist die eine Forderuug: Der größte Hellene muß selbst zum Lesenden reden; der wird dann bald empfinden, daß dieser Plato ein anderer ist als der, welcher so gemeinhin im Bewußtsein der Gebildeten lebt. Die andere Forderung ist die, daß sein Werk in eine Form gebracht wird, die auch dem Ungelehrten als einheitliche, wirkende und lebendige Erscheinung faßlich ist. In diesem Punkte ist das Mißverständnis am bedrohlichsten! Eine lebendige und wirkende Erscheinung, das heißt, wir dürfen ihn nicht dem Wuste heutiger Banalitäten angleichen; wir dürfen seine Härten nicht mildern, seine Leidenschaften nicht moralistisch umdeuten, den Wein seiner Lust nicht verwässern. Es steht uns nicht an, ihn nach unserem Maße zu messen oder gar entschuldigen zu wollen. Wir müssen seinem Dämon nachspüren, um der Dinge willen, die uns noch fehlen, nicht um deretwillen, die wir schon erwarben. Irrtümer der Wissenschaft werden von der Wissenschaft

selbst korrigiert, aber eine Aufgabe, wie diese, trägt eine schwere Verantwortung für Kunst und Leben in sich.

Wie weit die bei Diederichs erschienene Auswahl den Anforderungen genügt, soll hier besprochen werden. Die äußere Form ist dem Ziele angemessen. In der Ausschaltung des wissenschaftlichen Wesens ist man wohl darin etwas weit gegangen, daß man auch die Kapitelzahl nicht angab; es liegt kein Grund vor, den Lesern, die dazu fähig sind, die Vergleichung mit dem Urtext zu erschweren. Das Entscheidende ist natürlich die Persönlichkeit des Übersetzers und man kann sagen, daß die Wahl, die auf Kaßner fiel, eine glückliche war; denn in ihm verband sich die Absicht, das komplizierte Bild zu vereinfachen, mit dem starken Triebe, die mystischen Tiefen auszuschöpfen. Zweifellos sind in Schleiermachers Übersetzungen die feinsten Gedankengeflechte genauer und mit höherem philosophischem Verstande wiedergegeben, aber die philosophische Lehre erschöpft den Inhalt der Dialoge nicht. Man überdenke einmal das Kunstwerk des Phaidros, um es in einheitlichem Bilde vor sich zu sehen. Dann nimmt man voll Bewunderung wahr, mit wie vielen künstlerischen Mitteln Plato wirkt und daß noch ganz andere Dinge erfaßt werden müssen als logische Gedankenketten.

Phaidros wandelt z. B. gegen Mittag vor den Mauern Athens, die kürzlich gehörte Rede des berühmten Lysias memorierend. Da kommt Sokrates. Dem sehr jugendlichen Phaidros fehlt noch jedes Augenmaß für menschliche Größe; er will also dem Sokrates-Plato des Lysias Rede auffagen, indem er sich stellt, als ob er sie nur vom Hören im Gedächtnis behalten habe. Aber Sokrates durchschaut seine geheimsten Regungen und er zwingt ihn mit entzückendem Spott, das Manuskript hervorzuziehen, das er unter dem Mantel verborgen hält. Es ist sehr heiß geworden und sie lagern sich im Schatten einer sehr hohen Platane, die Füße in dem heiteren und durchsichtigen Bach; ein Ort, wie die Mädchen ihn suchen, wenn sie am Ufer spielen wollen. Da werden die Fabelwesen um sie herum lebendig; Sokrates tut mit leichter Handbewegung die Aufklärer ab, die mit unzierlicher Weisheit die Zeit vergeuden. Er parodiert die Rede des Lysias, die Phaidros verlesen hat. Aber der merkt nichts, er ist noch in den dünnen Gedankenketten des Lysias gefangen. Er versteht noch nicht den Gesang der Zikaden, die in der Mittagsschwüle singen; der Zikaden, die früher Menschen waren, und als sie den Gesang der Musen gehört hatten, immer nur sangen und Speise und Trank vergaßen; darum verwandelten sie die Götter. Phaidros verteidigt vielmehr noch die gemeine Nützlichkeitslehre des Lysias. Sokrates muß ihm erst Herz und Sinn öffnen. Ihn ergreift die Luft des Pan und der Nymphen, an Eros und Aphrodite richtet er Gebete, er preist den heiligen Wahnsinn und offenbart die heilige Schau der Seelenwanderung und der ewigen Schönheit. So reinigt er das Herz des Schülers, dann pflanzt er seine eigene Lehre darein. Er verwirft die Literatur und gibt ein Bild der lebendigen Wirksamkeit des wahren Philosophen ... Die Mittagsluft hat sich schon abgekühlt und ehe sich Meister und Schüler zum Gehen wenden, betet Sokrates: „Geliebter Pan und

ihr anderen Götter hier um uns, gebt mir, daß ich schön werde in der Seele, und daß alles, was mir zukommt, zu meiner Seele freundlich strebe! Gebt mir, daß ich den Weisen für reich halte und vom Golde sei mir stets nur so viel, als der Mäßige bedarf."

Eine solche Überschau muß jeden lehren, daß in den Dialogen der bildhafte Vorgang keine Ausschmückung des Gedankenganges ist, sondern vieles schön und eindringlich sagt, was in der belehrenden Rede nicht gesagt werden kann; es wäre barbarisch, die abstrakte Lehrschrift den Dialogen vorzuziehen. Kaßners Vorzug besteht nun darin, daß er uns das Erfassen des Gesamtbildes erleichtert. Indem er sich in den psychischen Vorgang des Gespräches einfühlt, kann er aus diesem Gefühl auch dem Sprechenden eine lebendige Gebärde verleihen, während Schleiermacher, allzu gewissenhaft an das Wort sich bindend, den scherzhaften Ton nicht trifft und den Vorgang durch schwerfällige und schleppende Sätze hemmt.

Die Kunst, die hier im Phaidros schon stark ist, entfaltet und vollendet sich im Gastmahl. Da mögen Ästhetiker die Köpfe schütteln, fragen, ob diese Vermischung von Poesie und Prosa erlaubt sei, ob das nicht die Stillosigkeit des Verfalles sei. Die geistig-lebendige Form steht da, fortwirkend durch alle Zeiten. Nur die größten Menschen leben in dieser zauberischen Atmosphäre, die die scheinbar kleinen und „privaten" Ereignisse ihres Lebenskreises zu großen, ewigen Vorbildern prägt. Diese Freunde des Sokrates-Plato, treten sie nicht auf mit der Gebärde, als wüßten sie, daß ihre Scherze, ihre Lust Äonen als Vorbild dienen sollten? Als sei es ihnen nicht genug, wenn ihre Namen im Frühling neuer Kultur gefeiert würden, und nach Jahrtausenden ein glühender Maler im Bilde ihres Festes ein sehnsüchtiges Bekenntnis sichtbar machte? Als verlangten sie, daß spät, wenn die entlehnten Güter des Geistes zerfielen, ihre Lebensform wieder gelebt werden sollte, Freunde sich bekränzen sollten, ihre Feste wieder feiern und in der Freude des Seins aus dem Ringe, den Freundschaft schließt, wieder eine neue Idee der Schönheit sich ablösen und erheben sollte?

Auch hier ist anzuerkennen, daß Kaßner das lebendige Bild der Feier gibt. Er läßt die Töne klingen, die von übermütiger Lust zur weihevollen Sprache mystischer Liebe führen. Es kann aber nicht verschwiegen werden, daß er zuweilen zu sehr in seiner eigenen Redeweise schwimmt und das Vorbild vergißt. Es ist beispielsweise unerlaubte Willkür, daimon mit „Dämon und Heiland" und entsprechend daimonion mit „dämonisch und heilend" zu übersetzen (Kap. 23).

Aber es ist noch etwas anderes. Man kann das platonische Griechisch nicht lesen, ohne zu wünschen, diese den Dingen und dem Denken verwandtere Sprache unserem Deutsch nutzbar zu machen. Ja im Grunde muß dies das Ziel jeder Übersetzung sein, unsere Sprache — nicht durch Nachahmung, sondern durch Vergleich — zu bereichern. Das hat Kaßner kaum versucht. Die anderen Freunde haben z. B. viel von Eros und seinen Gaben geredet. Zuletzt vor Sokrates kommt Agathon an die Reihe, der Dichter, der schöne Jüngling, den Sokrates, wie die Freunde scherzen, seiner Schönheit wegen liebt. Er als Erster

versucht im poetischen Bilde, in hymnischer Begeisterung zu sagen, wie er den Eros in sich fühlt. Kaßner hat hier offenbar den hymnischen Ton überhört, der Agathons Rede aus dem ganzen Werke heraushebt. Gerade darauf beruht ja der Spott des Sokrates, dann die Steigerung, daß er sagt: Die Schönheit der Rede war bewundernswert, das Bild des Eros aber falsch. Darum darf gerade hier der Übersetzer nicht prosaisch verdeutschen, sondern muß den Ton halten.

Der Schluß klingt bei Kaßner so: „So nimmt uns denn Eros alles Fremde und gibt uns alles Eigene wieder; wo wir uns alle finden, dorthin führt Eros die Wege, er ist der Herold und führt die Festzüge und Chöre und uns, wenn wir zu den Opfern schreiten. Eros reißt alles Wilde aus und macht uns sanft; er schenkt uns den guten Willen und raubt den Herzen allen Streit; Eros ist gnädig, ihn schauen die Weisen und lieben die Götter; er ist der Neid der Unglücklichen und der Schatz aller, die sich ins Glück geteilt. Eros ist der Schöpfer aller Zärtlichkeit, Üppigkeit, Anmut und Sehnsucht des Menschen, er kennt alles Gute und zieht vom Bösen weg. In allen Stücken, in jeder Furcht und jedem Begehren, im Worte — da weiß er sicher zu lenken, da ist Eros die Hilfe und der Retter. Eros ist die Ordnung unter den Göttern und Menschen, der herrlichste und tapferste Held, und ihm müssen die Menschen folgen, und alle müssen in den Gesang stimmen, den er, Götter- und Menschensinn bezaubernd, singt." — Diese salopp aneinander gereihten kurzen Sätze sind im Original ein einziger Satz von großer Architektur. Der Sinn ist so ungefähr, wenn auch sehr frei, wiedergegeben, von der Form nichts. Nun besteht ja allerdings der Aberglaube, daß man im Deutschen keine langen Sätze bauen dürfe, aber auch von den schönen Gleichklängen bringt Kaßner nichts und läßt — was mir ganz unbegreiflich ist — den starken, wirksamen Parallelismus (in der obigen Übersetzung von der vierten Zeile ab) ganz unbeachtet:

πραότητα μὲν ποριζων, ἀγριότητα δ' ἐξορίζων
φιλόδωρος εὐμενείας, ἄδωρος δυσμενείας ὢν.

Was in möglichster Anlehnung an das Original etwa so klingt:

Mildheit verleihend, Wildheit zerstreuend,
Verschwenderisch mit Herzlichkeit, kargend mit Herzlosigkeit,
Huldvoll den Guten, geschaut von Weisen, geliebt von Göttern,
Beneidet von Armen, gesucht von Reichen,
Der Fülle, der Feinheit, der Wonne, der Anmut, des Reizes, der Sehnsucht Vater,
Bekümmert für Gute, unbekümmert um Schlechte,
Im Hangen und Bangen, im Sehnen und Sinnen der beste
Lenkende und Leitende, Helfende und Heilende usw.

Man sieht, der dithyrambische Schwung wurde bei Kaßner zum matten Fließen.

Die Tendenz, zu mildern und zu schwächen, läßt sich in der Rede auch inhaltlich nachweisen. So wird sophrosyne mit Enthaltsamkeit übersetzt, was im Zusammenhange offenbar zu asketisch klingt, und agathá gar in ganz christlicher und unhellenischer Weise mit „Güte" anstatt „Güter".

Preisendanz, der zweite Übersetzer, übersetzt im Geiste Kaßners, frei und bisweilen etwas bequem, aber mit Geschmack und Wärme, wenn er auch die Bilder der griechischen Sprache nicht immer ausschöpft.

Anders muß Kiefer beurteilt werden, der Kaßners Werk fortsetzte. Die Art, wie er schon früher Plotins Enneaden dem Publikum zubereitete, bewies schon seine mangelhafte Selbsteinschätzung. Zu Platos Persönlichkeit hat er kein Verhältnis; es ist wohl klar, daß für die vorliegende Aufgabe, die Laien zu Plato zu führen, ein bloß wissender Philologe nicht genügt. Wenn ihm „die Gesetze" unangenehm waren, dann hätte er auf seine Aufgabe verzichten sollen; wer als Lehrer vor ein großes Publikum treten will, darf sich nicht mit einem Wunsche des Verlages entschuldigen. Er entschließt sich mit folgendem Stoßseufzer: „.... Das Buch X, das einigermaßen allgemeines Interesse beanspruchen kann, wenn es uns auch den Philosophen in der wenig schönen Stellung eines ziemlich einseitigen Fanatikers zeigt und in seiner fast katholischen Verfolgung aller „Ungläubigen" geradezu den Geist mittelalterlicher Ketzerrichter atmet." — Dreist und falsch! Wer Plato liest, sollte über den Konfessionen stehen. ‚Fast katholisch' — da ist ganz katholisch wohl eine Schande? Es ist ja richtig, daß der Katholizismus Plato unendlich viel entnommen hat, aber Plato bedeutet in Hellas nicht, was in unserer Entwicklung der mittelalterliche Katholizismus bedeutet. Seiner Verurteilung des Atheismus in den Gesetzen müßte vielmehr Rousseaus Staatsideal angeglichen werden, welcher in seinem Contrat social IV die Ablehnung der Staatsreligion mit Verbannung, das Vergehen trotz des Bekenntnisses mit dem Tode bedroht. Rousseau gehört also auch in Kiefers dunkles Mittelalter. Das Bekenntnis, das Plato in den Gesetzen fordert, ist, wenn man den philosophischen Sinn erfaßt, sehr weitherzig; jeder, der nicht extremer Materialist ist, also heute fast alle Philosophen, könnten sich dazu bekennen.

Zum Timaios gibt Kiefer Plato den gutgemeinten Ratschlag, er hätte dem Augenschein mehr trauen sollen (Anm. 85). Vielleicht ist Kiefers Scheu vor dem dunklen Mittelalter so groß, daß ihm auch die Entdeckung des Kreislaufs der Erde, die doch dem ‚Augenschein' widerspricht, unbekannt geblieben ist. Der Verlag Diederichs hätte Lob verdient, daß er den Timaios, der bei Schleiermacher und späteren Übersetzern fehlt, aufgenommen hat; aber man sieht mit Schmerz dies Werk in diesen Händen.

Über den gegenwärtigen Stand der Frage der Sammlung der deutschen Zeitungen

Von Dr. Stephan Kekule von Stradonitz

Seit Herr Professor Spahn durch seinen Vortrag: „Die Presse als Quelle der neuesten Geschichte und ihre gegenwärtigen Benutzungsmöglichkeiten," den er beim „Internationalen Kongreß für historische Wissenschaften" in Berlin (6. bis 12. August 1908) gehalten, dann in der „Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik," Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung", 2. Jahrgang, Nr. 37 und 38 vom 12. und 19. September 1908 in erweiterter Form veröffentlicht hat, die wichtige Frage der „Zeitungsmuseen" eigentlich in Fluß brachte, seit der Schreiber dieser Zeilen daraufhin seinen Aufsatz „Über Zeitungsmuseen" in der „Zeitschrift für Bücherfreunde. Neue Folge", 1. Jahrgang, Heft 1 vom April 1909, erscheinen ließ, sind bedeutende Fortschritte in der Klarstellung wichtiger und noch zweifelhaft gewesener Punkte zu verzeichnen. Zahllose Berichte über den Spahnschen Vortrag und Aufsätze, die im unmittelbaren Anschluß an ihn erschienen, liegen vor. Wertvolle neuere Arbeiten aus berufenen Federn haben sich angeschlossen. Am wichtigsten sind die Verhandlungen, die über den Gegenstand auf der mit der elften Versammlung Deutscher Historiker zu Straßburg i. E. (11. bis 19. September 1909) verbundenen „Konferenz von Vertretern der landesgeschichtlichen Publikationsinstitute" gepflogen worden sind. Über alles dieses hat wiederum Martin Spahn in einem Aufsatz: „Über die systematische Sammlung der deutschen Zeitungen" im „Zentralblatt für Bibliothekswesen", 17. Jahrgang, Heft 3 vom März 1910, in der diesen Gelehrten auszeichnenden besonnenen Weise berichtet, die gewonnenen Ergebnisse zusammengefaßt, Für und Wider der verschiedenen Meinungen gegeneinander abgewogen und auch sachliche Kritik geübt, wo sie ihm am Platze schien. Bei dieser Lage der Dinge ist es an der Zeit, über den gegenwärtigen Stand der Frage auch einmal einen größeren Leserkreis zu unterrichten.

Die Dreiteilung der gesamten Zeitungen nach Gattungen, wie sie Armin Tille schon am 16. März 1908 in einem Vortrag im „Gewerbeverein" zu Dresden vorgenommen hat, begegnet nirgends mehr grundsätzlichen Bedenken.

Er unterscheidet: Zeitungen für das ganze Sprachgebiet, Provinzzeitungen und Ortszeitungen. Ging Spahns ursprünglicher Vorschlag dahin, daß die Ortszeitungen am Ort des Erscheinens ihre Aufbewahrungsstätte finden sollten, die Provinzzeitungen und diejenigen für das ganze Sprachgebiet gemeinschaftlich in ein großes „Reichs-Zeitungsmuseum" gelangen müßten, so schien mir eine dreifache Gliederung auch der Aufbewahrungsstätten zweckmäßiger. Sie läßt sich kurz so ausdrücken: Zeitungen für das ganze Sprachgebiet in ein Reichs-Zeitungsmuseum; Landes- oder Provinzzeitungen in Landes- oder Provinzsammelstätten; Ortszeitungen an den Ort des Erscheinens! Brüning hat demgegenüber im „Zeitungsverlag", Nr. 37 vom Jahre 1908, das Reichs-Zeitungsmuseum ganz ausgeschaltet und will nur von Provinzsammelstätten einerseits und einer Aufbewahrung am Ort des Erscheinens anderseits etwas wissen. Erman („Zentralblatt für Bibliothekswesen" vom Oktober 1908) will dagegen umgekehrt „die Lokalblätter nach Berlin" (in die Reichs-Zeitungszentrale), „die wichtigeren Blätter jeder Provinz in die Universitätsbibliotheken, die der Provinz Brandenburg, allenfalls noch einige andere, in die Königl. Bibliothek" zu Berlin bringen. Wenigstens hat Spahn Ermans Ausführungen so zusammengefaßt, und ich muß offen gestehen, daß ich sie meinerseits auch nicht anders verstehen kann. Darf ich offen sein, so muß ich sagen, daß der Brüningsche Plan, von dem Spahn allerdings meint, daß ihm „heute wohl noch die Mehrzahl der Bibliothekare und der für das Zeitungswesen sich interessierenden Historiker wie auch der Zeitungsverleger" zuneige, vom Standpunkt der wissenschaftlichen Benutzungsmöglichkeit aus für mich völlig ausscheidet. Die „Frankfurter Zeitung" und die „Kölnische Zeitung", um nur diese beiden zu nennen, bloß in Frankfurt und in Köln und nicht in Berlin, das „Berliner Tageblatt", der „Berliner Lokal-Anzeiger" oder die „Germania" bloß in Berlin und nicht in den „Provinzialmittelpunkten" des Rheinlandes oder der Provinz Schlesien, man muß sich das nur einen Augenblick ausdenken, um sich darüber klar zu sein, daß auf diesem Wege keine „wissenschaftliche Benutzungsmöglichkeit" geschaffen werden kann. Erman dagegen unterschätzt, wie mir scheinen will, die Menge derjenigen Ortszeitungen, die er alle in einer Zentrale vereinigen will, ganz bedeutend. Ich überschlage, daß nach seinem Vorschlag in dreißig Jahren, also in einem Menschenalter, rund 900000 Vierteljahrsbände von Ortszeitungen in die Reichszentrale gelangen würden. Wo ist der Raum, sie an einem Ort unterzubringen? Schon allein wegen dieser Zahl dürfte ernsthaft lediglich die zweifache Gliederung Spahns oder meine dreifache Gliederung in Betracht kommen können. Außerdem scheint mir ganz unzweifelhaft zu sein, wie es auch Spahn hervorhebt, daß die Ortszeitungen wesentlich am Ort des Erscheinens selbst zur Benutzung verlangt werden dürften. Spahn selbst hat sich durch meine Ausführungen für den Gedanken des dreifachen Aufbaues, wie er oben dargelegt ist, gewinnen lassen. Allerdings mit einer sehr wesentlichen Einschränkung.

Zwischen 1859 und 1890, meint er, sei die Grenze zwischen den Landes- und Provinzzeitungen einerseits und den Zeitungen für das ganze Sprachgebiet anderseits vollkommen flüssig. Für diesen Zeitabschnitt ist also nach seiner Ansicht die gemeinsame Unterbringung der beiden vorbezeichneten Gattungen in einer Sammelstelle das Gegebene. Für diese Zeit bleibt er deshalb bei seinem ursprünglichen Vorschlag. Für die Zeit nach 1890 tritt er meinem Plan der Dreiteilung bei. Für die Zeit vor 1859 hält er gleichfalls eine Dreiteilung für das an sich Naturgemäße. Er glaubt aber, daß wegen der geringeren Gesamtzahl auch hier die gemeinsame Unterbringung aller Landes- und Provinzzeitungen gemeinsam mit den Zeitungen für das ganze Sprachgebiet in der Reichszentrale das Richtige sei. So gelangt er in diesem Punkt zu dem Gesamtergebnis, daß „es sich wohl empfiehlt, durch das Ganze unserer Zeitungsliteratur in Hinsicht auf die Organisation ihrer Sammlung nur einen Schnitt zu machen: es wären also alle Zeitungen bis zum Jahre 1890 (außer den rein örtlichen), im Anschluß an die in Aussicht genommenen Bemühungen um ihre vollständige Wiederbeschaffung, an einem Ort zu zentralisieren, dagegen die seit 1890 erscheinenden Zeitungen nach dem von Kekule vorgeschlagenen System teils in Provinzial-, teils in einer Sammlung für das ganze Reich unterzubringen. Würde dann noch die weitere Bestimmung getroffen, daß am Ort ihres Erscheinens alle Zeitungen — nicht nur die rein lokalen, sondern auch die größeren politischen — in mindestens einem Exemplar aufbewahrt und der öffentlichen Benutzung zugänglich gemacht werden müssen, daß außerdem die Zeitungsverleger gehalten sind, zwei oder mehr Exemplare ihrer Zeitungen aufzubewahren, so würden nicht nur die Raumschwierigkeiten außerordentlich verringert werden, sondern es würde auch, wie es scheint, allen Bedürfnissen der verschiedenen Arten von Benutzern in zuvorkommender Weise Rechnung getragen sein." Soweit über diesen Punkt Spahn. Der Schreiber dieser Zeilen steht nicht an, zu erklären, daß er diese Spahnsche Einschränkung seines eigenen Dreiteilungsvorschlages für wohlbegründet hält und als eine wesentliche Verbesserung ansieht.

Das wäre die Frage des Ortes der Aufbewahrung im allgemeinen. Für das „Reichs-Zeitungsmuseum" im besonderen liegt eine sehr beachtenswerte neue Anregung vor. Das Reichspostamt hat in seinem „Postmuseum" bereits eine Abteilung, in der alte Zeitungen gesammelt werden. Durch das Gesetz vom 20. Dezember 1899 ist den Verlegern die Verpflichtung auferlegt, von jeder durch Vermittelung der Post vertriebenen Zeitungsnummer der ihnen bezeichneten Postdienststelle zum Zwecke der Feststellung des Jahresgewichtes der Zeitung ein vollständiges Exemplar einzuliefern. Zurzeit werden diese Eingänge, nachdem sie abgewogen sind, als Makulatur verkauft. Würden sie statt dessen, alle oder mit Auswahl, nach der Zentralsammelstelle geleitet werden, so wäre ein „Zeitungsmuseum für das ganze Reichsgebiet" da, in dem nur die bayerischen Zeitungen fehlen würden. Das Nähere muß man in Spahns angegebenem Bericht nachlesen.

Das Eingehen auf Einzelheiten würde hier zu weit führen. Der Gedanke hat viel Bestechendes. Indessen bin ich doch nicht imstande, mich dafür in der vorliegenden Gestalt sehr zu erwärmen. Auf alle Fälle meine ich, daß das „Postmuseum" als „Reichs-Zeitungsmuseum" nur ein Übergangszustand sein könnte. Was auf diesem Weg entstehen könnte, wäre nämlich doch wohl nur eine Sammlung der Zeitungen der Gegenwart und Zukunft aus dem ganzen Reichsgebiet. Nicht eine Sammlung der Vergangenheit, und zwar trotz des Umstandes, daß das „Postmuseum" auch alte Zeitungen sammelt. Denn, soviel ich habe feststellen können, haben diese bisher gesammelten alten Zeitungen mehr den Charakter einer Merkwürdigkeitssammlung und lassen sich durch das Stichwort: „ganz alte Zeitungen" kennzeichnen. Auch ist das „Zeitungsarchiv" oder die „Registratur der Zeitungsausschnitte", wie Spahn es ausdrückt, für mich von dem Begriffe eines Zeitungsmuseums für das ganze Sprachgebiet völlig untrennbar. Ich vermag mir vorläufig kein Bild davon zu machen, woher das Reichspostamt die „Volkswirtschaftler, Politiker und Historiker" nehmen sollte, die für die „Verarbeitung des Zeitungsinhaltes" nötig wären. Übrigens glaube ich annehmen zu dürfen, daß der ganze Gedanke, den in Straßburg zur Sprache gebracht zu haben wiederum ein Verdienst von Armin Tille ist, nur ein Verlegenheitserzeugnis ist.

Man traut dem „Reiche" nicht den Willen zu, eine „Reichszentrale" zu schaffen, dem preußischen Staate zwar diesen Willen, befürchtet aber gleichzeitig, die anderen Regierungen würden ein preußisches Institut nicht gleich warm zu unterstützen geneigt sein, wie ein Reichsunternehmen. Sind beide Voraussetzungen zutreffend, was ich meinerseits weder bejahen, noch verneinen möchte, so dürfte sich der Ausweg dadurch bieten, daß der Staat Preußen das „Zeitungsmuseum für das ganze Reichsgebiet" schafft und unterhält, das Reichspostamt aber seinerseits die zur Feststellung des Jahresgewichts bei seinen einzelnen Dienststellen eingehenden vollständigen Jahrgänge an es abliefert, also die Vermittlerrolle für das Sammeln übernimmt. Ob die „Reichszentrale" dann ihrerseits die Landes- und Provinzzeitungen, die sie selbst nicht zu behalten, sondern an die Landes- und Provinzzentralen abzugeben wünscht, an diese verteilen und versenden oder das Reichspostamt bitten soll, diese Verteilung und Versendung unmittelbar vorzunehmen, ist eine Frage, die ich mich zu beantworten nicht getraue. Dafür müssen technische Erwägungen und Rücksichten auf die Kosten des Verteilungs- und Versendungsbetriebes maßgebend sein, hinsichtlich derer ich nicht mitsprechen kann. Nur die bayerischen Zeitungen würden auf diesem Wege nicht in die „Zeitungssammlung für das ganze Reichsgebiet" gelangen. Ob die bayerische Regierung geneigt sein würde, die bei der bayerischen Postverwaltung in der gleichen Weise eingehenden Zeitungsjahrgänge in jene Sammlung abzugeben, oder ob sie nicht vorziehen würde, sie in eine „Bayerische Landeszentrale" gelangen zu lassen, ist eine offene Frage. Zu vermuten ist letzteres. Es müßte dann versucht werden, die Zeitungsverleger

Bayerns dazu zu bewegen, diejenigen bayerischen Zeitungen, die in der „Reichszentrale" unentbehrlich erscheinen, dorthin aus freien Stücken einzuliefern. Die baren Unkosten für den verbleibenden, auf diesem Wege nicht beschaffbaren Rest unentbehrlicher bayerischer Zeitungen wären gewiß nicht unerschwinglich. Dabei denke ich mir das zentrale Zeitungsinstitut, dessen Wirksamkeit sich über das ganze Reich zu erstrecken hätte, das anderseits aber eine preußische, aus preußischen Mitteln zu erhaltende Einrichtung wäre, als dem preußischen Ministerium der geistlichen usw. Angelegenheiten unmittelbar oder mittelbar unterstehend.

Die vorbezeichnete „Registratur der Zeitungsausschnitte" ist aus zwei Gründen eine Einrichtung, die ich nicht missen kann. Der eine Grund ist der, daß eine systematische Sammlung von Zeitungsausschnitten offenbar ganz andre Benutzungsmöglichkeiten bietet als die bloßen Reihen von Vierteljahrsbänden. Der zweite und noch erheblich wichtigere Grund ist der, daß alle darüber einig sind, den Zeitungsnummern und Jahrgängen sei ohne besondere Vorsorge nur eine beschränkte Lebensdauer beschieden. Damit ist die wichtige Frage der Art der Aufbewahrung wieder berührt. Daß man die Lebensdauer durch zweckmäßige Einbände verlängern kann, daß diese daher in Zukunft unter allen Umständen zur Anwendung gelangen müssen, daß das bloße Zusammenpacken und Verschnüren also verwerflich ist, darüber besteht kein Zweifel. Die technischen Einzelheiten und die Erörterung der Kostenfrage (4 bis 6 Mark für den Vierteljahrsband) muß man in der neuesten Veröffentlichung von Spahn nachlesen.

Der zweite Gedanke zur Sicherung einer längeren Lebensdauer der Zeitungen ist der des Druckes besonderer Bibliothekausgaben auf gutem (holzfreiem) Papier und unter Anwendung eines einerseits dauerhaften, anderseits das Papier nicht zerfressenden Farbstoffes. Obwohl Spahn nachweist, daß bereits einige Zeitungen solche „Bibliothekausgaben" herstellen, hege ich doch starke Zweifel, ob mit diesem Auskunftsmittel ein wesentlicher Nutzen erzielt werden kann. Nicht, weil es die Dauer nicht gewährleistet, sondern deshalb, weil ich es wegen der Kosten für absehbare Zeit für einen frommen Wunsch halte, zu erhoffen, daß freiwillig auch nur die überwiegende Mehrzahl der „ganz wichtigen" achtzig bis hundert oder der „wichtigeren" dreihundert bis vierhundert deutschen Zeitungen diese Forderung erfüllen würde. Das wäre nur durch den Zwang gesetzlicher Vorschriften zu erzielen.

In meinem ersten Aufsatze zur Frage hatte ich auf die Verwendung des Zapons, als eines geeigneten Erhaltungsmittels, hingewiesen. Gewichtige Stimmen haben sich in Straßburg gegen seine Verwendung ausgesprochen. Daß sie große Unkosten verursachen würde, steht ohnehin fest. Sie scheint aber auch großen Raum zu beanspruchen. Auch bietet sie anscheinend Gefahren für die Erhaltung des Papiers durch die unter dem Zapon fortwirkenden, im Zeitungspapier vielfach enthaltenen Säuren. Hier haben die Straßburger Erörterungeu also ein lediglich verneinendes Ergebnis gehabt. Mein Gedanke, auch hinsichtlich des Inhaltes der Zeitungen für die

Aufbewahrung eine dreifache Gliederung vorzunehmen, d. h. zwischen (durch Zapon) für immer zu erhaltenden, mit Hilfe guter Einbände (vielleicht auch durch Druck auf gutem Papier usw) möglichst lange vor dem Verfall zu rettenden und gar nicht aufzubewahrenden Bestandteilen der Zeitungen zu unterscheiden, hat damit einen argen Stoß erhalten. Gibt es keine chemisch-physikalischen Mittel zur Gewährleistung einer „ewigen", sondern nur mechanische Mittel zur Gewährleistung einer „möglichst langen" Dauer, so entfällt naturgemäß eine derartige Dreiteilung und es fragt sich nur noch, ob es überhaupt zweckmäßig sein würde, gewisse Bestandteile der Zeitungen gleich von vornherein von der Aufbewahrung auszuschließen. Mein dahingehender Vorschlag hat bis jetzt wenig Beifall gefunden. Insbesondere ist meiner Meinung, die Annoncen brauchten nicht aufbewahrt zu werden, entgegengehalten worden, diese seien für den Kulturhistoriker unentbehrlich. Ich glaube das auch und hatte mich wohl nur unklar ausgedrückt. Niemand wird nämlich im Ernste vorschlagen wollen, die einzelnen Nummern solcher Zeitungen, die nicht sehr viel Geschäftsanzeigen haben, vor dem Einbinden durch Ausschneiden von denjenigen Teilen zu befreien, die beiderseitig mit Geschäftsanzeigen bedruckt sind. Das wäre unverhältnismäßig viel Mühe um geringe Ersparnis in der Dicke des Bandes. Dagegen scheint es mir doch erwägenswert, ob nicht die ganzen „Anzeigenbeilagen" solcher Blätter, die regelmäßig oder wenigstens in den Sonntagsnummern Tausende von Annoncen enthalten, vor dem Einbinden ausgeschieden werden könnten. Dann ist mir, dem Genealogen, vorgehalten worden, zu den „Annoncen" gehörten auch die „Familienanzeigen" und diese seien für die Familiengeschichtsforschung unentbehrlich. Dieser Tadler hat einfach übersehen, daß ich die „Familienanzeigen" der zweiten Gattung, also dem, was „möglichst lange" aufzubewahren ist, eingereiht hatte und unter „Annoncen" offenbar ausschließlich: „Geschäftsanzeigen" verstehe. Im übrigen kommt auf diesen Einzelpunkt wenig an und ich gebe den Gedanken, die ganzen „Annoncenbeilagen vor dem Einbinden auszuscheiden, bereitwillig preis, den mir überhaupt nur die Rücksicht auf die Raumabmessungen der Aufstellungsräume eingegeben hatte, sobald mir Bibliotheksfachleute erklären, es werde sehr viel einfacher sein, die vollständigen Nummern vierteljahrsweise binden zu lassen, als vorher noch Ausscheidungsarbeiten vorzunehmen.

Keine Fortschritte haben die Fragen der zweckmäßigen Gestaltung der Aufbewahrungsräume und der Art und Weise der Aufstellung bei den Straßburger Beratungen gemacht. Sie sind also noch offen.

Dagegen ist es von äußerster Wichtigkeit, daß vollkommene Klarheit darüber herrsche, wie notwendig es ist, eine möglichst lückenlose Aufstellung der vorhandenen alten Zeitungsbestände vorzunehmen, und daß einleitende Maßnahmen zu einer solchen Aufnahme getroffen sind. Wenn erst, und das ist in einigen Jahren möglich, ein wenn auch nur handschriftliches Verzeichnis aller in Deutschland noch vorhandenen „alten Zeitungen" mit Angabe des Auf-

bewahrungsortes vorliegen wird, so wird das ein sehr großer Gewinn für die Wissenschaft sein. Vollste Zustimmung muß deshalb die erste der vier Forderungen, die Spahn am Schlusse seines Berichtes aufstellt, finden, dahingehend: „Unverzüglich gehe man an die Aufnahme und Erhaltung aller noch vorhandenen Bestände der bis 1890 erschienenen deutschen Zeitungen".

Seine drei anderen Forderungen lauten:

„Unverzüglich erlasse man eine Verordnung, daß gebunden wird, was von solchen Beständen in öffentlichen Bibliotheken noch ungebunden modert."

„Unverzüglich betreibe man ein Gesetz oder besser, wenn es genügt, eine private Vereinbarung unter den Verlegern, wodurch jeder Verleger angehalten wird, einstweilen mindestens drei vollständige Exemplare der von ihnen verlegten Zeitungen gebunden in seinen Räumen aufzubewahren."

„Unverzüglich weise man alle zur Entgegennahme von Pflichtexemplaren berechtigten Stellen (nicht nur die Bibliotheken!) an, auf deren Lieferung vom 1. April 1910 ab zu bestehen und sie sorgfältig verschnürt oder gebunden aufzubewahren!"

Zum vorletzten Punkte möchte ich hier einschalten, daß ich meinerseits diese Ehrenpflicht der „Selbstaufbewahrung" auf je sechs vollständige Jahrgänge erstreckt hatte. Warum gerade je sechs, darüber muß ich auf meinen vorerwähnten Aufsatz verweisen. Auch für Aufbewahrung von bloß je drei Jahrgängen wird, fürchte ich, nur bei einer sehr geringen Zahl von Zeitungsverlegern Neigung vorhanden sein.

Als wichtigstes Ergebnis der Straßburger Beratungen ist wohl die Einsetzung einer viergliedrigen Kommission zu bezeichnen, die weitere Schritte zur Sammlung der deutschen Zeitungen in die Wege leiten soll. Das im Augenblick Dringendste ist nunmehr meines Erachtens ein genaues Studium durch Augenschein der zeitungsmusealen, bereits bestehenden Ansätze des Auslandes, vor allem in Budapest, Brüssel und London.

Robert Schumann der Achtundvierziger

Zum hundertſten Geburtstage des Meiſters (8. Juni)

Von Wilhelm Kleefeld

chumann Freiheitskämpfer? Der ſentimentale Lyriker Revolutionär? — Jawohl, aber erſchrick nicht, mein Leſer; nicht mit der Muskete in der Hand, hinter den Barrikaden, nein, mit dem Notenſtift, am Schreibpult, ſetzte ſich Schumann mit den revolutionären Ideen der Jahre 1848/49 auseinander.

Wäre es nicht merkwürdig, wenn ein Künſtler wie Schumann, der ſich ja nicht auf ſein muſikaliſches Gebiet beſchränkte, ſondern an allen großen Kunſt- und Kulturfragen regen Anteil nahm, an dieſem Weltproblem ſeiner Zeit ganz achtlos vorübergegangen wäre? Auch Wagner war keineswegs Politiker und nicht im entfernteſten rief ihn der revolutionäre Drang der Gewalt an die Barrikaden; die Revolution der Kunſt, die Einſicht der Notwendigkeit einer vollen Reorganiſation von Grund auf zum ſpeziellen Heil der Kunſt war die Tendenz ſeiner Äußerungen im Mai-Aufſtand, die ihn auf die Anklagebank riefen und den Flüchtigen aus dem Vaterlande verbannten.

In verwandter Geiſtesrichtung bewegte ſich im Jahre 1848 Robert Schumann. Gerade in Dresden hatte er tief in die Abgründe mittelmäßiger Kunſt hineingeſchaut und ein ſchwerer Peſſimismus hatte ihn öfter gepackt. Je mehr er ſeine ſchönſten Hoffnungen erblaſſen, ſeine beſten Erwartungen ſchwinden und verſinken ſah, um ſo wilder trieb es ihn — freilich nur in Gedanken — ins Lager der Gegner, der Reformatoren, der Revolutionäre. „Nur in Gedanken" ſuchte er neue Ziele durch große Umwälzungen näher zu bringen.

Wie ſtellte er ſich in Perſon zu der großen Bewegung? Das Jahr 1848 donnerte ja nur aus der Ferne, aus Berlin und Wien nach Dresden hinüber. Mit allerhand Betrachtungen, mit langwierigen Diskuſſionen begleiteten Schumann und ſeine kluge Frau Klara die blutigen Ereigniſſe. Aus ihren Briefen und Tagebüchern erfahren wir, wie ſie ſich zu den Ereigniſſen ſtellten, wie ſie ſich ſchnell — im Geiſte — auf die Seite der Revolutionäre ſchlugen. „Über tauſend Menſchen ſollen gefallen ſein — was hat ſo ein König auf ſeinem Gewiſſen —" lautet die Kritik über die Berliner Ereigniſſe vom 18. März.

In dem Tagebuch datieren die Aufzeichnungen von Klaras Hand — wie überhaupt die weit überwiegende Zahl der Blätter in dem nach ursprünglicher Vereinbarung eigentlich gemeinsam zu führenden Tagebuch des Ehepaares Schumann von ihr geschrieben sind. Er war mit seinen Arbeiten, Kompositionen und Musikvereinsleitung, zu sehr überlastet. Und so dürfen wir uns nicht wundern, auch hier die Urteile über die politischen Vorgänge in ihrer Handschrift zu lesen; sie ist im Grunde nur der Dolmetsch der Anschauung, die der Gatte hegt.

Alles wurde von den Schumanns nach den Zeichen der Zeit gedeutet. Wie waren sie ergriffen in diesen Tagen von der Egmont-Aufführung, „deren Handlung so recht in unserer Zeit spielt". Da es ein Konzert zugunsten der wieder für ihre Unabhängigkeit eintretenden Polen galt, waren Klara und Robert schnell bei der Hand. „Polen und Rußland sollen in Aufstand sein. Wie sollte es mich freuen, machte Polen sich wieder frei!"

Die Politik verdirbt in diesen Tagen alle Stimmung, sie bringt sie mit den besten Freunden auseinander. Selbst der Maler Bendemann, der Schumann ganz besonders zugetan war, muß einen „Zank" über sich ergehen lassen. Auch Hübeners, der anderen Malerfamilie, erging es nicht besser. „Diese Leute sind alle nicht im geringsten freisinnig. Traurig ist es zu sehen, wie wenig wahrhaft freisinnige Menschen es unter dem gebildeten Stande gibt." — Diese und ähnliche Äußerungen zeigen uns — freilich nur andeutend —, daß Schumann mit den Demokraten sympathisierte und von einer Veränderung der Zustände auch für seine Kunst Besserung erhoffte.

Freilich da der erste Sturm vorüber ist, schreibt er seinem Bruder: „Wie hat sich die Welt verändert — und was steht uns noch bevor? In die Zukunft kann man nicht ohne Sorge schauen. Trifft die allgemeine Anarchie doch auch den Künstler!" Er hatte wohl gefühlt, daß die Veränderung der Lage vorerst absolut keinen Nutzen bot. Im Gegenteil, er sah seine Einnahmen verringert und klagt dem Bruder sein Leid, geht ihn sogar mit der Bitte an, ihn in der Zahlung seines fälligen Hauszinses von 36 Talern zu unterstützen.

Die eigentliche Revolution stand den Dresdenern noch bevor. Im Mai 1849 ging dort der Kampf erst richtig los. Schumann flüchtet mit den Seinen aus der Stadt nach Bad Kreischa und lebt „von der Revolution vertrieben — hier in traulicher Stille". Er arbeitet und arbeitet sich den Sturm der Gefühle von der Seele. Aber die Art der Arbeiten bietet ein Echo zu dem lauten Schlachtenruf da draußen: Direkt nach dem Mai-Aufstand entstehen die „Fünf Jagdlieder für Männerchor". Man denkt da an Webers Vorbilder von 1813, „Lützows wilde Jagd" u. ä. Und die Motette „Verzweifle nicht im Schmerzenstal" — klingt sie nicht wie ein Mahnruf an das eigene Gewissen?

Den reinsten Ausfluß der wilden, drängenden Revolutionsstimmung aber bilden vier Märsche, „Volksmärsche, von pompöser Wirkung." Die Märsche wurden vom 12. bis 16. Juni 1849 in Dresden komponiert. Die von Schumann demonstrativ dem Titel beigefügte Jahreszahl 1849 soll zweifellos angeben, daß

die Stücke direkt unter dem Eindruck der Zeitereignisse — des Dresdener Mai-Aufstandes — entstanden sind und „in ihrer Beziehung zu diesen verstanden werden sollen". Der Heroismus, der aus diesen Märschen dröhnt, ist von urwüchsiger, über alles dahinfegender Kraft. Gleich der erste Marsch — in Es-Dur — „Mit größter Energie" — scheint die Gegensätze dieser Weltordnung im Musikalischen darzulegen. Wie sich in Es-Dur immer e und f — die im Grunde weltfern abliegenden Töne — hervorstechend bemerkbar machen, von den regierenden Tonhäuptern schnell geduckt und gemeistert und schließlich zum Schweigen gebracht werden, das ist von packender Wirkung. Auch die stechende $^1/_{16}$-Rhythmik im Trio und die langgezogenen Vorhalte, die nach Erlösung sehnen, vertiefen das Bild einer scharf aufbäumenden Bewegung. Im zweiten Marsch — „Sehr kräftig" — scheinen sich die Meinungen zu einen, ihre Träger sich zu gemeinsamer Tat zu sammeln. Die drastisch gleichstehende Melodik in Ober- und Unterstimme ist etwas Ungewöhnliches. Und Ungewöhnliches scheint sich denn auch hier vorzubereiten. Wie ein Gebet soll der Teil „Etwas ruhiger" klingen. Ein Gebet, daß die schwärmerischen Ideale der Freiheit und Gleichheit durch die gütige Vorsehung geschützt und verwirklicht werden mögen.

In einer buntbewegten „Lagerszene" (Nr. 3) breitet sich die bereits vorgeschrittene Kriegsstimmung weiter aus. Es schwirren die Stimmen — der Vernunft und der Unvernunft — durcheinander, es brausen die Elemente aller Gattungen, aller Bildungs- und Willensgrade durcheinander. Ein stolzer Führer stellt sich an ihre Spitze, ermahnt sie zur Eintracht, bestärkt sie in der sicheren Siegeshoffnung, in deren sanfter Melodie die Heerschar langsam einschlummert. Am andern Morgen, beim ersten Sonnenstrahl, geht's zur Entscheidung. Wilde Trompetenstöße wecken die Scharen und treiben sie zu ihren Fahnen.

Und nun der vierte Marsch — „Mit Kraft und Feuer" —, ist er nicht eine brausende Revolution der Töne? — Wenn im zweiten Abschnitt die Vorhalts- und Auflösungsnoten aufeinanderplatzen, zugleich losschmettern, als ob sie sich im Vernichtungskampf bekriegten und dem gleichen aufsteigenden Ziele zustreben, fühlen wir uns gepackt und mitgerissen. Schumanns ästhetischer Geist nahm solche gewaltsamen Klänge unzweifelhaft nur unter der Empfindungsperspektive scharfer Kontrastwirkungen auf, Kontrastwirkungen, die er aus dem rauhen Wirklichkeitsleben in die Kunstsphäre übertrug. Und dann, wenn in weiten Spannungen die Melodie wie zum Schlage ausholt, sich deckt und immer neu angreifend in die Höhe schnellt — welch ein revolutionärer, tendenziöser Zug liegt in dieser ungebundenen Explosionskraft!

Das Trio, das wie zum Sammeln ruft, das die Gesinnungen noch einmal zu prüfen, zu mustern scheint, das die Scharen der Streiter ein wenig beschwichtigt, aber auf den ersten Ruf aus ihrer Mitte sich wieder sofort kampfbereit an die Spitze stellt, bildet einen wirksamen, aber nur in der richtigen Weise ergänzenden Gegensatz. Dann geht's aufs neue brausend los, um in einer triumphierenden Coda den musikalischen Volkswillen in seiner übermächtigen Kraft zu versinnlichen.

Ja, es liegt eine starke revolutionäre Kraft in diesen Marschbildern.

Aber nicht die Revolution, die vernichtet, die Revolution, die neu schafft, neue Werte an die Stelle der alten setzt, will hier zum Lichte bringen. So wie es auch ausschließlich Schumanns Innerstem entsprach.

Über die Erlebnisse während des Mai-Aufstandes in Dresden gibt uns wiederum das Tagebuch Aufschluß. Am 3. Mai wird die ahnungslose Familie durch Sturmläuten und Generalmarschschlagen überrascht. Das Herüberhallen der Schüsse deutet an, daß man Ernst gemacht. „Der König hatte die Reichsverfassung nicht anerkennen wollen, bevor es nicht Preußen getan, und da hatte man denn die Stränge seines Wagens, in dem er fliehen wollte, zerschnitten, ihn somit gezwungen zu bleiben." Die Folgen des ersten Sturmes wirken erschütternd auf die Schumanns. „Auf unserer Promenade durch die Stadt wurde uns der schreckliche Anblick von vierzehn Toten, die tags vorher gefallen und schrecklich zugerichtet zur Schau des Publikums im Hof des Klinikums lagen." Der Schrecken steigert sich, da man bei Formierung der Wache auch Robert zu den Waffen ruft. „Nachdem ich ihn zweimal verleugnet," schreibt Klara im Tagebuch, „die Leute aber drohten, ihn suchen zu wollen, flüchteten wir zur Gartentür hinaus auf den Böhmischen Bahnhof." Nein, so freiheitlich auch Roberts Anschauung war, mit der Waffe sie zu erkämpfen, dazu war er nicht der Mann.

Man kam also heimlich aus der Stadt und fand zunächst in Strehla ein Asyl, von dem aus man den Wandel der Dinge betrachtete: „Es ist zu schrecklich, solche Dinge erleben zu müssen! So müssen sich die Menschen das bißchen Freiheit erkämpfen! Wann wird einmal die Zeit kommen, wo die Menschen alle gleiche Rechte haben werden? Wie ist es möglich, daß der Glaube unter den Adlichen, als seien sie andere Menschen als wir Bürgerliche, so eingewurzelt durch so lange Zeit hindurch sein konnte!"

Wir sehen aus all diesen Nachrichten, wie Schumann für die revolutionären Ideen schwärmte, freilich ohne sie in Taten umzusetzen. Er war ein Freiheitskämpfer der Studierstube, nicht des Pulverdampfes. In diesem Sinne hat er auch die Stimmung der Zeit in seiner Kunst eingefangen.

Wie eine Rückschau über das „schaudernd Miterlebte" klingt das „Neujahrslied", nach Rückert, das Schumann um die Wende des Jahres 1849 zu komponieren begann.

„Mit eherner Zunge, da ruft es: gebt acht!
Ein Jahr ist im Schwunge zu Ende gebracht.
Ihr freudigen Zecher, hebt tönende Becher,
Begrüßt das junge, das Jahr, das erwacht.

Im Dunkel geboren, im mächtigen Schoß,
Da tritt's aus den Toren des Lebens wie groß!
Was führst du im Schilde? Was zeigst du im Bilde!
Was rüsten die Horen für wechselndes Los?"

Der Austauschprofessor

Humoreske

Von Wilhelm Poeck-Eutin

1.

er wissenschaftliche Hilfslehrer, Herr Doktor Jerum, hatte am Sonnabend nach Schulschluß aus der schönen Stadt Göttingen einen ganz abscheulichen Tretbrief bekommen, worin ein ordinärer Philister zwar etwas unorthographisch aber höchst energisch um schleunigste Begleichung einer Schuldforderung ersuchte, widrigenfalls — ja, „widrigenfalls ich Ihnen bei der hohen Oberschulbehörde anzeigen werde". Die Summe fing mit neun an und war, als Zahl an sich betrachtet, dreistellig.

Es muß berichtet werden, daß Doktor Jerum eine kleine Sammlung solcher Schriftstücke besaß. Doch liebte er es nicht, sie zu betrachten und zeigte sie auch andern nicht gern. Außer ihm hatte eigentlich nur noch der diensttuende Schalterbeamte, Herr Oberpostsekretär Krause am Kaiserlichen Postamt, gewisse positive Ahnungen, daß Herrn Doktor Jerums Verhältnisse nicht völlig rangiert waren, und Herr Krause pflegte am Gehaltszahlungstage etwa folgendes zu seiner Frau zu sagen: „Heute hat ‚er' wieder zehn Mark an seinen Schuster, zwanzig Mark an seinen Schneider, dreißig Mark an die Universitätsquästur und fünfzig Mark an den Couleuronkel geschickt. Schade, sonst so'n prächtiger Mensch." — ‚Er' wurde Herr Doktor Jerum von Herrn Oberpostsekretär Krause und seiner Frau in vertraulichem Gespräch deswegen genannt, weil Krauses eine heiratsfähige Tochter hatten, und weil Doktor Jerum auf dem Stiftungsfest des Bürgervereins mit dieser Tochter einmal getanzt hatte. —

‚Er' kam also ‚in Frage'. „Aber", pflegte Herr Krause, der ein Mann von literarischer Bildung war und unter anderm auch Hackländers ‚Soldatenleben im Frieden' gelesen hatte, „aber", pflegte er fortzufahren, „ich sage, was der alte Oberst v. T. sagt: wenn man nur seine Fehler retouchiert, det lieb' ick!" Und Frau Oberpostsekretär Krause, die auch literarische Bildung hatte, sagte dann wohl: „Krause," sagte sie, „‚de rugsten Fahlen ward de glattsten Per', das steht in Fritz Reuter, und du hast als junger Mann auch Schulden gehabt und später, als wir uns geheiratet haben und in drei Jahren ebenso viele Kinder kriegten, noch welche dazu gemacht, und wenn wir Großtante Möller damals nicht beerbt hätten, wer weiß, wie unser Schneider — ‚und Schneiderin' schaltete Herr Krause schnell ein — und unser Schuster und Gemüsemann und der andere Hack und Mack uns dann auf den Hacken säßen." — „Ist mir ganz egal," sagte dann Herr Krause bockbeinig, „einen verschuldeten Schwiegersohn will ich nicht haben." — „Mir ist das aber nicht egal," sagte Frau Krause, „ich geb' unsere Mali nicht jedem, ich will einen gebildeten Schwiegersohn haben, und einen mit Manieren, der flott und schneidig aussieht und Reserveoffizier ist — das

war ein Hieb, Krause, der Vater, hatte es nur bis zum Vizespieß gebracht —; sieh, so einer ist Doktor Jerum, und ich hab's im Bürgerverein wohl gemerkt, wie sie nach ihm angeln. Junge Männer sind nun einmal leichtsinnig — ‚die Mädel auch', flocht Herr Krause ein; ‚ja, ich, als ich dich heiratete', schlug Frau Krause zurück —, und mir ist ein ein bißchen leichtsinniger akademisch gebildeter Herr lieber als so'n mittlerer Subalterner oder so'n langweiliger Kofmich und so." — „Amen!" sagte Herr Krause, aber Frau Krause segelte weiter und sagte: „Er kann sogar mal Minister werden, und die Frauen heißen dann, ebensogut wie die Männer, Exzellenz, und was unser Eduard in der Sexta bei ihm gelernt hat und jeden Tag neu zulernt, das kann ihm später im Leben mal sehr gut zustatten kommen. — Und sogar in Persien ist er gewesen."

Natürlich konnte die Tatsache, daß Doktor Jerum periodenweis gewaltige Gelder nach verschiedenen Richtungen der Windrose abschob, in Bergstädt auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Wie gesagt, Positives wußte nur Herr Oberpostsekretär Krause. Aber ähnlich so wie der und seine Frau urteilten Kaufmann Wegerich, Professor Graunzer, Deichinspektor Lühmann, Mühlenbesitzer Klokshut und sonstige Bergstädter Honoratioren und deren Gattinnen über Doktor Jerum. Denn sie alle hatten heiratsfähige Töchter, und mit allen diesen Töchtern hatte Doktor Jerum auf dem Bürgervereins-Stiftungsfest gleichfalls getanzt. — Und in Persien, das stand fest, in Persien war er wirklich gewesen.

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte": wenn man auf so hohem Kothurn der Wertschätzung des Herrn Doktor Jerum in den Bergstädter Kreisen hätte nachgehen wollen, so würde wohl niemand so sehr darüber gelacht haben, als Doktor Jerum selbst. Aber die Wahrheit ist: wenn einmal von „schwanken" die Rede sein soll, daß Doktor Jerum gestern selbst ein bißchen schwankend nach Hause gekommen war. Er hatte sich über diesen gemeinen Tretbrief des Göttinger Philisters mehr geärgert, als notwendig gewesen wäre, hatte sich dann, da er der dreistelligen Charybde nach seinem Dafürhalten nicht mehr zu entrinnen vermochte, mit seinen Freunden, dem Assessor Doktor Weißnix, dem Buchhändler Regenschwert und dem Techniker Viola — Dr. Ing. —, in dem schönen Gasthaus ‚Stadt Hamburg' reell festgekneipt, hatte bedeutend mehr Wein und Grog, als er vertragen konnte, zur Ersäufung seines moralischen Minus in sich hineingegossen und lustwandelte nun, gegen halbzehn Uhr am Sonntagmorgen, auf derjenigen Wegstrecke, die die Ehre hat, die in der ganzen Welt berühmten „Vierdörfer" mit der übrigens auch sehr anständigen Stadt Bergstädt zu verbinden. Auf den Karten und im Munde der Mitlebenden heißt sie: „Der Kruslaker Damm". Wo man von der Chaussee in ihn hineinbiegt, steht in der Form eines Anschlagbrettes ein abgekürztes Protokoll aus den Polizeibeschlußakten der Stadt Bergstädt, des Inhalts, daß es bei Strafe von so und so viel Mark verboten sein soll, besagten Damm mit Kraftwagen zu befahren. Menschenmögliche Einsicht hat hier das Menschenmögliche geleistet;

ganz stupide Gehirne aber stutzen plötzlich und fragen sich, wieso es möglich sei, einen so schönen Damm, der nach einer so schönen Gegend, wie es die „Bierdörfer" nun einmal sind, führt, für Kraftfahrzeuge zu verbieten. Auch Doktor Jerum studierte die hohe behördliche Anordnung einige Male — das mußte er! —. Dann hörte er auf. Das viele Lesen konnte er heute morgen nicht vertragen.

Aufsehend bemerkte er einen Mann.

Das war der Herr Polizeisergeant Bumke. Bumke war, wie selbstverständlich alle Polizeibeamten, sowohl dienstlich als außerdienstlich — darauf hatte er einen Eid geschworen — ein hochanständiger Mensch. Aber er hatte gleichfalls am gestrigen Sonnabend, und zwar von „Köm und Bier", also nicht ganz so vornehm wie Herr Doktor Jerum, eine böse Schlagseite gekriegt, und führte nun, wie dieser seinen „Wein"affen, seinen „Kümmel"affen auf dem Kruslaker Damm spazieren. Er ging etwa in einer Entfernung von hundert Schritten hinter Doktor Jerum her und tat, was dieser tat, und was alle von Weltschmerz und Katzenjammer geplagten Menschen seit Anbeginn der Welt getan haben: er grübelte. „Köm- und Bier"-Affen haben eine besonders bösartige Physiognomie. So hatte auch das Grübeln Bumkes am heutigen, sonst so wunderschönen Sonntagmorgen einen besonders grimmigen Charakter und lief, kurz gesagt, darauf hinaus: „Wenn mir doch jetzt ein Kerl in den Weg käme, der was ausgefressen hätte, so daß ich ihn verhaften könnte."

Kommende Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Kaum hatte Sergeant Bumke seinen wenig menschenfreundlichen Gedanken das drittemal zu Ende gedacht, da ließ sich auf der Bergstädter Chaussee ein gewaltiges Schnaufen hören. Ungefähr so, wie wenn ein Riese andauernd in einen Sandberg niest. „Aha!" dachte etwas in Bumke; instinktiv wandte er sich um. Ein Automobil. Ein wundervolles, gelb lackiertes, von einem braun livrierten Chauffeur geführtes Automobil. Fast ein solches, wie es der Deutsche Kaiser fährt. Aber was war das? Das Aut hielt nicht Kurs, sondern bog, frech wie Oskar, in den Kruslaker Damm hinein und sauste mit Kurierzuggeschwindigkeit genau auf den Punkt los, wo Bumke stand. In Bumkes Geist begann ein gespenstisches Wetterleuchten. Er dachte: Nummer aufschreiben! — Vor die Räder werfen! — Frau und Kinder! — Säbel ziehen! — Laufen lassen! — und ähnliches. Aber das Pflichtgefühl siegte. Er riß den Säbel heraus, pflanzte sich als Schlagbaum in die Mitte der Straße und rief mit gewaltiger Stimme, wie er's beim Kommiß gelernt hatte:

„Ha—a—a—a—alllt!"

Das Aut stand.

Spukte das hier auf dem Kruslaker Damm am hellichten Sonntagmorgen?

Der Kerl, der Chauffeur, war ja nicht nur am Leibe braun. Der war auch im Gesicht braun. Das war ja — das war — 'n — 'n — Nigger. Das war was Ausländisches. Das war was — Bumke rekapitulierte blitzschnell die von „Verhaftung" handelnden Paragraphen seiner Instruktion — das war

was, was im Deutschen Reich keinen Unterstützungswohnsitz oder so was ähnliches hatte. Das konnte, durfte und mußte verhaftet werden, wegen Verdachts — wie hieß das Wort man noch, wenn ein ausländischer Verbrecher über die Grenze entflieht — jedenfalls war es ganz was Gemeingefährliches. Hier mußte gehandelt werden. Ein amtliches Belobigungsschreiben, vermischt mit einem Ordensblink, blitzte in Bumkes Geist auf.

Und er handelte!

Doktor Jerum hatte sich bei dem Haltruf des Polizeisergeanten umgedreht. Er hatte gerade bei sich andauernd gegrübelt: Warum hast du dich nicht in Persien totschießen lassen? Warum mußte gerade deinen guten alten Herrn das Pech treffen, daß er fallierte? O Jerum, Jerum! Und ähnliches. Aber als er die vom Sergeanten und dem Automobil gebildete Gruppe auf dem Damm bemerkte, siegte die Neugier über die Gedanken des Jammers. „Wie furchtbar können deutsche Polizeisergeanten schimpfen!" dachte er, als er sich dem gesetzlichen Schauplatz näherte. „Ja," dachte er weiter, „deutsche Polizisten mögen sein wie sie wollen. Aber sie bekneipen sich nicht wie du! Sie finden sich mit ihrem Schicksal ab! Sie tun in früher Morgenstunde treu und pflichterfüllt ihren Dienst, werfen sich mit Löwenmut einem lebendigen Automobil in den Weg, während du elender Dallesonkel dich zwecklos als Affendirektor auf dem Kruslaker Damm herumtreibst. Und du hast einmal Privatdozent und Universitätsprofessor werden wollen? Schäm dich, Jerum, schäm dich!"

Hier mußte Doktor Jerum mit den Selbstvorwürfen innehalten. Denn die hundert Schritte waren zu Ende. Das Schicksal fügte es, daß er als handelnder Teil in das Automobildrama eingreifen sollte.

Sergeant Bumke schleuderte, soweit seine etwas verschwommenen Augen es zuließen, Serien der bekannten Polizeiblicke auf den Chauffeur und in das Innere des Aut. Darin saß eine Dame in braunem fohlenledernen Automobilmantel, Autmütze, -brille und einem wunderschönen, lang ausflatternden violetten Schleier. Von ihrem Gesicht war so viel zu erkennen, wie bei firmen Autsportlerinnen üblich ist, nämlich fast nichts. Doktor Jerum hörte den Polizisten sagen:

„Nun zum drittenmal, Sie sind keine Deutsche und können sich nicht legitimieren, ich muß Sie sistieren und Sie müssen mit zur Wache."

Die Dame hielt eine Visitenkarte in der Hand und erwiderte kühl:

„Sie sollen mich nicht so anschreien, ich höre very well. Mein boy kann nicht lesen deutsch, und ich habe overseen die Tafel mit das Polizeiverbot. Ich werde bezahlen die fine, aber ich werde nicht gehn mit Ihnen zum Polizeioffice."

„Das werden wir sehen", sagte Bumke grimmig und stieg zum Chauffeur auf den Vordersitz. „Drehen Sie um", schnauzte er den Nigger an, „und fahren Sie nach Bergstädt zurück."

„Jim, come down!" befahl die Dame.

Der Neger sprang auf die Straße. Die Dame stieg gleichfalls aus.

„Er versteht kein Deutsch," sagte sie. „Und er läßt sich befehlen von niemand außer ich. Fahren Sie mit mein Auto, wo Sie wollen. Aber in Berlin ist der amerikanische Botschafter, er ist ein guter Freund von meine, ich will — aaaah!" rief sie mit einem Freudenschrei: „da ist Rettung in der Not. Dies ist ein deutscher Herr, er wird Ihnen geben Legitimation für meine Person."

Sie schritt auf Doktor Jerum zu, schüttelte ihm herzhaft beide Hände und rief: „~~Good-bye~~, Mr. Jerum. Very, very glad to see you. — Kennen Sie mich nicht?" fuhr sie deutsch fort. „O, ich habe vergestern mein Paß in Hotel, und der Policemann will nicht haben mein Karte als Legitimation. — Aber erkennen Sie mich immer noch nicht. Wir haben doch an Bord von ‚President Lincoln' immer shuffle-board gespielt."

„Ich habe mit sehr vielen Damen shuffle-board gespielt," sagte Doktor Jerum lachend, indem er höflich den Hut abnahm, „wenn Sie so freundlich sein wollten, einen Augenblick Ihr Automobil-Inkognito zu lüften . . ."

„Ach so," gab die Dame gleichfalls lachend zurück, „daß ich ein Paar Spektakeln — wie heißt es doch gleich auf deutsch? — auf meine Nase habe mit Gläsern so groß wie Kutschenfenstern, das hatte ich forgessen."

„Eine Brille", erwiderte Doktor Jerum, indem er der Dame half, sich von Schleier und Staubgläsern zu befreien. — „Miß Granton! Das ist aber famos! Willkommen in Deutschland! Willkommen auf dem Kruslaker Damm."

„Ich kenne den Herrn nicht," brummte der in seinem amtlichen Gefühle gekränkte Polizeisergeant, „da kann jeder kommen und andere Leute legitimieren wollen. Wer sind Sie denn?"

Fräulein Grantons Schutzgeist griff in die Tasche, holte eine Visitenkarte heraus, auf der gedruckt stand:

Dr. phil. Oskar Jerum,
Leutnant der Reserve im Garde-Feldartillerie-Regiment.

Der ‚Reserveleutnant' zog, und nun wußte der Sergeant auf einmal auch von den Meldepapieren her, wen er vor sich hatte. Das also war der vielbesprochene junge Lehrer, der sogar in Persien gewesen war, bei einer Gesandtschaft, wie einige wissen wollten. Und die amerikanische Dame drohte auch mit 'ner Gesandtschaft. Zwei Gesandtschaften gegen einen Polizeisergeanten: 'n bißchen viel!

„Wenn sich Herr Leutnant für die Dame verbürgen wollen," sagte er, „dann ist das 'ne andere Sache. Und wenn ich vorhin ein bißchen laut gesprochen habe, so kommt das davon, weil ich heute morgen ein bißchen rauh im Halse bin. Und wenn der Chauffeur kein Deutsch lesen kann, so ist die Sache ja überhaupt nicht so schlimm. Aber umkehren müssen die Herrschaften."

„Da sind Sie in Ihrem Recht, Sergeant," sagte Doktor Jerum mit dem jovialen Ton des militärischen Vorgesetzten, „und es sei ferne von uns, die Bergstädter Polizeivorschriften mit Füßen zu treten oder richtiger mit Automobilrädern tot zu fahren. Sie haben mit riesigem Viereifer (woher der das wohl

weiß? dachte der Sergeant) Ihre Pflicht getan, nun erfüllen Sie Ihre Pflicht auch gegen sich und trinken Sie — hier! — ein paar Seidel auf unsere Gesundheit."

„Befehl, Herr Leutnant", sagte Sergeant Bumke, machte stramm kehrt, ohne die Legitimationsgeschichte weiter breit zu treten und dachte in seinem vernebelten Gehirn fröhlich: Junge, Bumke, da biste noch gut von abgekommen. Zwei Gesandtschaften und 'n Gardeleutnant gegen 'nen Polizeisergeanten, weiheiweih, das hätte 'n netter Fliegendreck werden können!

Nun saß Doktor Jerum, ohne daß er so recht wußte, wie er dazu gekommen war, auf einmal neben Miß Alice Grantons molliger Seite im Automobil und sauste mit mäßiger Geschwindigkeit auf Bergstädt zu. So hatte es Miß Granton dem Nigger-Chauffeur befohlen, denn sie war sehr neugierig, von ihrem Shuffleboard-Bekannten zu erfahren, was er seit den fünf verflossenen Jahren ihrer ersten Bekanntschaft erlebt hatte.

„Wie kommen Sie nach Bergstädt, Mr. Jerum?" fragte sie.

„Hm," sagte der, „wie kommen Sie nach dem Kruslaker Damm?"

„O," sagte Miß Granton lebhaft, und nun erzählte sie mit echt weiblicher Zungengeläufigkeit ein nicht ganz kleines Stück ihrer Naturgeschichte: daß ihre Mama gestorben sei; daß Pa ein guter Pa, aber ein schrecklicher Geschäftsmann sei; daß sie mündig sei; daß sie Doktor of Philosophy sei, allerdings nicht von einer deutschen Universität, bloß von einer amerikanischen; daß sie Deutschland bereise; daß sie Deutschland entzückend finde; daß sie auf der Rückfahrt nach Bremen ein sogenanntes Heimatfest besucht und dort einen deutschen Pastor getroffen habe, der ihr von den schönen alten Kostümen und den schönen alten Tänzen der „Vierdörfer" erzählt hätte; daß sie die Adresse eines Tanzmeisters aus den „Vierdörfern" bekommen habe und nun unterwegs sei, um diesen Tanzmeister aufzusuchen und ihn zu veranlassen, die Standard-Tänzer der „Vierdörfer" für diese Tänze zusammenzutrommeln — was es koste, wolle sie gern bezahlen —; daß sie Vierdörfer Kostüme kaufen und die Vierdörfer Intarsien in der Altpoggensieler Kirche besehen und sich vielleicht eine ganze Intarsien-Zimmereinrichtung kaufen wolle; daß sie — ja, sie hatte noch eine ganze Menge anderes gewollt, und durch alles das habe der böse Polizeimann mit der rauhen Stimme und dem großen Säbel ihr einen Strich gemacht.

„Apropos Säbel," schloß Miß Granton, „sagen Sie, Mr. Jerum, warum tragen alle Beamten in Deutschland Säbel?"

„Ja," sagte Jerum, „hm — wissen Sie, die Deutschen kommen mit dem Säbel auf die Welt. Schlechte Grenzen, wissen Sie, und nun noch diese Engländer . . ."

„Und alle deutschen Beamten sprechen so laut und sind so wenig höflich wie dieser Polizeimann."

„Hm," räusperte sich Doktor Jerum, „alle nicht. Dafür sind sie aber sehr pflichtgetreu, nicht bestechlich wie Ihre Tammany-Bande in New York."

„Ah—o!“ sagte Miß Granton, „er sprach nicht aus Pflichtgetreulichkeit so böse und so rauh, er war — ich riechte es — er hatte —“

„Er hatte sich einen gepfiffen, was?“ meinte Jerum.

„O!“ sagte Miß Granton ernst, „über diese Sachen sollte man nicht lachen.“

„Nein, weinen“, sagte Jerum.

„Die Deutschen trinken so schrecklich viel,“ fuhr Miß Granton fort, „sie lieben Wein und Bier und spirits so sehr. Warum trinken sie nicht wie die Amerikaner — Eiswasser?“

„Pfui Deibel!“ sagte Doktor Jerum.

„O, Mr. Jerum,“ rief Miß Granton, „Sie müssen nicht fluchen.“

„Ja, ich weiß,“ sagte Doktor Jerum. „‚Tommsch danich in Himmel!‘ wie Klein-Teddy in ‚Helenes Kinderchen‘ sagt.“

„O, kennen Sie das Buch?“ rief Miß Granton erfreut. „Es ist ein gutes, ein sehr gutes Buch, der Autor ist ein Landsmann von meine.“

„Ich weiß,“ sagte Doktor Jerum — er fing an, sich über den ausgeprägten amerikanischen Snobismus seiner Autgenossin zu ärgern —, „aber wenn Sie Longfellow und Mark Twain und noch so'n paar Onkels ausnehmen, dann ist es mit der amerikanischen Literatur auch rein alle. Was die jungen Damen drüben lesen, wird meistens aus Deutschland gestohlen. Nachgedruckt, verstehen Sie?“

„Warum machen denn die Deutschen und die Amerikaner kein Gesetz zusammen, um das Nachgedrückte zu verbieten?“

Ja, mein Schatz, dachte Doktor Jerum, da mußt du Specky fragen. — Dies verfluchte Haarweh!

„Sie sehen blaß aus, Mr. Jerum,“ fuhr Miß Granton etwas unvermittelt fort, „gar nicht so rote Backen wie damals an Bord von ‚Präsident Lincoln‘. Können Sie nicht vertragen das Automobilfahren? Sind Sie krank? Was fehlt Ihnen?“

„Brummschädel.“

„Was ist das?“

„Hm,“ sagte Jerum, „headache, wissen Sie, von Wein und Grog.“

„Pfui, Mr. Jerum, Sie trinken Gröck und Wein so viel, daß Sie Brummschädel bekommen?“

„Brummschädel“, verbesserte Doktor Jerum.

„Sie müssen,“ fuhr Miß Granton fort, Doktor Jerum ins Gewissen zu reden, „Sie müssen — wie sagt man es gleich — ein Temperenz werden. Ich bin auch in ein Temperenzklöb.“

„Fällt mir gar nicht ein,“ sagte Doktor Jerum. „Ich will trinken, was ich mag — kein Eiswasser — solange bis ich tot bin.“

„Aber warum trinken Sie so, so, so viel? Wer sich in Amerika so betränkte wie ein Deutscher, der würde verachtet und nicht gewählt für ein öffentliches Amt.“

Doktor Jerum erinnerte sich an gewisse sehr umfangreiche Libationen, die auf den großen Passagierdampfern von den Amerikanern in den Kabinen dem Götzen Whisky dargebracht werden und dachte bei sich: die einen saufen heimlich und die andern unheimlich, sagte es aber nicht. Sondern er erwiderte höflich:

„Ich muß Ihnen diesen ‚Brummschädel' erklären, Fräulein Doktor, vielleicht urteilen Sie dann milder. Sehen Sie, ich habe gestern mittag einen — ich darf wohl sagen: für mich sehr traurigen — Brief erhalten. Darauf bekam ich schreckliches Heimweh nach Persien, und diesen Schmerz mußte ich betäuben. Ein paar Freunde haben mir dabei geholfen."

„A—ouh, wie tut mir däs leid!" sagte Miß Granton bewegt. „Es ist doch keine von Ihren Relationen" — ‚Verwandtschaft', verbesserte Doktor Jerum — „gestorben? Eine von Ihre Eltern oder eine Braut?"

Das fehlte noch, dachte Dolkor Jerum, daß ich in Persien oder sonstwo ‚eine, oder sogar mehrere Bräute sitzen hätte, und sagte:

„Ach nein, es ist mehr ein geschäftlicher Kummer. Und 'ne Braut hab' ich überhaupt nicht."

„Aber, Mr. Jerum, wie kamen Sie nach Persien?"

„Hingereist," sagte Dr. Jerum. „Haben Sie mal etwas von den Kadjaren gehört?"

Davon hatte Miß Granton noch nichts gehört.

„Na, sehen Sie, also diese Kadjaren — — — aber wie stößt dies Automobil!"

„Wohl nicht gut für Ihren Bummschädel?"

„Brummschädel", verbesserte Doktor Jerum.

(Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 4. Juni 1910.

Fremde Besuche in Berlin — Gwinner gegen Rheinbaben.

Die Reichshauptstadt hat in dieser Woche politisch bedeutsame Besuche gesehen. Das belgische Königspaar stattete dem deutschen Kaiserhof einen offiziellen Besuch ab, ferner erschien der italienische Minister des Auswärtigen, der Marchese di San Giuliano, in Berlin, um sich nach Übernahme seines Amts bei dem Hof und der Regierung der befreundeten Macht in der Weise vorzustellen, wie das

innerhalb des Dreibunds allmählich fast zur feststehenden Sitte geworden ist. Endlich ist auch das Eintreffen der chinesischen Studienkommission zu erwähnen, die im Auftrage des Prinzregenten von China Europa bereist, um sich über militärische Verhältnisse zu unterrichten. Eine Trübung und Störung erfuhren alle diese Veranstaltungen dadurch, daß der Kaiser — durch einen Furunkel am rechten Handgelenk am Tragen der Uniform behindert und auch sonst zur Schonung genötigt — den offiziellen Empfängen leider fernbleiben mußte.

Es ist nachgerade allgemein geübte Regel geworden, daß die gekrönten Häupter Europas nach ihrem Regierungsantritt ihren Antrittsbesuch bei den ausländischen Höfen machen. König Albert der Belgier hat die Reihe dieser Besuche in Berlin begonnen, nachdem ihn kurz zuvor ein andrer Anlaß, der Tod des ihm blutsverwandten Königs Eduard, nach London geführt hatte. Aus der Reihenfolge solcher Besuche besondre Schlußfolgerungen zu ziehen, wie es bei dieser Gelegenheit von Paris aus in überflüssiger Eifersucht versucht worden ist, liegt gar kein Grund vor. Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß König Albert es verstehen wird, gegen Frankreich dieselbe Aufmerksamkeit und Freundschaft zu bekunden, wie gegen uns. Wir rechnen da nicht ängstlich nach, sondern stellen nur mit Befriedigung fest, daß der König in überaus würdiger und sympathischer Weise den gemeinsamen Interessen und freundschaftlichen Beziehungen, die die beiden Nachbarstaaten Deutschland und Belgien verbinden, Ausdruck gegeben hat. Er wußte das Persönliche — denn er stammt aus einem deutschen Hause und hat eine deutsche Prinzessin zur Gemahlin — in herzlicher Form durchblicken zu lassen, ohne irgendwie zu vergessen, daß er als der höchste Vertreter eines unabhängigen Nachbarstaats unter uns weilte.

Was den Besuch des Marchese di San Giuliano betrifft, so darf man wohl sagen, daß das übliche „Communiqué", das am Schluß solcher Besuche in möglichst diplomatischen Ausdrücken die beiderseitige Übereinstimmung in allen wichtigen Fragen festzustellen pflegt, diesmal nicht bloß Phrase war. Es entspricht dem gegenwärtigen politischen Bedürfnis Italiens, den Zusammenhang mit den beiden andern Dreibundmächten entschieden festzuhalten und zu betonen, und dieses Bedürfnis begegnet unsern eignen Wünschen. Die freundschaftliche Aussprache der verantwortlichen Leiter der auswärtigen Politik zweier Großmächte ist immer von Nutzen, besonders aber dann, wenn sie von vornherein von persönlichem Vertrauen getragen und mit der festen Absicht möglichst weitgehender Verständigung über alle Einzelfragen geführt wird. Der italienische Minister hat mit großer Wärme anerkannt, daß er in Berlin überaus herzlich empfangen worden ist, und er ist offenbar sehr befriedigt über das Ergebnis der Besprechungen zurückgekehrt. Wir empfinden darüber lebhafte Genugtuung, weil es in der Richtung unsrer deutschen Interessen und Bestrebungen liegt, weil es ferner eine Anerkennung unsrer schon von Bismarck begründeten und seit Jahrzehnten festgehaltenen Politik gegenüber Italien bedeutet, und auch — wir möchten nicht unterlassen, das zu betonen — weil San Giuliano zu den italienischen Staatsmännern gehört, die geeignet sind, uns Vertrauen und Sympathie einzuflößen. Freilich hat es auch jetzt in der deutschen Presse nicht an gönnerhaften Bemerkungen gefehlt, in denen die Erwartung ausgedrückt wurde, Italien werde nun hoffentlich keine „Extratouren" mehr tanzen. Derartige Bemerkungen sind natürlich dazu bestimmt, erstens in dem Leser den Eindruck einer klugen Überlegenheit und Nüchternheit des Beurteilens zu erwecken und zweitens die Möglichkeit vorzubereiten, daß man der Regierung und den Politikern, die der gegenwärtigen italienischen Regierung ihre Sympathie ausgesprochen haben, später gegebenenfalls den Vorwurf kurzsichtiger Vertrauensseligkeit

machen kann. Wir möchten deshalb, entsprechend der Auffassung von italienischer Politik, die wir in diesen Blättern stets vertreten haben, gerade jetzt schon unsre Überzeugung aussprechen, daß selbstverständlich auch einmal wieder eine Zeit kommen wird, in der Italien „Extratouren" tanzen wird. Nämlich immer dann, wenn seine besondern Mittelmeerinteressen, auf die uns die Möglichkeit direkter Einflußnahme fehlt, es notwendig machen. Aber gerade in der Natur dieser Mittelmeerinteressen liegt für uns die Gewähr, daß Italien immer wieder zur Anlehnung an die mitteleuropäischen Großmächte, vor allem an die im Mittelmeer uninteressierte große, zentrale Militärmacht zurückkehren wird. Wir sind davon um so fester überzeugt, als wir glauben, daß mit der fortschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung Italiens — und diese schreitet mächtig vorwärts — das wirtschaftspolitische Verhältnis zwischen Deutschland und Italien, das jetzt noch manchen Mißdeutungen, Trübungen und Eifersüchteleien ausgesetzt ist, sich immer mehr im Sinne einer gegenseitigen Ergänzung und Verständigung regeln und klären wird. Wir sehen eine sehr feste Klammer unsres Bündnisses mit Italien gerade darin, daß es den Charakter einer „Vernunftehe" hat. Bei den Vereinigungen der Völker geben wir den Vernunftehen vor den Neigungsehen den Vorzug.

Im Innern gehen wir allmählich der Zeit des Jahres entgegen, die man nach altem Zeitungsherkommen immer noch als die „stille" bezeichnen hört, obwohl sie oft genug von starkem Lärm auf dem politischen Markt erfüllt ist. Aber das parlamentarische Leben im engern Sinne beginnt sich auf seinen Sommerschlaf einzurichten. Der preußische Landtag ist freilich noch nicht geschlossen; nach den Stürmen der Wahlrechtsschlacht hat er aufatmend angefangen, sich dem Rest der noch zu bewältigenden gesetzgeberischen Aufgaben zuzuwenden. Vor allem war im Herrenhause noch der Etat zu erledigen. Dabei hat es diesmal eine besonders merkwürdige Debatte gegeben, nämlich das Rededuell, das zwischen dem Bankdirektor v. Gwinner und dem Finanzminister v. Rheinbaben ausgefochten wurde. Herr v. Gwinner, der als einer der Direktoren der Deutschen Bank eine besonders geschätzte Stellung in unsrer Finanzwelt einnimmt und sich mit Recht eines großen Ansehens wegen seiner persönlichen Fähigkeiten erfreut, griff mit ungewöhnlicher Schärfe den Finanzminister an, dem er im wesentlichen eine ungeschickte Aufstellung des Etats, unrichtige Dispositionen in der Begebung von Anleihen und mangelnde wirtschaftliche Voraussicht, namentlich Fehler in der Beurteilung des Geldmarktes und der allgemeinen geschäftlichen Lage vorwarf. Ja, die Angriffe enthielten nach der ersten, etwas nachlässigen Erwiderung des Finanzministers eine starke persönliche Spitze und entfernten sich nicht allzu weit von dem direkten Vorwurf persönlicher Unfähigkeit des Ministers. Man muß von vornherein bemerken, daß der Ton, den Herr v. Gwinner anschlug, von der im Herrenhaus üblichen maßvollen Art zu debattieren auffallend abwich, und daß dieser Umstand vielleicht wesentlich dazu beitrug, daß der Angreifer sich zuletzt doch ziemlich allein sah und dem Finanzminister die Wirkung seiner übrigens sehr geschickten Verteidigung bedeutend erleichtert wurde. Immerhin ist das nebensächlich gegenüber der sachlichen Frage: Wer hat recht?

Die freisinnige und demokratische Presse macht sich die Antwort sehr bequem. Für sie ist der Bankdirektor dem Minister gegenüber unbedingte Autorität. Natürlich spielen da auch rein politische Motive hinein. Herr v. Rheinbaben, den seine persönlichen politischen Überzeugungen sehr entschieden nach rechts weisen und dessen persönliche Bedeutung und Begabung auch von den Gegnern nicht verkannt wird, gilt diesen Gegnern vorzugsweise als der Träger der dem preußischen Ministerium vorgeworfenen „junkerlichen", „reaktionären" Politik, und — vor

allem gilt er ihnen als der kommende Mann. Deshalb mußte es natürlich ungezügelten Jubel erregen, als gegen ihn von bemerkenswerter Seite so scharfe Streiche geführt wurden. Freilich handelte es sich dabei um eine Frage, von der nur sehr wenige Menschen wirklich etwas verstehen. Aber diesem Übelstand läßt sich abhelfen; man muß nur das richtige Schlagwort finden. Der Finanzminister hat die Staatsgelder unter sich und er verwaltet sie mit dem herkömmlichen bureaukratischen Apparat. Ein Bankdirektor aber ist in Geldsachen jedenfalls ein Fachmann. Die Formulierung war also sehr leicht und schnell gegeben. Ein Fachmann war dem Bureaukraten entgegengetreten, der Sachverständige dem bureaukratischen Dilettanten in Finanzgeschäften, dem „Junker" Rheinbaben.

Alles sehr einleuchtend! Wenn die Sache nur so einfach wäre! Aber in Wahrheit bestehen auch in den Kreisen der als Fachleute anzusprechenden Finanzmänner durchaus keine einheitlichen Ansichten. Herr v. Gwinner hat sich ein Verdienst erworben, daß er von der Stelle aus, in die ihn das Vertrauen des Königs berufen hat, rückhaltlos ausgesprochen hat, was er im Interesse der Allgemeinheit sagen zu müssen glaubte, und niemand wird die Bedeutung dieses Auftretens verkennen, da es sich um eine Überzeugung handelt, die schwer ins Gewicht fällt wegen des Umfangs der Erfahrungen, Kenntnisse und Fähigkeiten, die dahinter standen. Aber selbst wenn man eine solche Autorität für unfehlbar erklären wollte, so würde sie als solche doch immer nur im Bereich ihrer eigensten Aufgabe gelten können, nicht aber da, wo die Dinge notwendig von einem ganz anderen Standpunkt angesehen werden müssen. Es wäre ja sehr schön, wenn man alle Fragen der Finanzverwaltung mit einem einzigen Gutachten entscheiden könnte und sich auf den Standpunkt stellen dürfte: Ein bewährter praktischer Finanzmann hat es gesagt, also ist es absolute Wahrheit! So bequem darf man sich die Sache doch nicht machen, selbst wenn man Herrn v. Gwinner sehr dankbar ist, daß er kritische Anregungen in einer Sache gegeben hat, an die sich die meisten, die sonst die Verpflichtung zur Kritik hätten, lediglich aus Mangel an Sachkenntnis nicht heranwagen. Es kann nicht unsre Aufgabe sein, an dieser Stelle eingehend zu untersuchen, wie vielleicht dieser Streit zu entscheiden sein würde. Nur das eine darf freilich nicht verschwiegen werden, daß der Finanzverwaltung zwar vielleicht viele technische Fehler nachgewiesen werden können, daß aber eine Finanzverwaltung nach den Grundsätzen, die für ein großes Geldinstitut empfehlenswert sein mögen, im Interesse der Staatsbürger entschieden abgelehnt werden müßte. Da spielen doch ganz andre Rechtsverhältnisse, ganz andre Ziele mit. Und wenn wir uns das klar machen, so stellt sich heraus, daß selbst der bewährteste und erfahrenste Leiter einer Großbank in Sachen der staatlichen Finanzverwaltung nicht in dem Maße Fachmann ist, wie die Spieler mit Schlagworten uns das glauben machen wollen, und daß es anderseits ebenso verkehrt ist, einem Mann, der seit langen Jahren im Getriebe der staatlichen Finanzverwaltung und nun auch schon seit beträchtlicher Zeit an ihrer Spitze steht, der durch die Schule eines Mannes wie Miquel gegangen und von diesem selbst als Nachfolger empfohlen worden ist, die Eigenschaften eines Fachmanns abzusprechen, weil er in Fragen, über die die Finanzleute selbst geteilter Meinung sind, anders verfahren hat, als es einem von ihnen gefällt. Daraus ergibt sich die politische Folgerung, die jeder Leser aus diesen Darlegungen leicht ziehen wird, während wir die Frage der technischen Berechtigung der Gwinnerschen Kritik hier offen lassen können.

Zur Strafrechts-Reform. (Festungshaft — Verweis — Körperstrafe.) Voraussichtlich wird in nicht ferner Zeit ein neues deutsches Strafgesetzbuch zur

Einführung gelangen. Schon jetzt beschäftigen sich nicht nur die Juristen mit der Frage der Strafrechtsreform. Vermutlich wird sich das allgemeine Interesse an dieser Reform besonders den verschiedenen Strafarten zuwenden, welche in Zukunft als gesetzliche Strafen verhängt werden sollen. Daß wir die Freiheitsstrafen als Hauptstrafen beibehalten werden, ist zweifellos. Über den Inhalt dieser Strafen und auch über einige andere Strafarten wird aber der Kampf heiß entbrennen, so insbesondere über die „Festungshaft", den „Verweis" und die „körperliche Züchtigung".

Die Festungshaft, welche gegenwärtig als ordentliche Hauptstrafe für gewisse Straffälle gilt, wollen manche in Zukunft auch nicht missen. Oder man wünscht doch an Stelle der Festungshaft eine ähnliche, möglichst leichte Freiheitsstrafe, welcher schon von Gesetzes wegen der Stempel einer besonderen, ehrenvollen Haftstrafe aufgedrückt sein soll. Man sagt, es gebe Verfehlungen, die nicht nur nicht ehrenrührig seien, sondern sogar aus ehrenvoller Gesinnung hervorgingen. Diese Behauptung ist aber keineswegs ganz richtig, denn es ist ohne weiteres klar, daß an jeder Handlung, die das staatliche Gesetz mit Strafe bedroht, irgend etwas Verwerfliches sein muß; sonst wäre die Handlung eben nicht strafbar! Man darf sich nicht auf den Standpunkt des Übeltäters und seiner Gesinnungsgenossen stellen. Wollte man das, so würde man von ihnen vielfach erfahren, daß sie an der Tat nichts Bedenkliches finden, die doch die Allgemeinheit des Volkes verdammt. Es kommt auf die allgemeine (herrschende) Volksmeinung an, welche im Gesetz ihren Ausdruck findet und welche eine bestimmte Handlung als unrecht — und damit stets als nicht ehrenvoll — verwirft. Also die Theorie von den ehrenvollen Verbrechen ist falsch. Wichtiger als dies ist aber ein strafrechtspolitisches Bedenken, das der Beibehaltung der Festungshaft entgegensteht und die ernsteste Beachtung in unserer Zeit der gärenden Klassengegensätze verdient. Ich meine: man darf keine Sonderstrafen für gewisse Vergehungen unterhalten, welche sich als Klassenvergehungen darstellen. So erscheint es z. B. höchst unpolitisch, den Zweikampf von Gesetzes wegen als eine ehrenvolle Übeltat auszuzeichnen. Die „ehrenvollen" Strafen sind auch überflüssig. Jeder Bestrafte kann und muß sich für seine Person im Staatsleben damit abfinden, daß nicht die Strafe, sondern die bestrafte Tat es ist, welche den Maßstab zu seiner Bewertung in den Augen der Volksmassen abgibt. Das Gesagte scheint mir zu genügen, um denjenigen Recht zu geben, welche die Abschaffung der Festungshaft befürworten.

Was den „Verweis" anbelangt, der zurzeit als Strafe für jugendliche Personen in nicht seltenen Fällen angewendet wird, so macht sich eine starke Strömung zuungunsten dieser Strafe geltend. Ihre Gegner meinen, der Verweis sei wirkungslos und sei daher als unnützes Strafmittel zu beseitigen. Andere wollen ihn als ordentliche, leichteste Strafe in Zukunft nicht nur gegenüber der Jugend, sondern auch bei Erwachsenen verwendet wissen.

Meines Erachtens ist der Verweis ein durchaus brauchbares Strafmittel. Die gerügte Eigenschaft, daß er vielfach wirkungslos an verhärteten Gemütern abprallt, teilt er lediglich mit strengeren Strafen, die recht sehr oft jede Wirkung auf den Täter verfehlen. Während die Freiheitsstrafen aber in nicht seltenen Fällen mit geradezu verderblichen Wirkungen für einen noch nicht oder nur wenig verdorbenen Übeltäter verbunden sind, fällt beim Verweise jede Schädlichkeit weg. Schon das ist ein Vorzug dieser Strafart! — Es gibt leichte Vergehen (Übertretungen), welche wohl ausdrücklich getadelt werden müssen, die aber durch ein Wort des Tadels genügend getroffen werden. Auch läßt sich nicht leugnen, daß ein geschickter Richter, der mit Menschen umzugehen weiß, imstande ist, durch

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

väterliches Mahnen oder eine je nach Tat und Person mild oder streng gefaßte Rüge einen guten Vorsatz in eine jugendliche Seele mit Erfolg einzupflanzen. Bei jugendlichen Personen (bis zum vollendeten achtzehnten und neunzehnten Lebensjahr) ist die mündliche Erteilung des Verweises zu empfehlen. Bei erwachsenen Tätern ist wohl stets die schriftliche Form mehr angebracht. Man könnte hierbei sogar ein allgemein aufgestelltes amtliches Formular verwenden. Denn dem Erwachsenen kann und soll durch einen Verweis nur klar gemacht werden, daß der Staat seine Handlung ausdrücklich mißbilligt.

Die Strafe der „körperlichen Züchtigung" besitzen wir als ordentliche Hauptstrafe zurzeit in Deutschland nicht. Ihre Gegner verwenden für sie mit Vorliebe das Wort „Prügelstrafe", wohl wissend, daß man durch ein großes Wort schon viele, die nicht nachdenken wollen oder können, auf seine Seite zu ziehen vermag. Es gehört zum Programm von angeblich besonders human und volkstümlich denkenden Parteiführern, die körperliche Züchtigung als unmenschlich zu verdammen. Eine Umfrage im deutschen Volk würde freilich höchstwahrscheinlich eine große Mehrheit von Antworten ergeben, welche sich für die bezeichnete Strafart aussprechen, — wenn es gelänge, parteipolitische Beeinflussung von den Antworten fernzuhalten. Wer Gelegenheit genommen hat, mit gebildeten und sogenannten einfachen Leuten über die hier in Betracht kommenden Fragen zu sprechen, weiß — dem Gegengeschrei mancher Politiker zum Trotz —, daß das Gefühl des deutschen Volkes es für angemessen hält, auf grobe Verstöße gegen das Sitten- und Staatsgesetz den Stock anzuwenden. Besonders gilt dies von Verfehlungen jugendlicher Personen. Von „Prügeln" braucht keine Rede zu sein. Daß eine Züchtigung Striemen zurückläßt, ja zurücklassen muß, ist freilich nicht zu bestreiten, — wenn ernst gestraft wird. Aber diese Spuren der Strafe verschwinden nach Stunden oder Tagen. Im übrigen ist über das Thema der körperlichen Züchtigung schon so viel gedruckt, daß jeder sich aus Büchern eingehender unterrichten kann. Hier soll lediglich hervorgehoben werden, daß man ein einfaches und nützliches Strafmittel nicht beiseite schieben sollte. Es ist nützlich besonders dadurch, daß es gesetzlich als Strafe existiert, indem es durch sein bloßes Vorhandensein wankelmütige Personen von Übeltaten abzuschrecken geeignet ist. Der Hauptwert aller Strafen besteht in der Generalprävention. Eine solche kann aber nur von Strafmitteln ausgehen, welche wirklich ein Übel bedeuten, was bei den Freiheitsstrafen für viele Übeltäter gar nicht der Fall ist.

Noch eins möchte ich nur berühren, was meines Wissens bisher nicht oder doch ungenügend in der Öffentlichkeit betont worden ist. Gerade die körperliche Harmlosigkeit der körperlichen Züchtigung im Vergleich mit der Gefängnishaft empfiehlt die erstere besonders. Es haben also diejenigen unrecht, welche auf die Schädlichkeit der Züchtigung hinweisen. Wie schon gesagt, hinterläßt sie nur geringfügige Nachwirkungen. Dagegen werden den Sträflingen im Gefängnis (oder gar Zuchthaus) sicherlich oft schwere Gesundheitsschäden zugefügt, welche außerhalb der Absichten des Gesetzgebers liegen, aber unvermeidlich sind. Man darf ja nicht übersehen, daß die Gefängnisse Brutstätten für gefährliche Krankheiten, so namentlich die Tuberkulose, sind. Es entzieht sich nur der Nachprüfung, wie viele Sträflinge sich in der Haft eine schwere Ansteckung zugezogen oder ein vorhandenes Leiden verschlimmert haben, und wie, wieder von ihnen ausgehend, Krankheitskeime in ihre und in fremde Familien getragen werden mögen. Der Durchschnittspolitiker kümmert sich um so etwas nicht; er urteilt nach dem äußeren Schein; so erklärt es sich, daß manche ein paar Striemen am Körper für schlimmer halten, als Einsperrung im Gefängnis.

Jurist

Zur Rettung des Dramas. Für den gegenwärtigen Tiefstand unseres Theaters ist es bezeichnend, daß radikale Stimmen wie die folgende aus dem Publikum laut werden können:

Mit der Zeit ist es so weit gekommen, daß der dramatische Dichter in den Theatern — von wenigen an den Fingern einer Hand zählbaren Instituten abgesehen — kaum irgend etwas noch zu suchen hat. Das Publikum, das sie füllt, verlangt ungefähr folgendes von ihnen: äußerste Anspannung schläfriger Nerven, wie etwa durch tollkühne Wagnisse eines Löwenbändigers, Gespräche über Probleme, die ihm aus Zeitschriften vertraut sind, Verhöhnung obrigkeitlicher Maßnahmen, spottbillig spaßhafte Geschichtchen mit anrüchigem, oder — wie man harmloser sagt — pikantem Einschlag und — wenn irgend möglich — noch ein wenig schlüpfrige Musik dazu. Ob man ein Recht hat, ihm diese Geschmacksrichtung zu verdenken, gehört nicht hierher. Das aber soll gesagt werden, daß das Hervorbringen solcher Dinge die Aufgabe ganz anderer Leute ist als des dramatischen Dichters im strengen Sinne; es ist etwa die Aufgabe des kalt und raffiniert rechnenden Technikers, des Ingenieurs, der genau arbeitende Maschinen ersinnt, des Feuilletonisten, der erheiternde Einfälle preiszugeben gewöhnt ist, des Verfassers von Leitartikeln, der eine Frage so hin und her zu drehen versteht, daß die erwünschte Antwort als allein mögliche übrig bleibt. Dem dramatischen Dichter aber sind diese Verrichtungen ebenso fremd wie beispielsweise die des Mannes, der ihm auf sein Klingeln hin eine Haustür öffnet. Denn der dramatische Dichter ist ein Künstler, der mit feinstem prüfendem Gefühl aus edelstem Stoff, den Worten, Seelen formt und Schicksale knüpft; er ist derjenige unter den Wortkünstlern, der die Glieder seiner Sprache in Rede und Gegenrede bindet; er ist der zweistimmige Lyriker.

Obwohl die Dinge nun so liegen, hat man sich von der Gewohnheit anderer, längst vergangener Zeiten bisher noch nicht trennen können, läßt man die Worte der dramatischen Dichter von Schauspielern auswendig lernen, die sie dann mit entsprechender Betonung und Körperhaltung einem mäßig erbauten Publikum einige Male vortragen. Einzig weil die Hervorbringungen der dramatischen Kunst äußerlich dieselbe dialogische Form aufweisen wie die Theaterstücke, glaubt man sich hierzu berechtigt. Wie aber eine derartige Verquickung niemandem, am wenigsten den betroffenen Kunstwerken zum Vorteil gereichen kann, wie sie vielmehr ebenso unsinnig ist wie etwa eine Mischung von flüssigem Stahl mit Schlagsahne, dürfte einzusehen sein. Daß man unter solchen Umständen von einer Entfremdung, selbst einem Riß zwischen Theater und dramatischer Dichtkunst sprechen darf, erscheint ebenfalls kaum bestreitbar. Die Tatsache zu beklagen wäre müßig; zu erwägen ist nur, ob es nicht zweckmäßiger wäre, auch die Reste eines ehemaligen Zusammenhangs mit raschem Entschlusse zu beseitigen.

Ich möchte eine solche Scheidung durchaus befürworten. Es gehört ja so blutwenig dazu: nichts, als daß die Theater die törichte Heuchelei aufgeben, als hätten sie irgend etwas mit der Wortkunst zu tun, und völlig und ehrlich das sein wollen, was sie sind: Fabriken, deren Zweck es ist, ihre Kundschaft zu befriedigen, Fabrikherrn und Arbeiter zu ernähren. Zweitens aber gehört dazu, daß der dramatische Dichter abläßt, sein edelstes Besitztum in das entstellende, vergröbernde Licht der Rampen zu stellen, das Weltgetriebe, das er sich erschuf, in fett geschminkte Schauspieler und buntes Kulissengekleister umzusetzen; er möge einsehen, daß es nicht minder unbillig ist, Werke der Wortkunst dem Theater von heute zu überlassen, wie von den Schaffnern eines Schnellzuges oder den Kellnern eines Gasthofes zu verlangen, sie sollten an bestimmten Tagen ihre Tätigkeit unterbrechen,

um Fugen des Johann Sebastian Bach vorzutragen. Er teile sein Werk in derselben Weise wie die andern Künstler des Wortes mit: in vertrauter Rede, in den reinlichen Blättern der Bücher.

Auf der andern Seite aber stehen unverkennbare Vorteile, die sich aus solcher Scheidung ergeben würden: die Theater wären in der Lage, alle Kraft an die Aufgaben zu setzen, die das Publikum von ihnen verlangt; dieses wieder würde sich nicht unerkenntlich zeigen, die Kassen würden voller sein; beide Teile würden besser auf ihre Rechnung kommen. Außerdem aber bliebe uns — und das ist höher zu schätzen — jener wenn auch nicht häufige, so doch bitter schmerzliche Anblick erspart: der Dichter als Spielball des Pöbels. Dem Getümmel der Schauspielhäuser entrückt, würde sein Blick ruhiger werden, allein auf die unirdische Bühne gerichtet, die nur er selbst erbauen kann, über die kein anderes Spiel zu gehen vermag, als nur das seine; in stillen, feierlichen Stunden führte er dann wohl den einen oder andern von uns mit sich und wiese ihm leise und lächelnd, was er sich erschuf; und wir würden ihm lieber folgen als heute, freier, fröhlicher, umsponnen vom Zauber des Wortes. Werner Richter

*

Goethe zu Eckermann 27. März 1825: „Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als sei es möglich, ein deutsches Theater zu bilden. Ja, ich hatte den Wahn, als könne ich selber dazu beitragen und als könne ich zu einem solchen Bau einige Grundsteine legen. Ich schrieb meine „Iphigenie" und meinen „Tasso" und dachte in kindischer Hoffnung, so würde es gehen. Allein es regte sich nicht und rührte sich nicht und blieb alles wie zuvor."

Gilgamesch. In dem durch das Drewssche Buch über die „Christusmythe" entbrannten Streit um die Geschichtlichkeit Jesu ist jetzt auch ein Werk immer wieder genannt worden, das schon vor einigen Jahren erschienen ist, von dessen Inhalt aber erst jetzt weitere Kreise Kenntnis erhalten haben. Professor Jensen in Marburg hat 1906 den ersten Teil eines großen Werkes erscheinen lassen: „Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur" (Straßburg, Trübner). Dieser erste 1030 Seiten starke Band hat den Untertitel: Die Ursprünge der alttestamentlichen Patriarchen-, Propheten- und Befreier-Sage und der neutestamentlichen Jesus-Sage. Eine Fortsetzung des Werkes soll später die Herkunft andrer weltgeschichtlicher Sagenkreise, vor allem der griechischen Sagen und der Buddhasage, aus dem Gilgamesch-Epos nachweisen. Das Werk ist von der theologischen Kritik in einer Weise beurteilt worden, die Jensen als im höchsten Grade ungerecht empfunden hat, und dies hat ihn veranlaßt, die Ergebnisse seiner Untersuchungen im vorigen Jahre in einer kurzen, aber mit leidenschaftlichen Vorwürfen und Schmähungen gegen seine Kritiker reichlich ausgestatteten Schrift: „Moses, Jesus, Paulus. Drei Varianten des babylonischen Gottmenschen Gilgamesch" (Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag) der breiten Öffentlichkeit vorzulegen, auch hier und dort in Vorträgen sich an die „Laien" zu wenden, um die Beachtung zu finden, auf die er Anspruch zu haben überzeugt ist.

Es soll hier nicht weiter die Frage erörtert werden, welches Recht und welchen Wert eine solche Flucht eines Gelehrten in die Öffentlichkeit habe: jedenfalls entspricht es nicht der Würde der Wissenschaft, wenn die im Grunde doch zu einem Urteil in einer solchen Frage gar nicht fähige große Menge durch kurzgefaßte

Broschüren oder durch einen Vortrag von ein paar halben Stunden zum Richter in einem Streite der Gelehrten aufgerufen wird. Aber da Jensen diesen Schritt zu tun für gut befunden hat, sind vielleicht grade jetzt einige Worte über die Gilgameschfrage den Lesern dieses Blattes willkommen. Freilich stammen sie aus der Feder eines Theologen, also eines Mannes, den Jensen für seine Person als durchaus befangenen Beurteiler ablehnt; aber schließlich kann er es ja gar nicht anders erwarten, als daß grade die Theologen sich mit seiner Arbeit beschäftigen und daß die Leute auch hören möchten, was diese darüber denken.

Sehr zu bedauern ist es allerdings, wenn, wie das ja mehrfach der Fall gewesen zu sein scheint, Jensens Kritiker sich die Sache sehr leicht gemacht und seine ganze Arbeit als Absurdität zu verlachen gesucht haben. Damit wird einmal gar nichts andres erreicht, als daß Jensen triumphierend sagen kann, man habe sich mit oberflächlichem Spott geholfen, weil man nichts Ernsthaftes zu entgegnen gewußt habe; und außerdem scheint es mir Pflicht, auf jeden Fall anzuerkennen, daß das Werk Jensens (bei aller Gehässigkeit der Polemik, die auch schon das große Werk selbst auszeichnet), eine Arbeit ernstesten Gelehrtenfleißes ist, daß er seine Hypothesen nicht nur mit lebhafter Phantasie, sondern auch mit großem Scharfsinn begründet und daß er in dem starken Bande eine Fülle von Beobachtungen dargeboten hat, die man nicht lächelnd beiseite schieben darf, sondern mit denen man sich gründlich auseinandersetzen muß.

Es kann hier nicht der Versuch gemacht werden, ein Bild davon zu geben, wie Jensen seine Hypothese zu begründen sucht, daß nicht nur die meisten Erzählungen von den Helden des Alten Testamentes, sondern auch das, was das Neue Testament von dem Leben Jesu und Pauli berichtet, nichts als Nachbildungen des uralten babylonischen Gilgameschepos seien. Es sei nur hervorgehoben, daß Jensen sich niemals auf vereinzelte Züge der Erzählungen stützt, die eine Parallele in der babylonischen Sage haben und die in solcher Vereinzelung freilich gar nichts bedeuten würden, sondern daß er ganze Reihen paralleler Züge nebeneinander stellt, die ihm unwiderleglich zu beweisen scheinen, daß es sich nicht um zufällige Ähnlichkeiten, sondern um Umbildung einer Sage in eine andre handelt. Auch kann man ihm nur gerecht werden, wenn man genau beobachtet, wie er die einzelnen israelitischen Erzählungskreise wieder auf ihre Verwandtschaft untereinander untersucht. Es ist nicht zu leugnen, daß eben dieser fortlaufende Parallelismus von Erzählungsmotiven, wie ihn Jensen entwickelt, in weitem Maße für seine Hypothese einnimmt, und es ist wohl zu erwarten, daß für die literarkritische Untersuchung namentlich des Alten Testamentes aus der Arbeit Jensens schließlich doch manche fruchtbare Anregung hervorgehen wird.

Freilich wenn Jensen alle seine Ausführungen für zwingende Beweise ansieht, denen sich nur böser Wille verschließen könne, so täuscht er sich damit offenbar sehr. Wieviel sich gegen die einzelnen Aufstellungen seines Werkes einwenden läßt, das fühlt er wohl selbst, wenn er in seinem Vorworte schreibt: „Will mich jemand ein zweites Mal niederstrecken, wird er Scheingründe genug dazu auf Hunderten von Seiten finden". Und auch seine ganze Arbeitsmethode wird von einer sehr starken Phantasie nicht grade günstig beeinflußt. Seine Parallelreihen besagen ja schließlich nur dann etwas, wenn auch wirklich alle einzelnen Stücke darin als Parallelen zwingend wirken. Hier aber wird ein besonnener Sinn vieles abweisen, was Jensen für sonnenklar ausgibt, und manchmal kommt es dabei wirklich bei ihm zu ganz absurden Behauptungen. So wenn Jensen erklärt, daß die Geschichte der Hochzeit zu Kana um ihres babylonischen Urbildes willen ursprünglich jedenfalls die Geschichte einer Hochzeit Jesu mit der Maria von

Bethanien gewesen sei, oder wenn er als Parallele nebeneinander stellt, daß Gilgamesch einen Baum fällt und Paulus in Korinth als Zeltweber arbeitet, oder wenn die Erzählung von dem Makedonier, der Paulus in Troas im Traum erscheint und ruft: „Komm herüber und hilf uns!", als Nachbildung der Erscheinung Cäsars vor Brutus erklärt wird, — eine römische Anekdote der jüngsten Vergangenheit also in die uralten Gilgameschmotive hineingearbeitet! Viel schwerer als der Vater der Hypothese werden sich andre auch mit dem fortwährenden Rollentausch abfinden können, den Jensen annehmen muß, um seine Parallelen durchzuführen. Während es sich nämlich im Epos um die Schicksale des einen Helden Gilgamesch handelt, der zu den verschiedensten Gestalten in Beziehung tritt, müssen in den israelitischen Erzählungen die einzelnen Gestalten fortwährend die Rollen wechseln, um eine Parallele zu den babylonischen Sagenmotiven zu ermöglichen; z. B. Jesus, der zu dem Täufer kommt, wird gleichgesetzt dem Gilgamesch, der zu Eabani kommt; Jesus, der von Johannes getauft wird, gleich Eabani, dem Gilgamesch königliche Ehren erweist; Jesus, dem der „Gott des Todes" (?) erscheint, gleich Eabani, der sich den Tod wünscht; Jesus, der den Sturm stillt, gleich Xisuthros im Sintflutwasser; Jesus, der den Petrus rettet, gleich Xisuthros, der den Gilgamesch rettet usf.

Weiter: man könnte es wohl verstehen, daß ein babylonischer Sagenstoff auch auf israelitischem Boden sich in veränderter Gestalt wiederfindet; aber die Hypothese, daß fast jeder der israelitischen Stämme diesen Stoff wieder in eine oder mehrere ganz eigentümliche Formen geprägt habe und daß man schließlich diese sämtlichen Variationen der einen Sage zu einer fortlaufenden Volksgeschichte hintereinander geordnet habe, will doch, selbst wenn sie glänzend begründet wäre, gar zu absonderlich erscheinen. Hätte denn das Volk Israel nicht auch wirklich etwas erlebt, das des Erzählens wert gewesen wäre? Und wenn Jensen die Geschichtlichkeit Ahabs und Jehus zugibt, weil diese auch inschriftlich bezeugt sind, obwohl sie innerhalb israelitischer „Gilgameschsagen" eine Rolle spielen, sollten so nicht auch ein Mose und Elia, ein David und Salomo geschichtlich sein dürfen, wenn sie auch grade nicht inschriftlich bezeugt sind? — Dies führt uns auf den bedenklichsten Punkt in der Beweisführung Jensens. Er verwirft auf Grund seiner Hypothese die Lebensbilder Jesu und des Apostels Paulus als völlig sagenhaft. Damit streicht er aber Tatsachen hinweg, die (mindestens in ihren Grundzügen) durch die großen Briefe des Paulus für jeden verständigen Menschen unanfechtbar urkundlich gesichert sind. Er muß, um seine Hypothese hier zu retten, selbst Schriften wie die Korintherbriefe und den Galaterbrief ohne jeden sachlichen Grund für Fälschungen erklären; er muß die in den Evangelien überlieferten Worte Jesu von dem Erzählungsstoffe gewaltsam losreißen als Aussprüche eines Mannes, der mit dem „Gilgameschhelden" der Evangelien gar nichts zu tun habe. Das sind Gewaltstreiche, die wissenschaftlich nicht zu rechtfertigen sind. Nicht etwa die kirchliche Überlieferung nur, sondern die großartige Arbeit der kritischen Theologie der letzten Jahrhunderte weist solche Folgerungen als unmöglich zurück. Und wenn man hier erkennt, wie die Methode Jensens ihn an dieser Stelle zu ganz unhaltbaren Ergebnissen führt, so wird man sich auch dort, wo ihm nicht derartig gesicherte urkundliche Zeugnisse in den Weg treten, doch nur mit größter Vorsicht seiner Führung anvertrauen.

Wir wollen hoffen, daß die Periode der Sensation, in welche die Untersuchung über die geschichtlichen Grundlagen unsrer Religion gegenwärtig leider geraten ist, bald ihr Ende findet und dann in besonnener wissenschaftlicher Auseinandersetzung festgestellt wird, was an Fruchtbarem und Bleibendem etwa aus diesem neuen Babel-Bibel-Streit zu gewinnen ist. Pastor Lic. Georg Wustmann

Freundſchaft

In der Jugend hat man es leicht. Man iſt von dem Gift des Zweifels noch nicht angekränkelt, man ſteht mit der Welt auf Du und Du, man denkt nur in großen, einfachen Formen. Die Menſchheit teilt man in zwei Klaſſen: in Freunde und Feinde. Die Jungen, die in der anderen Gaſſe wohnen, gehören nicht zu uns, folglich werden ſie verhauen. Das ſind die Feinde. Die anderen, die zur Sippe gehören, ſind die Freunde. Man hat ihrer ſo viel, als man Intereſſen hat. Es iſt geradezu ein chemiſcher Prozeß: die Seele iſt das Element, das nach dem Geſetz der Affinität vielfache Verbindungen ſucht. Was ſucht man in den Freunden? Sich ſelbſt. Man will ſich bejahen, man will ſich verwirklichen. Ein Freund reicht in dieſen Jahren bei weitem nicht aus. Mit dem einen gräbt man den Tomahawk aus und betritt gemeinſam den Kriegspfad. Mit dem anderen neckt man die Mädchen. Mit dem dritten dramatiſiert man Schillers Ballade von der „Bürgſchaft", zu dem Endzweck, eine ſolenne Keilerei zu veranſtalten, wobei die Lineale als Schwerter dienen. Mit jedem bindet man auf andere Weiſe an.

Was iſt uns die Freundſchaft in jenen ſeligen, jungen und dummen Jahren? Gefühlsduſelei? Etwas viel Geſünderes, Robuſteres, Triebhafteres! Man will werden. Man will die Welt meiſtern. Sie iſt herrlich, wie am erſten Tag. Lächelt nicht über die kleine Welt der Jugend! Sie iſt größer, als ihr denkt. Die Weltſchöpfung vollzieht ſich in jeder werdenden jungen Seele aufs neue; ſie iſt wie alles Weſentliche im Leben — perſönliche Schöpfung. Allein gelingt es nicht. Man braucht Helfer. Man iſt egoiſtiſch in der Jugend — es gibt nichts Egoiſtiſcheres als Kinder. Man hält auf Freundſchaft aus Egoismus. Man braucht ſie zu ſeiner Selbſtverwirklichung. Die Natur treibt Realpolitik im großen Stil.

Was braucht der Junge Freunde, die ihn verderben? Sind wir nicht da, die Eltern, die Erzieher, die Lehrer? Das iſt die Frage, auf die ich hinaus wollte. Der Junge hält das Ideal der Freundſchaft ſo hoch, daß er eher euch Eltern, Lehrer, Erzieher betrügen wird, bevor er ſeinen Freund betrügt. Wiederum nicht aus Gefühlsduſelei, ſondern aus Inſtinkt, aus geſundem Egoismus. Ihr ermahnt ihn, tadelt ihn, belehrt ihn; aber bilden? Bilden tut er ſich ſelbſt. Um es zu können, benötigt er des Freundes. Was wir Erwachſene dem Jungen geben können, iſt wenig; er muß es ſich ſelbſt geben, wenn er es beſitzen ſoll. Sein Freund, der andere Junge, iſt in der nämlichen Lage. Er iſt Altersgenoſſe und gewiſſermaßen Leidensgenoſſe. Dieſem, ſeinem gleichalterigen Freund, wird er ſich erſchließen, nicht euch, die ihr Gehorſam, Verehrung und Dankbarkeit verlangt. Mit dem Freund beginnt er zu ringen und zu raufen; er übt ſeine animaliſchen Kräfte. Mit dem Freund ſucht er die Gefahren auf, entwickelt er die Kräfte des Charakters, Mut, Standhaftigkeit, Ertragen von Schmerzen, die Stoa. Mit dem Freund wird er über das Geheimnis der Geſchlechter klar werden, ohne daß die Schamhaftigkeit der Seele Schaden nimmt.... Laßt ab von dem unſeligen Beginnen, eure Schüler über das heikle Problem aufklären zu wollen. Ihr werdet blühende Gärten zertreten, ihr werdet mit plumpen Händen der jungfräulichen Seele den Kranz vom Haupte reißen, ihr werdet ein Paradies in eine Wüſte wandeln. Ihr werdet mit eurer ſeichten Aufklärungswut einen Fluch in die lodernden Herzen

pflanzen, und der Fluch wird auf euch zurückfallen. Nicht so beim Freunde. Die Blüte bleibt unverletzt, wie immer sich ihnen auch das Rätsel darstellt. Sie werden es auf ihre Weise lösen. Warum die Furcht, daß der Junge von seinem Altersgenossen verdorben werden könnte? Habt ihr solches Mißtrauen in die Charaktere eurer Sprößlinge? Ein gesunder Bengel, der rauft, und der um sich schlägt wie ein Füllen, hat nichts zu fürchten. Am wenigsten von dem Jugendgenossen. Sie bilden sich gegenseitig. Wie sie es tun, ist ihre Sache. — —

Die Jugend ist vorbei, die Freunde sind dahin, die schöne Welt liegt in Scherben. Eine andere Wirklichkeit kommt heran, neue Probleme, neue Erfahrungen. Jede Erfahrung ist zunächst eine Enttäuschung. Man hat als erwachsener junger Mann neue Freunde gehabt, aber sie waren falsch. Fahr hin, törichter Wahn! In den Staub mit den Idealen, den frech geschminkten Lügen! Der eine Freund hat uns eine Liebe weggenommen, der andere hat uns um Geld betrogen, der dritte hat uns hinterrücks angeschwärzt. Unser Glaube ist zerbrochen; Jugendschwärmerei, sie liegt, vom Staub der Jahre bedeckt, in einem vergessenen Winkel beim alten Spielzeug. Man wähnt sich frei und dünkt sich überlegen. Man höhnt auf Schiller von der vierten Galerie herab und gefällt sich in gottlosen Reden; man ist Zyniker. Man hat eine Unmenge Bekanntschaften, Duzbrüder; im Grunde genommen aber bildet man sich ein, sie zu verachten. Überhaupt, man ist Menschenverächter geworden! So hat man einen sehr bequemen Standpunkt gefunden, um alles, was an Tiefe abgeht, durch Überhebung zu ersetzen. Man liebt es, sich schlechter zu machen, als man ist. Aus Dünkel.

Ist man wirklich hoffnungslos? Nein, man ist nur verirrt. Ein eitler, aufgeblasener Wicht! Jeder macht diese Zeit durch. Wir, die wir darüber hinaus sind, dürfen es uns eingestehen: Es ist die finsterste, unfruchtbarste Zeit der Entwicklung. Obwohl man gerade in diesen Jahren am meisten lernt; in Büchern oder im Leben. Aber die Saat geht in diesem Alter noch nicht auf. Die Seele sieht aus wie ein rauhes Ackerland, dürftig, unfruchtbar, steinig. Vielleicht, daß eine spätere Zeit die Früchte erntet. Vielleicht! Die erste Jugend war ein goldener Traum, ein verlornes Paradies. Die Seele wird sich im späteren Alter immer wieder dahin zurücksehnen. Wir wissen so viel von dieser seligen Insel zu erzählen. Wie wenig aber bleibt uns für den Seelenbesitz aus dieser zweiten, reiferen Jugend! Der Erinnerung nach scheint sie in eine dunkle Wolke gehüllt. Die Ideale sind entgeistigt, der Glaube zerstört, die Freundschaft totgesagt. Und die Liebe? Sie ist vielleicht das Einzige, was als Lichtblick geblieben, eine Erinnerung voll Jubel und meistens auch voll bitterböser Worte und Tränen. Treulose Schwüre! Ein Hassen wächst aus der verratenen Liebe. Es ist die gefährlichste Zeit, da die alten Mächte keine Kraft mehr haben, weder Eltern, noch Lehrer, noch Freunde. Duzbrüder und Zechkumpane zerren uns in einen Strudel des Vergnügens. Aber die Seele bleibt einsam in dem Lärm. Eine unsichtbare Schrift steht auf der Stirne dieses Alters: Kain! Unser Blick ward fremd, hart, feindselig: Kains Blick. Wir stehen seinem Schicksal näher als sonst.

Es wird immer das Geheimnis unserer Menschlichkeit sein, wie wir diesem Labyrinth entrinnen. Viele unterliegen, manche gehen von da ab einen krummen Weg, einige erheben sich aus den Versuchungen zu einer neuen Reinheit. Aber unerschütterlich steht fest, daß uns niemand helfen kann. Wir müssen uns selbst

helfen. Die Natur — die menschliche Seele gehört auch dazu — muß ihr eigener Arzt sein. Ebenso unerschütterlich ist, daß wir in der beginnenden Zeit der Edelreife wieder des Freundes bedürfen. Wir brauchen ihn als Stab; gleich dem Weinstock, der emporranken will. Aus der zertrümmerten Welt unserer Jugend steigt die totgesagte Freundschaft in neuer, edler Gestalt auf. Wie wir die Sache auch symbolisch und idealistisch verbrämen wollen, es ist im Grunde genommen wieder ein Akt des vergeistigten Egoismus, ein gesunder Instinkt, der Mittel für das Wachstum sucht. Wir wissen nun ganz genau, durch Erfahrungen geläutert, daß der Freund nicht für den Klatsch da ist, nicht für die Geldnöte, nicht für die Liebeshändel. Das sind Dinge, die wir mit den Duzbrüdern und Zechgenossen gemeinsam hatten, aber wir haben die wilden Genossen unserer Torheiten abgestreift. Wir kennen sie nicht mehr, wenn wir ihnen auf der Straße begegnen. Wir sind nicht mehr, die wir waren; wir haben mit unserem Gott gerungen; wir haben unsere Welt zum zweitenmal erbaut, — abermals eine persönliche Schöpfung. Doch zugleich sind neue Seelennöte erwacht. Die Begrenztheit und Hinfälligkeit des menschlichen Könnens und Wollens wird uns erschreckend klar; Kleinmut und Verzagtheit treten über unsere Schwelle. Das mühsam errichtete Lebenshaus droht wieder zusammenzubrechen. In der tiefsten Qual rufen wir nach dem Freund. Wir brauchen ihn, der uns versteht! Ihn, der unsere Vorzüge rühmt, und unsere Schwächen übersieht, der uns das tägliche Brot der Anerkennung gibt. Wir hungern danach, wie die Pflanze nach Licht und Sonne, und wäre er der Größeste, so bedarf er solcher Stärkung, wenn seine Kraft, seine Schaffensfreude, sein Kampfesmut nicht verkümmern sollen. Man kann den Beifall der Menge entbehren, man kann es mit einer Armee von Feinden aufnehmen, aber man kann des Beistandes eines erprobten Freundes nicht entbehren. Wer soll uns den Wert geben, den wir besitzen, wenn nicht er, dessen freimütige Anerkennung unser Adelsbrief ist. Wir suchen uns in diesem Freunde, deshalb brauchen wir ihn.

Wir haben ihn immer gesucht, schon damals in der Jugend, als wir in den Straßen herumbalgten. Wir glaubten ihn in jedem zufälligen Nachbarn von der Schulbank zu erkennen, denn wir ahnten sein Kommen und sahen seine Christusgestalt schon im Dämmer der Kinderjahre. Es hat sich aber immer herausgestellt, daß es noch nicht der rechte war. Wir hatten es nur mit Vorläufern zu tun. Und endlich, nach vielen Verzerrungen und Täuschungen unseres Gesichts, sahen wir seine Gestalt in reineren Formen näher kommen, wir gingen auf ihn zu und wußten nicht, daß es das Bild unserer eigenen Vollendung ist, das wir gleichsam in einem Spiegel erschaut haben. Zuweilen ist dieser Freund das Weib, die Lebensgefährtin. Zuweilen. Es kommt nicht darauf an, in welcher Erscheinungsform uns der rechte begegnet. Keineswegs ist es immer die Gattin; so viel aber steht fest, daß wir ihn erkennen, wenn es der rechte ist.

Denn wir betrachten in der Lebensreife den Freund nicht mehr als eine Zufallserscheinung. In der Jugend haben wir so gewählt. Jetzt aber wissen wir, daß ein Gemeinsames von Uranbeginn vorhanden gewesen sein muß. Wir haben in einer anderen Welt, oder auf einem anderen Stern, in einem Leben vor diesem in dieselbe Schicht gehört und werden uns in unendlichen Zeiträumen wieder erkennen, wenn wir einander begegnen. Unsere Freundschaft gründet sich auf eine Vorgeschichte, die wir mit dem Wissen nicht durchdringen können. Wir können sie

nur ahnend ergreifen. So gut wie unsere Freundschaft auf diese Weise vorbedingt ist, ist es unsere Feindschaft. Wir begegnen oft Menschen, von denen uns ein Elementargegensatz scheidet, der durch die Konventionen unseres Lebens vielleicht gemildert, niemals aber ausgeglichen werden kann. Unser Instinkt sagt uns, daß diese anderen einem Geschlecht angehören, mit dem wir in Ur-Urzeiten einen Vernichtungskrieg ohne Gnade führten. Sie haben schon in der Vorwelt in der „anderen Gasse" gewohnt. Die Wellen der Verwandtschaft können geologische Zeiträume überspringen; wir mögen einstens Fabelwesen gewesen sein, und heute noch, in unserer veränderten Gestalt, spüren wir unsere rätselhaften Vergangenheiten nach. Unsere Lebensgemeinschaften sind älter als wir. Es ist das, was Goethe in seinem Gedicht an Frau von Stein ausdrückt: die platonische Idee des Wiedererkennens. Der wahre Freund erkennt uns aus den früheren, vielleicht vorweltlichen Beziehungen. Es ist ein Verstehen da jenseits aller Worte. Er weiß alles, was uns betrifft, wir haben nicht nötig, es ihm erst zu sagen. Was wir bei ihm suchen, ist die Bejahung unserer schönen, edlen Antriebe. Er soll uns Mut machen, wirklich zu sein, wie wir gerne scheinen möchten. Er soll uns Mut machen, wir selbst zu sein.

Aber einer, der solcher Art unseren ursprünglichen Wert zur Geltung bringt, muß in vollem Maße ebenbürtig sein. Denn auch er, der Freund, sucht uns aus den gleichen egoistischen Gründen. Auch er sucht sich in uns. Alles Schmeichelhafte, was dienende, kriecherische Seelen über uns sagen, ist nur angetan, Unwillen zu erregen. Den Feingehalt gewinnt die Denkmünze erst, wenn der rechte, mit allem Vorwissen ausgestattete Freund sie prägt. Diese geistige Erhöhung bedeutet mehr als wertvolle Geschenke materieller Natur, Darlehen, Geldwerte und ähnliche Hilfen, die in Wahrheit nur das Gefühl der Abhängigkeit und der lästigen Dankverpflichtung erzeugen. Wer nur materielle Hilfe von der Freundschaft erwartet, tut ihrem rein geistigen Wesen unrecht. Es ist wahrscheinlich, daß der rechte Freund im Augenblick der Not beispringt und Opfer bringt. Um unser selbst willen aber sollen wir diese Probebelastungen nach Möglichkeit vermeiden. Die Klugheit soll uns sagen, daß Freundschaft ein rein geistiges Gut ist. Und daß es unsere Sache ist, dieses Geistige im Leben fruchtbar zu machen. Der Freund, der uns Stärke, Mut, Zuversicht und Schaffensfreude zurückgegeben, hat mehr getan als ein Geldverleiher, der Vorschüsse auf Zinsen gibt. Es ist ein schlechter Instinkt, der den Freund mit dem Geldgeber verwechselt; Freundschaft ist nicht da, um angepumpt zu werden. Dagegen liegt es an uns, dem Freund jeden Dienst zu erweisen, der in unserer Macht liegt. Je mehr wir für ihn tun können, desto besser ist es für uns. Wir dürfen, wenn die Notwendigkeit eintritt, es nicht mit dem bloßen guten Rat bewenden lassen. Die Tat entscheidet. Und wir dürfen darum nicht engherzig sein. Was wir für ihn tun, und seien es auch materielle Opfer, muß so getan sein, daß für ihn weder Abhängigkeit, noch Verpflichtungen, noch Dankesschuld erwachsen. Denn wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß alles, was wir für andere tun, für uns selbst geschieht. Auch in der Freundschaft, deren Begriff wieder rein gefaßt und erhöht werden soll, handelt es sich um das eigene Ich, das die geistigen Grenzen seiner Herrschaft, und somit den Bezirk seiner Macht und seines Reichtums erweitern will.

Joseph Aug. Lux

Bücherliste

Besprechung einzelner Werke vorbehalten.

William M. Thackeray: Gesammelte Werke. Zum ersten Male vollständig ins Deutsche übertragen von Heinrich Conrad. München und Leipzig. Georg Müller.

„Der Jahrmarkt der Eitelkeit" (Vanity fair), das bedeutendste Werk des wundervollen Humoristen und Menschenschilderers, ist soeben, drei Bände stark, in dieser mit all dem Geschmack des rührigen Münchener Verlages ausgestatteten Ausgabe erschienen. Die Übersetzung Conrads rettet auch schwierige Feinheiten der Sprache ins Deutsche hinüber und läßt den Duft der gemütvollen, schelmisch-nachdenklichen Prosa Thackerays nachempfinden.

Cell, Karl: Christentum und Weltgeschichte seit der Reformation. B. G. Teubner, Leipzig.

Witkowski, G.: Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. B. G. Teubner, Leipzig.

Geißler, Dr. Ewald: Rhetorik. B. G. Teubner, Leipzig.

Verantwortlich: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. (Herr George Cleinow ist bis Mitte Juni verreist.) **Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.**

Anzeigen-Annahme

für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11,
Bernburger Straße 22a/23.
Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510.
Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW.19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

Stellennachweis für akademisch Gebildete und Offiziere a. D.

Bis zu 3 Zeilen 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Ein gewandter, gut empfohlener **Feuilleton-Redakteur** für den 2. Platz sucht Anstellung. Anfragen unter H. K. 708 an die „Grenzboten", Berlin SW. 11.

Russischen Sprachunterricht erteilt wissenschaftlich geprüfte Dame. Anfragen unter J. G. 714 an die „Grenzboten", Berlin SW. 11.

Sachverständiger Rat in Bergwerks- und Berggerechtsams-Angelegenheiten, Gutachten, Rentabilitätsberechnungen, Revisionen usw. durch höheren Staatsbeamten a. D. Anfragen unter F. R. 711 an die „Grenzboten", Berlin SW. 11.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Bismarck und England

Eine hiſtoriſch-politiſche Auseinanderſetzung über „Weltpolitik“ und die britiſche „Gefahr“

Von Maximilian von Hagen

Im Kampf der Meinungen um das deutſch-engliſche Problem ſcheint eine ruhige hiſtoriſche Betrachtung um ſo eher am Platze, ſeitdem ſich die politiſche Leidenſchaft auf beiden Seiten etwas gelegt hat und damit eine Pauſe zur Beſinnung eingetreten iſt. Erich Marcks hat ſoeben eine Darſtellung des Problems im weltgeſchichtlichen Rahmen veröffentlicht („Die Einheitlichkeit der engliſchen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart.“ Stuttgart und Berlin, Cotta. 38 S., geh. 1 M.), der alldeutſche Politiker Graf Ernſt zu Reventlow hat ſie noch vor Ausgang der engliſchen Parlamentswahlen in einer politiſchen Tendenzbroſchüre mit der Beſchränkung auf unſer Thema verſucht („Was würde Bismarck ſagen? Zur deutſchen Flotte, zu England — Deutſchland?“ Berlin, Deutſcher Kolonialverlag, G. Meinecke. 119 S., geh. 2 M.). Da dieſer letztgenannten Schrift von hiſtoriſcher Seite aus methodiſchen und ſachlichen Gründen vielfach widerſprochen werden muß, mag eine eingehende Beſprechung gerade heute nicht unwillkommen ſein. Sie wird uns mit Bismarckſchen Augen objektiv ſehen lehren, wie ſich der deutſch-engliſche Gegenſatz überbrücken und überwinden läßt, obwohl ſein endlicher Ausbruch in der konſequenten Reihe einer einheitlichen Entwicklung der britiſchen Auslandspolitik ſeit Eliſabeths Zeiten zu liegen ſcheint.

Zwar weiß auch Reventlow, wie mißlich es iſt, aus Bismarcks Politik, die ſich unter ganz anderen Verhältniſſen, als ſie heute beſtehen, entwickelte, ſeine Stellung in unſerer jetzigen Situation erraten oder gar daraus die rechte Politik der Gegenwart konſtruieren zu wollen. Allein durch tendenziöſe Stoffauswahl an der Hand des (wohl als Nachſchlagebuch für wiſſenſchaftliche Benutzung,

aber nicht als Quellensurrogat gedachten) Aphorismenwerkes „Bismarck als Erzieher" von Paul Dehn: unternimmt er es dennoch, denen, die zur Verhütung einer Katastrophe in dem Konflikt mit dem nervösen England, auf die Autorität Bismarcks gestützt, Innehalten im Flottenrüsten und Verständigung um jeden Preis verlangen, aus den Worten und Taten des ersten Kanzlers zu erweisen, daß dieser über das Bedürfnis einer Deutschland würdigen Flotte sowie über Kolonial- und Weltpolitik moderner gedacht habe, als man gewöhnlich annehme — im Sinne der alldeutschen Postulate eines „größeren" Deutschland. Diese Grundtendenz, durch die dann Bismarck nach seiner Schutzzoll- und Kolonialpolitik zum Propheten der „Weltpolitik" wird — die Reventlow übrigens (in seinem „Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner") noch vor drei Jahren selbst bekämpft hat! — diese Grundtendenz, die Bismarck nach seinen gelegentlichen, sicher mäßigen Marineforderungen zum Flottenenthusiasten nach dem Herzen des Flottenvereins macht, die ihn wegen seiner Abneigung gegen Englands „Heuchelei und Perfidie", seinen Krämer- und Diebesgeist in Politik und Wirtschaft zum ideellen Vorkämpfer unserer antienglischen Liga in Deutschland stempelt, diese Grundtendenz läßt sich mit dem einen Bismarckschen Worte von der „saturierten" Politik Deutschlands aus den Angeln heben.

In richtiger Erkenntnis dieses fundamentalen Widerspruches verläßt auch Reventlow, unmerklich fast, den Weg seiner Geschichtsmethode, das Passende auszuwählen und das Nichtpassende fortzulassen, um so lange gegen das genannte, allbekannte und darum nicht zu ignorierende „Schlagwort" zu polemisieren, bis es der gläubige Leser als solches empfindet und im Grunde für unbismarckisch hält. Und doch hat Bismarck selten einen Terminus öfter im Munde geführt, um seine Ziele zu veranschaulichen, als dies Wort, das er 1851 von Metternichs Lippen hörte und das, wenn überhaupt eins, einen hohen Erkenntniswert für die Prinzipien seiner Politik besitzt. Denn seit 1871 war sein ganzes Sinnen auf die Befestigung des von ihm geschmiedeten Reiches, auf dessen Sicherung gegen äußere Feinde und seine Selbständigmachung in finanzieller und wirtschaftlicher Beziehung gerichtet und blieb auch „saturiert", d. h. innerhalb der Grenzen kontinentaler Interessen, trotz seiner Kolonialpolitik, weil diese nicht im Sinne eines weltwirtschaftlichen Imperialismus gedacht war, sondern im Rahmen eines staatlichen Schutzsystems, wie es Bismarck seit Gründung des Reiches auf alle Teile des Ganzen anwandte: eine Politik, die (wie Reventlow auch ganz richtig bemerkt) „von innen nach außen" ging, d. h. vom Ackerbau über Gewerbe und Industrie zum Handel und zu den Kolonien, also folgerichtig vom heimischen Boden über See geleitet wurde. Dasselbe ist der Sinn seines kontinental verankerten Prinzips, daß die deutsche Flagge dem Handel zu folgen habe und nicht das umgekehrte — meist „französisch" genannte — System nachzuahmen sei. Erst die Konsequenzen lehrten ihn verstehen, was er mit den kolonialen Erwerbungen Neues geschaffen, und in diesem Zusammenhang sprach er wohl auch gelegentlich von „Weltpolitik". Sicher aber faßte er sie viel

enger als unsere Zeit, nämlich nicht nationalökonomisch im Gegensatz zu einer rein heimatpolitisch gerichteten Staats- und Wirtschaftsleitung, sondern nur diplomatisch im Gegensatz zur europäischen als Übersee- und Kolonialschutzpolitik, die zu Bismarcks Zeiten ja bezeichnenderweise auch noch dem auswärtigen Ressort unterstellt blieb ...

Niemand wird leugnen, daß Bismarck auch in unseren Tagen die Forderungen der neuen Zeit erkennen und erfüllen würde, aber eben als ein Bismarck unserer Zeit, den man sich nicht recht vorstellen kann und darum lieber auch nicht vorstellen soll. In seinem eigenen Zeitalter, das mit seinem Sturz zur Rüste ging, wurde er ihnen, als sie schüchtern und dumpf an die Pforten des Reiches klopften, nur langsam, meist widerstrebend, oft bekanntlich auch nicht gerecht. Selbstverständlich und bekannt ist, daß er festhielt, was er einmal wirklich in die Hand genommen; das ist auf dem Gebiete der inneren Politik das ungemeine Verdienst seiner Sozialpolitik, auf auswärtigem Felde das nicht weniger große seiner Kolonialpolitik, wenn man deren tatsächliche Leistung und nicht die Frage nach ihrem Ursprung als Kriterium für das Urteil anerkennt. Mit ihr schuf er dem Reiche eine neue Grundlage, die es brauchte, wenn es als Großmacht in den wirtschaftlichen Kämpfen des zwanzigsten Jahrhunderts nicht unterliegen sollte. Freilich übersah er die Tragweite dieses Schrittes kaum in dem Umfange, in dem Reventlow meint, sondern erfüllte, wenn irgendwo, hier besonders seine Devise: „Fert unda nec regitur". Hier vor allem gilt daher das Lamprechtsche Wort: „Nicht die weite Zukunft meisterte der Fürst so sehr in einer Art phantasietrunkener Überschau: dem Momente diente er in immer und immer wieder neu geschaffenem, künstlerisch vollendetem Überblick der europäischen und der universalen Konstellation des Augenblicks". Sein langjähriges Widerstreben gegen koloniale Expansion, an dem festzuhalten ist, zumal nach dem Urteile Eingeweihter auch die Archive nichts Gegenteiliges beweisen sollen, sein zögerndes Vorgehen nach Überwindung seiner Bedenken, endlich seine kolonialen Programmreden im Reichstag zeigen hinlänglich seine kontinentale, dem „Imperialismus" abgewandte Denkweise. Wahrscheinlich spielt seine freihändlerische Vergangenheit bei seiner Abneigung gegen Kolonialpolitik, die Bismarck selbst des öfteren betonte, noch eine große Rolle. Jedenfalls läßt sich für Reventlows Behauptung, Bismarck habe den Anstoß zu ihr gegeben, der vielmehr von kaufmännischer Seite und von der überseeischen Abteilung des Auswärtigen Amtes unter Heinrich von Kusserow kam, oder er habe gar die koloniale Begeisterung „recht eigentlich" hervorgerufen — die in Wirklichkeit aus Jahren datiert, in denen er noch jede Kolonialpolitik von sich wies —, den Beweis nicht erbringen; Reventlow versucht ihn auch gar nicht. Zwar beseitigt er die Widerlegung, die Bismarck selbst gab, indem er betonte, er sei „kein Kolonialmensch" und durch die öffentliche Meinung in diese Richtung hineingetrieben worden — eine Aussage, die natürlich niemand wörtlich nehmen wird! —, durch den Schluß, Bismarck habe dadurch nur den Reichstag zur Bewilligung der nötigen Forderungen

bringen wollen; tatsächlich aber machte Bismarck damit dem Reichstag ein durch die Forschung sich bestätigendes Geständnis zu einer Zeit, als ihm die Kolonialpolitik über den Kopf gewachsen und die oppositionellen Abgeordneten ihn für alle Mißerfolge verantwortlich machen wollten. Wie dem aber auch sei, das Verdienst Bismarcks um die Schaffung neuer Absatzgebiete für überschüssige Menschen- und Güterkraft ist nicht geringer, weil er nicht ursprünglich die Idee dazu hatte und nicht die Folgen ahnte, die aus der Tat entspringen konnten. Wie es einmal Bamberger dem toten Gegner schön nachgesagt hat, so ist es auch hier: die Konsequenzen großen persönlichen Wollens, das sich einmal in der Kraftübung entdeckt, führten ihn schließlich vorwärts und vertrauten am Ende ruhig der Weiterentwicklung.

Ebenso steht es mit seinem Verhältnis zur Flottenpolitik, die eine „Weltpolitik" erst ermöglicht. Nach seinem Sturze erkannte er wohl die Notwendigkeit der Flottenvorlage von 1897 ausdrücklich an, weil sie die kompetenten Fachmänner für nötig hielten; daß er sie für zu bescheiden gehalten habe, glaube ich freilich nicht. Während seiner Reichskanzlerschaft jedenfalls beschäftigte ihn die Flottenpolitik ernsthaft nur im Zusammenhang mit der Kolonialpolitik, weil er diese bei anderen Mächten durch „viel bereitere und nähere Kräfte" erleichtert sah; doch strebte er nie, wie er selbst erklärte, nach einer erstklassigen Flotte, wie sie England und Frankreich benötige. Daß „unsere Zukunft auf dem Wasser" liege, hat er sicher nie geglaubt, noch weniger, daß „nur auf die Stimmen von Mächten mit starken Flotten mit Achtung gehört werden wird, wenn die Frage nach der Zukunft des Stillen Ozeans zu lösen sein wird", wie unser Kaiser treffend formulierte. Weltpolitik war ihm eben nur Schutz deutscher Interessen in der Welt. Mittel dieses Schutzes waren ihm die Autorität der deutschen Flagge, hinter der eine Großmacht in Waffen, freilich fast ausschließlich kontinentaler Art, und seine eigene große Autorität stand, die manchen Gegensatz auszugleichen vermochte und durch den Grundsatz: Ernst zeigen (show of power) und die Ehre wahren! zeit seines Lebens schwere Gefahren beseitigen konnte und den Deutschen im Ausland allezeit eine moralische Stütze war.

Heute liegen die Dinge anders, und eine gleiche Flottenpolitik würde, auch bei einer gleichen Autorität im Hintergrunde, der Weltpolitik anderer Mächte gegenüber den kürzeren ziehen. Darum muß Reventlow, wennschon ungern, zugeben: In der Frage nach den Mitteln maritimen Schutzes kann heute nicht mehr Bismarck, kann nur der Unterschied der Zeiten den Ausschlag geben. Denn Bismarck sah in der Flotte noch weiter nichts als ein Werkzeug der Politik im Außendienste zum Schutze unserer überseeischen Handelsinteressen und unseres kolonialen Streubesitzes und ein Druckmittel zur Unterstützung seiner politischen Pläne, das sich in friedlich drohenden Demonstrationen kundgab. Seekriege erwog er wohl überhaupt nicht, Konflikte mit den Seemächten dachte er sich — im Einverständnis mit Moltke — zu Lande ausgefochten. Darum beschäftigte ihn auch während seiner Amtstätigkeit die Frage der Schlachtschiffe, um deren

leistungsfähigste Typen wir uns heute die Köpfe zerbrechen, überhaupt nie ernstlich. In Panzerschiffen sah er Parade- oder „Lügenschiffe", die nichts leisten und nur Dekorationszwecken dienen. Er wollte lieber zwei kleinere Schiffe statt eines großen, wegen ihrer größeren Beweglichkeit und schnelleren Verwendbarkeit, trat daher allein für Kreuzer und Torpedoboote ein: ihren Wert hatte er für die Unterstützung seiner auswärtigen Politik in überseeischen Streitfragen oft erprobt; den Wert von untätigen, schwerfälligen Riesenkriegsschiffen wollte er nicht einsehen. Admiral von Stosch geriet in diesen Fragen mit dem Kanzler oft in Konflikt, dieser aber zeigte kein Verständnis dafür, daß das, was er wohl „paradieren" nannte, eine verläßliche Gefechtsbereitschaft für den Kriegsfall vorbereiten sollte.

Nach alledem ist klar, so unbegreiflich es auch klingt: Fragen, die unsere Zeit erfüllen mit Furcht und Hoffnung, Probleme der Weltpolitik, des wirtschaftlichen Zukunftskrieges oder des maritimen Kampfes, Gefahren einer drohenden Universalmacht, komme sie nun von Westen oder Osten: all das fand in Bismarcks Dichten und Trachten keinen Platz. Daß er schließlich den Gegensatz zu England, den er unbewußt mit der Schutzzollpolitik heraufbeschwor und den er nach seinem ersten Ausbruch in der heimischen und kolonialen öffentlichen Meinung bei Gelegenheit der deutschen Kolonialerwerbungen durch geniale Diplomatie friedlich beilegte, als unüberwindlich empfunden hätte, dafür wird auch eine Legion englandfeindlicher Bismarckzitate, die man aus seinen Privatgesprächen zusammensuchen kann, nicht zeugen: er hätte sonst andere Vorkehrungen treffen müssen, als seine Nordkanalidee vielleicht eine war, mit der er die Errichtung eines viel weitergehenden Verbindungskanals der Meere und Flußmündungen längs der deutschen Küste plante, als sie der Nordostseekanal später erfüllte, über den er das viel mißbrauchte Schlagwort sprach, daß er unsere Flotte verdoppele! Man wird diese Idee natürlich berücksichtigen, obwohl sie — offiziell — nur gegen einen Angriff von französischer Seite gedacht war. Denn es ist möglich, daß er aus politischer Vorsicht die Besprechung einer englischen Invasion vermied, um das britische Volk nicht von neuem gegen Deutschland aufzureizen. Sicher freilich ist nur, daß er offiziell die englische Feindschaft bei einem neuen deutsch-französischen Kriege nicht befürchtete und darum 1890 die Neutralität Helgolands in Englands Händen für günstiger hielt als den deutschen Besitz der Insel, der nur den Nachteil der Selbstverteidigung mit sich bringe. Freilich gab er in den „Gedanken und Erinnerungen" die beachtenswerte Gegentatsache nicht an, daß er die Erwerbung Helgolands, als Schlüssel zum Ganzen seines Kanalprojektes, einst selbst beabsichtigte. Wie dem auch sei, er erklärte hier den Küstenschutz, den der Nordostseekanal biete, für nützlicher als die „Verwendung der Kanalkosten auf Mehranschaffung von Schiffen, für deren Bemannung wir nicht über unbegrenzte Kräfte verfügen", konnte also nie ernstlich daran denken, mit Deutschlands damaliger Kriegsflotte eine Offensive zu wagen. Er rechnete darum nur, wenn überhaupt, mit einem Blockadekrieg, für den er Deutschlands

Küste notdürftig zu decken suchte, nicht mit einem Seegefecht, das nach unseren modernen Begriffen erst darüber entscheiden wird, ob Deutschland sich die Blockierung und die Feinde im Besitz seiner Reichtümer gefallen lassen muß oder nicht. Auf der Höhe der Sicherung, die der Dreibund mit dem neutralen Rückendecker Rußland im Hintergrund bot, konnte das Reich einer britischen Besetzung der deutschen Küste und damit einer Trennung von der See mit Ruhe entgegensehen. Wie sich Bismarck freilich die Beschützung deutscher Interessen in der Welt im Falle eines Krieges mit England ohne ausreichende Flotte vorstellte, ist nicht ersichtlich: es war offenbar eine Perikleische Politik, die in der Not nur die Kernmacht verteidigt und die Außenposten preisgibt; der Napoleonische Stoß ins Herz des Feindes, wie ihn Moltke in der kontinentalen Kriegführung genial nachgeschaffen hatte, konnte für die Marine der Bismarckschen Zeit im etwaigen Ernstfalle keine Anwendung finden. Und so wären damals in der Tat unsere Häfen, Kriegs- und Handelsschiffe, auch der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika Linie, dazu die Kolonien sowohl wie unsere Handelshäuser und Interessen in den britischen Kolonien, ja der ganze deutsche Welthandel gefährdet, wenn auch vielleicht nicht vernichtet worden von der britischen Übermacht: ein Schicksal, das uns Deutschen noch 1897 ein von Reventlow abgedruckter, für die deutschfeindliche Presse Englands typisch blutrünstiger Hetzartikel prophezeite, wenn wir einen Kampf wagen würden!

Konnte Bismarck ein solches Fallissement riskieren? Sicherlich sah er einen Krieg mit England nicht in drohender Nähe, sonst hätte er sich besser dafür gerüstet. Vermutlich hielt er ihn durch Herstellung guter diplomatischer Beziehungen 1886 für absehbare Zeit aus der Welt geschafft, und hat ihn wohl auch in der Zeit der ernsten Aufregung wegen der Kolonien 1884/85, die er selbst schürte, (um aus der schonungslosen Ausbeutung der schwierigen Lage Englands in Ägypten, Afghanistan und Irland für Deutschland möglichst viel Gewinn zu ziehen) — trotz energischen Säbelrasselns; oder sagen wir lieber: gerade darum? —, kaum ernst nehmen wollen.

Hielt er es auch für notwendig, 1885 vor aller Welt tendenziös und gegen seine Überzeugung zu erklären, daß es in England nicht wie in Frankreich unberechenbare Ministerien gebe, von denen Krieg zu erwarten sei, und appellierte er darum mit feiner Ironie an die erbliche Weisheit der englischen Nation (zu Gladstones Zeiten!), die Deutschland nicht überfallen werde, so wußte er im Grunde doch, daß nur Englands schwierige Lage bei völliger, keineswegs „glänzender" Isolierung, die seiner diplomatischen Kunst auf kurze Zeit gelang, damals einer Explosion der britischen Leidenschaft gegen Deutschlands Arroganz, in den kolonialen Wettbewerb mit einzutreten, entgegenstand. Und nachdem er seine Absicht erreicht, tat er im Interesse des Friedens mehr, als ein Durchschnittsgewissen verantworten würde: er verleugnete die antienglische Stimmung in der Presse jener Tage mit der an sich ehrenrührigen, aber durch den politischen Zweck vielleicht gerechtfertigten Erklärung: sie sei durch Rubel und Francs erkauft gewesen! . . .

Seine unerhörte und unbestrittene Autorität in aller Welt, von der der englische Botschafter in Berlin, Lord Odo Russell-Ampthill, behauptete, sie ertrage nicht einmal den Schein, übergangen zu werden, und verzeihe niemals, wenn man handle oder nur zu handeln scheine, ohne ihn zu fragen, weshalb jedem europäischen Diplomaten, der auf Erfolg hoffe, anzuraten sei, zu ihm zu pilgern und „am Altar des Ortsgenius" andächtig für dessen „Vorliebe für die Rolle des Hauptakteurs" zu opfern! —, dazu die heute schwer verständliche Tatsache, daß die deutsche Regierung damals die Fäden der europäischen Politik in der Hand hatte und mit den Allianzen umspringen konnte, wie es heute die englische tut: diese Momente machen es einigermaßen begreiflich, daß Bismarck auch weiterhin Konflikte mit England vermeiden konnte, obwohl er ihm gegenüber ohne reale Machtmittel und in Wirklichkeit in der Defensive war. Dabei ist die dauernde Wiederholung seiner weltbekannten Friedensliebe, die er im vollkommenen Einverständnis mit seinem kaiserlichen Herrn seit 1871 auch mancher anderen, namentlich militärischen Strömung gegenüber aufrecht erhielt — freilich mit der gesunden Devise: „Wir fürchten den Krieg nicht, aber wir wünschen ihn nicht" —, am letzten Ende nur das Eingeständnis dieses wunden Punktes in seinem System, das wie das Napoleonische England gegenüber mit Scheinmitteln operieren mußte. Napoleon der Erste war darin gescheitert. Bismarck aber begnügte sich zweifellos, indem er, das Steuer Europas in Händen, den Frieden verkündete — eine Gesinnung, die den Mächten als Garantie und Gebot galt —, den Wiederausbruch der englischen Eifersucht auf die Erfolge der deutschen Wirtschaftspolitik zu verhindern, die seit der Emanzipation von Englands Zwischenhandel dessen Monopolstellung auf dem Weltmarkt überhaupt bedrohte. Bald verschwand diese denn auch, kurz nach der friedlichen Beilegung des diplomatischen Kolonialkrieges, von der Oberfläche. Sie ward aber heimlich genährt von allen Engländern, die durch Deutschlands industrielles und überseeisches Wachstum verloren. Und seitdem Bismarcks auswärtige Politik nach Abschluß seiner Kolonialpolitik, die zur Verhütung einer englischen Weltherrschaft noch rechtzeitig in die Ränder britischer Interessensphären geschnitten hatte, für das „saturierte" Deutschland nichts mehr suchte, was drüben verstimmen konnte, — die Furcht vor einer damals noch undenkbareren deutschen Invasion fehlte freilich, wie z. B. Russells Phantasien zeigen, auch zu dieser Zeit nicht, — seitdem gar brauchte er auch von Englands Feindschaft oder Mißgunst keine ernsten Gefahren mehr für den deutschen und europäischen Frieden zu besorgen. Zudem wußte er, wie Max Lenz in seiner „Geschichte Bismarcks" treffend bemerkt, aus den Erfahrungen des dänischen Krieges nur zu gut, daß der Deutsche nicht bei jedem Stirnrunzeln seines britischen Nachbarn an die Gefahren eines Seekrieges zu denken braucht.

Nach alledem ist es daher unrichtig, Bismarck für eine — an sich gutzuheißende — Politik in Anspruch zu nehmen, die mit einer respektheischenden Flotte, Frieden gebietend, das feindliche England heute in Schach halten will.

Denn er hielt, wie wir wissen, zu seiner Zeit eine solche Seemacht nicht für notwendig, weil die britische „Gefahr" nicht für gegeben. Ja, er ging im anderen Extrem so weit, offiziell einen aufrichtigen und freundschaftlichen Verkehr beider Völker für das — Natürlichste zu halten, da keins von beiden vitale Interessen habe, die einander widersprächen, und da England ein mindestens hundertfünfzig Jahre alter historischer „Bundesgenosse" Deutschlands bezw. Preußens sei, wenn auch nicht immer im diplomatischen, so doch im tatsächlichen Sinne.

*

Sein Wunsch nach freundschaftlichem Verkehr und gutem Einvernehmen war aber weit entfernt von romantischer Sehnsucht nach einem Bund mit England. Denn sein System wollte saturiert und kontinental bleiben, und wenn auch „nicht notwendig antienglisch", so doch nicht abhängig sein von einer Politik, die, dem Wechsel der öffentlichen Meinung in den Parlamenten und deren Kabinetten unterworfen, ihre Verbündeten (nach einem Worte Friedrichs des Großen) wie die Fregatte die Schaluppe nach sich zieht. Bei seiner „Option" von Gegengewichten gegen das revanchelustige Frankreich entschied er daher für den Bund mit weniger mächtigen Staaten des Kontinents, mit denen seine Politik nach seiner eigenen Erklärung „immer mehr" zu rechnen hatte als mit England, von dessen Freundschaft er sich selten mehr Gewinn versprochen haben mag als „platonisches Wohlwollen" und „theoretische Sympathie". Daher zog er auch den Rückhalt an Rußland, Deutschlands traditionellem Bundesgenossen und Englands geborenem Gegner, einem unsicheren und „unberechenbaren" Verhältnis mit England vor, das bei seiner unvergleichlich günstigen und überlegenen Lage dem deutschen Kontrahenten ohne Schaden wieder den Laufpaß geben und dadurch eine Koalitionsmisere bereiten konnte, wie sie Deutschland in unserer Zeit erlebt hat mit der unglücklichen Aufgabe der russischen „Rückversicherung" — die bekanntlich die russische Neutralität bei einem französischen Überfall Deutschlands gegen die deutsche Neutralität bei einem österreichischen Angriff auf Rußland garantierte. Da dem Kanzler jede Verbindung mit dem mächtigeren England, das nach seiner Voraussicht allein davon Vorteil haben würde, zu riskiert war, so wird sich auch die Verständigung, die er 1884 wegen der Kolonien suchte und nicht fand, soweit wir heute sehen können, in denselben Bahnen bewegt haben, wie die darauffolgende Entente mit dem Frankreich Jules Ferrys, die auch nur für den Augenblick gedacht sein konnte. Und so wird auch die 1872 vergeblich erstrebte Verbindung mit England, die als erster Damm gegen Frankreich geplant war, ebensowenig in der Absicht eines dauernden Systems gelegen haben, zumal Bismarck nebenbei am Dreikaiserverhältnis festhalten wollte. Denn er hat nie glauben können, daß eine Politik, die sich fest auf den Grundstock der kontinentalen Mächte stützt, auch den Interessen der größten Seemacht längere Zeit genügen kann, ohne ihre eigene Lebensfähigkeit

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

zu gefährden. Darum hat er mit den Versuchen einer deutsch-englischen Allianz überhaupt niemals so ernstlich spielen können, wie Lord Russell-Ampthill Zeit seines Lebens annahm, wenn auch das andere Bild, das Marcks neuerdings von seinem Standort aus (a. a. O.) gab, in der einseitigen Betonung der englischen Freundschaftswerbungen der Tatsache nicht gerecht wird, daß Bismarck nicht nur der Bündnis-Ablehnende, sondern auch Bündnis-Suchende war. Statt vieler Beispiele sei nur an sein bekanntes Wort erinnert: er liebe England, es lasse sich aber nicht lieben. Russells rückschauendem Blick erscheint das Verhältnis sogar so: „Ich konnte niemals — anfangs wollte er auch nicht — das tiefgewurzelte Mißtrauen überwinden, das sein Wunsch nach einem herzlichen Einvernehmen mit England in unserer Heimat erregte." Natürlich ist auch das einseitig und übertrieben. Denn immer, auch nach seinem Sturze, blieb Bismarck seiner kontinentalen Grundanschauung getreu; darum geißelte er damals vor allem in der Aufgabe der „doppelten Assekuranz" eine Politik, die die Grundpfeiler seines Koalitionssystems erschütterte, indem sie durch Absage der Freundschaft an Rußland diesen wertvollen neutralen Hintermann des Dreibundes in die Arme Frankreichs trieb, ohne für den Moment, geschweige denn für die Dauer ein wertvolles Äquivalent von England zu erhalten. „Hoffentlich wird Freundschaft für England einbringen wird, von der unseligen Gewohnheit der deutschen Fürsten abkommen, dem Wolf John Bull gegenüber die undankbare Rolle des gutmütigen Kranichs zu spielen." Und in seiner Angst, England möchte Deutschland in dieser neuen Position womöglich als „Sturmbock" gegen Rußland verwenden, ging er schließlich so weit, dem steifleinenen Engländer eine gen Himmel schreiende Quetschung zwischen dem welschen Roß und dem russischen Elephanten zu wünschen, wobei er Deutschland empfahl, ruhig zuzusehen und nicht mit der Ofengabel dreinzufahren! Ausdrücklich aber sei betont, daß er es für ruchlos hielt, Zwietracht zwischen den Völkern zu säen, und daß er wohl auch später vertrat, was er 1878 einmal im Reichstag betont hatte: „Ich schmeichle mir, daß wir auch zwischen England und Rußland unter Umständen ebensogut Vertrauensperson sein können, als ich sicher bin, daß wir es zwischen Österreich und Rußland sind."

Sicher ist ja: Bismarcks lebenslange Vorliebe für englische Bildung und Gesellschaft, wie sie dem aristokratisch-individualistischen Grundzug seines Wesens und dem Geschmack des gebildeten Norddeutschen überhaupt entspricht, erstreckte sich niemals auf die britische Politik, die ihm immerfort Schwierigkeiten bereitet hatte, wenn er auch objektiv genug war, deren immanente egoistische Machttendenzen anzuerkennen. Zwar hielt er mit ihren offiziellen Vertretern ein im ganzen korrektes Verhältnis aufrecht. Dabei kam die konservative Regierung in seiner Beurteilung und Behandlung günstiger und gerechter weg als das Gladstonesche Gouvernement, dessen Politik er, weil sie mit den Faktoren des öffentlichen Lebens unter dem Gesichtspunkt der Gerechtigkeit und Freiheit, Humanität und Friedensliebe zu theoretisch rechnete, wegen dieses doktrinären,

idealistisch-liberalen Charakters als schwächliche und phrasenhafte Professorenromantik verachtete. Dieser individualistisch-sozialistische, humanitäre Zug der britischen Politik, der durch die Geschichte aus der puritanischen und der liberalen Ära ethisch und religiös unleugbar wohl fundiert ist, war es ganz besonders, der dem offen lutherisch-konservativen Realpolitiker den Eindruck bigotter Heuchelei machte, als feige Bemäntelung kalter Interessen erschien. Diese ihn unehrlich und verschlagen dünkende Politik, neben der eine wachsende, aus wirtschaftlichen Unterströmungen hervorgehende, an kleinliche Eifersucht grenzende Antipathie des nicht offiziellen England einherging, wurde ihm daher oft zum Anlaß, daheim und später, als er nicht mehr in amtlicher Stellung war, seinem Ärger Luft zu machen. Buschs Tagebuchblätter sind voll davon und auch die „Gedanken und Erinnerungen" zeigen, mit welchen Schwierigkeiten er England gegenüber zu kämpfen hatte und wie er sie alle rechtzeitig durchschaute und vereitelte. Hier erst deckte er all die Versuche der englischen Politik auf (deren Zusammenfassung zu einer historisch-diplomatischen Studie er einmal Moritz Busch anempfahl!), nach altbewährter Methode den „festländischen Degen des großen und starken dummen Kerls" zu gewinnen, damit der sich für England schlage und ihm die Kastanien aus dem Feuer hole: Versuche, Deutschland zu Unternehmungen zu engagieren, bei denen es nichts zu gewinnen, aber viel zu Englands Vorteil zu verlieren hatte. Mit Ingrimm schmähte er dann eine Politik, die stets auf zwei Seiten Geschäfte zu machen suche und den römischen Grundsatz Duobus litigantibus tertius gaudet zum Prinzip habe. Ihm huldigte aber auch er mit großem Geschick, wie er denn überhaupt alle die Grundsätze und Tendenzen der britischen Politik bewunderte und, wo er konnte, selbst befolgte. Schon darum werden wir ihm in seiner Gesinnung gegen England nicht zu folgen brauchen, mag er auch im intimen Kreise noch so oft die offiziell betonte „alte und traditionelle Freundschaft" mit England, mit dem Deutschland im besten Einvernehmen lebe usw., sowie die „Gemeinsamkeit mannigfacher Interessen und Meinungen", die ihm 1878 „auch für die Zukunft der Bürge des Einverständnisses" war — als Legende hingestellt haben. Mag er auch immer wieder Englands Tücke enthüllt haben: wie es stets zu intervenierengesucht, wenn Preußen oder Deutschland im Vorteil gewesen und wie es beide immer in seine Unternehmungen zu verstricken gestrebt, um sie mit ihren Freunden zu brouillieren, nicht zu vergessen der oft nur in seiner Einbildung existierenden englischen Einflüsse, die er, infolge der englischen Verwandtschaft der Hohenzollerndynastie, der deutschen Politik überall drohen sah!

Allein, die Sorge, die uns heute drückt, England möchte sein altes Kampfmittel: seine Feinde, nach Gewinnung von deren Gegnern zu Bundesgenossen, einzukreisen und sie schließlich durch diese oder gar mit ihnen zusammen anzugreifen — auch auf Deutschland anwenden, diese Sorge mußte Bismarck fernliegen. Denn selbst die Ansätze zu diesen Voraussetzungen, die Eduards des Siebenten Regierung

erst geschaffen hat, fehlten damals völlig. Im Gegenteil: in kolonialpolitischen Fragen war seit 1886, also lange vor Bismarcks Sturz, eine Einigkeit in der Politik beider Länder erzielt, die eher eine Entente, wie sie auch Kaiser Wilhelm der Zweite seit 1889 erstrebte, als eine jahrelange Spannung in der Zukunft erwarten ließ. Bismarck konnte daher von der politischen Bühne mit dem Bewußtsein abtreten, daß der Sicherheit des Reiches von England keine unmittelbaren Gefahren drohten.

Dabei hatte er den auf Handelsrivalität beruhenden, in der Tiefe ständig wachsenden Gegensatz Englands zu dem wirtschaftlich aufstrebenden Deutschland keineswegs außer acht gelassen. Allein, was er schon 1876 und 1878 im Reichstage verkündigte, — daß Deutschland keinen wesentlichen Interessenstreit mit England habe, „es seien denn Handelsrivalitäten und vorübergehende Verstimmungen, die zwei arbeitsame, friedliebende Nationen" nicht zum Kriege treiben könnten, wenn auch ein Preßkampf „gelegentlich, vorübergehend" stattfinde, — dies Bekenntnis hielt er auch aufrecht, als Deutschland nicht mehr „in der glücklichen Lage" war, der Reibungsflächen mit England entbehren zu können. Denn er konnte es „doch nur für einen Irrtum in der Schätzung halten, wenn England uns unsere bescheidenen Kolonialversuche mißgönnt"; auch hielt er diese Kolonial- wie die Industrie- und Handelseifersucht für ungerecht, da nach seiner treffenden Beobachtung England nur durch Deutschlands Fortschritte gewonnen habe, indem es dadurch „rauh, aber heilsam" aus dem Zustande einer gefährlichen Erstarrung erweckt worden sei.

Nach seiner Entlassung wurden seine Urteile über die englische Eifersucht schärfer, so sehr er auch friedliche Beziehungen mit dem offiziellen England zu konservieren immer bestrebt war. Wahrscheinlich war es die Sorge vor einem allzu engen Anschluß unseres Kaisers an die britische Politik, die ihn auch in der Frage des wirtschaftlichen Gegensatzes mehr auf die Seite der Englandgegner trieb. Wenigstens sprach er in solcher Stimmung zu Sidney Whitman, der ihn über die deutsch-englische Verstimmung zu interviewen pflegte, 1896 die berühmten Worte: Blut sei zwar dicker als Wasser, aber er erinnere sich nicht, daß Blutsverwandtschaft einer Fehde je das Tödliche genommen habe; und wenige Monate vor seinem Tode ließ er ihm sagen: er bedaure, daß die Beziehungen nicht zu bessern seien, da das einzige ihm dafür bekannte Mittel, das darin bestehe, daß wir unserer Industrie einen Zaum anlegen, nicht gut anwendbar sei! Niemand wird aus diesen Worten beweisen können oder wollen, daß Bismarck, wie er bei diplomatisch nicht lösbaren Fragen pflegte, in einer Blut- und Eisenpolitik die einzig mögliche Lösung erblickt hätte. Denn in der Politik läßt, auch wenn die Reihe der Entwicklung zu einer logischen Konsequenz drängt, das unbegrenzte Reich der Möglichkeiten, Glück und Zufall einen Spielraum ohne Ende zu — wenigstens für den rückschauenden Historiker, der vor einer noch nicht abgelaufenen Kette von Ereignissen steht. Biographisches Erfordernis ist es für ihn, aus vereinzelten Aussprüchen seines Helden nicht Zusammen-

hänge zu konstruieren, die nicht im Bereich von dessen Gesamtanschauung liegen, und darum ist ihm aus jener Antwort Bismarcks nur klar: daß dieser damit das erlösende Wort sprach in einer Frage, in der hüben und drüben soviel Unklarheit herrscht.

In der Tat, was England gegen Deutschland erbittert, das geht, wie aller politische Gegensatz in Englands Auslandspolitik, von jeher aus Gründen wirtschaftlicher und maritimer Eifersucht hervor. Das Problem des zwanzigsten Jahrhunderts ist daher die Frage: gehört auch Deutschland in die Reihe der Mächte, die England aus dieser Ursache zur Erhaltung bezw. Errichtung seiner Weltherrschaft niederringen muß, so wie es Spanien, Holland und Frankreich im Verlaufe von vier Jahrhunderten und Rußland eben erst, durch Japans Waffen, auf das Niveau herabgezwungen hat, das es für die Ruhe seines Weltreiches für nötig hielt? Oder erhebt sich nicht vielmehr von selbst die weitere Frage: Wird die Reihe für England nicht ohne Ende sein, auch nach einem (angenommenen) Siege über Deutschland? Wird es nicht mit einer Hydra europäischer Großmächte zu tun haben, deren abgeschlagene Köpfe zu um so verzweifelterem Rachekrieg immer wieder nachwachsen werden? Und wird es sich schließlich nicht auch neuen und ungeschwächten Riesenmächten des Ostens und Westens gegenübergestellt sehen, wenn es die Tendenzen seiner Weltpolitik in vollem Umfang aufrecht erhalten will?

Wie dem auch sei, der Grund zu einer letzten Entscheidung mit Deutschland ist schon gelegt und will daher nicht übersehen werden. Seit 1897, als England die Gelegenheit ergriff, aus dem deutschen Flottengesetz neben der eingebildeten wirtschaftlichen auch eine beabsichtigte politische Überflügelung Englands durch Deutschland zu konstruieren, um damit der Feindschaft den Anstrich moralischer Rechtfertigung und einem etwaigen Überfall das Aussehen natürlicher Notwehr zu geben — seitdem ist der wirtschaftliche Gegensatz geschickt auf das politische Feld hinübergespielt, wo er bis vor kurzem tobte, sich oft förmlich überschlagend in kuriosen Befürchtungen und Wünschen, in unwahren Behauptungen und (statistischen!) Beweisen!

Was würde Bismarck dazu sagen? Wollen wir die Frage stellen, so mögen wir wohl aus jenen letzten Worten des greisen Alten vom Sachsenwalde heraus den nervösen Briten die klare Alternative stellen: Entweder sie schicken sich in das Unvermeidliche und behandeln uns Deutsche „au pair", indem sie auch eine rapide Steigerung unserer Machtmittel, welcher das Deutsche Reich zu seiner Erhaltung und gesunden Weiterentwicklung bedarf, als unumstößliche Tatsache hinnehmen oder sie müssen den Krieg wagen, der auch heute trotz Bertha von Suttner die ultima ratio bleibt. Tertium non datur!

Noch vor fünf Jahren hätten sie Deutschland in seiner Entwicklung hemmen, wenn auch nicht vernichten können. Heute ist das anders geworden. Deutschland hat indessen Zeit gehabt, sich zu rüsten, und wird mit der vorhandenen Flotte nicht nur seine Küste schützen, sondern auch über See der im Kriegsfall zu

erwartenden britischen Piraterie einigermaßen entgegentreten können; es wird selbst ohne Freunde (und wer erwöge nicht schon die Möglichkeit amerikanischer Unterstützung oder wenigstens wohlwollender Haltung, die ein anglophiles Vorgehen Kanadas neutralisieren könnte!) einen nicht zu unterschätzenden Gegner bilden, der England höchstens einen Pyrrhussieg gönnen wird. Und auf dessen Seite haben sich die Schwierigkeiten nichts weniger als verringert, so daß die Träume der chauvinistischen Zeitungen Englands ihrer Verwirklichung immer ferner rücken. Trotzdem bleibt auch weiterhin die britische „Gefahr" bestehen, so lange es ein britisches Herrentum gibt, das gewohnt ist, die Vormacht in der Welt mit keinem Zweiten zu teilen und gewillt, das stolze „Britannia rules the waves" auch heute noch, trotz Japan und Amerika, aufrechtzuerhalten; sein Schlagwort heißt heute, auch in Zeiten äußerer Ruhe: Germaniam esse delendam! Daran ändert, kein Versuch etwas, durch wirtschaftliche Trinkgelder die politische Freundschaft zu erzwingen, keine Kompensationspolitik, und böte sie auch noch so wertvolle Afrikakolonien, wie der Helgoland-Vertrag 1890, daran kein Drohmittel wie die Krügerdepesche, kein gekränkter Monarchenstolz oder übereiltes Entgegenkommen unseres Kaisers. Auch wird die Spannung nicht durch deutsche Vorstellungen: England verliere durch Deutschlands wirtschaftlichen Aufschwung nichts, beseitigt werden, so wenig sie durch Beschwichtigung von Friedensfreunden beider Länder, durch deren Kongresse, Resolutionen und Menschenaustausche beseitigt werden wird. Nur der realpolitische Vernunftwille eines wahrhaft liberalen England wird eine Katastrophe hinausschieben, vielleicht überhaupt verhindern können.

Solange aber Deutschland keine Garantie hat, daß England das Abrüsten ernst ist und der Krieg fernliegt, muß es sich weiterhin bis an die Zähne bewaffnen, muß es die Armee auf dem alten Niveau erhalten und die Flotte auf eine Höhe erheben, die achtunggebietend auch auf England wirkt. Nur darin liegt für das offizielle Deutschland, das den Frieden ehrlich will (und auch für Reventlow) eine gewisse Bürgschaft des Friedens wie die maßgebenden Stellen unseres Reichs — ähnlich der Rooseveltschen Parole, daß eine starke Flotte das beste Bollwerk des Friedens sei — immer betonten und wie selbst der englische Minister des Auswärtigen zugab, wenn er sagte: „Eine starke Flotte würde Deutschlands Prestige, seinen diplomatischen Einfluß und die Macht, seinen Handel zu schützen, vermehren." Dasselbe bedeuten die Bismarckschen Worte, die er 1887 bei Vertretung der Heeresvorlage im Reichstag sprach, wenn man sie unter veränderten Verhältnissen einmal auf die Flotte anwenden darf: „Das Anwachsen der deutschen Streitkraft und Wehrhaftigkeit halte ich für ein wesentliches Element des Friedens." Denn auch für die Marinen würde er in unserer Lage, wie für das Armeebudget von damals, mit seiner ganzen Kraft eintreten, um damit dem Weltfrieden zu dienen, der Ziel und Glück seiner langen Reichskanzlerschaft war.

Ferdinand Freiligrath

Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages

Von Prof. Dr. W. Berg-Karlsruhe

Im Cottaschen Verlage erschien 1838 ein Band Gedichte, die eine ganz gewaltige Wirkung ausübten und den Namen ihres Verfassers, der in bescheidener kaufmännischer Stellung in einem Barmer Großhandelshause tätig war, mit einem Schlage berühmt machten. Dieser Mann war Ferdinand Freiligrath. Hundert Jahre sind es her — es war am 17. Juni 1810 —, seitdem er in Detmold als einziger Sohn des Bürgerschullehrers Joh. Wilh. Freiligrath und seiner Frau Luise geb. Tops geboren wurde. Die Beschränktheit der Mittel nötigte den Vater, seinen fleißigen und hochbegabten Sohn, der als Fünfzehnjähriger eben vor der Schwelle der Prima stand, aus der Schule zu nehmen. Ganz gegen seine Neigung erlernte Ferdinand in Soest die Handlung und trat dann, erst in Amsterdam, später in Barmen in kaufmännische Stellungen. In seinen Mußestunden lebte er dem Studium der neueren Sprachen und Literaturen, sowie der Übersetzerarbeit und eigener poetischer Tätigkeit. Seine innerste Anlage und der Zwang seiner Lebensumstände hatten ihn dazu geführt, von vornherein in eine besondere poetische Richtung einzulenken. Die Sehnsucht nach der Ferne war ihm schon seit der Kindheit eigen, seitdem die von ihm so ergreifend besungene alte Bilderbibel seines Vaters ihm die Phantasie geweckt hatte und ihre „Bildergaben . . . Den spielvergess'nen Knaben Nach Morgenland versetzten". In Amsterdam, der großen See- und Handelsstadt, tat sich nun das völkerverbindende Meer vor ihm auf und steigerte sein Verlangen nach den Wundern der Ferne. Kein Wunder also, daß seine rege Phantasie sich des Fremdländischen und Abenteuerlichen dichterisch bemächtigte.

Um sich darüber klar zu werden, wie es kam, daß die erste Gedichtsammlung des jungen Dichters so blitzartig einschlug und so nachhaltig wirkte, daß sie in sechzehn Jahren vierzehn Auflagen erlebte, ist es nötig, einen Blick in das Empfindungsleben jener Tage zu werfen. Die Zeit war tatenlos; man fühlte sich allenthalben beengt und empfand Sehnsucht nach breiterer und kühnerer Entfaltung des Lebens. Die Lyrik, vorzugsweise mit der Darstellung der Empfindung

beschäftigt, zog die mehr oder minder individuellen Auffassungen in die Sphäre der Reflexion. Äußere Erscheinungen und Geschehnisse, zumal der gewohnten Auffassung ganz fernliegende Dinge, zum Gegenstande der lyrischen Poesie gewählt zu sehen, war etwas ganz Neues. Allerdings hatte man sich schon seit Goethes Diwan mehrfach der dichterischen Behandlung des Morgenlandes zugewendet, aber doch nur in der Weise, daß man allgemein menschliche Stoffe, wie Liebe, Wein, Lebenserfahrung u. dgl., in orientalisierender Färbung behandelte. Auch Rückert hatte ja seine orientalisch gefärbte Gedankenlyrik in den Dienst seiner pantheistischen Weltanschauung gestellt. Aber Freiligraths farbenbunte, auf die Anschauung äußerer Dinge gestellte Dichtung war etwas ganz anderes. Sie stellte tatsächlich das fremdländische Leben dar und befriedigte den Stoffhunger der zeitgenössischen Lyrik. Gerade die bunten, zuweilen grellen Farben entsprachen dem Verlangen der Leser, die der Weltschmerzpoesie Lenaus, der witzelnden Zerrissenheit Heines usw. übersatt waren. Man empfand mit Genugtuung, daß in Freiligrath eine durchaus selbständige und geniale Dichterpersönlichkeit aufgestanden war. Bei dem allgemeinen Mißbehagen an den deutschen Zuständen wandte man sich gerade den neuen fremdartigen Stoffen mit Vorliebe zu, zumal sie mit solcher funkelnden Pracht und solcher Beherrschung der dichterischen Mittel dargeboten wurden. Man flüchtete sich gern aus dem Bereich der engen Interessen, aus der Welt lyrischer Selbstzerfaserung, und ließ sich durch die realistisch dargestellte Poesie des Meeres, der Wüste und des Urwaldes von der unerquicklichen Gegenwart ablenken. Es kam dem jungen Dichter zustatten, daß er Kaufmann war; denn als solchem lag es ihm weniger nahe, seine humanistische Schulbildung zu erweitern, als sich vielmehr an den modernen Literaturen zu bilden und sich für fremde Länder zu erwärmen, die der Welthandel in wechselseitigen Verkehr bringt. So wurde Freiligrath ein entschieden moderner Dichter, der „deskriptive Weltpoet", wie ihn Gottschall genannt hat, der Poet, der „die kosmopolitische Ader der Zeit so wunderbar anregte". Dazu kam, daß er in dichterischer Beziehung ein Selfmademan war. Zwar soll der Einfluß Viktor Hugos, den er so meisterlich übersetzt hat, nicht geleugnet werden, aber Freiligrath folgte doch keiner der damals tonangebenden literarischen Strömungen. Die tiefe Bescheidenheit seiner Natur behütete ihn vor der Selbstgefälligkeit, machte die schmeichlerische Huldigung unwirksam und ließ ihn auf den Rat erfahrener literarischer Freunde achten. In eiserner Strenge gegen sich selbst ließ er nie etwas in das Publikum hinausgehen, was nach Mercks Wort an Goethe „die andern auch können".

Nie hatte er die Wunder der Ferne mit eigenen Augen gesehen, aber seine poetischen Traumgesichte tragen dennoch fast immer den Stempel der Lebenswahrheit. Ein mächtiger Zauber wie aus den Märchen von Tausendundeiner Nacht wirkt aus seinen Liedern.

An diese kaleidoskopisch bunten, die Phantasie wie ein Haschischtraum fesselnden Bilder aus fernen Zonen denkt man wohl zuerst, wenn man Freiligraths

Namen nennt, und sie blendeten auch bei ihrem Erscheinen zuerst die Augen der Leser, aber poetisch höher zu bewerten sind doch die weniger glanzvollen Gedichte, in denen der Dichter uns dadurch persönlich näher tritt, daß er seine Stimmungen und kleinen Erlebnisse poetisch verklärt. Dahin gehören z. B. „Die Auswanderer", „Die Bilderbibel", die „Sandlieder" usw. und auch manche balladenartige, wie z. B. „Nebo", „Der Tod des Führers", „Prinz Eugen", „Der Blumen Rache", „Geusenwacht" und vor allem „Der ausgewanderte Dichter". Hier finden wir überall Schlichtheit, Empfindungstiefe und Gedankenreichtum, also Vorzüge, gegen die z. B. der inhaltlich törichte „Löwenritt" und so manches andre „tropische" Gedicht trotz der gleißenden Farbenpracht nicht ankommen können. Natürlich fehlte es den neu erschienenen Gedichten auch nicht an kritischen Gegnern. So richtete Heine in „Atta Troll" eine freilich allzu bissige Satire gegen Freiligraths „Janitscharenmusik", gegen „Löwenritt" und „Mohrenfürsten", z. B. „Singen nicht die Nachtigallen? Ist der Freiligrath kein Dichter? Wer besäng' den Löwen besser Als sein Landsmann, das Kamel?" — Ferner warf man dem Dichter die Wahl fast ausschließlich fremdartiger Stoffe vor und fragte sich, ob er aus der fernen Wunderwelt überhaupt wohl den Rückweg in das Leben der Heimat finden werde. Nicht ohne Grund. Denn die Gefahr lag ja nahe, daß er, auf der bisher betretenen Bahn weiter schreitend, schließlich in Manier verfallen könnte. Freiligrath antwortete auf diesen Vorwurf, dessen Berechtigung er wohl fühlte, in dem Gedichte „Meine Stoffe" in einem Ton der Resignation, aus dem hervorgeht, daß er damals noch, freilich mit Unrecht, für die Behandlung heimischer Stoffe nicht geeignet zu sein glaubte. Am meisten aber kränkte ihn der ganz ungerechtfertigte Vorwurf Dingelstedts und anderer, in seinen Liedern sei „mehr Huf- als Herzschlag zu verspüren". Lieder, wie „Der ausgewanderte Dichter", die „Sandlieder" u. a. m. lassen das warme Herzblut des Dichters deutlich erkennen. Freilich trug die ungestüme Leidenschaftlichkeit seines dichterischen Wesens zum Teil mit die Schuld an dieser Verkennung. Seiner glühenden Phantasie sagten das Außerordentliche und Seltsame besonders zu, und hierbei überschritt er nicht selten die Grenzen des Schönen, verwechselte Kraft mit Roheit und zog das Gräßliche und Widerliche mit einem gewissen Behagen in den Bereich seiner Dichtung. Alle Pracht der Färbung kann dann den unangenehmen Eindruck nicht tilgen. Das ist z. B. der Fall in „Anno domini . . .", „Die seidene Schnur", „Scipio", „Afrikanische Huldigung" u. a. Der Gipfel des Entsetzlichen vollends ist in „Schahingirai" erreicht, und man kann nur bedauern, daß hohe dichterische Kunst dazu dienen muß, eine solche Scheußlichkeit darzustellen. Diese Verirrungen seiner Phantasie stoßen um so mehr ab, als das Gräßliche eben nur als Bild gegeben und weder durch Reflexion noch durch Empfindung irgendwie gemildert wird. In der Schilderung selbst aber zeigt Freiligrath eine hohe Meisterschaft, in der ihn nur wenige erreichen. Er beschreibt nicht äußerlich, sondern erfaßt das Wesen der Dinge und stellt ihr inneres Leben dar. In homerischer Weise knüpft er die

Schilderung an eine Reihe von Handlungen an, so daß sie zu einem fortschreitenden Gemälde von höchster Anschaulichkeit wird. Gute Beispiele hierfür sind z. B. „Löwenritt" und „Mirage". In seinen Balladen tritt das epische Element mitunter zugunsten der Schilderung des Zuständlichen zurück. Das ist z. B. der Fehler im „Mohrenfürsten"; aber auch hier ist wieder die Schilderung, z. B. die des Wechsels der Stimmungen, höchst lebendig und prachtvoll anschaulich. Ein vorzüglicher Wurf ist „Der Blumen Rache", worin dem Dichter, wie Immermann ihm schrieb, „etwas geglückt" war, „wie Goethe auch nur einmal im „Erlkönig", nämlich ein ganz natürliches und schlichtes Ereignis in schönster Weise mythisch zu machen". Vielleicht das wertvollste Gedicht der ersten Sammlung ist der unvollendete, aber doch ein Ganzes bildende Zyklus „Der ausgewanderte Dichter", ein ergreifendes Schmerzenslied der Einsamkeit.

Zu der starken Wirkung der Gedichte trug sehr viel auch deren meisterhafte, dichterische Form bei: der Reichtum der Sprache, die Fülle neuer und kühner Bilder, die trotz einzelner Nachlässigkeiten sichere Behandlung des Versbaus und Reims. Bezeichnend für des Dichters Eigenart ist seine Vorliebe für den buntgefiederten, „exotischen" Reim, wie Hoangho — Fandango, Sykomore — Trikolore usw. Man hat oft darüber gelächelt, aber die Reime dieser Art entsprechen doch meist dem Charakter des Gedichts und sind nicht mühsam herangezogen. Der bisher mißachtete Alexandriner wurde von Freiligrath wieder zu Ehren gebracht und nicht ohne Geschick behandelt; sein Ausfall auf den französischen Alexandriner ist freilich unberechtigt. Alles in allem betrachtet ist es kein Wunder, daß eine so eigenartige und fertige Dichternatur bei allen Mängeln und Schwächen auf die Leser eine ganz außerordentliche Anziehungskraft ausübte.

Als diese Gedichte erschienen, hatte sich die Entwickelung Freiligraths zum politischen Dichter schon vorbereitet. In der Zeit seines St. Goarer Aufenthaltes, also vom Mai 1842 ab, wurde sie jedoch erst abgeschlossen. Diese Wandlung war nicht, wie man lange geglaubt hat, der Einwirkung Hoffmanns von Fallersleben zuzuschreiben, sondern sie war das Ergebnis der Zeitumstände und einer im Wesen Freiligraths begründeten inneren Notwendigkeit. Die politische Lyrik ist ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts. Ihre Anfänge wurden schon durch die griechischen und polnischen Freiheitskämpfe hervorgerufen, aber ihren Höhepunkt, der durch Namen wie Herwegh, Dingelstedt, Prutz, Waldau, Beck, Hartmann u. a. bezeichnet ist, erreichte sie erst unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Vierten. Die Unzufriedenheit mit dem patriarchalischen Absolutismus der Krone schuf sich damals in ihnen ein weithallendes Sprachrohr. Freiligrath hatte bisher fast nur als Dichter für die ihn eben beschäftigenden Stoffe gelebt, aber doch auch die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse verfolgt, wenn auch anfangs noch mit der maßvollen Teilnahme des vormärzlichen Liberalismus. Schon in den zwei Gedichten für Eduard Dullers „Phönix", eine belletristisch-artistische Zeitschrift (1835 bis 1838), hatte er politische Töne

angeschlagen, und die Maßregelung der Göttinger Sieben von 1837 hatte auch ihn erbittert, aber er war von der durch Herwegh, Dingelstedt usw. poetisch vertretenen Richtung im ganzen doch noch weit entfernt. Das beweist die berühmt gewordene Stelle in seinem Gedicht „Aus Spanien“: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte Als auf den Zinnen der Partei!“ Dieses Wort und der Umstand, daß Freiligrath seit Neujahr 1842 aus der Privatschatulle des Königs ein kleines Jahrgehalt von 300 Talern bezog, rief im Lager der Radikalen Mißtrauen und Groll hervor und gab zu einer heftigen literarischen Fehde Veranlassung. Besonders Herwegh griff Freiligrath an und bekämpfte ihn zuletzt in seinem „Duett der Pensionierten“ mit unedlen Waffen. Dieser Waffengang aber mit all seinem häßlichen Drum und Dran trug mehr als anderes dazu bei, daß Freiligrath sich der schiefen Stellung, in die er geraten war, klar bewußt wurde. Er zog die Folgerung daraus und legte sein Jahrgehalt in die Hände des Monarchen zurück, um von nun an völlig unabhängig dastehen zu können. Auch lernte er nun erst die Tendenzen seines Wesens gründlich kennen und sah, daß fortan sein Platz auf der Seite der Unterdrückten und des Volkes sei. Die politische Entwickelung bestärkte ihn in dieser Überzeugung. In dem Maße nämlich, wie der Nimbus des königlichen Scheinliberalismus schwand, hinter dem sich das starre Gottesgnadentum versteckt hatte, wurden die Maßnahmen der Staatsregierung immer reaktionärer. Sie äußerten sich in Absetzungen, Bücherverboten und in der Verschärfung der Zensur. So war es denn eine innere Notwendigkeit, die Freiligrath ins Lager der Opposition trieb. Weil er aber ein Dichter war, dem ein Gott gab zu sagen, was er litt, so mußte er es eben auch sagen. Er tat das in einer zweiten Gedichtsammlung, dem „Glaubensbekenntnis“ (1844), obwohl er wußte, daß bittere Lebenskämpfe die Folge sein würden. Das diesen Streitgedichten vorangestellte prosaische Vorwort rechtfertigt die Wendung zur politischen Dichtung und weist die Anschuldigung eines „buhlerischen Fahnentausches“ energisch zurück. Der Dichter ist in dieser zweiten Sammlung derselbe, der er in der ersten war; nur der Stoff war ein anderer geworden, aber nicht die Art der poetischen Erfassung und Behandlung. Auch hier finden wir die gedrungene Kraft des Gedankens, die Greifbarkeit der Darstellung. Während Herwegh nur allgemeine Forderungen in schön klingenden Phrasen aussprach und Dingelstedt und Hoffmann nur satirisch reflektierten, zeichnete Freiligrath mit hoher Gestaltungskraft anschauliche Einzelbilder, wie „Am Harz“ und „Aus dem schlesischen Gebirge“. In seinem „Hamlet“ führt er den Vergleich „Deutschland ist Hamlet“ geistreich durch und beklagt mit tiefem Schmerze die unwürdige und kraftlose Rolle, die Deutschland in Europa spielte. Vielleicht das schönste Gedicht der Sammlung ist „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte“, worin die glaubensstarken Worte stehen: „Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!“ Mit meisterhafter Ironie wendet er sich im „Kinderlied von St. Nikolas“ und in den „Zwei Flaggen“ gegen das despotische

Rußland, und grimmige Predigten über die schwächliche Haltung der preußischen Regierung sind „Die weiße Frau", „Vom süßen Brei" und „Im Himmel". Auch das „Glaubensbekenntnis" erzielte daher eine gewaltige Wirkung, und man las es um so eifriger, je mehr die Polizei nach den von der Zensur in die Acht getanen Büchern fahndete.

Der Dichter hatte sich inzwischen in die selbstgewählte Verbannung begeben und schließlich in der Schweiz ein Asyl gefunden. In der schwülen Atmosphäre des politischen, sozialen und religiösen Radikalismus, die hier im Kreise der vormärzlichen Verbannten, wie Arnold Ruges, Karl Heinzens usw. herrschte, wurde nun auch Freiligrath offen zum roten Revolutionär und ließ aufreizende, nach Blut und Pulver riechende Marseillaisen in die Welt fliegen. Im Jahre 1846 erschien die kleine Sammlung „Ça ira!". Man kann die politischen Anschauungen des Dichters beklagen oder verdammenswert finden, aber man muß auch in diesen wilden Revolutionsgedichten die hohe Kunst bewundern, mittels welcher der Empfindungsgehalt mit großartigem Schwung des dichterischen Ausdrucks stets in ein höchst anschauliches Bild, in eine dramatisch-packende Handlung hineingewoben ist. — Zwei Jahre später war die Zeit des Harrens um; heulend kam der Sturm geflogen. Im Februar des tollen, heiligen Jahres ging's in Paris los, dann in Wien, Berlin und andern Orten. Mit fiebernder Erregung folgte Freiligrath natürlich den sich überstürzenden Ereignissen. „Ich will nicht der Soldat sein," schrieb er damals aus England, wo er beim Ausbruch der Revolution lebte, an einen Barmer Freund, „der vom Schlachtfelde desertiert!" Poetische Sturmvögel, „Im Hochland fiel der erste Schuß", „Requiescat", „Schwarz-Rot-Gold" usw., ließ er voranflattern, dann kam er selbst und nahm in Düsseldorf Wohnung. Als „Trompeter der Revolution" wollte er mit der hinreißenden Werbekraft seiner Poesien wirken. Unter allen seinen erbitterten, poetischen Schlachtrufen des Parteifanatismus erzielte den gewaltigsten Erfolg sein großartiges Gedicht „Die Toten an die Lebenden", nach Gottschalls treffender Charakteristik „eine grell beleuchtete Revolutionsstudie, eine düster flackernde Hymne des Aufstandes". Die überaus scharfe Sprache, mit der Freiligrath hier durch den Mund der gefallenen Märzkämpfer das lebende Geschlecht zum letzten blutigen Freiheitskampfe mahnt, zog ihm Verhaftung und Anklage zu. Das Schwurgericht sprach ihn jedoch unter dem brausenden Jubel der Menge im Saale und draußen auf den Straßen am 3. Oktober frei. Seine Gedichte aus jener Zeit erschienen meist als Flugblätter oder in der „Neuen Rheinischen Zeitung" in Köln, die von Karl Marx in demokratisch-revolutionärem Sinne geleitet wurde, später gesammelt als „Neuere politische und soziale Gedichte" (1849 bis 1851). Sie alle sind maßlos wild, aufstachelnde Klänge eines glühenden, fanatischen Jakobinertums, aber wir Epigonen sind ja in der glücklichen Lage, sine ira et studio lediglich ihre poetische Kraft und Schönheit zu genießen, und wir spüren auch in ihnen den pochenden Herzschlag des Dichters, die heiße Glut für die Ideale Vaterland und Menschheit,

denen er sein ganzes Leben lang „trotz alledem und alledem" treu geblieben ist. Eine Nachlese aus der unpolitischen Periode seines dichterischen Schaffens brachte 1850 die Sammlung „Zwischen den Garben". Sie enthält einige liebliche Gedichte, wie die drei herrlichen Liebeslieder aus des Dichters Unkeler Zeit, ferner „Rolandseck", das tiefempfundene „O lieb', solang' du lieben kannst"; daneben auch freilich manches Bizarre, wie z. B. „Das Hospitalschiff" u. a.

Um den neuen Preßprozessen und der abermaligen Verhaftung zu entgehen, die wegen der „Neueren politischen und sozialen Gedichte" sicher zu erwarten waren, zog Freiligrath, diesmal jedoch für siebzehn Jahre, abermals nach England. Schwer lastete dort das freudlose Leben der Verbannung auf dem Flüchtling, der in ungeliebter, harter Fronarbeit auf dem Kontorstuhle sich und seiner köpfereichen Familie das tägliche Brot erwerben mußte. Auch Zeiten der bittern Not kamen bisweilen, in denen er sich kaum über Wasser halten konnte. Nur das Glück seines Ehe- und Familienlebens gab ihm immer wieder Trost und Kraft. Da galt es, literarischen Nebenverdienst zu suchen. So besorgte er für Hallberger in Stuttgart eine gute Auswahl englischer Lyrik in der Sammlung „Rose, Thistle and Shamrock". Nur noch selten und nur bei besondern Anlässen kam der Dichter, der nunmehr jeder politischen Agitation grundsätzlich aus dem Wege ging, zu eignem poetischen Schaffen, wie z. B. anläßlich der Schillerfeier 1859 und des Todes Johanna Kinkels. Dagegen widmete er sich fleißig der Übersetzerarbeit, die ja seine ganze dichterische Entwickelung begleitet hatte. Als Übersetzer französischer, englischer und amerikanischer Dichtungen ist Freiligrath hochbedeutend. Schon in Amsterdam hatte er den ihm so wesensverwandten Viktor Hugo meisterlich ins Deutsche übertragen, später Molière, Musset, Raboul, dann Shakespeares „Venus und Adonis" und englische Gedichte von Fel. Hemans, Th. Moore, Tannahill, Burns, Tennyson, Longfellow usw., zuletzt noch die Amerikaner M. Whitman und Bret Harte, die durch ihn eigentlich erst dem deutschen Publikum bekannt wurden. Seine Übersetzungen sind ausgezeichnet durch Treue, echt poetischen Geist und Schönheit der Sprache, so daß man bei der Lektüre durchaus nicht an die fremdländische Herkunft erinnert wird.

Die weltgeschichtlichen Ereignisse von 1866 hatten in Preußen Regierung und Parlament ausgesöhnt und den politischen Flüchtlingen eine umfassende Amnestie gebracht. Freiligrath wollte indes seine Rückkehr ins Vaterland keinem Gnadenakte verdanken. Seine Freunde und Verehrer aber machten den schon oft erwogenen Gedanken, es sei Pflicht des deutschen Volkes, dem in Sorgen alternden Dichter und Kämpfer auf deutschem Boden einen gesicherten Lebensabend zu bereiten, nunmehr zur Tat. Von Barmen ging der erste Aufruf zu einer Nationalspende für Freiligrath aus. Er erschien im April 1867 in der „Gartenlaube", eingeleitet durch ein schwungvolles Werbegedicht des rheinischen Poeten Emil Rittershaus, und wurde nicht nur in der gesamten liberalen Presse, sondern auch in Blättern anderer Richtungen abgedruckt. Auch in England und nicht zum mindesten in Amerika regte sich der Sammeleifer. Das Ergebnis

aller Sammlungen und der Erträge aus Vorträgen, Freiligrath-Abenden usw. war sehr erheblich, gegen 60000 Taler. Parteiunterstützungen hatte der Dichter stets entschieden abgelehnt, aber die Gabe nationaler Liebe und Treue durfte er ohne Bedenklichkeiten entgegennehmen. Er hatte stets geglaubt, nur die Revolution werde ihn wieder in die Heimat zurückführen; nun war es anders gekommen, das ganze Volk rief ihn, und kein gesetzliches Hemmnis stand seiner Rückkehr im Wege. So kam er denn mit Freuden. Aber nicht in Preußen wollte er wohnen als ein stillschweigend Begnadigter — denn die 1851 gegen ihn eingeleitete Untersuchung war niemals abgeschlossen worden —, sondern er wählte die schwäbische Hauptstadt zum Ruhesitz seines Alters. Seine Reise rheinaufwärts bis Mannheim war ein einziger Triumphzug, besonders glanzvoll war der ehrende Empfang in Köln. Tiefbewegt durch alle Liebe und Treue, die ihm in so überwältigender Weise entgegengebracht wurde, konnte er nur stammelnd Dank sagen. Dann ging's nach Stuttgart. In den letzten Lebensjahren wohnte der Alte in dem nahen Kannstatt. Noch einmal besuchte er die lippische Heimat; auch diese Fahrt zeigte ihm aufs neue, wie gefeiert sein Name war.

In trüber Zeit hatte er seine feste Zuversicht auf das dereinstige Aufblühen der Wunderblume Deutschland ausgesprochen, und nun sollte diese Hoffnung, die ihn nie verlassen hatte, zur beglückenden Tatsache werden. Alldeutschland zog in Frankreich hinein, und der Traum von einem einigen, mächtigen Vaterlande ging in glorreiche Erfüllung, freilich auf eine ganz andre Weise, als der alte Idealist von 1848 gewähnt hatte. Von seinen Empfindungen beim Beginn jener großen Zeit legt ein Brief Zeugnis ab, den er damals an einen Düsseldorfer Freund schrieb. Darin heißt es: „Daß ich mit jeder Faser meines Herzens deutsch bin und mich in aller Sorge stolz und gehoben fühle durch das einige, einheitliche Vorgehen Deutschlands, brauche ich Dir nicht zu sagen. Es ist eine schwere, aber auch eine große Zeit, und ich hoffe zu Gott, daß Deutschland größer, stärker, herrlicher aus dem Kampfe hervorgehen wird, als es je zuvor gewesen ist." — Und nun wallte der fast schon versiegte Born der Lieder noch einmal machtvoll auf. In wildbewegter Vergangenheit war Freiligrath der „Trompeter der Revolution" gewesen, jetzt war er mit der Gestaltung, welche die Dinge im Vaterlande genommen hatten, völlig ausgesöhnt, und sein von der einen Empfindung volles Herz machte ihn nun zum patriotischen, zum nationalen Dichter. Der frivolen Kriegserklärung des Kaiserreichs schleuderte er als poetische Antwort sein zornflammendes, siegeszuversichtliches „Hurra, Germania!" entgegen, und den Toten sang er in seiner „Trompete von Vionville", wohl der schönsten Perle der gesamten Kriegslyrik von 1870/71, ein ergreifendes Gedächtnislied. Sein „Wolfgang im Felde" ist dem ältesten Sohne, Wolfgang, gewidmet, der aus England herbeigeeilt war, um sich im Kriege als Samariter zu betätigen, und in „Freiwillige vor!" fordert der Dichter im Namen des Kölner Weihnachtsbasars zu Spenden auf für die Familien der im Felde

stehenden Landwehrmänner und Reservisten. In allen diesen späten Gedichten zeigt der greise Poet dieselbe Tiefe der Empfindung, dieselbe Glut der Beredsamkeit, die auch den früheren eigen ist.

Zwei Jahre nach dem Kriege traf ihn ein herber Schicksalsschlag, von dem er sich nicht mehr erholen konnte: sein im blühendsten Jünglingsalter stehender zweiter Sohn, Otto, starb am Scharlachfieber. In der Arbeit suchte der bis ans Ende tätige Mann seinen Trost. Sie galt in den letzten Lebensjahren der Herausgabe von Hallbergers „Illustrated English Magazine", der bekannten Halbmonatsschrift. Da ein schweres Leiden, zunehmende Verfettung des Herzens, ihn ergriffen hatte, suchte er Heilung in Klosters im Prättigau. Es war vergeblich, und er fühlte, daß es zu Ende ging. Seine letzte große Freude war, daß Wolfgang mit seiner jungen Frau aus Amerika ins Elternhaus zu Besuch gekommen war. In der Frühe des Morgens vom 18. März 1876 verschied der alte Poet und Freiheitsmann nach ganz kurzem Todeskampfe in seinem Lehnstuhl. Auf dem Kannstatter Friedhofe fand er seine letzte Ruhestätte, die seit Sommer 1878 mit seiner auf granitnem Sockel aufgestellten Büste von Donndorfs Meisterhand geschmückt ist.

In dem hochbegabten, tief empfindenden Poeten war zugleich ein ganzer Mann dahingegangen, ausgezeichnet durch starken Charakter, markig, knorrig und zäh wie die Eichen seiner geliebten westfälischen Heimat, zugleich aber von tiefem, goldklarem Gemüt. An den Seinen hing sein Herz mit unerschöpflicher Liebe; für sie sorgte er in seltner Pflichttreue und in harter Arbeit, um ihnen die Unabhängigkeit zu erhalten. Mit Charakterfestigkeit hielt er in dem herben Flüchtlingsleben an seinen Überzeugungen und Hoffnungen fest; aber er stand doch nicht in Groll und Verbissenheit beiseite, als in der Heimat die Dinge anders kamen, denn er geträumt hatte, sondern er söhnte sich damit völlig aus und freute sich aus ehrlichem deutschen Herzen der neuerstandnen Größe und Einheit des von ihm so heißgeliebten Vaterlandes. Sein Wesen war reinste Lauterkeit; nie hat er eine unredliche Handlung begangen, nie eine unedle Denkweise gezeigt. Mit rührender Bescheidenheit verhielt er sich gegenüber den zahlreichen Huldigungen, der rühmenden Anerkennung seiner Verdienste. Wo es seine Ehre galt, war er hart und unbeugsam, seinen Mitmenschen gegenüber voll unergründlicher Herzensgüte, in Wahrheit eine Anima candida.

Zur Alkoholfrage

Die sonst so romantische Poesie des deutschen Studententums hat durch ihre Verherrlichung des „Bierstoffes“ Deutschland in den Augen der übrigen Kulturländer den zweifelhaften Ruf eingetragen, daß in Deutschland der meiste Alkohol vertilgt wird. Dies ist jedoch erfreulicherweise nicht der Fall. Wenn auch der Deutsche über einen ganz guten Durst verfügt und diese Neigung auch im Ausland betätigt — kein Deutscher wird in London verweilen, ohne einmal im „Gambrinus“, oder etwa in Venedig in den bekannten „Pilsener Bierstuben“ gewesen zu sein —, so ist Deutschland doch nicht dasjenige Land, dessen Bewohner den meisten Alkohol verbrauchen. Wiewohl auf diesem Gebiet mit statistischen Angaben eigentlich recht wenig bewiesen werden kann, so gibt doch eine soeben von dem Kaiserlich Statistischen Amt erschienene Veröffentlichung im „Reichsarbeitsblatt“ Nr. 3 wichtige Fingerzeige, die nach den verschiedensten Seiten von Interesse sein dürften.

Diese internationale statistische Zusammenstellung ergibt z. B., daß bezüglich des Branntweinverbrauchs Dänemark an der Spitze sämtlicher Länder steht. An zweiter Stelle ist allerdings Deutschland zu finden, obwohl hier ein Herabgehen des durchschnittlichen Kopfanteils zu bemerken ist. Im letzten Jahr ist der Kopfanteil nicht unerheblich gestiegen, dies hängt aber zusammen mit der infolge der neuen Steuergesetzgebung erfolgten Vorversorgung der Händler. Insofern muß also eine Korrektur der Statistik für das Jahr 1909 vorgenommen werden, die vielleicht vom Ausland nicht beachtet und zum Anlaß genommen werden könnte, Deutschland als dasjenige Land hinzustellen, in dem die größte Menge Branntwein auf den Kopf der Bevölkerung konsumiert wird. Frankreich z. B. steht erst an vierter Stelle, die statistischen Nachweise lassen aber erkennen, daß eine Verminderung des Verbrauchs im Laufe der letzten zehn Jahre nicht eingetreten ist. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat der Branntweinkonsum sogar ziemlich erheblich zugenommen. Die Statistik beweist insofern wenig, als in Frankreich und Italien recht viel Wein konsumiert wird, und zwar weit mehr als in Deutschland.

Bezüglich des Bierverbrauchs bringt diese Statistik insofern eine Überraschung, als nicht Deutschland, sondern Großbritannien an erster Stelle steht, wie folgende Statistik beweist:

Verbrauch von Bier auf den Kopf (in Litern)

Jahr	Deutschland	Frankreich	Vereinigte Staaten	Niederlande	Norwegen	Großbritannien	Dänemark	Italien
1900	125,1	27	60,72	30,82	22,7	142,92	—	0,65
1901	124,1	37	61,47	31,83	20,0	139,20		0,67
1902	116,0	37	66,33	30,37	17,8	137,74	99,5	0,71
1903	116,6	35	68,37	30,43	15,1	133,98		0,78
1904	117,0	37	69,51	30,70	13,1	129,12		0,94
1905	119,4	34	70,12	29,66	13,7	126,67	98,5	0,99
1906	118,2	37	76,52	29,73	14,2	126,26		1,24
1907	117,5	36	80,46	28,55	13,7	125,44		—
1908	111,2	—	79,48	26,71	—	—	97,4	—

In Großbritannien wird auch das alkoholreichste Bier gebraut. Der Kopfanteil Deutschlands, das an zweiter Stelle steht, ist innerhalb der letzten Jahre ziemlich bedeutend gesunken. Für das Jahrfünft 1904 bis 1908 ergibt sich durchschnittlich auf den Kopf der Bevölkerung ein jährlicher Branntweinkonsum von 3,86 Liter, ein Bierkonsum von 116,66 Liter. An dritter Stelle stehen die Vereinigten Staaten, allerdings folgen sie in ziemlich weitem Abstande. In den Vereinigten Staaten ist genau so wie beim Branntwein eine Steigerung beim Bier eingetreten, und zwar seit dem Jahre 1909 um nicht weniger als ein Drittel. Auch in Frankreich ist eine merkliche Steigerung des Bierverbrauchs erfolgt, ganz gering ist die Zunahme in Italien. Es darf allerdings nicht übersehen werden, daß in Frankreich noch im Jahre 1905 der Weinverbrauch auf den Kopf der Bevölkerung 152 Liter, in Italien 85,53 Liter betrug. Das „Reichsarbeitsblatt" hat recht, wenn es aus der statistischen Übersicht folgert, „daß Deutschland nicht zu den Ländern gehört, in denen wenig getrunken wird".

Wenn von verschiedenen Seiten wiederholt die Frage besprochen worden ist, ob in den hohen Verbrauchsziffern nur ein Zeichen der steigenden Wohlhabenheit der deutschen Bevölkerung und der vermehrten Kaufkraft der breiten Massen zum Ausdruck kommt, oder ob darin ein übermäßiger Aufwand zu erblicken ist, so ist zur Entscheidung dieser Frage zunächst zu prüfen, wie hoch sich die tatsächlichen Ausgaben pro Kopf der Bevölkerung für Branntwein und Bier belaufen. Wenn man für 1 Liter Branntweinalkohol einen Preis von 1 Mark, für 1 Liter Bier von 0,30 Mark annimmt, so würde dies eine jährliche Ausgabe pro Kopf der Bevölkerung von 38,86 Mark ausmachen. Legt man eine Gesamtbevölkerung von 64 Millionen zugrunde, so bedeutet dies einen jährlichen Aufwand von 2487 Millionen Mark für Bier und Branntwein. Das „Reichsarbeitsblatt" rechnet aus, daß die gesamte jährliche Ausgabe für alkoholische Getränke annähernd auf 3 Milliarden zu veranschlagen sei, also immer noch mehr als doppelt so viel wie sämtliche Ausgaben für Heer und Marine, mehr als viermal so viel

wie die Aufwendungen für die gesamte Arbeiterversicherung und etwa fünfmal so viel wie die Ausgaben für die öffentlichen Volksschulen betrage.

Diese Summen geben doch zu denken und müssen jeden objektiven Beobachter veranlassen, seine Ansicht dahin zu richten resp. zu revidieren, daß die hohen Ziffern des Alkoholverbrauchs in Deutschland in gewissem Sinne zwar ein Zeichen der wachsenden Volkswohlfahrt sind, im übrigen aber, und das bleibt das Bedauerliche dabei, einen übermäßigen Aufwand darstellen. Dies ist um so mehr zu bedauern, als die Aufwendungen für Alkohol keine notwendigen Ausgaben darstellen, die etwa unumgänglich notwendig wären. Es soll damit nicht einem trockenen Philistertum das Wort geredet werden; es kann aber die Tatsache nicht aus der Welt geleugnet werden, daß der Alkoholgenuß bei vielen Personen schon in ganz mäßigem Grade die Energie und die Arbeitsfreudigkeit außerordentlich schwächt und damit der gesamten Volkswirtschaft tiefe Wunden schlägt. Vor einiger Zeit ist eine außerordentlich interessante Veröffentlichung über die Wirtschaftsrechnung von Beamten und Arbeitern erschienen, die den Beweis lieferte, daß der Aufwand in Arbeiterfamilien für Alkohol ganz bedeutend höher ist, als in Beamtenfamilien.

Es kann daher nur mit Freuden begrüßt werden, daß die verschiedenen Träger der Arbeiterversicherung neuerdings der Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs eine außerordentliche Aufmerksamkeit zuwenden. Besonders wichtig sind die in neuerer Zeit von verschiedenen Ortskrankenkassen veranstalteten Erhebungen über die Wirkung des übermäßigen Alkoholgenusses. So hat z. B. die große Leipziger Ortskrankenkasse, die größte aller Krankenkassen in Deutschland, fortgesetzt Erhebungen hierüber veranstaltet und einwandfrei festgestellt, daß Alkoholiker weit mehr nicht nur ihre Stellung, sondern auch ihren Beruf wechseln als die übrigen Arbeiter. Es ist auch die Beobachtung gemacht worden, daß die als Alkoholiker beobachteten Männer ihren anfänglich durchaus befriedigenden Gesundheitszustand derart verdorben hatten, daß sie trotz ihres mittleren Lebensalters eine höhere Krankheitsziffer zeigten als die fünfundsiebzigjährigen und älteren Greise der Allgemeinheit.

Ganz besondere Wichtigkeit ist den Maßnahmen der Berufsgenossenschaften in diesem Punkte beizumessen. Schon seit vielen Jahren erlassen die Berufsgenossenschaften Unfallverhütungsvorschriften, die neben der Verminderung der Unfälle und der damit verbundenen Verminderung der Rentenlast auch die Absicht verfolgen, erzieherisch auf die Arbeiterbevölkerung einzuwirken. Die erzielten Erfolge sind als sehr gut zu bezeichnen, was überaus erfreulich ist. Es sei z. B. daran erinnert, daß es den Bemühungen der Brauereiberufsgenossenschaft gelungen ist, den sogenannten „Freitrunk" durch Geldentschädigung oder durch Gewährung von Speisen in einer ganzen Reihe von Betrieben bereits abzulösen. Das ist ein Erfolg, der um so mehr zu beachten ist, als er sich direkt an der „Quelle" abspielt. Auch die Arbeiterbevölkerung selbst scheint immer mehr einzusehen, daß der Alkoholfrage eine große Aufmerksamkeit geschenkt werden muß. Es gibt eine ganze Reihe von Vereinigungen abstinenter Arbeiter,

deren Beispiel bis jetzt recht gute Früchte getragen hat. Diese Bestrebungen machen gerade jetzt auch deshalb z. B. größere Fortschritte, weil die Gewerkschaftsführer immer mehr in dem Alkohol einen Mitverschulder erfolgloser Streiks und sonstiger gewerkschaftlichen Bestrebungen erkennen. In Schweden hat bei dem letzten Generalstreik die Streikleitung von vornherein den Genuß von Alkohol verboten und ist darin auch von der Regierung unterstützt worden. Auch der neue Entwurf zur Reichsversicherungsordnung läßt den Krankenkassen mehr als bisher freien Spielraum in der Verwendung von Kassenmitteln zur Bekämpfung des übermäßigen Alkoholgenusses. Eine ähnliche Absicht verfolgt auch der Vorentwurf zum neuen Strafgesetzbuch. Trunkenheitsdelikte wurden bisher so behandelt, daß bei sinnloser Trunkenheit Freispruch erfolgte oder Angetrunkenheit ein Grund für mildernde Umstände war. Nunmehr macht der Vorentwurf zum neuen Strafgesetzbuch den Vorschlag, daß das Gericht in Fällen von Trunkenheit neben der Strafe auch auf Verbot des Wirtshausbesuches erkennen kann. Ferner kann die Unterbringung des Verurteilten in einer Trinkerheilanstalt angeordnet werden.

All diese Maßnahmen werden zweifellos nicht bewirken, daß der Alkoholkonsum aufhört, das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Darum schießen auch die Bestrebungen der reinen Abstinenzler über das Ziel hinaus. Unter Berücksichtigung einer gesunden Realpolitik muß hier das unverrückbare Ziel bleiben: Bekämpfung des übermäßigen Alkoholgenusses im Interesse des einzelnen, im Interesse der gesamten Volkswirtschaft und damit auch im Interesse der Erhaltung der deutschen Wehrkraft.

Lied am Weg

Ein kleines Lied, das im Vorüberschreiten
Aus fremdem Haus in deine Seele klingt,
Ist wie ein Riese, der in deinem Innern ringt,
Bis jede Maske deiner Fröhlichkeiten
In eine leise Trauer niedersinkt.

In der Mondnacht

Wenn die Nächte voll Mondlicht sind,
Weiß nicht, wo kommt es her?
Kein Mensch will schlafen mehr,
Wird jeder wieder ein Kind;
Will immer vor seinem Fenster stehn
Und nach den ziehenden Wolken sehn ...

Armin T. Wegner

2)

Der Austauschprofessor

Humoreske

Von Wilhelm Poeck-Eutin

„Ich glaube, Sie sind doch nicht mehr ein so guter Mensch," nahm Fräulein Doktor Granton ihre moralischen Erinnerungen von vorhin wieder auf, „wie damals, wenn ich Sie auf dem ‚President Lincoln' kennen lernte. Ich glaube, Sie gehen nicht viel in die Kirche. Wenn Sie wegen Ihr Heimweh für Persien kein Wein und calorics getrunken hätten, so hätten Sie heute morgen keine Kopfschmerzen."

„Das ist wahr. Aber auch nicht das Vergnügen, Sie heute morgen auf dem Kruslaker Damm getroffen zu haben."

„You are right," sagte Miß Granton und wurde nachdenklich. In der Tat, wenn Doktor Jerum sie nicht aus den Klauen des Polizeimannes mit dem großen Säbel und der rauhen Stimme befreit haben würde, dann hätte sie mit ihrem schwarzen Jim schön dagesessen. Der Gedanke verdichtete sich in ihr zur Philosophie und sie fragte:

„Mr. Jerum, glauben Sie an Zufall? Oder glauben Sie an Bestimmung?"

„An beides," sagte Jerum.

„Aber ich glaube nur an Bestimmung," sagte Miß Granton.

„Wenn einer etwas glaubt," sagte Doktor Jerum, „so muß er daran festhalten."

„Muß er nicht?" erwiderte Miß Granton erfreut. „O, Mr. Jerum, ich glaube doch, Sie sind hier inwendig (sie tippte auf die linke Brustseite von Doktor Jerums Paletot) ein guter, ein sehr guter Mensch geblieben."

Inzwischen war das Aut in Bergstädt angekommen und rollte in langsamem Tempo durch die Straßen. Miß Granton hatte, durch zahlreiche Blicke der Neugier unangenehm berührt, das Brillenvisir heruntergeklappt und den Schleier dicht zusammengezogen.

In Bergstädt wird fleißig zur Kirche gegangen, besonders von den besseren Bürgerfamilien. Auch Oberpostsekretär Krause nebst Frau und Tochter waren auf dem Wege zum Gotteshause. Hinter denen kam Kaufmann Wegerich, es folgten Professor Graunzer, Deichinspektor Lühmann, Mühlenbesitzer Klokfnut und verschiedene andere Honoratioren, sämtlich mit ihren Gattinnen.

Was war denn das? Doktor Jerum im Aut? Mit einer vermummten Dame? Und einem schwarzen Chauffeur? — Hm, hm! — Ei, ei!

Doktor Jerum hatte weiter nichts zu tun, als fortwährend den Hut abzunehmen und wieder aufzusetzen und dachte in seinem durcheinander arbeitenden Gehirn: Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land. — Na, was die Bergstädter aber von dem wissenschaftlichen Hilfslehrer Doktor Jerum, der ihre Bengels in der Sexta verhaut, für 'ne Vorstellung kriegen. Aut, maskierte Dame, Nigger auf dem Bock. Ich glaube, die denken, ich werde von der Tochter des Schahs nach Persien entführt.

Jetzt kamen dem Aut drei Herren entgegen. Es waren Assessor Doktor Weißnix, Buchhändler Regenschwert und Dr. Ing. Viola.

Die wollten aber nicht in die Kirche. Sondern in die Kneipe zum Frühschoppen.

„Dunnerkiel — das ist Jerum!"

Die Hüte flogen nur so herunter.

„Der will wohl nach Amerika durchbrennen."

„Oder nach Persien."

„Nach Persien ... Hahahahaha."

„Aber die Dame ..."

„Ja, die Dame ..."

„Ist wahrscheinlich seine Tante. Er hat mal erzählt, er hätte irgendwo eine Tante, die Automobil fährt."

„Na na." — „Hm, hm!" — „Ei, ei!"

Man beschloß, den Fall beim Spaten näher zu erörtern und Doktor Jerum mit einer Bowle heranzuziehen, falls diese Tante möglicherweise eine Erbtante oder sonst ein akzeptables weibliches Wesen sei.

„Mr. Jerum", sagte Miß Granton, als das Aut beim Bahnhofshotel hielt, „ich möchte Ihnen eine invitation machen. Sie sollen mit mir fahren nach dem Tänzmeister und der Kirche und mir alles erklären. Wollen Sie?"

„Ja ..." sagte Jerum. „In — was?"

„In ein cab." — Gehen Sie und telephonieren Sie für ein cab — eine Droschke," wandte sich Miß Granton an den herbeigeeilten Hotelhausknecht.

„Droschke?" sagte der Hausknecht. „Droschken gibt's heute nich. Sind alle weg. Alle vom Verein für Erhaltung der Hünengräben für den ganzen Tag gemietet. Die haben Stiftungsfest."

„Ich will aber ein cab haben. Holen Sie den Wirt."

Der Wirt kam, bestätigte die Mitteilung des Hausknechts und versicherte, es sei ihm heute ganz unmöglich, dem gnädigen Fräulein Mietfuhrwerk zu verschaffen.

„Ultra posse nemo obligatur!" sagte Doktor Jerum hoffnungsvoll und knüpfte daran die Frage, ob das Münchener schon angestochen sei. Er hatte entsetzlichen Durst.

„So werde ich ein Pferd und einen Wagen kaufen."

Hausknecht, Wirt und Jerum sahen einander erstaunt an.

Mußte die aber Geld haben!

„Wollen Sie mir sagen instantly, wo ich kann kaufen ein Pferd und ein cab," drängte Miß Granton ungeduldig.

„Ja, sagen Sie es nur ruhig," unterstützte Doktor Jerum die Aufforderung der Dame.

„Hier ist kein Wagengeschäft," sagte der Wirt bedauernd.

„Smid Augustin het jo eenen stahn," bemerkte der Hausknecht zu seinem Prinzipal.

„Den Landauer, dat olle Wrack," rief der Wirt entsetzt.

„Setzen Sie sich beim Chauffeur und bringen Sie uns nach Schmied Augustin," befahl Miß Granton dem Hausknecht.

Man fuhr nach Schmied Augustin. Miß Granton besichtigte den Landauer. Es war ein bösartiger Kasten. Ohne Fenster und auch sonst vom Zahn der Zeit stark benagt. Schmied Augustin hatte ihn vom Fuhrwerksbesitzer Tuthorn für fünfundzwanzig Mark geramscht. Aber bis zu den „Vierdörfern" hin und zurück würde er wohl halten, meinte Schmied Augustin. Und ein Pferd? Ein Pferd würde sie vielleicht beim Stallhalter Eddelbüttel bekommen. Das Aut fuhr zu Stallhalter Eddelbüttel. Stallhalter Eddelbüttel hatte ein Pferd zu verkaufen. Einen ganz schönen braunen Wallach. — Daß er mit Roßschlachter Bullerjahn wegen des Braunen in Verhandlung stand, verschwieg Stallhalter Eddelbüttel. — Das Pferd wurde nach flüchtiger Besichtigung im Stall gekauft. Eine Pferdedecke gab Eddelbüttel zu, damit die Bergstädter Jungens unterwegs ihre Mützen nicht an der alten Kracke aufhängen sollten. Und einen Kutscher besorgte er auch noch.

Miß Granton hatte also, trotz Doktor Jerums Abmahnen, ihren amerikanischen Dickkopf durchgesetzt. Auf seine Frage, was sie nach beendeter Expedition mit Roß und Wagen anfangen wolle, erwiderte sie lakonisch: „Verkaufen."

Nicht so glänzend und nicht so schnell wie bei der ersten Abfahrt nach dem Kruslaker Damm ging die zweite von dannen. Die Kirche war aus, und die Kirchenbesucher: Oberpostsekretär Krause nebst Frau und Tochter Mali, Professor Graunzer und die übrigen Honoratioren sahen mit Staunen, ja Entsetzen ihren Doktor Jerum, den sie per Aut nach Persien oder sonst wohin unterwegs wähnten, in Schmied Augustins altem Droschkenwrack, gezogen von Stallhalter Eddelbüttels allerältestem Wallach, neben sich eine bildhübsche Dame, den Neger von vorhin als Groom auf dem Kutschersitz, einem unbekannten Ziel zustreben. Polizeisergeant Bumke blickte forschend in den Wagen und war geneigt, die Visitenkarte Doktor Jerums für eine plumpe Fälschung und ihn selbst für einen Hochstapler zu halten. Doktor Jerums Direktor nahm gleichfalls Einblick in die Kutsche und beschloß, dem jungen Mann morgen früh wegen nicht standesgemäßen, möglicherweise sogar unmoralischen Benehmens den Standpunkt klar zu machen. Und Assessor Weißnix, Buchhändler Regenschwert und Doktor Viola erkannten von ihrem Stammtisch aus den Insassen, rissen schleunigst das Fenster auf, hielten ihre Bierkrüge hinaus und riefen: „Prost Jerum!" Ferner folgten mehrere Knaben, gewöhnliche und auch welche aus der Sexta, der Fuhre mit Hohngelächter und gaben ihrem Interesse an Stallhalter Eddelbüttels altem Wallach, dem Mohren und allem, was sonst noch dahinter war, mit schnöden Witzen Ausdruck.

Peinliche Sache das, dachte Doktor Jerum. Wärst du doch auch lieber nach ‚Stadt Hamburg' gegangen, statt nach dem Kruslaker Damm. Dann säßest du jetzt mit Weißnix und den anderen beim Frühschoppen. Aber nicht bei diesem — übrigens allerliebsten — Racker von Millionen-Miß, die dich nach jeder Richtung der Windrose kompromittiert.

O — und diese Droschke. Die stieß! — dagegen war das Aut die reine Hängematte gewesen.

Miß Alice Granton sah ihren Partner von der Seite an. Sie ahnte, was in ihm vorging und lächelte heimlich.

„Sie müssen dies cab und dies alte Pferd nicht so tragical nehmen," sagte sie. „Suppose, Sie lebten als businessman in Amerika und verlieren eine Wette, so müßten Sie — Sie haben einen so schönen Schnurrbart — so müßten Sie sich den halben Schnurrbart abrasieren lassen und vierzehn Tage mit der anderen Hälfte ins Kontor gehen. Oder Sie müßten mit ein Schiebkarren die fünfte avenue eine Stunde lang auf und ab fahren. — So mußte einmal mein Bruder."

„Dann hätte ich mich von ihm losgesagt," gab Jerum zurück.

Nun bog man wieder den Kruslaker Damm hinunter.

„Sagen Sie, Mr. Jerum," kam Miß Granton wieder auf ihr Reiseziel zurück, „was leben in Altpoggensiel für Menschen?"

„Gar keine. Bloß Frösche und Bauern."

„Sie sind ein Spaßvogel. Erzählen Sie mir etwas von den Bauern."

„Die heißen allzusammen Puttfarken," begann Doktor Jerum seinen Bericht.

„Alle?"

„Wenigstens die meisten."

„Warum sagen Sie ‚alle', wenn es nicht wahr ist?"

„Es kommt mir in solchen Dingen auf 'ne Hand voll Noten nicht an."

„Das ist aber schlimm für Ihre complexion, ich meine, Ihren Charakter."

Ei, du vertrackter kleiner Schulmeister, dachte Doktor Jerum, ich wollte, du müßtest morgen früh für mich in die Bergstädter Sexta, und ich könnte mit deinem Aut und deinem Moos in die weite Welt hinausgondeln. — Lieber noch mit dir dazu.

„Doktor," sagte Miß Alice, „ich sehe es an Ihr Gesicht, Sie haben eben etwas über mir gedacht. Etwas Schlechtes. Soll ich es Ihnen sagen? Sie haben gedacht, Miß Granton ist ein schrecklicher Schulmeister."

„Stimmt," sagte Doktor Jerum und lachte. „Aber Sie haben nur die eine Hälfte meines Gedankens erraten."

„So war die andere gewiß nicht viel besser."

So ging das Wortgeplänkel in der Droschke vergnügt weiter. Nicht ganz so vergnügt ging Eddelbüttels alter Wallach weiter. Der Kutscher kitzelte ihn ab und zu ein bißchen mit der Peitsche, damit er nicht ganz stehen bliebe, und suchte sich die Langeweile der Fahrt durch eine Unterhaltung mit seinem schwarzen

Aut-Kollegen abzukürzen. Und dies ging ganz gut, denn der Droschkenkutscher war früher bei den St. Pauli-Landungsbrücken stationiert gewesen und hatte eine Unmasse von englischen und anderen Janmaaten nach ihren Schlafbaasen gefahren. Somit sprach er selbstverständlich — denn das gehört zum Geschäft — vorzüglich Englisch.

„Hau mötsch Hüer get you?" fragte er den Schwarzen.

„Do n't understand you, Sir."

„Wovel money du verdeenen deist, Swattsnut," wiederholte der Kutscher seine Frage, machte mit dem Daumen die Bewegung des Geldzählens und deutete mit dem Zeigefinger erst nach rückwärts und dann auf Jim.

„Tirty Dollars," sagte Jim und streckte zum besseren Verständnis alle zehn Finger dreimal hintereinander aus.

„Doddig Dollars," fing der Kutscher an zu rechnen, „dat sünd — täuw mol — dat sünd hunnertfiefuntwintig Mark. — And frie Stäschen?"

Er machte die Bewegung des Essens und Trinkens.

„Yes, Sir."

„Dat 's not mötsch — dat is nich veel — for a year."

„No, Sir. Not for a year. For a month."

„För'n Moonat? Dat sünd int Johr — täuw mol — dat sünd soßteihnhunnert Mark. Un free Stat'schoon. Minsch, denn verdeenst du ja meehr as min Baas. — Hau männi miles in an hour föhrst du denn daför mit din Töff-Töff?"

„Fifty, Sir."

„Föftig Milen in 'n Stünn?" rief der Kutscher entsetzt. Er verstand geographische Meilen, während Jim englische meinte. „Minsch, du lüggst ja. Na, wenn du so 'n fixen Kutscher bist, denn kannst naher in de ‚Post' eenen utgeben."

2.

Endlich war man in Kruslak im Gasthof zur Post angelangt. Fräulein Alice Granton hatte sich von Doktor Jerum, der als Mitglied des Vereins für die ‚Vierdörfer Kunst- und Heimatpflege' durchaus ortskundig war, sagen lassen, wo man am besten alte Vierdörfer Kostüme, gestickte Namen- und Handtücher, Kissenbezüge und dergleichen kaufen könne. Der betreffende Händler hieß indessen nicht Puttfarken, sondern Nikodemus Meyer. Doktor Jerum hatte mitgehen wollen, aber Miß Granton hatte erklärt, wenn amerikanische Damen shopping gingen, so dauere das für die Herren zu lange. Sie hatte nur ihren Jim mitgenommen nnd Doktor Jerum empfohlen, sich in der ‚Post' ein wenig auszuruhen, aber ohne „Gröck".

Das tat Doktor Jerum. Denn er war von der Unterhaltung mit Miß Granton tatsächlich angegriffen. Er setzte sich ins Honoratiorenzimmer, ließ sich ein Seidel Bier und ein Wurstbutterbrot geben, verzehrte das, nahm dann

schweren Herzens den Göttinger Tretbrief aus der Tasche, las ihn ein paarmal über, seufzte tief, schloß die Augen — und schlief ein.

Nach einer geraumen Weile kam Miß Granton, hinter ihr Jim mit einem gewaltigen Paket, zurück. Sie trat ins Honoratiorenzimmer. Jerum schlief weiter.

An der Erde lag ein Brief.

Miß Granton hob ihn auf. Las ihn. Und dachte:

Also das ist der Grund vom „Brummschädel" — und Heimweh nach Persien.

Der arme junge Mann tat ihr leid. Sie hatte ihn für wohlhabend — sehr wohlhabend gehalten, was er vor fünf Jahren, als sie ihn auf dem Hamburger Dampfer kennen lernte, zweifellos gewesen war. Daher Wein, „Gröck" und Galgenhumor.

„Landlady", sagte sie zu der Postwirtin, indem sie die Tür vorsichtig schloß, „kennen Sie den Herrn da drinnen?"

„Natürlich," sagte die Wirtin. „Das ist Herr Doktor Jerum. Ein furchtbar klugen Menschen, und ümmer so lustig. Aber manchmal ist er traurig. Kömmt oft bei mich."

„Trinkt er viel Wein und Gröck?"

„Goar nich," sagte die Wirtin. „Bloß Bier mit'n kleinen Wuppdi vorauf."

„Wutki?" fragte Fräulein Granton.

„Ne, Wuppdi. Guten Bergstädter Doppelkümmel. — Ein furchtbar gutmütigen Menschen. — Un is sogar in Persien gewesen."

„Was hat er dort gemacht?"

„Gereist. Ümmerlos gereist. Das Reisen steckt in sein' Natur. Schon als Jung von zwölf Jahren is er wegen das Reisen durchgebrannt. In Kleinasien haben sie ihn wiedergekriegt. — Nachher hat er bei die Universität gewollt, als Professor, hat auch bannig studiert und großartige Zeugnissen. Und viel Geld hat sein Vater damals noch gehabt, und Herr Doktor Jerum hat bei das Reisen und Studieren fix was unter die Leute gebracht. Aber der Alte hat Pankrott gemacht, und da hat der Junge bei's Gymnasium gemußt. Das hat er ungern getan. Und Schulden, Gott o Gott! Das haben welche von seinen Kollegen hier mal erzählt. Aber er bezahlt fix ab. Das hat mir Frau Oberpoßsekkertär Krause erzählt. Der Herr Oberpoßsekkertär revendiert ja immer bei uns die Kasse und so, denn wir haben ja die Poßagentur, und denn kömmt sie immer mit, und denn erzählen wir uns en bißchen. Und —"

„Thank you," sagte Miß Alice. „Er schläft. Lassen Sie ihn schlafen. Er hat gestern abend — — so furchtbar lange gearbeitet."

So, nun hatte Miß Granton für ihren Freund — gelogen. Nun war sie nicht besser als andere Leute.

Und nun fragte sie, ob man etwas zu essen haben könne, und als die Wirtin bejahte, stellte sie ein Menü zusammen und befahl, wenn die Speisen hergerichtet seien, solle Doktor Jerum geweckt werden. Eher nicht.

Also so stand es um ihren eleganten shuffle-board-Partner! Miß Alice traten die Tränen in die Augen.

Das Essen wurde aufgetragen.

Doktor Jerum wurde geweckt, schlug die Augen auf und fühlte sich auf einmal kreuzfidel. Man speiste und trank, scherzte und lachte. Miß Granton trank Eis- oder wenigstens eisiges Wasser. Doktor Jerum Bier mit einem Wuppdi vorauf. An seinen Brief dachte er nicht. Aber Miß Alice dachte daran. Doch sie hütete sich, davon zu sprechen.

Dann zeigte sie ihrem Freunde die gekauften Altvierdörfer Sachen. Miß Granton hatte alles mögliche gekauft, sogar Männerzeug.

„Was," sagte Doktor Jerum, „das sollen Altvierdörfer Stücke sein? dies Brusttuch? diese Männerjacken? Und das? — und das? — und das? Na, der hat Sie schön übers Ohr gehauen."

„Nicht echt?" fragte Miß Alice. „Nicht alt?"

„I wo. Nicht älter, noch nicht mal so alt wie Sie und ich. — Na warte, mein Junge. — Kommen Sie, Miß Granton, diesem alten Sünder wollen wir die Schlappohren lang ziehen."

Man ging nebst Jim und Paket zu Nikodemus Meyer.

„Tag, Nikodemus," sagte Doktor Jerum. „Haben Sie mal von Ihrem Namensvetter, dem Nikodemus der Bibel gehört? Das war ein reeller Nikodemus. Sie sind ein unreeller Nikodemus. Wissen Sie, was dieser junge Mann vorstellt" (er wies auf Jim). „Das ist ein Chauffeur. Ein Einheizer. Süht ut as de Dübel. Den haben wir mitgebracht, um Ihnen einzuheizen. Was haben Sie der Dame hier angedreht? Das sollen alte, echte Stücke sein? Die haben Sie in Hamburg oder sonstwo zurechtprünen lassen. Nu man wedder rut mit de Dalers, oder gute Ware!"

(Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 11. Juni 1910.

Dernburgs Rücktritt — Die Besprechung der päpstlichen Enzyklika im Abgeordnetenhause.

Die Leitung des Reichskolonialamts ist in andre Hände übergegangen. Staatssekretär Dernburg hat seinen Abschied genommen, und der bisherige Unterstaatssekretär v. Lindequist ist an seine Stelle getreten. Ein Ereignis von nicht geringer Bedeutung, nicht nur für die Kolonialpolitik, sondern auch für die allgemeine Politik. In den tiefer eingeweihten Kreisen wußte man seit längerer Zeit, daß Herr Dernberg gehen wollte. Als er dann im Mai dieses Jahres

wirklich sein Abschiedsgesuch einreichte, bemühte sich der Reichskanzler, ihn zur Zurücknahme des Gesuchs zu bewegen; auch der Kaiser hielt die Entscheidung so lange wie möglich zurück, weil er den bewährten Mann in seiner Stellung und im Reichsdienst zu erhalten wünschte. Aber Herr Dernburg blieb fest bei seinem Entschluß, und so konnte die Entscheidung nicht anders fallen. Was hat ihn bewogen, diesen Entschluß zu fassen? Es ist mißlich, in die innersten Gedanken eines Mannes eindringen zu wollen, der aus eigner Überlegung seinem Leben eine andre Wendung gegeben hat. Man muß sich an die Tatsachen halten, die bekannt und genau zu übersehen sind. Herr Dernburg hat sein Gesuch damit begründet, daß er die Aufgabe, mit der er im Jahre 1906 betraut wurde, im wesentlichen als gelöst ansieht. Ist das richtig und vollkommen ernsthaft gemeint oder ist es nur die vielleicht zu optimistisch gefaßte Form, hinter der sich andre Motive verbargen? Wie es sich auch damit verhalten mag, es war, wenn es etwa nur Form und Vorwand war, jedenfalls eine geschickte Form und ein gutgewählter Vorwand, denn Herr Dernburg hat, wie wir meinen, ein Recht, von seiner Wirksamkeit an der Spitze des Reichskolonialamts zu behaupten, daß die ihm übertragne Aufgabe gelöst sei. Man muß freilich genau unterscheiden, was selbstverständlich jeder Staatssekretär des Reichskolonialamts für alle Zeiten als seine Aufgabe bezeichnen muß, und auf der andern Seite, was dieser soeben aus dem Amte geschiedne Staatssekretär als seine besondre Aufgabe betrachten mußte. Das schwindsüchtige Gebilde, das Dernburg bei Übernahme seines Amts als sogenannte „Kolonialverwaltung" vorfand, war ein höchst sonderbarer Tummelplatz wirtschaftlicher Interessen, bureaukratischer Überflüssigkeiten, wissenschaftlicher und halbwissenschaftlicher Spielereien und persönlicher Ambitionen. Es schien vor allem den Zweck zu haben, alle wirklich geeigneten, unabhängigen Kräfte im Deutschen Reich von der ernsthaften Betätigung in den deutschen Kolonien zurückzuhalten und die fähigen, tätigen und tüchtigen Kolonialpraktiker, von denen doch eine recht achtbare Zahl vorhanden war, in Situationen zu bringen, in denen sie sich möglichst entgegen arbeiteten und sich gegenseitig lahm legten, soweit sie es nicht vorzogen, sich in Verbitterung und Pessimismus gänzlich zurückzuziehen. Es war dieser Kolonialverwaltung — bei allem redlichen Willen, das Gegenteil zu erreichen — im Laufe der Jahre gelungen, das Interesse des deutschen Volks an seinen Kolonien mit annähernder Vollständigkeit zu ersticken; über die Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft, die — oft unter sehr schwierigen Verhältnissen — wenigstens ihr Möglichstes zu tun versuchten, um die Erinnerung daran zu erhalten, daß wir noch Kolonien hatten, reichte es wohl kaum noch hinaus. Im Zusammenhang damit stand die Schwäche dieser Verwaltung gegenüber dem kolonialpolitischen Dilettantismus des Reichstags. Ein solcher Rückblick mag scharf und bitter erscheinen; will man aber die tatsächliche Lage schildern, die Dernburg bei seinem Amtsantritt vorfand, so kann man nichts andres sagen. Und nun wird es auch klar sein, welche Aufgabe der neue Leiter der Kolonialverwaltung auf sich zu nehmen hatte. Er mußte diese Verwaltung zweckmäßig organisieren, ihr eine Gestalt geben, die sie befähigte, die ihr eigentümlichen Aufgaben zu lösen; er mußte weiter die Beziehungen dieser heimischen Zentralstelle zu den Schutzgebieten in einer Weise regeln, die geeignet war, Verbindungen zwischen den Kolonien und den wirtschaftlichen Faktoren des Mutterlandes zu vermitteln; er mußte endlich das heimische Kapital heranziehen, es für die Kolonien interessieren und dazu die Bedingungen schaffen. Wenn es Dernburg gelang, in dieser dreifachen Weise einen festen Grund zu einer wirklichen Reichskolonialverwaltung zu legen, die ein geeignetes Organ für die weitere Entwicklung der Kolonialpolitik werden konnte, so war das in der Tat eine für sich bestehende

Aufgabe, die wohl in einigen Jahren als abgeschlossen gelten konnte. Diesen Punkt glaubt Herr Dernburg erreicht zu haben, und wir sagten bereits, daß wir ihm darin recht geben müssen. Wir haben jetzt ein Reichskolonialamt, das diesen Namen verdient. Die Organisation ist da; es sind ihr grundlegende Ideen gegeben. Und das Interesse an den Kolonien beschränkt sich nicht mehr auf die wenigen, die selbst hinausgehn, um dort zu arbeiten oder zu kämpfen, sondern es greift wieder hinüber in die werktätigen Kreise des deutschen Volks in der Heimat; es sind die ersten Schritte getan, um die Kolonialpolitik zu einem lebensfähigen Zweige der deutschen Wirtschaftspolitik in ihrer Gesamtheit zu machen. Auf dieses große und bleibende Verdienst kann Bernhard Dernburg heute mit vollem Recht zurückblicken.

Daß ein solches Werk auch von einer kräftigen Hand nicht ohne Reibungen und schwere Hemmnisse durchgeführt werden konnte, versteht sich ganz von selbst. Das ist menschlich und wird überall und zu allen Zeiten so sein. Die Widerstände lagen zum Teil in den Menschen und Verhältnissen, mit denen Dernburg zu tun hatte, zum Teil auch in seiner eignen Persönlichkeit. Es gibt vielleicht nur sehr wenige Menschen im Deutschen Reich, die alles billigen und unterschreiben konnten, was Dernburg im einzelnen in den Kolonien getan und angeordnet hat. Wenn aber dies und namentlich der Umstand, daß ihn die Deutschen in den Kolonien selbst häufig genug auf das heftigste angegriffen und sich bitter über ihn beklagt haben, als Beweis benutzt wird, daß Dernburg nicht das Lob verdiene, das ihm als Neuorganisator unsrer Kolonialpolitik gespendet wird, so muß dem widersprochen werden. Wir haben neulich schon einiges sagen müssen über die politischen Urteile, die den „Fachmann" Gwinner gegen den angeblichen „Nichtfachmann" Rheinbaben ausspielten. Bei uns in Deutschland entspricht es unsrer ganzen Denkweise und Schulung, daß wir uns durch den Schein der Spezialkenntnis in einer Sache leicht blenden und in unserm Urteil zu weit fortreißen lassen. So sind wir natürlich von vornherein entsetzt über einen Leiter der Kolonialpolitik, der nicht einmal die deutschen Bewohner der Kolonien selbst auf seiner Seite hat. Die Leute müssen doch am besten verstehn, was zu ihrem Nutzen dient! Warum? Ist es nicht möglich, daß jemand in seiner täglichen Arbeit nach bestem Wissen das Recht und den Nutzen der ihm anvertrauten Interessen in dem Kreise, der seinem Überblick zugänglich ist, wahrzunehmen glaubt und dabei unbewußt auf eine Entwicklung hinarbeitet, die andre höhere Interessen schädigen muß? Wir sagen nicht, daß der Fall in den Kolonien so liegt — die Sache ist sehr viel komplizierter —, aber wir möchten nur vor der unüberlegten Anwendung eines Arguments warnen, das sehr oft wirklich nicht stichhaltig ist. Unsre Kolonien sind bisher sozusagen wild gewachsen. Die Kolonialbewohner haben die sorgende Hand des Mutterlandes — wir sehen ab von den Kriegszeiten und der Tätigkeit der Schutztruppen — bisher nur in einer reichlichen Dosis Bureaukratismus empfunden, mit dem sie sich schließlich auf irgendeine Art — hier williger, dort schwieriger — abgefunden haben. Sie haben gelernt, den Verhältnissen entsprechend ihre nächsten Interessen in den Mittelpunkt zu stellen; was sie vom Mutterlande nach mancherlei trüben Erfahrungen nur noch verlangen, ist das Maß von Idealismus, das ihnen die nötige moralische Unterstützung sichert. Nun hat die straffe Hand eines geschäfts- und menschenkundigen Mannes die Dinge einmal am andern Ende angefaßt; hart und nüchtern ist die Frage gestellt worden: Was muß geschehen, daß zwischen Reich und Kolonien eine wirkliche Interessengemeinschaft entsteht, nicht nur eine ideale und nationale, sondern auch eine wirtschaftliche, und welche Bedingungen müssen erfüllt werden, damit

endlich das deutsche Großkapital Zutrauen zur Entwicklung unsrer Kolonien faßt? Daß das nicht ohne Verstimmungen in den Kolonien gemacht werden konnte, ist sehr begreiflich, ebenso wie gar nicht zu leugnen ist, daß die schroffe Natur des Staatssekretärs ihn vielfach zu wirklichen Mißgriffen hingerissen hat. Aber in den grundlegenden Vorstellungen, die in der Ausführung nicht immer zu einem glücklichen Ende gelangten, hatte Dernburg recht, und es wird sicher die Zeit kommen, wo man dieses fundamentale Verdienst allgemein anerkennen wird, wenn der lindernde Einfluß der Zeit und die Tätigkeit der neuen Männer, die auf dieser Grundlage praktisch weiter zu bauen haben, die Spuren seiner wirklichen Fehler verwischt haben.

Es ist nicht undenkbar, sogar wahrscheinlich, daß Dernburg selbst fühlte, daß er aus den Gründen, die in seiner Persönlichkeit und Vergangenheit lagen, nicht der Mann war, diese Fehler und Mißgriffe selbst vollständig zu korrigieren und sein Werk über die bezeichneten Grundlagen hinaus weiter zu führen. Denn frühzeitig hat er den Gedanken ausgesprochen, zu gehn, sobald er seinen Auftrag erfüllt habe. Und richtig ist, daß ihm seine Aufgabe bald immer schwerer gemacht worden wäre. Herr Erzberger hätte wohl immer mehr schweres Geschütz herangeführt. Immerhin hätte Herr Dernburg bei der Hochschätzung, die er bei Kaiser und Reichskanzler genoß, noch lange standhalten können. Wenn er es nicht getan hat, so liegt es nahe, daran zu denken, daß die politischen Verhältnisse, wie sie sich nach dem Rücktritt des Fürsten Bülow gestaltet hatten, für seine Entschlüsse mitbestimmend sein mußten. Zwar, eine Nötigung lag für ihn nicht darin. Seine staatsrechtliche Stellung legte ihm keine politische Verantwortung auf; nur in Ressortangelegenheiten war er Stellvertreter des Reichskanzlers, er selbst war nicht Minister, und sein Ressort hätte ihn schwerlich in Konflikte auf dem Gebiet der innern Reichspolitik verwickelt. Sein persönliches Verhältnis zum Reichskanzler war ungetrübt. Dennoch ist es begreiflich, daß er sich beengt fühlte bei dem Gedanken, daß im allgemeinen Urteil und im Urteil der ihm persönlich nahestehenden Kreise er in einer Reihe genannt wurde mit politischen Persönlichkeiten, deren Anschauungen er nach seiner ganzen Vergangenheit nicht teilen konnte. Ob es seinem Sinn und Geschmack entspricht, in der linksliberalen Presse so gefeiert zu werden, wie dies geschieht, nämlich in der Pose des sich für seine Überzeugung opfernden Helden, lassen wir dahingestellt. Es nützt wenig, darüber zu grübeln. Wir glauben aber nicht, daß Herr Dernburg seinen politischen Gegnern den Gefallen tun wird, seinem ehrenvollen Wirken als Reichsbeamter eine Tätigkeit als politischer Parteimann folgen zu lassen, wie es jetzt von einigen Seiten von ihm erwartet wird.

Im Abgeordnetenhause hat die Besprechung der päpstlichen Borromäus-Enzyklika eine bemerkenswerte Verhandlung herbeigeführt. Die Erregung über die zahlreichen Ausdrücke und Wendungen des Rundschreibens, in denen Beschimpfungen der Reformatoren und der protestantischen Fürsten und Völker enthalten waren, war in der evangelischen Bevölkerung so stark geworden, daß die friedenstörende Wirkung des Schriftstücks unverkennbar war. Es war daher nicht nur richtig, sondern auch notwendig, daß in der Volksvertretung die Sache zur Sprache gebracht wurde. Notwendig nicht etwa nur, um der Bewegung etwa noch einen besondern Impuls zu geben, sondern auch um die Erörterung zu klären und den Auseinandersetzungen die Grenzen zu stecken, die im Interesse des konfessionellen Friedens erwünscht sind. Es kann diesen Frieden nicht fördern, wenn auf die Ausschreitungen von der einen Seite keine Antwort erfolgt, und es kann ihn auch nicht fördern, wenn der Herausforderung nur das Aufschäumen einer

plötzlichen Erregung folgt. Eine klare Aussprache, aus der beide Teile entnehmen können, unter welchen Voraussetzungen allein die Wahrung des von beiden ersehnten Friedens möglich ist, wird jedenfalls den vernünftigen Zwecken am besten entsprechen. An die Regierung war die Anfrage gerichtet worden, wie sie den Beschimpfungen in der letzten Enzyklika entgegengetreten sei. Würdig und einmütig hatten Konservative, Freikonservative und Nationalliberale ihre Interpellationen begründet. Am glänzendsten hatte Dr. Hackenberg gesprochen. Dann antwortete der Ministerpräsident. Es war nicht seine Aufgabe, auf die Ausführungen der Enzyklika im Sinne des evangelischen Bekenntnisses zu antworten. Sonst hätte das Zentrum recht gehabt, wenn es sich hinter den kirchlichen Charakter des Streits verschanzte und von seiner Erörterung im Landtage nichts hören wollte. Die Berechtigung, die Sache als eine politische zu verhandeln, lag darin, daß eine politisch unerwünschte Wirkung, nämlich eine Störung des konfessionellen Friedens in einem paritätischen Staat, tatsächlich eingetreten war, wobei es nicht in Betracht kam, ob diese Wirkung vorausgesehen und gewollt war oder nicht. Diese Störung ging ferner von einer Stelle aus, die durch internationale Verträge auch von Andersgläubigen als internationale souveräne Macht anerkannt wird, die aber eben deshalb mit den daraus fließenden Rechten auch die Pflichten übernehmen muß, die ihr dadurch auferlegt werden. Deshalb kann man auch nicht die Entschuldigung gelten lassen, daß die Urteile der Enzyklika über die Reformation keinen Anstoß erregen könnten, weil sie dem dogmatischen Standpunkt der katholischen Kirche entsprechen. Das katholische Dogma gebietet, die Reformation als einen beklagenswerten Irrtum, als Auflehnung gegen die von Gott verordnete Autorität der Kirche anzusehn, aber es gebietet nicht, dies in einer beschimpfenden Form auszusprechen und den Männern, die in den erwähnten „Irrtum" verfallen sind, Motive unterzuschieben, die ihren sittlichen Charakter herabsetzen. Geschieht dies dennoch, so hat das mit dogmatischen Fragen nichts zu tun, und es kommt nur auf die Wirkungen an, die daraus entstehen. Es ist also ganz richtig, daß die preußische Regierung für diese Störung ihres inneren Friedens Genugtuung verlangt von der Macht, die sie verursacht hat, mit der sie ja überdies in diplomatischem Verkehr steht. Das Verlangen, diesen Verkehr sofort abzubrechen — wie es von verschiedenen Seiten gestellt wurde —, erschien nicht gerechtfertigt. Zu dem letzten Mittel greift man erst, wenn eine andre Verständigung nicht möglich ist und die Nachteile, die damit verknüpft sind, ohnehin in den Kauf genommen werden müssen. Der Ministerpräsident hat die Überzeugung ausgesprochen, daß die Kurie Mittel und Wege finden wird, die unheilvollen Wirkungen, die durch die verletzenden Sätze der Enzyklika hervorgebracht worden sind, wieder unschädlich zu machen. Man darf hoffen, daß diese Überzeugung nicht getäuscht werden wird.

Zeitungskultur und Reporterpsyche. Die Presse zieht so wacker zu Felde gegen Juristendeutsch und Kaufmannsdeutsch. Man sucht in sprachliche Ödländereien Kultur zu bringen. Vielleicht besieht man sich bei der Gelegenheit auch einmal aus der Nähe die wunderliche amtliche Ausdrucksweise unserer Minister und Staatssekretäre, die ausgefransten fremdländischen Drapierungen unserer Diplomatensprache.

Alles recht gut und schön, nur möge man die Reform am eigenen Leibe nicht vergessen. Die Presse hat an sich ein Recht darauf, als Kulturmacht angesehen zu werden, und von allen Berufen scheint mir der eines Journalisten noch so ziemlich der erträglichste. Es kann eben nicht jeder Kriegssoldat sein, wo lauter Frieden ist, oder Flieger werden oder auf Prima Deutsch und Geschichte unter-

richten. Was hier gesagt werden soll, sei vor allem gegen eine bestimmte Abart des Auch-Schriftstellers vorgebracht, nicht gegen die Gesamtheit. Unsere guten Journalisten sind allemal bessere Schriftsteller als die meisten guten Professoren, haben oft mehr Kultur und weniger Langeweile im Leibe als selbst ein M. d. R., das in die Literatur gerät. Also nur die es angeht, mögen sich getroffen fühlen; und nur weil wir es vertragen können, sei es gesagt.

Kulturmacht? Die Presse wird es nicht allein dadurch, daß sie behauptet, es zu sein. Was haben „Zoo" und „Bo", „Hapag" und „Bedag", „Bzbg", „Ila" und „Damuka" mit Kultur zu tun? Oder gar so entsetzliche Gebilde wie „Tiag" (Tapeten-Industrie-Aktien-Gesellschaft) oder „Baig" (Berliner Automobil- und Industrie-Gesellschaft) und „Agfa" (Aktien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation)?

Vom „Wüstegiersdorfer Anzeiger" soll gar nicht die Rede sein, nehmen wir nur Berliner Tageszeitungen. Besieht man sich etwa den lokalen Teil einer beliebigen reichshauptstädtischen Gazette, so wird man nicht behaupten können, daß sein Stil, sein Satzbau, die Suggestionskraft seiner Wortbildung, die Reichhaltigkeit seiner Ausdrucksmittel auf sonderlicher Höhe ständen. All die Entsetzlichkeiten, die ein vorsintflutliches Papierdeutsch zuwege bringt, finden sich auch hier. Hie und da eine frisch geschriebene kleine Plauderei, eine eigenartige Spitzmarke, das ist alles. Der Rest ist im günstigsten Falle wesenlose Alltäglichkeit. Dazwischen wirbeln Satz- und Wortungeheuer, unerträgliche Banalitäten und Geschmacklosigkeiten. Von einigermaßen individueller Behandlung kaum eine Spur. Stil ist mehr als Satzbau und Wortform, Stil ist Psyche. Und die Psyche des landläufigen lokalen Teils ist die des mäßigen Reporters und des behaglichen Spießbürgers. Nicht als ob der „Reporter" an sich etwas Geringwertiges wäre. Italiens größter Journalist war nichts anderes. Er kann ein Künstler sein, nur ist er es meistens nicht.

Es ist weiß Gott nicht leicht, irgendeinen wirklich guten Bericht zu schreiben, bei der ewigen Wiederkehr gleicher Ereignisse wechselnde Formen zu finden. Deshalb braucht man sich kaum darüber aufzuregen, daß bei jedem Kommers „ein reicher Damenflor" von den Tribünen herabschaut, daß man sich bei solchen Gelegenheiten erst „in früher Morgenstunde" trennt, daß solche und ähnliche Feste stets einen „ungetrübten harmonischen Verlauf" nehmen. Der eine Redner „feiert" eben „in begeisterten Worten", der andere spricht „in heiterer und gemütvoller" oder gar in „feinsinniger" Weise. Die „kulinarischen Genüsse" stammen natürlich stets aus der „trefflichen Ökonomie" oder der „renommierten Küche" des Herrn X. Jeder Jubilar dankt „sichtlich gerührt", während es sich für einen Leidtragenden schickt, „mit tränenerstickter Stimme" zu sprechen. Ein Vorsitzender ist bekanntlich immer „bewährt" und „verdienstvoll". Eine junge Dame, die einen Prolog vorträgt, tut das „mit warmer Empfindung" und ist stets „anmutig". Das ließe sich endlos vermehren, ist aber verhältnismäßig belanglos. Schlimmer ist anderes. Wer mehrere oder gar viele Zeitungen liest, findet die stereotypen Lokalnotizen überall wieder. Meistens in dem gleichen Wortlaut und mit der nämlichen Spitzmarke. Hier ist Burgfriede, hier schweigt der Haß der Fraktionen. Die Zeitungen abonnieren eben fast alle auf dieselben Korrespondenzen, deren Inhaber nicht durchweg Geistesheroen und Stilkünstler ersten Ranges sind. Der Lokalredakteur, mag er sonst durchaus befähigt sein, hat einfach keine Muße, alles umzuschreiben, zu feilen und zuzuspitzen. Er begnügt sich damit, allzu zeilenhungrige Nichtigkeiten zu streichen. Die kleineren oder größeren Schönheitsfehler, die Schnitzer wider Grammatik und Geschmack bleiben oft genug stehen.

Was grau vor Alter ist, das ist dem Durchschnittsreporter heilig. Der Lokalredakteur aber rüttelt ebenfalls nicht gern an alten Bräuchen. Teils aus Bequemlichkeit, teils weil er wirklich nicht so lange Zeit hat, bis ihm etwas Besseres einfällt, teils weil ihm überhaupt nichts Besseres einfällt. So schleppen sich denn wie die Seeschlange jahraus jahrein dieselben Überschriften und klischierten Floskeln spaltenwärts. Hat die Feuerwehr einmal einen Liebesdienst getan, der streng genommen nicht zu ihrem Ressort gehört, kann man mit tödlicher Sicherheit auf die Überschrift gefaßt sein: „Das Mädchen für alles". Jeder Exzeß gegen einen Schutzmann heißt „Blaukoller". Nun soll gegen solche Bezeichnungen gar nichts einmal gesagt sein. Sie sind wenigstens nicht unsinnig und waren, als sie zum erstenmal gebraucht wurden, sogar ganz hübsch. Ja, alte Lokalredakteure rühmen sich noch heute in diesem oder jenem Falle der Vaterschaft, und sind stolz darauf, ihren Kindern lange Jahre hindurch allerorten zu begegnen. Anders ist es mit folgendem lieben alten Bekannten: „Wie die Vandalen hausten neulich in der Schankwirtschaft von . . . ." Bis zum Überdruß ist von den verschiedensten Seiten darauf hingewiesen worden, daß die Vandalen ein edles germanisches Volk waren, daß die ihnen angedichteten banausischen Roheiten Schwindel sind. Tut nichts. Jahraus jahrein werden selbst in deutschnationalen Blättern unsere Vorfahren beschimpft, indem man ihnen die widerlichsten Rowdys und Kaschemmenlümmel gleichsetzt oder gar noch überordnet. Der lokale Teil kennt von den verschiedenen Dichtern und Schriftstellern immer nur eine ganz bestimmte Kostprobe. Von Zola: „Die Bestie im Menschen". Bei Gutzkow ist der alte Ben Akiba noch immer Favorit. „Es ist alles schon dagewesen, sagt Rabbi Ben Akiba, aber ein derartig frecher Einbruchsdiebstahl, wie er neulich in der Mulackstraße. . ." Es gibt Lokalredaktionen, die gar noch mit „Jupiter Pluvius", mit den „Kindern Florens" und anderen mythologischen Werten arbeiten. Einer der Herren Berichterstatter äußert sich vornehmlich über Brände. Ob es sich nun um Groß- oder Mittelfeuer oder gar nur um einen Gardinenbrand handelt, jedesmal „gab die Feuerwehr kräftig Wasser". Und da es nun in Berlin manchmal recht oft brennt, ist das „kräftige Wassergeben" ein beliebter Sport in den Lokalspalten, soweit der kräftige Wassergeber nicht in den Papierkorb schwimmt. „Ein gefährlicher Kinderfreund", „Ein Unhold", „Ein Vampyr der Großstadt". „Der Spitzhacke zum Opfer gefallen" hieß es, wenn ein altes Haus daran glauben mußte. Da besann sich plötzlich jemand auf Schiller, und seit der Zeit sind die Meinungen gespalten. Die einen bleiben der Spitzhacke treu, die andern sagen: „Das Alte stürzt!"

„Ein Paletotmarder!" „Wieder das Petroleum!" „Streut den Vögeln Futter!" Hat man eine unbekannte Leiche gefunden, so wirft die richtige Lokalredaktion prompt die Frage auf: „Wer ist der Tote?" „Wieder einer!" hallt es durch die antisemitische Presse, wenn ein jüdischer Kassierer von dannen ging oder irgendein Manasse betrogen hat. Derselbe Ruf zieht durch den demokratischen Blätterwald, tat ein „Junker oder Pfaffe" einen Schritt vom Wege. Die Phraseologie der „Genossen" ist übrigens nicht geistreicher und meistens auch nicht vielseitiger: „Der Säbel haut", „Bluthunde", „Ein Opfer des Kapitalismus".

„Einen guten Fang machte neulich die Kriminalpolizei . . . ." Die sichtliche Freude des loyalen Staatsbürgers über solch ein Vorkommnis wirkt etwas abgestanden, wenn sie wöchentlich mindestens einmal mit genau derselben Vokabel auftaucht. Geradezu peinlich aber wird der Durchschnittsreporter, wenn er es ganz rite und richtig mit der Moral bekommt. Denn auch für seine tiefste sittliche Entrüstung hat er streng vorgeschriebene Formen und Formeln, von denen beileibe nicht abgewichen wird. „Ein nettes Früchtchen scheint der vierzehnjährige Sohn

des Bauunternehmers X. zu sein ...." Der Junge hat vielleicht aus unreifem Lebensdrang eine verhältnismäßig ganz geringfügige Dummheit gemacht. Am Lokalpranger aber heißt er sofort „der Bursche". Und wagt er es gar, zu leugnen, so ist er „der freche Bursche". Und der Lokalredakteur ändert nichts. Solche Überschriften sind ihm vielleicht sogar ganz angenehm. Er weiß so beim Durchfliegen der Korrespondenzen sofort, um was es sich handelt, und braucht die betreffenden Notizen nicht so genau durchzulesen.

Wer ist schuld an diesen Zuständen? Die Reporter? Kaum. Niemand kann sie zwingen, durchweg Geschmack zu besitzen, und der Lokalredakteur braucht ihre Arbeit ja nicht in der Urform aufzunehmen. Also der Lokalredakteur? Auch nur scheinbar. Er hat in der Regel viel zu viel zu tun, als daß er Zeit hätte und ist in der Regel viel zu kärglich bezahlt, als daß er Lust verspürte, jeder Notiz eigenes Gepräge zu geben. Notabene, wenn er kann. Also der Verlag, der den Lokalredakteur so schlecht bezahlt? Auch nur scheinbar. Er kann sehr oft nicht mehr bezahlen, weil mit wenigen Ausnahmen die Berliner Zeitungen zwischen Tod und Leben baumeln. Die ganze Sache ist also eine Geldfrage, und die Kultur klebt am Groschen. Die Dürre des lokalen Teils läßt sich mithin in folgende Legende fassen: In einem ostpreußischen Dorfkrug sitzen zwei Bauern. Am Ofen liegt ein völlig vermagerter Köter. Zwischen den beiden Bauern entspinnt sich folgender Dialog: „Du, wems is dei Hund?" „Dat is unsʼ Hund." „Woso is dei Hund so dürr?" „Na hei frett ja nuscht." „Na woso frett hei nuscht?" „Na hei kriegt ja nuscht." „Na woso kriegt hei nuscht?" „Na wi gewe em nuscht." „Na woso gewt ju em nuscht?" „Na wi hebbe doch nuscht!" Das ist der ganze Circulus vitiosus. Vielleicht sollten doch wenigstens die großen Zeitungen versuchen, ihre Spalten leidlich gebildeten Menschen erträglicher zu machen, denn der lokale Teil ist zwar die größeste, aber nicht die einzige Wüste.

Adolf Petrenz

Friedrich Wolters: Minnelieder und Sprüche. Übertragungen aus den deutschen Minnesängern des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. Berlin 1909. Otto v. Holten. 159 S. — Die Eklektik der Gegenwart führt zur Verwilderung. Da jeder anders und jeder entlegener wählt, entsteht kein Gebilde, sondern ein Getriebe. Ein Getriebe, das, obwohl es äußerst lebendig scheint, wahrhaft tot ist. Denn kein Hauch eines heute irgendwo wirksamen Lebens durchdringt die verschiedenartigsten Publikationen und gibt ihnen, indem er sie einem lebendigen Organismus verbindet, selber Leben. Das meiste des Tag für Tag aus allen Räumen und Zeiten der Welt zusammengekehrten Kulturgutes ist für den Lebendigen von heute Schutt.

Wir haben nur ein Recht auf Fremdes und Altes aus unserem Lebendigen heraus. Nur wo die lebendige Kunst es zur Rundung ihres Gesamtwesens: zu ihrer Verstärkung im Ton, Bereicherung im Stoff oder schmuckhaften Verherrlichung heraufbeschwört, werden wir seiner mit Vorteil und Freuden teilhaft. Eine neue Bewegung der Wiederbelebung schenkte uns z. B. den Dante (Verlag der Blätter für die Kunst) und den Shakespeare neu (Georg Bondi, Berlin). Die neue Bewegung hat nicht etwa den Realismus beseitigt — dazu hätte es ihrer nicht bedurft; er erstickte in seiner Luftleere —, sie hat das deutsche Wort und weiter das deutsche Künstlerische überhaupt umgeschmolzen und einem neuen Leben zurückgeschenkt, indem sie — kurz gesagt — das Wort über seine Stellung als Sinnträger erhob, es — wie in der Malerei die Farbe — zu einem eigenen organischen Leben aufrief und mit dieser Erweckung dann weiter ein ganz neues Erleben des Künstlerischen,

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ja alles Geistigen überhaupt ermöglichte. Eine so allgemein und so tief verlebendigende Kraft gibt allein den Titel für eine Aneignung und Erneuerung volks- und zeitfremder Kulturen. Sie bedurfte zu ihrer Rundung des Dante und des Shakespeare und nur in diesem von der Not eines Lebendigen gegebenen Antrieb wurden uns Dante und Shakespeare ein neu Lebendiges. Könnte die vorliegende Sammlung von Minneliedern nicht eine gleiche Legitimation erweisen, wir würden sie ablehnen. Aber sie erweist sie. Es hätte des besonderen Hinweises in dem schönen und gehaltenen Vorwort, das ein gehäuftes und geprüftes Wissen in eine überraschende Anschauung verwandelt, nicht bedurft. Die Auswahl der Stücke, Haltung von Sprache und Rhythmus, vor allem die Behandlung des Wortes als eines Lebendigen hätten den Herausgeber legitimiert. In dem Augenblicke, da die deutsche Sprache eine so tiefe und so weite Erneuerung erfuhr, daß jedes unserer eigenen Worte von ganz neuen Kräften, ganz neuen Vorstellungen zu schwellen scheint, mußte aus der uns erhalten gebliebenen Dichtung unserer Frühzeit eine Fülle neuer und überraschender Eindrücke hervorbrechen. Zugleich mußte der mächtige Erneuerungstrieb der gegenwärtigen Dichtung, wie er die Sprachkraft und Sprachform leidenschaftlich vorwärts drängte, nach rückwärts greifen, um sich seiner Zusammenhänge mit ihrem Grunde und früheren Bestande, auf dem er wurzelte, bewußt zu bleiben. So war diese Ausgabe von Minneliedern ein Notwendiges und ist insofern auch ein im äußersten Sinn Lebendiges. In dieser Auswahl erst, welche die alte Dichtung nach den Antrieben unserer Zeit sichtete und sie in ihren Tönen wiedergab, wurde sie aus einem Literarischen, einer Kuriosität, einer Anekdote, im besten Fall einem Sentiment ein Erlebnis, das uns ergreift wie ein Lebendiges. Man meine nicht, daß darunter die Treue der Wiedergabe gelitten habe. Nur der Unlebendige, der nicht den Geist, sondern seine tote Form, den Buchstaben, sucht, wird glauben, daß mit einem Festhalten antiquierter oder einer Umschreibung durch konventionelle Ausdrücke der dichterische Gehalt von Altem und Fremdem wiederzugeben sei. Wer ihn fühlt und davon glüht, dem kann er nur in seiner frischen Sprache leben, dem drückt nur sie ihn treu aus. Denn nur sie ist aller lebendigen Anschauungen und damit des einzigen Mittels der Verlebendigung mächtig. So trifft diese neue Ausgabe, indem sie auf alle gelehrte Ver„echt"ung und literarische Umschreibung verzichtet, nicht nur den Sinn des Ganzen, sondern auch den eines jeden Wortes näher als eine ihrer Vorgängerinnen in den letzten Jahrzehnten, die aus Gewissenhaftigkeit oder Laune (immer aber außer dem Dienst eines Lebendigen) gelehrt oder literarisch uns das Vätererbe „menschlich näher zu bringen" versucht haben.

Es kann nicht fehlen, daß solcher Erneuerung alter Kunstschätze aus einem lebendigen Geiste noch ein besonderer Vorteil zukommt. Die ohne solchen Antrieb die Auffrischung versuchen, sind notwendig durch eine festgewordene Konvention auf die immer gleiche — von einem früher lebendigen Zeitgefühl bestimmte, nun aber wesenlos gewordene — Auswahl von Stücken verwiesen. Wer aber mit einem neuen Impulse das alte Dichtungsgut angeht, dem wird eine Fülle verkannter und ungeahnter Schätze sich auftun, Güter, die, nie lebendig, noch nie ihre Macht und Wirksamkeit auf die Spätgeborenen haben äußern können. In der Beibringung solcher bisher ungehobenen Schätze liegt noch ein besonderer Wert dieser Ausgabe. Sie wird zu einem unmittelbaren Träger der Befruchtung des Neuen durch das heimatlich Alte.

Berthold Vallentin

Neue Bücher

Kurz vor dem achtzigſten Geburtstage, den die „Grenzboten“ jüngſt feiern halfen, hat Paul Heyſe einen Band neuer Novellen unter dem Titel: „Helldunkles Leben“ (Stuttgart, Cotta) herausgegeben, ſämtlich Stücke aus den Jahren 1907 und 1908. Seit den vor ſieben Jahren erſchienenen „Moraliſchen Unmöglichkeiten“ iſt es der feinſte und einheitlichſte Proſaband, den Heyſe veröffentlicht hat. Der reine und ſorgſam getönte Stil dieſer Erzählungskunſt gilt immer wieder ungewöhnlichen Menſchen, im eigentlichſten Sinn intereſſanten Konflikten; und immer wieder ergibt die Erzählung Bilder von farbigem Reiz, unter denen wohl das der in Deutſchland halb fremden Italienerin, die ihr Roß ſattelt und dem im ſtillen Geliebten nachreitet, in der Novelle „Rita“ das ſchönſte iſt. Es ſind die alten, Böcklinſchem Farbenzauber vergleichbaren Miſchungen der Palette, mit denen der jetzt Achtzigjährige vor Jahrzehnten zu wirken wußte und immer noch zu wirken weiß, wenn er in dem einfachen Ton, den er ſo liebt, ſeine Geſchehniſſe hinerzählt. Wenn in dem eben veröffentlichten zweiten Bande von Theodor Fontanes Briefen an Freunde von dem fremden Blutstropfen die Rede iſt, der Heyſe gelegentlich das Konzept verderbe, ſo gilt das vielleicht für eine Reihe novelliſtiſcher Stücke aus früheren Jahren („Kleopatra“, „Fedja“, „Medea“), keineswegs aber von Gaben wie dieſen jüngſten einer immer noch nicht gealterten und veralteten Kunſt. So erfreuliche Blüten der deutſche Roman in den letzten Jahrzehnten getrieben hat — novelliſtiſche Erzähler von der Einheitlichkeit und, was wohl anzumerken iſt, der künſtleriſchen Abkürzung Paul Heyſes hat uns das jüngere Geſchlecht noch nicht gegeben.

Unter den Romanen tritt zuvörderſt ein alter Bekannter auf: Wilhelm Hegeler hat eins ſeiner erſten Werke, den 1898 erſchienenen Roman „Sonnige Tage“ (Berlin, Egon Fleiſchel u. Co.), umgearbeitet, erfreulicherweiſe ohne ihm den Schimmer der Jugend zu nehmen, der das Beſte dieſes Werks iſt. Wie ein junger, ſchwerblütiger Oſtfrieſe hin und her ſchwankt zwiſchen dem ererbten, nüchternen Beruf und einer Kunſt, zu der ihm doch das volle Maß der Gaben fehlt, wie er, parallel mit dieſem Kampf, den Konflikt zu Ende ſtreiten muß zwiſchen einer aus der Kindheit ins junge Mannesleben hinüber geretteten norddeutſchen Liebe und einer neuen, jäh aufflammenden ſüdlichen Leidenſchaft, das iſt das Thema des Buchs; und das wird zum Dritten parallelisiert in dem Gegenſatz zwiſchen der melancholiſchen, düſtern oldenburgiſchen Heimat Heinrich Södings und dem blütenumkränzten, heitern, ganz in Sonne getauchten Geſtade

des Genfer Sees. Wir fühlen den Pulsschlag einer kämpfenden, leidenden und liebenden Jugend durch dies Frühwerk Hegelers hindurch und freuen uns dessen.

Einer andern Jugendgabe, die ich jüngst hier als den Erstling eines viel versprechenden Talents rühmen durfte, den „Königschmieds", hat der begabte Schweizer Felix Moeschlin ein zweites Buch folgen lassen, den Roman „Hermann Hitz" (Berlin, Wiegandt u. Grieben). Moeschlin schreitet hier ganz andre Wege als in jenem Heimatroman, der in dem Schicksal einer bäuerlichen Familie mit Glück und Kraft typische Gestalten brachte. „Hermann Hitz" geht mehr ins Individuelle, ist nicht mit so breitem Strich gezeichnet. Es ist Moeschlin durchaus geglückt, darzustellen, wie ein in seiner Kunst (der Architektur) gescheiter und begabter Mann dem Leben so naiv gegenübersteht, daß er von seiner Geliebten, dann seiner Frau aufs plumpste betrogen wird und durch eine seltsame Verkettung ihr doch wieder anheimfällt; wie er glaubt, durch ein Verbrechen von ihr und nun schon vom Leben befreit zu sein, im Traum alles bis zum Tode durchlebt und dann doch durch eine seltsame Verkettung günstiger Umstände befreit wieder ins Schaffen hinaustritt. Nur ist Moeschlin die Stärke der Gestaltung und Zusammenfassung nicht bis ans Ende treu geblieben, das Traumerlebnis über Gebühr ausgedehnt und dadurch die Ökonomie des Romans ungünstig verschoben. Merkwürdig war mir die Beobachtung, wie stark neuerdings der nun fünfundsechzigjährige Carl Spitteler auf seine Landsleute einwirkt. Der Stil und die Art seines schönsten Prosabuches „Imago" klingen deutlich durch Moeschlins Werk, wie durch das schwächere des Salensteiners Paul Ilg „Der Landstörzer" gleichfalls bei Wiegandt u. Grieben erschienen), das leider, und gerade an wesentlichen Punkten, trotz der Schulung an Spitteler über die Konvention nicht hinausbringt.

Und in der Konvention sind auch die beiden Hamburger Ernst Eilers und Ewald Gerhard Seeliger stecken geblieben, der eine in der umfangreichen Gestaltung eines großen Stücks Hamburger Leben, „Haus Ellerbrook" (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin), der andre in einem Roman aus seiner eigentlichen ostdeutschen Heimat, „Zurück zur Scholle" (München, Georg Müller). Eilers, der erst sein zweites Buch gibt, besitzt eine ganze Menge kleinbürgerlichen hamburgischen Humors, der sich in dem alten, engen Gängeviertel der Stadt auskennt und einzelne hübsche Typen herauszubringen weiß — für die Gestaltung des großen Hamburger Lebens, das in den Schicksalen der Kaufherrenfamilie Ellerbrook mitspielt, fehlt es noch vor allem an der ausscheidenden, sich selbst beschränkenden künstlerischen Zucht. Das Bemühn, ein recht großes Stück hamburgischer Entwicklung aufzurollen, führt Eilers in seinem an sich liebenswürdigen und vielfach frischen Buche allzusehr in die Breite — ein Vorwurf, den man auch Seeliger diesmal nicht ersparen kann. Dieser arbeitet wohl zu rasch, und wenn ihm noch in seinem hübschen und eigenartigen Weltroman „Der Schrecken der Völker" (gleichfalls bei der Concordia) mit leichten Mitteln guter Unterhaltung die immerhin nicht gewöhnliche Bezwingung eines phantastischen Stoffes, der Eroberung der Luft bis zur völligen Beherrschung der Welt, gelungen war — so bricht das Interesse an diesem oft recht glücklich humoristischen Unterhaltungsroman zu früh ab, und die allzu leichte Aneinanderreihung der Geschehnisse befriedigt nicht mehr. Ähnlich ergeht es einem unsrer besten Unterhaltungsschriftsteller, Fedor von Zobeltitz, in seinem neuen Buch

„Friedel Halb-Süß" (Berlin, Egon Fleischel u. Co.). Auch hier wird alles zu lang, und das Interesse an den flott gezeichneten Gestalten ermattet zu früh.

Wollen Seeliger und Zobeltitz vor allem unterhalten, so geht der vortreffliche Heinrich Sohnrey in seinen Büchern zugleich immer auf Erziehung aus, und seine höchsten Leistungen charakterisieren sich gerade durch die vollendete Vereinigung der Tendenz mit der künstlerischen Darstellung. Bei seinem neuesten Buch „Grete Lenz, Leben und Erlebnisse eines Großstadtkindes" (Dresden, Wilhelm Baensch) ist freilich das Künstlerische rückständig geblieben. Die anmutige Gestalt, die er hier seinem Landkind Friedesinchen an die Seite stellt, soll soziales Interesse erwecken und tut das auch in vollem Maß, aber wir sind doch geneigt, das Ganze rein als wertvolles Dokument sozialer Erfahrungen zu betrachten und die literarische Wertung mehr auszuscheiden, als das bei früheren Büchern Sohnreys nötig war. Der Mensch, der hinter dem Buch steht, ist uns wertvoll und lieb, der Dichter hat uns diesmal wenig zu sagen, will das vielleicht auch nicht.

Wenn Schriftsteller Romanen, deren Stoff ihnen ans Herz gewachsen ist, und deren Erfolg sie erfreut hat, Fortsetzungen geben, so pflegt dabei selten etwas dem ersten Teil Gleichwertiges herauszukommen — wir haben das bei dem zweiten Teil von Otto Ernsts „Asmus Semper" und bei Georg Hermanns „Henriette Jacoby", der Fortsetzung von „Jettchen Gebert", erlebt. Auch „Rudolf und Camilla" von Auguste Hauschner (Berlin, Egon Fleischel u. Co.), eine Fortsetzung der hier angezeigten „Familie Lowositz", steht unter dem ersten Teil. Abgesehn davon, daß diesem zweiten, in Berlin spielenden Roman der Reiz des Originellen fehlt, den der erste mit seinem Prager Milieu, der deutsch-jüdisch-tschechischen Mischung des Lebens, bot, ist auch die Entwicklung der Helden nicht bedeutend und eigenartig genug, uns weiter zu fesseln. Wenn, wie ich damals hervorhob, Rudolf Lowositz immer nur als Getriebener und nie als Handelnder erscheint, so verstärkt sich dieser Eindruck hier noch, und der Held erreicht das Schlimmste, was einem Verfasser begegnen kann: er wird uns unangenehm, ohne uns dabei irgendwie zu erwärmen oder auch nur zu interessieren. In der Milieuschilderung eines Berliner Pensionats zeigt sich scharfe weibliche Beobachtung, die freilich vor dem Salon eines Zeitungsverlegers versagt und alles ins Übergrelle verzerrt — aber auch diese Eigenschaft hebt das Buch nicht genügend, daß wir es als notwendige Ergänzung des ersten Teils empfinden müßten.

Hermann Stegemanns erzählende Kunst ist langsam gereift; nach konventionellen Büchern seiner ersten Jahre hat er in Prosa und Vers immer Selbständigeres und Gehalteneres geboten. Sein neues Buch „Kreisende Becher" (Berlin, Egon Fleischel u. Co.) setzt glänzend ein und führt den Gang der Ereignisse zunächst sicher von Höhe zu Höhe. Herzenskämpfe, die sich innerhalb des politischen Streits einer Schweizer Kantonalstadt entfalten, halten uns fest, helldunkle Charaktere treten heraus, Mann und Frau, der emporgestiegene Demokrat, der das patrizische Geschlecht der Gattin vom kuruli schen Sessel stößt. Aber leider ist das Thema des Buchs nicht künstlerisch festgehalten, der schöne Gedanke der kreisenden Becher, die von der Herrenbank nun bis zum Ärmsten und Letzten herumgehn und jedem seinen Schluck kredenzen sollen. Aus dem breiten, mit echten Farben gemalten Bilde des zwei Menschenleben umflutenden Familien- und Sozialromans ist schließlich ein reiner Individualroman geworden, und die Menschen,

die uns zuerst gerade wegen ihrer Stellung im Ganzen und der mit daraus erwachsenden Kämpfe angezogen haben, vermögen uns in ihrer Isolierung nicht mehr so zu packen. Wir möchten mit Recht auch weiter alles ausgerichtet sehn auf den großen Kampf der Stände und Parteien innerhalb des Gemeinwesens und vermissen im Ablauf dieser Schicksale die Einordnung, die Titel und Thema des Buches im Anfang verheißen und bewährt haben.

Der bedeutendste Roman, der mir in letzter Zeit vorgekommen ist, ist ohne Zweifel „Lori Graff" von dem Tiroler Hans von Hoffensthal (Berlin, Egon Fleischel u. Co.). Das Werk behandelt an dem Schicksal einer schönen jungen Frau zugleich ein allgemeines Problem von tiefster Tragik, die unverschuldete Ansteckung eines jungen Lebens in der Ehe mit unheilbarer Krankheit. Der Konflikt wird dadurch ganz über das gewöhnliche Niveau erhoben, daß der Mann nicht etwa nach einem wüsten Leben in die Ehe mit einem reinen Mädchen tritt, sondern selbst fast so unschuldig erscheint wie sie. Und nun vollendet sich das trübe Schicksal zweier liebenswerten Menschen unter dem Fluch einer unentrinnbaren Krankheit, ohne daß doch ein häßliches Wort fiele, ohne daß das medizinische Thema das künstlerische Konzept verrückte — es ist alles gewissermaßen in Effi-Briest-Tönen geschrieben, wie denn Lori Graff viel von der Zartheit jener schönen Fontaneschen Frauengestalt besitzt. Und gerade darum ergreift uns mit der Reinheit des künstlerischen Eindrucks zugleich so tief die allgemeine menschliche Tragik, deren Darstellung den Arzt in Hans von Hoffensthal mit dem Schriftsteller in ihm verknüpft. Wir haben Hans von Hoffensthal nicht nur ein nachdenkliches und schönes, sondern auch ein im tiefern Sinne zur Wirkung über den Augenblick hinaus bestimmtes Werk zu danken.

Von zwei vor der Vollendung Verstorbenen empfangen wir Grüße von jenseits des Grabes. Als einleitenden Band zu einer Ausgabe seiner „Gesammelten poetischen Werke" geben Marie Luise Becker und Karl von Levetzow einen Band heraus, der „Wolfgang Kirchbach in seiner Zeit" zeigt (München, Georg D. W. Callwey). Der historisch nicht eben sonderlich gut geordnete Band bringt eine Fülle von Essays und Briefen aus dem bewegten Leben Wolfgang Kirchbachs, das doppelt bewegt war durch Kirchbachs eigne künstlerische und religiöse Arbeit und durch die Umwälzung unsrer literarischen Zustände während seiner jungen Mannesjahre. Ein Mensch, der mit heller Leidenschaft Kunst und Leben anfaßt, der sich früh gewöhnt, ästhetisch tief nachzudenken, blickt uns aus diesen Seiten an, deren Inhalt auf eine schier unerschöpfliche Fülle von Dichtungen und andern Arbeiten Kirchbachs weist. Sehr viel Kluges, natürlich auch sehr viel Anfechtbares (z. B. einmal ein Vergleich zwischen Zola, Spielhagen und Heyse) wird da laut, und mit am interessantesten ist Kirchbachs Briefwechsel mit damals jungen Dichtern, deren erste Gänge er begleitet, z. B. mit Richard Dehmel. — Ob aber Otto Julius Bierbaum ein Gefallen geschehn ist mit dem Buche „Reife Früchte vom Bierbaum", das Fritz Droop, Bierbaums Freund (bei Philipp Reclam jun. in Leipzig) herausgegeben hat? Es ist eine Art Vermächtnis von Bierbaum, der sich der Absicht und der Zusammenstellung gefreut hat. Und dennoch meine ich, daß ein Überblick über das hier Gesammelte nicht das erreicht, was doch dem Herausgeber erwünscht war: einmal im Auszug den ganzen Bierbaum zu zeigen, dann aber die Lust an weiterer Beschäftigung mit dem Dichter zu wecken. Droop hätte viel mehr aus den ältern

Werken, insbesondere auch aus der ältern Lyrik Bierbaums auswählen sollen, Gedichte wie „Lyrikerasten", „Schwein und Pfau", „Gott sei Dank!" haben doch wirklich kaum den Lesenswert eines Tages, geschweige denn, daß sie ihren Verfasser überdauern können. Und auch in der Prosa, abgesehen vielleicht von „Annemargret und die drei Junggesellen", ist nichts, was bei der Sichtung von Bierbaums breitem Schaffen als besonders wertvoll auffallen müßte. Freilich nimmt Droop von vornherein den Standpunkt viel zu hoch und nennt Liliencron, Bierbaum und Hartleben ruhig nebeneinander. So mag ihm denn vielleicht Bierbaums ganzes Werk so bedeutend erscheinen, daß es eine Auswahl dieser Art vertragen kann. Mir scheint, daß unter den nicht eben vielen reifen Früchten Bierbaums ganz andre sind als die hier gepflückten.

Dem achtzigjährigen Friedrich Spielhagen gilt eine Biographie, die Doktor Hans Henning geschrieben hat (Leipzig, L. Staackmann). Das Werk enthält recht anschaulich Spielhagens Leben, das der Dichter selbst ja in „Finder und Erfinder" nur bis zu dem Beginn seiner Erfolge, dem endgültigen Übergang zur Literatur, beschrieben hat. Sehr hübsch bringt es den uns heute nur noch historisch verständlichen ungeheuren Erfolg der „Problematischen Naturen" und andrer früher Werke Spielhagens heraus. Wenn sich aber Henning auch bemüht, jedem Überschwang fern zu bleiben, und die Schwächen mancher Spielhagenschen Werke nicht verschweigt, so erreicht er doch nicht die Höhe der ästhetischen und historischen Anschauung, von der allein sich das ganze Lebenswerk Spielhagens in seinen großen Vorzügen und seinen zeitlichen Schwächen überschauen und werten läßt. Ein Roman wie „Stumme des Himmels", außer der „Sturmflut" sicherlich Spielhagens beste und reifste Schöpfung, müßte in diesem Zusammenhang viel ausführlicher analysiert und ganz anders gewürdigt werden. So wenig, wie es richtig ist, daß Rudolf Lindau von Spielhagen gelernt und ihn nachgeahmt hat (ich vermute, daß Henning hier blindlings der in diesem Punkte falschen Darstellung von Adolf Bartels folgt), so wenig ist es richtig, daß man bei Georg von Ompteda oder gar bei Gerhart Hauptmann und Arthur Schnitzler Spuren Spielhagenschen Einflusses findet. Henning hätte da das literarische Bild Spielhagens innerhalb unsrer Literaturgeschichte viel schärfer und eingehender herausarbeiten müssen und dann gefunden, daß zwar Kretzer und Sudermann, Ernst und Beyerlein und mancher Ältere mit Recht als im Gefolge Spielhagens gehend charakterisiert ist, daß aber der Weg des reinen Naturalismus so gut wie der Rudolf Lindaus in seinem noch dem frühen Realismus der fünfziger und sechziger Jahre angehörigen Stil ganz unberührt von Spielhagen neben der andern Entwicklung entlang führt.

Zum Schluß will ich von drei gleichzeitig erschienenen Essay-Büchern zur neuern Literatur sprechen, von Josef Hofmillers „Zeitgenossen" (München, Süddeutsche Monatshefte), Kurt Martens „Literatur in Deutschland" (Berlin, Egon Fleischel u. Co.) und Herbert Eulenburgs „Schattenbildern" (Berlin, Bruno Cassirer). Das ästhetisch bedeutendste dieser Bücher ist das von Hofmiller. Er hat nicht nur sehr viel, auch außerhalb der deutschen Dichtung, gelesen und aufgenommen, sondern geht auch am meisten in die Tiefe. So gelingt ihm zum Beispiel eine ungewöhnlich glänzende Charakteristik Wilhelm Buschs, dessen furchtbare negative Seite er glücklich hervorhebt, so auch an seinem Teil das Bild des gemütlichen Großpapas zerstörend, das viele oberflächliche Beobachter

von diesem großen Künstler bewahren. Und ebenso vortrefflich ist der große Lebensroman „Hans im Glück“ des Dänen Henrik Pontoppidan gewürdigt und analysiert. Was aber an dem Buche auf der andern Seite abstößt und empört, ist der Ton, in dem etwa über Gerhart Hauptmann gesprochen wird. Auch wer, wie ich, in Hauptmann nicht einen etwa Hebbel ebenbürtigen Dramatiker sieht (und wer täte das heute noch?), muß abgestoßen werden durch die höhnische Art, in der hier nicht nur das völlig Falsche, sondern auch gelegentlich das ästhetisch Richtige vorgebracht wird. Wenn Hofmiller so etwas von einem Norddeutschen läse, so würde er dafür wahrscheinlich den Ausdruck „Berliner Schnoddrigkeit“ oder etwas ähnliches haben. Und wie kann ein auf anderm Gebiet ästhetisch so sicherer Mann völlig verkennen, daß Gerhart Hauptmann in vielem, und gerade in seinen Schwächen, doch auch wieder der Dramatiker unsrer Zeit ist, in dem feiner und reiner als in andern Kampf und Krampf jäher Übergangstage vibrieren.

Die Aufsätze von Kurt Martens bringen, wie bei diesem begabten, aber kühlen Schriftsteller selbstverständlich, manche feine Bemerkung — die Gesamtanschauung der deutschen Literatur der Gegenwart muß ich freilich als haltlos bestreiten. Martens macht sich ein Schema von sieben Kammern, in die er die deutsche Dichtung der Gegenwart sperrt, und stellt da zum Beispiel Wilhelm Raabe und Friedrich Spielhagen, Richard Voß und Isolde Kurz unter der Überschrift „Tradition und Selbstbeschränkung“ nebeneinander. Auf der Seite vorher spricht er von historischen Romanen, darunter von E. von Handel-Mazzetti, und fährt dann fort: „von höherem künstlerischem Wert verschiedene Kulturromane:“ Dann folgen Georg Hermann, Rudolf Hans Bartsch und andre. Sollte man nicht bezweifeln, daß Martens „Jesse und Maria“, dies tief psychologische Werk, überhaupt gelesen hat?

Herbert Eulenbergs „Schattenbilder“ sind meist Theaterreden, die er bei den literarischen Matineen des Düsseldorfer Schauspielhauses gehalten hat. Daß ein so begabter Dramatiker wie Eulenberg dabei in der Zeichnung einzelner Gestalten, zum Beispiel Clemens Brentanos, schöne Worte findet, sei dankbar erwähnt, aber sollte er wirklich in Buchform drucken lassen, daß zum Beispiel zwischen Hans Sachs und Lessing Gryphius der einzige gebildete Mensch und Dichter von bleibender Bedeutung gewesen ist, der sich mit dem deutschen Theater und damit mit unsrer Kultur befaßt hat, sollte er wirklich drucken lassen, daß Sachsen, Schwaben und Schlesien vor allem unsrem Vaterlande in der Literatur, der Philosophie, in der Kunst und den Wissenschaften die führenden Geister gegeben haben? Weiß Eulenberg nichts von Kant, Herder und Hoffmann? Als Auftakt zu einer Matinee mag das alles leidlich scheinen. Wenn aber Eulenberg solche Arbeiten als Buch sammelt und mit einer vielversprechenden Vorrede, nicht ohne den üblichen Tritt gegen die Kritiker, herausgibt, so darf man denn doch einige Ansprüche erheben und wird ruhig feststellen müssen, daß selbst bescheidene Forderungen hier nicht zu ihrem Rechte gekommen sind.

Heinrich Spiero

Bücherliste

Friedländer, Ludwig: Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. 8. Auflage. S. Hirzel, Leipzig.

Der erste Teil des umfassenden Werkes, das schon die jetzt im reifen Mannesalter Stehenden gelehrt und angeregt hat, liegt in wiederum vermehrter Auflage vor. Der Verfasser ist im Dezember vorigen Jahres, fünfundachtzigjährig, gestorben; aber er hat noch selbst die gesamte Überarbeitung des Bandes vorgenommen. Über die Wichtigkeit des Werkes ist heute nicht mehr zu reden. Es lehrt uns den gewaltigen Monumentalbau Rom, vor dessen äußerer Erscheinung wir in der Geschichte solange sinnend stehen, von innen kennen; es zeigt uns nicht die Männer der Haupt- und Staatsaktionen und die großen Schauzurüstungen der offiziellen öffentlichen Bühne, sondern die Menschen des täglichen Lebens, ihre kleinen Sitten und Gebräuche, ihre Art und Unart. Eins ist nicht ohne das andere. Aber für den Kulturhistoriker und Psychologen ist gerade diese umfassende und intime Betrachtung nicht ohne die reichste Ausbeute.

Borght, Dr. R. von der: Volkswirtschaftspolitik. G. J. Göschen'sche Buchh., Leipzig. M. 0.80.

Pfalz, Walter: Naturgeschichte für die Großstadt. B. G. Teubner, Leipzig. M. 3.—.

Maier, Gustav: Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. B. G. Teubner, Leipzig.

Boutroux, Emilie: Wissenschaft und Religion. Deutsch von Emilie Weber. B. G. Teubner, Leipzig.

Dannemann, Dir. Dr. Fr., **Smalian**, Prof. Dr. K. Natur und Erziehung, Monatsschrift. Heft 5 u. 6. Franckh'sche Buchh., Stuttgart. Halbjährlich M. 4.—.

Dähnhardt, Oskar: Natursagen, Band III. B. G. Teubner, Leipzig.

Reiß, Dr. Adolf: Mikrokosmos, Zeitschrift für die praktische Betätigung aller Naturfreunde. Heft 11 u. 12. Franckh'sche Buchh., Stuttgart. Jährlich M. 4.—.

Eyssenhardt, Franz: Friedrich der Große. Zwei Bände. Fr. Wilh. Grunow, Leipzig. M. 9.—.

Ulbricht, Dr. Edmund: Weltmacht und Nationalstaat. Eine politische Geschichte der neueren Zeit von 1500 bis 1815. Dieterich'sche Verlags-Buchhandlung, Leipzig. M. 9.—.

Mitrofanov, Paul von: Joseph II. Deutsch von V. v. Demelic. 1. und 2. Teil. C. W. Stern, Wien.

Bleibtreu, Carl: Straßburg. Carl Krabbe, Verlag, Stuttgart. M. 1.—.

Adler, Dr. Max: Der Sozialismus und die Intellektuellen. Ignaz Brand & Co., Wien VI. M. 1.—.

Trebitsch, Arthur: Antaios. Zweites Buch. Wilhelm Braumüller, Wien. M. 3.—.

Busse, Carl: Heilige Not. Gedichte. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart. M. 2.—.

Krause, Aug. Friedr.: Das stille Leuchten. Roman. Egon Fleischel & Co., Berlin. M. 4.—.

Maurenbrecher, Max: Von Jerusalem nach Rom. Verlag „Hilfe" G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. M. 4.—.

Mervarid: Das Erbe des Ikaros. Roman. S. Schottlaender's Verlag, Berlin. M. 3.—.

Schrader, Bruno: Die römische Campagne. E. A. Seemann, Leipzig. M. 4.—.

Verantwortlich: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. (Herr George Cleinow ist bis Mitte Juni verreist.) Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme

für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.

Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510.
Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Wenn alle dasselbe tun

nämlich: Salem Aleikum-Cigaretten rauchen, dann spricht das für die gute Qualität dieser aus rein orientalischen Tabaken hergestellten naturell-aromatischen Cigarette.

Salem Aleikum- Cigaretten sind außer zu 3½, 4, 5 Pfg. das Stück auch in **Luxusqualitäten** zu **6, 8** und **10** Pfg. erhältlich. Diese Cigarette wird nur **ohne Kork, ohne Goldmundstück** in einfachster Verpackung verkauft. Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, daß Sie Qualität, nicht Konfektion bezahlen. Echt mit Firma: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik **„Yenidze"** Inh. Hugo Zietz, Dresden.

Stellennachweis für akademisch Gebildete und Offiziere a. D.

Bis zu 3 Zeilen 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Ein gewandter, gut empfohlener **Feuilleton-Redakteur** für den 2. Platz sucht Anstellung. Anfragen unter H. K. 708 an die „Grenzboten", Berlin SW. 11.

Russischen Sprachunterricht erteilt wissenschaftlich geprüfte Dame. Anfragen unter J. G. 714 an die „Grenzboten", Berlin SW. 11.

Sachverständiger Rat in Bergwerks- und Berggerechtsams-Angelegenheiten, Gutachten, Rentabilitätsberechnungen, Revisionen usw. durch höheren Staatsbeamten a. D. Anfragen unter F. R. 711 an die „Grenzboten", Berlin SW. 11.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache

Von Erich Schlaikjer

ie Überschrift dieses Aufsatzes hat ein Buch von Rudolf Pannwitz (im Verlag der „Hilfe", Schöneberg-Berlin) zum Titel. Er wirkt etwas befremdend und so mag der Verfasser gleich selber sagen, was er damit meint. Ich habe den Glauben, sagt er im ersten Kapitel, daß der heutige deutsche Volksschullehrer berufen ist, für Deutschland etwas zu tun, was bis jetzt noch keiner vermocht hat. Er soll unsere Bildung wieder deutsch machen. Da wird er freilich nicht bloß mit unserer Sprache zu tun haben. Aber jede Tätigkeit wird ihm auch mit unserer Sprache zu tun geben. Und wie weit er im ganzen ist, das wird man darin sehen können, wie weit er mit unserer Sprache ist. Ein ganzes Volk kann die Arbeit nicht leisten und einzelne können es auch nicht leisten. Das Volk hat nie genug Zutrauen zu sich, und die einzelnen haben nie genug Macht. Nur eine Berufsgemeinschaft, als wirkliche Arbeitsgemeinschaft, kann es leisten. Und eine solche könnten die deutschen Volksschullehrer werden, wenn sie genug Zutrauen zu ihren eigenen Mitteln und Kräften hätten.

Pannwitz glaubt vor allem darum an die nationale Sendung der Volksschullehrer, weil er in ihnen die Kraft vermutet, sich gegen die abstrakte und dogmatische Wissenschaft der Universitäten aufzulehnen — gegen die Wissenschaft, von der man aus zweiter Hand so und so viel erfährt, um dann ein Examen zu bestehen, die man aber nicht selbständig aus den Quellen der Erkenntnis schöpft. Er verkennt nicht, daß das Sehnen des Volksschullehrers gerade nach dieser Bildung geht, er tritt sogar dafür ein, daß er sie bekommt, weil er keinen anderen Weg der Heilung sieht, als daß der Lehrer das Elend dieser Bildung am eigenen Leibe oder vielmehr an der eigenen Seele erfahre. Er glaubt aber, daß der Volksschullehrer, weil er aus dem Volk hervorgegangen ist und mitten

im Volk steht, am ehesten die Kraft haben wird, die Verbindung mit den lebendigen Kräften des Volkstums wieder herzustellen. In der hohen Schätzung des Lehrerstandes steht Pannwitz nicht allein. Wohin man im öffentlichen Leben blickt, wird man finden, daß mit diesem Stand als mit einem sehr starken Faktor gerechnet wird. Die Politiker rechnen mit ihm, die pädagogische Wissenschaft sucht ihn auf, die Dichter erbitten seine Hilfe, wenn es um die Jugendliteratur geht oder wenn sie den Kampf gegen die Schundliteratur führen wollen; die bildenden Künste wissen ihn zu finden, wenn sie Landschaft und Heimat schützen wollen; in den Vortragsorganisationen, die durch allgemein verständliche wissenschaftliche Vorträge einiges Leben hervorzurufen suchen, spielt er eine bestimmte Rolle und alle möglichen humanitären und sozialen Bestrebungen suchen ihn als Mittelsmann zu gewinnen. Es liegt mir nicht leicht etwas so fern, als dem Lehrerstand mit diesen Worten einen besonders angenehmen Weihrauch zu streuen. Wer den Stand schätzt, wird sich hüten, ihn durch sinnlose Lobhudeleien zu verderben. Was ich indessen hier verzeichnet habe, sind schlichte Tatsachen, die von jedem, der im öffentlichen Leben steht, bestätigt werden müssen. Und daß dem Lehrerstand diese Rolle zugefallen ist, ist auch durchaus nicht ohne Grund; es ist auch viel mehr in den Existenzbedingungen des Standes begründet, als daß es ein Verdienst des einzelnen wäre. Der Lehrer ist durch die Eigenart seines Standes in vielen Fällen der geborene Mittelsmann zwischen den kulturellen Bestrebungen und dem Volk, und er ist darüber hinaus selber ein Kämpfender und Suchender. Der Lehrerstand erstrebt noch seine feste Geltung innerhalb der Gesellschaft, und da ihm nichts geschenkt wird, muß er sich jeden Fußbreit im ideellen Kampf erobern. Der Besitz aber macht schläfrig und der Kampf macht frisch. Die kämpfende Sehnsucht des Lehrers, der kämpfende Idealismus seines Standes haben ihm den starken Einfluß verschafft, den er in der Tat besitzt. Er ist aus der bitteren Not geboren dieser kämpfende Idealismus, aber er ist unleugbar zu einer schönen Tugend geworden. Wie ja denn alle Tugend nach einem etwas pessimistischen Wort aus der Not stammen soll.

Es ist also verständlich, daß Pannwitz sich an die Volksschullehrer wendet, und es ist um so verständlicher, als er Schulprobleme behandelt. Der Haß gegen die dogmatische und abstrakte Gelehrsamkeit hat Pannwitz zu der Forderung einer bodenständigen Bildung geführt, die er leidenschaftlich durchdacht hat und darum auch leidenschaftlich vorträgt. Es wird nicht nur mir so ergangen sein, daß man die Forderung der „Bodenständigkeit" in einer Weise vortragen hörte, die selber jede Bodenständigkeit vermissen ließ. Die Bodenständigkeit wurde zu einer Theorie, die genau so wesenlos war wie alle anderen Theorien auch, und es ist darum sehr zu begrüßen, daß Pannwitz nicht fordert, sondern auch den Boden wirklich zeigt, auf dem er stehen möchte. In einer früheren Arbeit, in der er sich auch an die Lehrer wandte, hat er sich über Kultur im allgemeinen und über bodenständige Kultur im besonderen verbreitet: „Der Volksschullehrer und die deutsche Kultur" (Verlag der „Hilfe", Schöneberg-Berlin). Es wird

notwendig sein, daß wir einen Absatz an die frühere Arbeit verwenden, um die vorliegende besser zu verstehen. Vor einer grauen Verallgemeinerung der Gelehrtenkultur, die immer nur etwas Äußerliches und Angelerntes sein kann, da die wirkliche Gelehrsamkeit ein ganzes Leben erfordert, rettet sich Pannwitz durch einen entschlossenen Sprung auf den festen Boden der Standeskulturen. Wir haben heute so etwas wie eine „allgemeine Bildung", die eben, weil sie allgemein ist, nicht gut eine besondere Farbe aufweisen kann. Sie ist überall und gehört im Grunde nirgends hin. Oder ist es nicht komisch, wenn ein Kaufmann seine Bildung durch ein lateinisches Zitat beweisen will oder beweisen muß? Anstatt einer solchen Kultur ins Blaue hinein fordert Pannwitz nun eine Kultur, die aus dem Stand selber herauswächst und vom Stand selber geschaffen wird. Es soll keine „allgemeine" Bildung geben — sondern eine Kaufmannskultur, eine Handwerkerkultur, eine Bauernkultur, eine Industriearbeiterkultur usw. Auf diese Weise würde Leben, Farbe, Notwendigkeit und Sinn entstehen, wo wir jetzt das leere „Allgemeine" treffen. Im besonderen fürchtet Pannwitz auch, daß die Gelehrtenkultur als „popularisierte" oder heruntergekommene Wissenschaft an das werktätige Volk gebracht werden könnte. Seine Grundforderung ist: Führt das Volk nicht in eure Bildung hinein (aus der er sich ja leidenschaftlich herausseht), sondern ermöglicht es ihm, eine eigene Bildung selbst zu schaffen. Die gelehrte Bildung raubt dem Volk die Kraft, sie schneidet die Wurzeln durch, die es mit dem Erdreich verbinden. Das Volk soll die Erscheinungen und Wirklichkeiten der Welt selber kennen lernen, es soll an die bunte Fülle der Dinge herantreten, es darf unter keinen Umständen durch gelehrte Theorien voreingenommen sein. Die Theorien hindern am Sehen, das Volk sieht dann nichts, als was der Gelehrte will. Es wird den Dingen gar nicht gestattet, auf seine frischen Sinne zu wirken. Es kann etwas Neues nicht sehen, weil es von vornherein nur das sieht, was durch die Theorie unterstrichen ist. Auf diese Weise kann man zwar etwas auf das Volk übertragen, es kann aber unter keinen Umständen etwas wachsen, weil die Grundlage alles Lebens, die eigene Beobachtung und das eigene Sehen, von vornherein ruiniert ist. Von seiner Bodenständigkeit aus empfindet Pannwitz es auch als einen Unsinn, daß überall in derselben Weise unterrichtet wird. Es ist ein Unsinn, daß die Kinder der Fabrikarbeiter nach demselben Schema unterrichtet werden, nach dem die Kinder der Landarbeiter und Bauern unterrichtet werden, ein Unsinn, daß im Gebirge dasselbe „Pensum" durchgenommen wird wie am Meer und am Meer wieder dasselbe wie in den Straßen von Berlin N. Im Unterricht eines Fischerknaben muß der bunte, reiche, interessante Strand enthalten sein, in der Kultur der Fabrikarbeiter das Surren der Räder und die technischen Dinge. Allgemein: Jede Schule soll eine Bewältigung ihrer Landschaft darstellen, mit all der Kultur und Natur, die in eben dieser Landschaft enthalten ist. Damit haben wir die Bodenständigkeit für die Schulbildung, die sich dann in der Bodenständigkeit der Standeskulturen weiter fortsetzt. Wer sich überhaupt mit kulturellen Fragen

beschäftigt hat, wird finden, daß hier eine ebenso klar formulierte wie bedeutende Forderung ausgesprochen ist. Ich an meinem Teil erblicke in dieser Forderung den unvergänglichen Kern der Ausführungen und wünsche allein um der Bodenständigkeit willen den Büchern Pannwitz' viele und nachdenkliche Leser. Was seine Ausführungen über die deutsche Sprache und den deutschen Sprachunterricht betrifft, so haben sie den unleugbaren Vorzug, mit starker Kraft auf das Leben der Sprache hinzuweisen und mit starkem Haß das Abstrakte und das Leblose zu bekämpfen. Im einzelnen aber wird, wie wir sehen werden, an manchen Stellen Widerspruch erhoben werden müssen.

Bevor wir aber dazu übergehen, soll mit Freuden eine Attacke des Verfassers gegen den „pädagogischen Materialismus" des altgymnasialen Geistes vermerkt werden. Nach der Anschauung dieses Geistes sollen bestimmte ausgewählte Wissensstoffe von größerer bildender Kraft sein als andere. Wenn man aber mit bestimmten Stoffen bestimmte Werte verbindet, wenn man meint, ein Stoff, also etwa die Sprachen, sei bildender als ein anderer, also etwa die Pflanzen, so ist das eben das Gegenteil von dem, was man sonst Idealismus zu nennen pflegt. Die Bildungswerte werden nicht im Geist gesucht, sondern im Stoff, in der Materie. Wer sich den Sinn für die Frische und Fülle des Lebens bewahrt hat, muß hier notwendig abgestorbene Schulmeisterei und graue Pedanterie erblicken. Pannwitz verlangt mit Recht, daß der Volksschullehrer endlich die Macht des Altgymnasialen überwinde. Er darf sich nichts mehr innerlich aufzwingen lassen. Er muß glauben, daß alles, womit er sich beschäftigt, eine Wissenschaft wird. Solange ihm Bienenzucht und Kohlbauen und Fabriken besehen weniger Stoff zum Denken und Forschen gibt und weniger als Wissenschaft gilt als experimentelle Psychologie, ist er ein Materialist und ein Knecht des altgymnasialen Geistes. Wenn er es aber vermag, diese Dinge in die freie gute Luft der Erkenntnis zu stellen und geistig zu nehmen, und wenn er den Spaten und den Hobel mit Geist handhabt, dann arbeitet er an seiner bodenständigen Bildung. Durch diese Sätze geht ein frischer Zug. Es ist, als sähe man einen Freiluftmenschen im Gegensatz zu einem grammatischen Stubenhocker. Leider aber führen von hier aus auch die Fäden zu einer schwärmerischen Naturverehrung, die sich wenigstens für meine Erkenntnis völlig ins Wesenlose verliert. Das Wichtigste ist, sagt er an einer Stelle, der Glaube an die gute Natur, und wenn man das nur so aufzufassen hätte, daß der Glaube an die gute Natur zunächst gewonnen werden muß, um die grammatikalische Naturknechtung des altgymnasialen Geistes zu überwinden, dann wäre alles in der besten Ordnung. Leider aber kommt Pannwitz zu Konsequenzen, die sehr viel weiter und meines Erachtens ins leere Nichts hinausführen. Wenn man sagt, jeder Mensch sei ein geborener Dichter, heißt es an einer anderen Stelle, und wird ein Dichter, wenn auch nicht als Lebensberuf, sobald er ein Sprecher wird, und Kindersprache, ganz rein, sei vollendete Kraft, so widerspricht einem der Hochschullehrer, der Oberlehrer, der Volksschullehrer, sie alle einig im selben

altgymnasialen Geist, sie alle ohne Zutrauen zur guten Natur des Menschen und zu ihrer eigenen guten Natur, die von selbst das Vollendete schafft, wenn man sie im Stillen und im Freien schaffen läßt. Auf die Gefahr hin, als ein Knecht des altgymnasialen Geistes zu erscheinen, muß ich mich hier dem Trio der Opponenten anschließen. Wenn von einem Menschen alle Unnatur fern gehalten worden ist, kann er vielleicht als „Sprecher" zu einer sehr wesensechten Sprache kommen (denn auch eine arme und wenig umfangreiche Sprache kann wesensecht sein), nur ist er damit kein Dichter, wenn nicht der Begriff so sehr erweitert werden soll, daß sein Inhalt sich ins reine Nichts verflüchtigt. Es ist auch nicht richtig, daß „ganz reine Kindersprache" vollendete Kraft sei. Ganz reine Kindersprache ist ein echtes Gewächs und kann als solches einen köstlichen Duft haben, aber sie ist so wenig „vollendete Kraft", daß sie vielmehr schwach ist wie Kinderärmchen und Kinderverstand. Pannwitz' Glaube an die Natur ist natürlich die organische Kehrseite seines großen und sympathischen Respekts vor der Natur, er artet aber gelegentlich in einen Überschwang aus, der sich dem Glauben an eine Geheimlehre nähert. Durch Glauben allein schafft man, ruft er beispielsweise aus. Wenn ich glaube, daß mein Schüler etwas kann, wenn ich es mit meiner Seele glaube, und wenn mein Schüler es zufällig noch nicht kann, dann lernt er's allein durch meinen Glauben. Ich kann mir nicht helfen, Herr Pannwitz — ich habe unter den Schülern so hartnäckige Schafsköpfe und so passive Stinkköpfe kennen gelernt, daß auch ein Berge versetzender Glaube nicht ausreichen würde, in ihren Köpfen das Licht der Erkenntnis zu entzünden. Es ist nur eine notwendige Folge, wenn Pannwitz unter dem Einfluß dieses Naturglaubens zu einer Unterrichtsmethode oder vielmehr zu einer Methodenlosigkeit des Unterrichts gerät, der ich auch dann die Gefolgschaft versagen müßte, wenn sie hier oder da durch eine eigenartige Lehrerpersönlichkeit zum Sieg geführt sein sollte. Er erzählt von einem jungen Lehrer, der seine Dorfkinder, anstatt sie zu unterrichten, nicht unterrichtete, d. h. er hat sie immer machen lassen, was sie selbst machen wollten. Er hat ihnen immer nur, wenn sie etwas von ihm wissen wollten, geantwortet. Beigebracht hat er ihnen einfach nichts. Aber sie haben sehr viel wissen wollen. Und auch da hat er sie, wo es irgend ging, das untereinander abmachen lassen. Und so haben sie erstaunlich viel, eins vom anderen gelernt: Schreiben, Rechnen und was sonst. Der Schulinspektor erfuhr von dieser sonderbaren Unterrichtsweise und kam prüfen. Da wunderte er sich und sagte: „Aber die Kinder können ja doch etwas!" Der junge Lehrer gab die richtige Antwort: „Aber da kann ich nichts dafür." Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß ich diesen Bericht in keiner Weise anzweifle, aber den Segen der Methodenlosigkeit zweifle ich allerdings an. Es geht mir hier, wie es mir in einem anderen verwandten Punkt mit den Ausführungen Pannwitz' ergeht: ich fühle sehr wohl, wie er dazu gekommen ist, ich fühle, daß seine Ansicht aus einem echten Gefühl stammt, ich fühle, daß sie eine heftige Reaktion gegen vorhandene Unnatur darstellt,

ich fühle aber gleichzeitig, daß Pannwitz sich hier selber an das Pathos seiner Persönlichkeit verliert und daß ihm dabei wie in einem Rausch alle Sinne schwinden. Ich räume ein, daß es ein sehr nobler und wertvoller Rausch ist, aber es ist ein Rausch und die Klarheit des Gedankens geht dahin. Um übrigens auf den verwandten Punkt zu kommen, von dem ich eben sprach: Wie Pannwitz von der Natur der Kinder mehr erwartet, als sie meines Erachtens leisten kann, so verwirft er auch zugunsten der Natur die Facheinteilung des Unterrichts; der oben geschilderte Unterricht hat ja schon die Abwesenheit einer Facheinteilung zur Voraussetzung. Ich verstehe, wie ich bereits erwähnte, auch hier seinen Gedankengang, nur daß ich ihn in seinen Konsequenzen nicht zu billigen vermag. Wenn ich von meinem Schreibtisch aufblicke und zum Fenster hinaussehe, liegt vor mir die holsteinische Landschaft. Die holsteinische Landschaft ist, wie die Natur überhaupt, eine Einheit, in der eins immer organisch und fest zum andern gehört. Im Unterricht aber reißen wir dieses Bild in lauter Fetzen. Wir reißen den Baum heraus und stecken ihn in die Botanik; wir scheuchen die Kuh von der Weide und sperren sie in die Zoologie ein; wir heben den Feldstein auf und tragen ihn fein säuberlich von seinem Feld fort, um ihn der Mineralogie zu überweisen; wir jagen plötzlich alles, was in der Landschaft vorhanden ist, zum Teufel, um uns einzig und allein in abstrakter Abgesondertheit mit den Erdschichten zu beschäftigen, und nennen das Geologie; wir nehmen dem Bauernhaus den Hintergrund des schwarzen Waldes und stellen es in die Architektur. Wir sprengen also die ganze einheitliche Landschaft wie mit Dynamit auseinander, um die einzelnen Teile zu betrachten, und das sieht auf den ersten Blick ja freilich roh und barbarisch aus und schmeckt nach der Henkersarbeit eines Systems. Aber doch nur auf den ersten Blick. Wenn wir den ganzen Prozeß näher überlegen, tun wir schließlich doch nichts anderes, als was auch Pannwitz tut, wenn er die holsteinische Landschaft betrachtet. Kein menschliches Auge vermag die Einheit der ganzen Landschaft zu fassen. Selbst wenn wir nur schauen, um zu schauen, also nicht um zu erkennen, sehen wir immer nur einen Ausschnitt der Landschaft — ein Etwas also, das wir aus dem ganzen Zusammenhang der Natur herausreißen, um es überhaupt anschauen zu können. Wollen wir aber schauen um der Erkenntnis willen (und das ist im Unterricht der allgemeine Fall), so nehmen wir aus dem Ausschnitt wieder einen Ausschnitt zu gesonderter Betrachtung vor, denn die Betrachtung um der Erkenntnis willen muß häufig eine Betrachtung durch die Lupe sein, was ich hier nur bildlich verstanden wissen will, obwohl es ja oft genug auch buchstäblich zutrifft. Wenn aber die eigene Natur von uns fordert, daß wir die Landschaft zerlegen müssen, um sie überhaupt betrachten zu können, so befinden wir uns auf einem durchaus natürlichen Weg, wenn wir dieselbe Zerlegung in Fächer auch im Unterricht vornehmen. Es darf natürlich nicht versäumt werden, das Einzelne wieder zum Ganzen zusammenzufügen; es darf nicht

versäumt werden, die lebendige Beziehung wieder herzustellen, die zunächst aufgehoben werden mußte. Es wird das sehr häufig versäumt, es ist das aber keine notwendige Eigenschaft des Fachunterrichts, sondern nur die Eigenschaft eines schlechten Fachunterrichts. Es könnten vielleicht besondere Stunden eingerichtet werden, in denen die einzelnen Teile in ihrer organischen Zusammengehörigkeit erkannt und wieder zum natürlichen Bild zusammengefügt würden. Ich weiß, daß ich mit diesem Vorschlag die Ironie meines Verfassers herausfordern werde. Er wird mich für einen Mann halten, der die Schäden des Fachunterrichts zu heilen trachtet, indem er ein neues Fach erfindet, für einen Mann, der erst mit einiger Mühe etwas in Fetzen gerissen hat, um es dann wieder in einer besonderen Stunde zusammenzuflicken. Ich weiß aber auch, daß ich mich im Einklang mit der Eigenart des menschlichen Schauens befinde, und so mag Pannwitz seine Ironie behalten, wenn ich nur meine Ansicht behalten darf.

Es braucht nach dem Vorangegangenen nicht wunderzunehmen, daß Pannwitz einen gesonderten Fachunterricht in der deutschen Sprache überhaupt nicht will. Da die deutsche Sprache in jeder Stunde des Unterrichts gebraucht wird, da sie die Sprache des ganzen Verkehrs zwischen Lehrer und Schüler ist, bedarf es nach seiner Ansicht eines besonderen Sprachunterrichts überhaupt nicht. Ich persönlich stehe zu dieser Auffassung in denkbar schärfstem Widerspruch. Ich glaube nicht an dieses Ineinander und Durcheinander aller Dinge und glaube vor allem nicht, daß es zu einer einheitlichen Weltkenntnis führen würde, ich glaube vielmehr, daß eine sehr peinliche Konfusion die einzige Folge der ganzen genialen Wirtschaft sein würde. Im übrigen ist unser Verfasser von einem sprühenden Haß gegen den toten Formelkram der Grammatik beseelt. Er erinnert daran, daß es neben der Schriftsprache, die nun einmal das allgemein gültige Verkehrsmittel geworden ist, die Mundarten der verschiedenen Landschaften und die Altersmundarten der Kinder gibt. Unter den Altersmundarten versteht er die Sprache, die das Kind in den verschiedenen Stadien seiner Entwicklung spricht, also beispielweise die natürliche Sprache eines zehnjährigen Kindes. Er behauptet nun mit Recht, daß diese Mundarten der Landschaft und des Kindes durchaus echte und gewachsene Sprachen sind, die man nicht von einem dürren grammatischen Standpunkt aus als „falsch" bezeichnen darf. Ein natürlich gewachsener Baum ist eben ein Baum, und wenn er anders gewachsen ist, als andere Bäume, so hört er damit noch nicht auf, ein durchaus richtiger Baum zu sein. Wir stimmen, wie gesagt, dem in jeder Weise zu, nur sind wir in neuerer Zeit an diese Tatsache mit einer Prätension erinnert worden, die zu der immerhin bescheidenen Erkenntnis in keinem rechten Verhältnis stand. Um so erfreulicher ist es, daß Pannwitz aus der Tatsache dieser natürlichen Mundarten zu pädagogischen Schlußfolgerungen kommt, die allerdings ihre gute Bedeutung haben. Das Kind bringt seine Altersmundart mit in die Schule hinein und Pannwitz warnt nun davor, ihm diese natürliche Sprache zu zerstören,

um ihm dafür in mechanischer Weise die Wendungen der Schriftsprache aufzuzwingen, die seinem kindlichen Gehirn widersprechen. Das muß notwendig zur Phrase führen, und es versteht sich von selbst, daß unser Autor bei seinem starken Sinn für Bodenständigkeit die Phrase ingrimmig haßt. Er definiert die Phrasen oder doch einen großen Teil der Phrasen sehr richtig als Wendungen, in denen sinnliche Bilder gebraucht, in ihrer Sinnlichkeit aber nicht mehr empfunden werden. Im besonderen reagiert er auf den „umgekehrten Standpunkt", den man leider noch allzu häufig trifft, mit allen Zeichen eines heftigen Abscheues, und da ein umgekehrter Punkt natürlich ein Unsinn ist, wissen wir in diesem Fall seine Empfindungen zu würdigen. Auch wir persönlich stehen auf dem Standpunkt Ibsens, der einmal gesagt hat: „Dichten ist Sehen", und auch uns ist darum eine Sprache abscheulich, bei der sich nichts sehen läßt, weil sie niemals selber geschaut wurde. Immerhin ist die Einschränkung nötig, daß kein sterblicher Mensch den sinnlichen Inhalt jedes einzelnen Wortes wirklich zu sehen vermag. Wer sieht bei dem Wort „hartnäckig" wohl in jedem einzelnen Fall den sinnlichen Inhalt, der ja im Wort selber klar genug zutage liegt? Wenn der sinnliche Inhalt jedes einzelnen Wortes angeschaut werden sollte, würde die sinnliche Anschauung des ganzen Satzes gar nicht entstehen und wir würden buchstäblich den Wald vor lauter einzelnen Bäumen nicht sehen können. Weil aber nicht jedes einzelne Wort geschaut werden kann, ist noch lange nicht gesagt, daß die in ihm ruhende Anschauung verloren gehen soll oder auch nur verloren gehen darf. Wenn wir, um in dem einmal gewählten Beispiel zu bleiben, einen Widerstand als „hartnäckig" empfinden, so hat die Sprache ihn einmal als „hartnäckig" geschaut und diese Anschauung muß unserem Empfinden zugrunde liegen. Aus ursprünglichem Anschauungswert wird im Laufe der sprachlichen Entwicklung ein Empfindungswert, und erst, wenn auch dieser verloren geht, ist das Wort leer und ist zur Phrase geworden. Um meine Ansicht klar heraustreten zu lassen, will ich wieder ein Beispiel wählen. Es ist bekannt, daß schlaffe Menschen allen heilsamen Aufrüttelungsversuchen den Widerstand ihrer Schlaffheit entgegensetzen. Wenn nun jemand den Widerstand eines solchen Weichlings als „hartnäckig" bezeichnen wollte, weil er ihn als unüberwindlich empfindet, würde er ein schlechtes Deutsch sprechen und die ursprüngliche Anschauung des Wortes „hartnäckig" wäre nicht nur seinen Augen, sondern auch seinem Empfinden verloren gegangen. Es handelt sich ja nämlich gar nicht um einen Widerstand des harten Nackens, sondern um das gerade Gegenteil, um einen solchen der Schlaffheit, und streng genommen dürfte überhaupt nicht von „Widerstand" gesprochen werden (weil in dem Wort schon eine bestimmte Aktivität liegt), sondern es müßte etwa von dem unüberwindlichen Hindernis der Schlaffheit gesprochen werden. Zu einem guten Sprachgefühl (das Wort ist ja schon bezeichnend) gehört also, daß die ursprünglichen Anschauungen der Worte in der Seele des Menschen zu ganz bestimmten Empfindungen übergegangen sind. Sind sie das, wird der Sprecher oder Schreiber auch bei den Worten nicht fehlgreifen, die er in ihrer ursprünglichen Plastik

nicht sehen kann und auch nicht zu sehen braucht. Pannwitz sagt darum sehr richtig, daß das Sinnliche des Wortes gefühlt werden muß. Ob er freilich mit meinen Ausführungen einverstanden ist, oder ob er nicht vielmehr meint, daß die ursprüngliche Sinnlichkeit des Wortes gefühlt werden muß, wage ich nicht zu entscheiden. Pannwitz ist so etwas wie ein Fanatiker der Plastik und im Gegensatz zur Herrschaft der toten Phrase hat das auch seinen großen Vorteil. Er meint, daß in den meisten Fällen die Kinder nicht von dem Lehrer, sondern umgekehrt der Lehrer von den Kindern zu lernen hat, und die Aufsätze, die in einer vorgeschriebenen und naturwidrigen Schriftsprache abgefaßt sein müssen, bezeichnet er als Foltergeständnisse. Der Lehrer soll sich in die Altersmundart des Schülers hineinfühlen und soll von dem Kind lernen, alle Phrasen und alle überflüssige Kompliziertheit von sich abzutun. Pannwitz hat recht: der Lehrer kann in diesem Punkt von den Kindern viel lernen, und die Art, wie heute dem Kind die Schriftsprache ohne Rücksicht auf seinen kindlichen Geist aufgezwungen wird, ist allerdings ein sehr häßlicher und barbarischer Anblick. Die Sprache, die man dem Kind aufzwingt, ist unecht und für das Kind Phrase, auch wenn sie es vielleicht an sich nicht ist. Nur wird freilich hier Pannwitz wieder von der Grundstimmung seines Wesens zu Konsequenzen geführt, die sich nicht halten lassen. Er sagt an einer Stelle: „Wenn ein Kind spricht oder schreibt: Ich bin der Meinung, statt „ich meine", so spricht oder schreibt es eine Phrase." Ich frage: Warum? Das Sprachgefühl macht zwischen den beiden Wendungen einen Unterschied. Man sagt „ich bin der Meinung", wenn es sich um einen Gegensatz zu anderen Meinungen handelt, wenn also das ich unterstrichen ist, und ich bin fest überzeugt, daß mein ältester Junge (ein stolzer Quartaner) diesen Unterschied richtig, wenn auch natürlich nur instinktiv, machen würde. Wenn er aber die Wendung „ich bin der Meinung" wirklich empfindet, warum sollte er sie dann nicht sagen dürfen? Ich freue mich sogar über Wendungen, die er ganz offensichtlich von Erwachsenen übernommen hat, weil sie ihm Eindruck machten. In einem Aufsatz über die Gründung Karthagos schrieb er kürzlich: „Dido erkannte in ihm sofort den König, obgleich er mit der Reinlichkeit auf gespanntem Fuß zu stehen schien". Die ironische Färbung des zweiten Satzes war selbstverständlich kein eigenes Gewächs, sondern war von mir oder einem anderen Erwachsenen übernommen und dann als eine „riesig feine Sache" mit Freudenstrahlen in den Aufsatz hineingeschrieben worden. Aber was schadet das? Ich überzeugte mich, daß er den Scherz der Wendung empfand und teilte dann seine Freude über den famosen Fund, obwohl der Satz in seinem Stil natürlich wirkte wie ein fremder Flicken auf einem Gewand. Pannwitz selber will ja, daß die Schriftsprache des Kindes entstehen soll, indem seine Altersmundart mit der Sprache des Lehrers organisch verschmilzt. In irgendeinem Stadium aber muß etwas fremdartig wirken, bevor es überhaupt zu einer Verschmelzung kommen kann. Ein Kind, das sich bei einer solchen Wendung riesig erhaben fühlt, gleicht einem anderen Kind, das

sich einen hölzernen Säbel umschnallt und nun als wilder Krieger auf die Weide stürmt. Beide ahmen den Erwachsenen nach und kommen sich dabei außerordentlich stolz und männlich vor. Das liegt tief in der Natur des Kindes begründet. Eine Jagd auf derartige Wendungen würde eine sehr peinliche Pedanterie sein und würde genau so unnatürlich sein wie jede andere Form der toten Schulmeisterei. Pannwitz scheint allzusehr Fanatiker einer bestimmten Idee zu sein, um Humor haben zu können. Ohne Humor aber kommt ein Erwachsener überhaupt zu keinem Verständnis des Kindes. Ein rechter Schulmeister soll fröhlich sein. Ich wüßte kein Wort, das mir tiefer ins Herz geschrieben stünde als dieses.

Es schmeckt auch sehr stark nach Pedanterie, wenn Pannwitz den Kindern Märchen in die Hände geben will, die von anderen Kindern in der Altersmundart niedergeschrieben oder gar von ihnen geschaffen sind. Dagegen hat er recht, wenn er von den Lehrbüchern verlangt, daß sie möglichst auf die Altersmundart der Kinder Rücksicht nehmen und erzählender Natur sein sollen. Ich bin hier wie überall nur ein bedingter Anhänger seiner Ausführungen und muß oft widersprechen. Bin ich aber nur ein bedingter Anhänger, so kann ich darum doch seine Bücher den deutschen Lehrern und den deutschen Gebildeten unbedingt empfehlen, weil sie gerade durch ihre Einseitigkeit die wichtigen Fragen in der denkbar schärfsten Form stellen. Im besonderen, daß Pannwitz die Bodenständigkeit der Bildung erstrebt, ist für mich von großem Wert, denn Bodenständigkeit heißt für uns ja deutsch. Und in wessen Seele wäre nicht die Sehnsucht, daß wir Deutschen in allen Schulen, also auch in unseren höheren, endlich den Mut zu uns selber gewönnen? Es ist eine Frage von großem kulturellem Rang, die dieser Sehnsucht zugrunde liegt. Wird unsere Kultur nicht endlich auch in den Schulen deutsch, so werden wir ewig eine hilflose Beute der frivolen Ausländerei sein, die von sehr dunklen Elementen betrieben wird, um unser nationales Leben zu schwächen.

Über Lichtenbergs Skeptizismus

Von Guido Dinkgraeve

Man hat die Schriften Georg Christoph Lichtenbergs, des großen Satirikers und Psychologen, neuerdings wieder in modernen, monumentalen Ausgaben herausgegeben und auch von seinen Briefen endlich eine vollständige, kritische Sammlung veranstaltet. Beides war längst notwendig; denn Lichtenberg hat uns noch vieles zu sagen; für viele Gedanken und Anregungen von ihm ist die Zeit erst heute reif geworden. Sein Räsonnement kann fraglos auch den literarisch

verwöhnten Menschen heute fesseln, manches darin ist für unsere Art zu denken und zu urteilen noch so zutreffend und fördernd, daß es in dem Feuilleton einer Tageszeitung wieder abgedruckt werden könnte, soweit es sich über allgemeine Gegenstände verbreitet. Man könnte bedauern, daß es Lichtenberg nicht mehr möglich ist, unsere Parlamentsverhandlungen mit seiner scharfen Feder zu glossieren.

Lichtenberg war seiner Zeit weit voraus und deshalb steht er uns noch so nahe. Was ihn dem modernen Menschen so sympathisch macht, ist seine Sachlichkeit und Resignation, seine Unerschrockenheit in der Untersuchung irgendeines Problems und seine Distanz zu den Dingen. Mit einer unvergleichlichen Ausdrucksfähigkeit begabt, steht er auch Nietzsche an Kühnheit der Fragestellung nicht nach, ja, er geht oft weiter und verfolgt einen Gedanken hartnäckiger. Aber eines ist hierbei wichtig und unterscheidend: er überschätzt sein Räsonnement selbst nicht und flößt dadurch ganz besonderes Vertrauen ein.

Historisch gehört Lichtenberg noch zu der Epoche der Aufklärung, der Verstandeskultur, und vieles war in seinem Wesen, was dieser entgegenkam (er starb 1799). Die großen dogmatischen Denk- und Weltdeutungs-Systeme von Descartes, Spinoza und Leibniz haben auf ihn gewirkt, wie auch besonders die Lehren Newtons. Aber schon die optimistische Weltformel Leibnizens durchschaute er in ihrer Schwäche und seine Schriften beweisen klar, daß er jene Tyrannei des Verstandes nicht anerkannt hat, welche endgültig zu stürzen Kants große Aufgabe war. Wohl schätzte er „gesunden Menschenverstand" und nahm ihn oft genug gegen die „Propheten des achtzehnten Jahrhunderts" und gegen die Schriftsteller und Odendichter „mit Engelzungen" in Schutz. Allein er war weit davon entfernt, in ihm einen göttlichen, alles umfassenden Beherrscher zu sehen, dem er das Ganze seiner Weltanschauung zu unterstellen habe und brauche. Sein Geist sah im Weltprozeß neben dem Rationellen das Irrationelle, und es war ihm nicht damit gedient, wenn man diese Lücken mit Sätzen verstopfte, die sich später als Phrasen herausstellen mußten. In der Beurteilung des Leibnizschen Satzes, die Welt sei „die beste der möglichen Welten", möchte er Voltaire näher gestanden haben, als dem Verfasser der „Theodicee" lieb gewesen wäre. In dem Kampf gegen die Anmaßungen wissenschaftlicher und religiöser Orthodoxie war er Lessings Nebenmann.

Daß er die „Aufklärung" für sich überwunden hatte, beweist nichts deutlicher als die Tatsache, daß er Kants revolutionäre Lehren erstaunlich rein und vollständig aufnahm; seine Schriften enthalten bereits alle Keime einer „kritischen Philosophie" in seinem Gehirn fanden sich für die grundlegenden Gedanken Kants schon Aufnahmeformen vor. Herder z. B. hat sich in die Umkehrung der Methode alles Philosophierens weit schwerer hineingewöhnen können und auf seine „Metakritik der reinen Vernunft" hätte schon Lichtenberg für Kant gewiß manches zu erwidern gehabt.

Für die Kantsche „Kritik der reinen Vernunft" muß man wohl geboren sein, oder sie verfehlt ihre Wirkung auf einen. Lichtenberg war für sie geboren,

die egozentrische Weltanschauung entsprach seiner intellektuellen Person durchaus. So hat er gegen den Ausdruck „Dinge außer uns" die stärksten Bedenken, er nennt ihn eine „menschliche Erfindung" und vom Idealismus sagt er an einer Stelle, „er sei unmöglich zu widerlegen", ein Geständnis, das bei einem Professor der Physik gewiß verwundert. Ja, er kommt schon beinahe zu Fichteschen Sätzen, wenn er meint: „Wir wissen mit weit mehr Deutlichkeit, daß unser Wille frei ist, als daß alles, was geschieht, eine Ursache haben müsse." Hier zeigt er bereits eine Tendenz zum Subjektivismus, wie sie erst in neuester Zeit wieder bei unseren Philosophen, z. B. bei Theodor Lipps, hervorgetreten ist.

Daß all unser Denken und Urteilen durch und durch anthropomorphistisch sei, davon war er ganz überzeugt; man kann es seine Grundüberzeugung nennen, die seiner Philosophie die besondere Gebärde und seinem Menschentum den wehmütigen Grundton gab.

Allein er hat diesen für einen Liebhaber objektiver Wissenschaft gewiß peinlichen Gedanken zu Ende gedacht und deshalb ist er auch mit ihm fertig geworden. Unser Denken ist anthropomorphistisch heißt: alle unsere Aussagen über Geschehen in der Welt, alle Fixierungen unserer metaphysischen Träume und Bilder und Hoffnungen müssen sich unweigerlich einem Schematismus von Symbolen und Formen einfügen, der unserem menschlichen Geiste eigentümlich ist. So können wir uns Gott vorstellen nur in der Gestalt eines Menschen, meinetwegen mit Gliedern und Proportionen, wie Michelangelo sie seinen Gestalten gegeben hat. Und um sich die unterschiedenen Eigenschaften, Apparate, Funktionen (oder wie man diese Dinge zu nennen sich gezwungen sehen mag) unserer Seele vorzustellen, wird auch ein Professor der empirischen Psychologie genötigt sein, vielleicht ohne daß ihn das amüsiert, sie sich als die Tätigkeit von kleinen Menschlein vorzustellen, die in unserem Kopfe hausen möchten.

Lichtenberg fand also, daß diese Vorstellungsart eine Nötigung enthalte und daß der sophistische Satz der naiven Griechen, der Mensch sei das Maß aller Dinge, leider mehr Beachtung verdiene, als der strenge Plato sich gestehen wollte. Er sagt bündig: „Vom schönsten Griechen bis zum Neger ist alles Menschenrasse." Auch Goethe erkannte das und sprach es mit der Aufrichtigkeit aus, die Lichtenberg einmal als „himmlisch" bezeichnet (im Gegensatz zu der eitlen Aufrichtigkeit Rousseaus). Goethe meinte: „Wenn wir ein Phänomen aussprechen, beschreiben, besprechen, so übersetzen wir es schon in unsere Menschensprache."

Diese allerdings bittere Einsicht führte nun Lichtenberg aber nicht, wie viele moderne Geister, zur Verzweiflung — es gab für ihn nichts Traurigeres „als einen Menschen, der verzweifelt" —, noch weniger gelangte er auf diesem Wege zu einem „Willen zur Macht" oder zu einem Agnostizismus, sondern er schloß zunächst einmal: dann hänge eben alles von der „temporellen Güte des Subjekts" ab. Wenn die Sache so läge, daß Objektivität nichts anderes als geläuterte Subjektivität sein könne, dann gälte es, praktisch Verzicht leistend, das

Subjekt zu kultivieren und zu disziplinieren, ohne es aus seinen Grenzen zu treiben. „Eine genaue Betrachtung der äußeren Dinge führt leicht auf den betrachtenden Punkt, uns selbst, zurück und umgekehrt, wer sich einmal erst recht gewahr wird, gerät leicht auf die Betrachtung der Dinge um ihn. Sei aufmerksam, empfinde nichts umsonst, messe und vergleiche — das ist das ganze Gesetz der Philosophie."

Weil ihn diese Einsicht, daß wir mit unseren Schemen die Welt nicht umspannen können, daß bei einer noch so tiefsinnig scheinenden Äußerung eines Philosophieprofessors sich bei gründlicher Prüfung allemal beschränkt menschliche Maße herausstellen, die eine schöne Metapher vielleicht verdeckt, — weil Lichtenberg das bekümmerte, nennt man ihn einen Skeptiker und seine Anschauung Skeptizismus.

Es gibt anarchischen und rationellen Skeptizismus; dieser verhält sich nur mißtrauisch und abwartend gegenüber allen „absoluten", positiven Behauptungen, glaubt aber doch an die Möglichkeit aufbauenden Denkens, jener hat diesen Glauben nicht, er führt mit Notwendigkeit zum Nihilismus, der, wenn er konsequent gedacht und ausgesprochen ist, im letzten Grunde das peinliche Bekenntnis enthält, daß der von ihm Besessene nicht fähig sei, seine innere Welt so zu ordnen, daß er selbst Vertrauen dazu haben könnte. Diese Skeptiker sind mit Mephisto den „Söhnen des Chaos" zuzurechnen. Kant nennt sie unwillig „Nomaden, die allen beständigen Anbau des Bodens verabscheuen". Bei ihnen ist der Zweifel eine Krankheit der Milz, er wirkt wie eine Säure, die allen Grund und Boden zerfrißt, bis der Mensch in sich zusammenfällt.

Anders bei Lichtenberg: er besaß jenen Skeptizismus, von dem Jakob Burckhardt in seinen „weltgeschichtlichen Betrachtungen" sagt, man könne nicht genug davon haben. Ihm war wie Descartes der Zweifel nur eine Methode und ein Gegengift gegen Überhebung und Unduldsamkeit und das „Que sais-je?" des Montaigne keine müde, sondern eine lebendige Frage.

Das Fragen war Lichtenbergs ganze Lust; mit der Neugierde und gespannten Aufmerksamkeit eines Chemikers, der die Wirkung seiner Reagenzien erwartet, horcht er in sich hinein, wie sein Geist auf die voraussetzungslosen, von einfachsten Dingen und Worten anhebenden Fragen antwortet, um ihn dann aufs neue in Bewegung zu bringen. Er wußte mit Sokrates, daß das Fragenkönnen die unerläßliche Voraussetzung alles geistigen Bildens ist und daß ebenso eine einmal gegebene Antwort oft für lange Jahre das Auffinden eines doch zugrunde liegenden Irrtums verhindern kann. Deshalb stellt er gern alles wieder in Frage und meint: „Die gemeinsten Meinungen und was jedermann für ausgemacht hält, verdient oft am meisten untersucht zu werden"; und eine andere Stelle heißt: „Dem großen Genie fällt überall ein: könnte dieses nicht auch falsch sein?"

Lichtenbergs Skeptizismus war im besten Sinne germanisch, er machte ihn hart und tätig (wie es z. B. Friedrich der Große durch ihn wurde), er gab

ihm die Distanz zu den Dingen und damit die leichte Ausdrucksfähigkeit, er schützte ihn vor Einseitigkeit und Verbohrung und machte ihn letzten Endes zum Manne von Welt- und Menschenkenntnis.

Ein solch praktischer, aller theoretischen Haarspalterei und Befangenheit abholder Geist konnte die Spezialisten der Fachwissenschaften nicht überschätzen, so sehr er auch gründliche Kenntnisse zu fordern pflegte. Aber die nur Nur-Fachmänner bedauerte er, weil ihnen so viel in der Welt entgehe. Und von der Vielwisserei urteilt er scharf: „Die Gelehrsamkeit kann auch im Laub treiben, ohne Früchte zu tragen. Man findet oft sehr seichte Köpfe, die zum Erstaunen viel wissen. Was man sich selbst erfinden muß, läßt im Verstande die Bahn zurück, die auch bei einer anderen Gelegenheit gebraucht werden kann."

Ebenso dachte er über praktische Philosophie (eine andere gab es für ihn nicht); hier drang er auf brauchbare Anfänge, Hypothesen, und findet das Suchen von ersten Ursachen schon unphilosophisch. „Die gar subtilen Männer sind selten große Männer", und weiter: „So wie der Tanzmeister und Fechtmeister nicht von der Anatomie der Beine und Hände anfangen, so läßt sich gesunde, brauchbare Philosophie auch viel höher, als jene Grübeleien, anfangen. Der Fuß muß so gestellt werden, denn sonst würde man fallen, und, dieses muß man glauben, denn es wäre absurd, es nicht zu glauben — sind sehr gute Fundamente."

Mit großer Achtung spricht er von der Mathematik, weil man bei ihr am meisten vor dem Indifferentismus geschützt und ihre Evidenz im Vergleich zu der Physik und Biologie größer ist. In einem seiner witzigen Aufsätze, der heute noch zeitgemäß ist, spricht er voll Laune „von dem Nutzen, den die Mathematik einem Bel-Esprit bringen kann".

Der geschichtlichen Überlieferung durch das Wort stand er sehr mißtrauisch und sprachkritisch gegenüber. Er kam hierbei schon zu ähnlichen radikalen Reflexionen und Thesen über das Wesen der historischen Rekonstruktion seelischer Zusammenhänge, wie sie Georg Simmel in seinen „Grundproblemen der Geschichtsphilosophie" formuliert hat. „Die Tradition nimmt etwas von jedem Munde an, durch den sie läuft, und kann endlich eine Sache so verstellen, daß sie unkenntlich wird. Es ist allemal eine Übersetzung." Lessings Grundmotiv in seinen theologischen Kämpfen: der Buchstabe ist nicht der Geist, war auch der Hauptsatz seiner Geschichtsphilosophie.

In der Ethik hat Lichtenberg sich zum „geläuterten Spinozismus" bekannt. Einmal zog ihn Spinozas Versuch an, eine Gesetzmäßigkeit im Weltall nachzuweisen, und dann war die Ehrfurcht vor einem Größeren, wie sie aus der Ethik Spinozas so gewaltig spricht, seinem Gemüte sympathisch. Denn, obgleich er kein Freund der sentimentalen Dichterprodukte seiner Zeit war, z. B. über Goethes „Werther" ebenso urteilte wie Lessing, auch gegen religiöse Schwärmerei der Ziehen und Lavater streng genug vorging, so war er religiöser Erhebung doch wohl fähig. In den „Betrachtungen des Verfassers über sich selbst" erzählt

er, daß er das „Ehe denn die Berge worden" nie ohne ein „erhabenes, unbeschreibliches Gefühl" lesen könne, und mit komischem Akzent sagt er: „Ich würde es vergeblich versuchen, mit Worten auszudrücken, was ich empfinde, wenn ich an einem stillen Abend „In allen meinen Taten usw." recht gut pfeife und mir den Text dazu denke."

Von der Freiheit sagt er kantisch, sie sei ein „großer Gedanke" und die „bequemste Form", sich das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft zu denken, fügt aber vom spinozistischen Gesichtspunkt aus hinzu: obgleich der Mensch gewiß nicht frei sei; denn: vor Gott gebe es eigentlich nur eine Regel. Ein Aphorismus von ihm heißt: „Das Ja mit dem Kopfschütteln und das Nein mit dem Kopfnicken wird einem sehr schwer, bekommt aber doch nachher eine eigene Bedeutung, wenn man es kann." Man könnte diese Worte auf sein Verhältnis zum Problem der Willensfreiheit anwenden.

Er hatte den Glauben an eine Vernunft im Weltall und an eine feine, uns Menschen nur lückenhaft erkennbare Ökonomie in allen Wirkungen der Natur, ohne daß er jedoch, wie Hegel, gewagt hätte, sie in jedem Einzelnen als nachweisbar zu behaupten. Und ebensowenig würde er Darwins Teleologie in ihrem ganzen Umfange zugestimmt haben.

Die Zweckmäßigkeit war ihm wie Kant eine notwendige, praktische, regulative Idee, deren der Mensch bedarf, wenn er Zusammenhänge in sein Denken über die Natur bringen und planmäßig, d. h. vernünftig handeln will. Oft macht er sich über die Verstocktheit und Voreingenommenheit der Menschen lustig, die auch die erkennbaren „Absichten" der Natur zu ihrem Schaden verkehrten und plump ausdeuteten. Er meinte, man müsse geduldig schauen und beobachten, wenn man der Natur etwas abgewinnen wolle, und mit feiner Ironie verzeichnet er die Fälle, wo die Natur sich gleichsam über die Torheit und den Aberwitz der Menschen lustig macht. Lieber die glänzendste Theorie fallen lassen, so dachte er, als sich von ihrer Tyrannei an der reinen Aufnahme des — im letzten Grunde für den Verstand ja immer unfaßbaren — wirklichen Einzelfalles beeinträchtigen zu lassen.

Das Einzelne war so recht die Liebe Lichtenbergs; er sah das Besondere, das Wunderbare auch im Alltäglichen und Nächstliegenden. „Je näher wir einem Gegenstand in der Natur kommen, desto unbegreiflicher wird er." Er bemerkt Beziehungen, Zusammenhänge, die man täglich vor Augen hat, die man vielleicht sogar benützt, über die man aber so wenig nachgedacht hat, daß einem etwas der Reflexion und Bewunderung Wertes daran gar nicht aufgefallen ist. So kommt es z. B., daß er die Tatsache, daß sich in der deutschen Sprache „Geld" auf „Welt" reimt — scheinbar mit einer gewissen Vernunft —, der Aufzeichnung für wert hält.

Bekannt ist auch sein Mißtrauen gegen das zu viele Lesen. „Man kann nicht leicht über zuvielerlei denken, aber wohl über zuvielerlei lesen", meint er, — mit dem Lesen sei es umgekehrt wie mit dem Denken: „Ich breite mich aus,

ohne mich zu stärken. — Laß dich deine Lektüre nicht beherrschen, sondern herrsche über sie."

Die Sprache hat er mit hoher Meisterschaft gehandhabt und fortgebildet; selbst Schopenhauer hat auf die philosophische Ausdrucksweise nicht den Einfluß wie er gehabt. Er bemühte sich immer, möglichst anschaulich zu schreiben, denn er wußte zu gut, daß es ein Entwicklungsgesetz der Sprache ist, durch Aufnahme immer neuer Abstrakta an Kraft und augenblicklicher Wirkung zu verlieren. Der Kunstform des Aphorismus, die er besonders bei Rochefoucauld bewundert zu haben scheint, gab er neue Reize, ohne sie jedoch, wie oft Nietzsche, lediglich ihres Klanges wegen zu bilden.

Der Aphorismus ist die beliebte Form intuitiven Denkens. Auch bei Lichtenberg tritt das intuitive Denken in den Vordergrund, aber sein Denken als Ganzes ist keineswegs aphoristisch geblieben. Seine einzelnen Gedanken kommen alle aus einem fühlbaren Zusammenhang. Jedes Aperçu steigt ohne Frage dem Denker einzeln ins Bewußtsein, aber es steht doch mit einem Zusammen geistiger Elemente (in der anderen Sphäre, kann man sagen) in Verbindung, das sich der Analyse entzieht. Jede Analyse setzt eine Synthese voraus. Hier ist für uns alles dunkel. Lichtenberg deutet wohl auf diese Stelle hin, wenn er einmal sagt: „Ich glaube, daß der Instinkt dem geschlossenen Urteil vorgreift." Er wußte aber wohl, daß es bewußter synthetischer Vorarbeiten bedarf, wenn jenes innere Gerüst sich bilden soll, das Erfahrungen in sich aufnehmen kann. Lichtenbergs Denken war konstruktiv im strengsten Sinne, und wenn er an einer anderen Stelle rät, immer so zu lernen, daß man das Gelernte irgendwo anhängen könne, da es sich sonst bald wieder verliere, so beweist das, wie sehr es ihm auf den Zusammenhang ankam. Wie unser Denken jenen Zusammenhang erhält, auf dessen Vorhandensein das, was wir im genauen Sinne Stil nennen, beruht, wird kaum jemals erklärt werden können, ebensowenig, wie es kommt, daß alltäglich Worte im Munde starker Denker und Dichter wieder neue Kraft gewinnen. Allein es läßt sich nicht bestreiten, daß all das Wirkungen von bewußt-unbewußten Tätigkeiten des betreffenden Denkers sind; Lichtenberg hat sie wohl im Auge, wenn er sagt, er wisse vom Besten nicht, wie es ihm zukomme.

Seine Aperçus bringt er meistens in fein geschliffene Satzgebilde, aber der Aphorismus war ihm nicht Selbstzweck. Jeder einzelne Gedanke deutet auf einen übergeordneten, umfassenderen, und er kommt erst zur vollen Wirkung, wenn man die Grundthesen seiner Weltanschauung gewahr wird, die die Einzeläußerungen stützen, ihnen zugrunde liegen. Wie Lichtenberg über die geistreichen Aphoristen dachte, zeigt seine folgende Bemerkung: „In den Schriften berühmter Schriftsteller, aber mittelmäßiger Köpfe findet man immer höchstens das, was sie einem zeigen wollen, hingegen sieht man in den Schriften des systematischen Denkers, der alles mit seinem Geiste umfaßt, immer das Ganze und wie jedes zusammenhängt." Nur ein Denker, der einen so reichen, gut verarbeiteten und

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

geprüften Schatz von Grundsätzen und Erfahrungen hatte wie Lichtenberg, konnte sagen, man dürfe sich bei Erforschung der Wahrheit nicht darum kümmern, ob der gefundene Satz „in eine Familie gehöre". Es war bei ihm keine Gefahr vorhanden, daß in seinem Geiste ein Chaos von ungeordneten Beobachtungen hätte entstehen können. Bei ihm nahm die fixierte Beobachtung gleich die Form wissenschaftlicher Exaktheit an, etwa wie bei Goethe das Erleben sofort die Kunstform aus sich gebar.

Lichtenberg ist einer der witzigsten Köpfe unserer Literatur. Dabei ist sein Witz ohne jede Koketterie und unterscheidet sich darum z. B. sehr von dem Heines. Mit gleicher Schärfe richtet er sich gegen den „transzendentalen Periodenklang" der Klopstockjünger in den „Briefen von Mägden über Literatur", wie gegen die Lavatersche Physiognomik in dem „Fragment von den Schwänzen", und gegen Voßens schroffe Behauptungen über die Aussprache des „η" in dem Aufsatz „Über die Pronunziation der Schöpse des alten Griechenland". Der Witz war Lichtenbergs starke Waffe, mit der er gegen Schwulst und pedantischen Eigendünkel in seiner Zeit gekämpft hat — unserer Kultur zum größten Nutzen.

Senatorenrevision in Turkestan

Von Dr. F. von Papen

Das Wort „Senatorenrevision" hat für die russischen Beamten einen unangenehmen Klang. Wenn sich die Klagen gar zu sehr gehäuft haben, dann schickt die Regierung eine Kommission, an deren Spitze ein Senator steht, aus, um einmal nach dem Rechten zu sehen und mit eisernem Besen zu kehren. Diese Revisionen wirken vorübergehend sehr heilsam, denn die Senatoren, würdige Männer, die im Rufe strengster Unbestechlichkeit stehen, sind mit unbegrenzten Befugnissen ausgestattet. Ihnen öffnen sich die Kanzleien aller Behörden, selbst der höchsten Beamten des Landes, nur die Pforten der großfürstlichen Palais bleiben ihnen verschlossen.

An Arbeit fehlt es den Senatoren nicht, dank dem geradezu genialen Betrugs- und Unterschlagungssystem, das wie ein einigendes Band das Gros der russischen Beamten umschließt. Nur der vermag sich von diesem verbrecherischen Treiben einen rechten Begriff zu machen, der selbst eine Zeitlang im Lande gelebt hat. Die Russen selbst und die in Rußland ansässigen Ausländer haben sich so an die bestehenden Verhältnisse gewöhnt, daß sie diese als die normalen betrachten und sich nur verwundern, wenn einmal ein Beamter es selbst für russische Begriffe gar zu toll treibt.

Diese überaus traurigen Zustände sind der schlimmste Schaden im Organismus des russischen Reiches. Leider scheinen sie unausrottbar; sie sind viel zu tief eingewurzelt, als daß gelegentliche, noch so strenge Revisionen imstande wären, sie auf die Dauer zu beseitigen: in den Kanzleien wechseln nur die Gesichter, der Geist bleibt derselbe. Und ist es denn verwunderlich, daß die unteren und mittleren Beamten eine höchst eigenartige Auffassung von Pflicht haben, daß ihnen schließlich das Unterscheidungsvermögen für Mein und Dein vollständig abhanden kommt, wenn ihre hohen Vorgesetzten in der Vernachlässigung ihrer Pflichten, Verhöhnung der Gesetze und Außerachtlassung der allerhöchsten Befehle mit glänzendem Beispiel vorangehen? Ist es verwunderlich, daß ein armer Teufel von Subalternbeamten oder -offizier, der bei kümmerlichem Gehalt mit seiner Familie hungert, sich ein paar hundert Rubel einsteckt, wenn er sieht, daß seine Chefs, die Exzellenzen und Staatsräte, sich Hunderttausende stillschweigend zu Gemüte führen? Ich übertreibe nicht; schon wer einigermaßen aufmerksam die Zeitungen liest, weiß, daß ich recht habe. Manche werden sich noch der vorjährigen Revision des Senators Garin in Moskau erinnern. Erst jüngst haben wieder Senatorenrevisionen stattgefunden; ihre Feststellungen waren geradezu erschreckend. Ist es nicht trostlos, wenn es in dem Bericht einer der letzten Revisionen — es handelt sich um eine große Behörde mit einem vielköpfigen Beamtenheer — zum Schluß heißt: Beamte, die nicht unterschlagen haben, waren nicht vorhanden!? Und wie mag es in den Behörden aussehen, die sich bisher, dank mächtiger Gönner, einer Revision zu entziehen gewußt haben? Dreimal bereits hat die Duma dem Marineministerium die Kredite für den Neubau von Schiffen verweigert, weil die früher zu diesem Zwecke bewilligten Summen teils gänzlich beiseite geschafft, teils zu anderen Dingen, nicht aber zum Schiffbau verwendet worden waren. Sie will auch nicht eher neue Mittel hergeben, bis eine gründliche Revision den im Marineministerium herrschenden unglaublichen Zuständen ein Ende gemacht hat. Der konservative Reichsrat hat sich allerdings noch immer des von der Duma hart bedrängten Ministeriums angenommen und die geforderten Mittel in den Etat eingestellt. Welche erbaulichen Dinge eine Revision der Klöster zutage fördern würde, das mag wohl der heilige Synod wissen oder ahnen. Er sorgt schon dafür, daß die Mauern der Klöster den Revisoren verschlossen bleiben und daß nicht allzuviel von den Geheimnissen, die sie umschließen, in die Öffentlichkeit gelangt.

Man ist in Rußland manches gewohnt; daß aber ein ganzes großes Land, dessen Flächenraum den des Deutschen Reiches um mehr als das Dreifache übertrifft, jahrelang unter der brutalen Willkür der Administratoren seufzt, daß sich fast alle Beamten einer riesigen Provinz als Betrüger und Erpresser herausstellen, das ist selbst für russische Verhältnisse ein Novum. Dieses eigenartige Schauspiel bietet augenblicklich Turkestan dem erstaunt aufblickenden Europa.

Daß es in Turkestan nicht so war, wie man es von einem geordneten Staatswesen verlangen kann, wußte man längst, aber erst als die Beamten es

gar zu bunt trieben, entschloß man sich in St. Petersburg, eine Senatorenrevision in die Länder des Oxus und Jaxartes zu senden. Der Senator Graf Pahlen wurde mit der schwierigen Aufgabe betraut. In der zweiten Hälfte des Jahres 1908 kam er zum ersten Male nach Zentralasien. Was er dort fand, übertraf alle seine Befürchtungen. Er ging mit seinen Revisoren von Behörde zu Behörde, von Amt zu Amt, von Administration zu Administration und überall entrollte sich ihm dasselbe Bild der Unterschlagung. Nach kurzer Zeit saßen die Polizeimeister fast aller Städte zwischen dem Kaspischen Meer und dem Altaigebirge hinter Schloß und Riegel; es folgten die Vorsteher der Waisenhäuser und die Direktoren und Beamten einer ganzen Reihe anderer staatlicher Anstalten. Zuletzt kam Graf Pahlen zur Landeshauptstadt Taschkent, um auch in den Kanzleien des Generalgouverneurs zu revidieren, wie es sein gutes Recht war.

In das Gouverneur-Palais am eleganten Kauffmanns-Quai in Taschkent war kurz vorher ein neuer Herr eingezogen, der General der Kavallerie und Generaladjutant des Kaisers, Mischtschenko. Im russisch-japanischen Kriege hatte er mit seinen Kosaken jenen berühmten Überfall auf die Japaner bei Inkau ausgeführt — einen der wenigen Erfolge auf russischer Seite. Später machte er noch einmal durch die blutige Niederwerfung des Aufstandes in Wladiwostok von sich reden. Mischtschenko war ein tapferer Offizier, ein tüchtiger „Kommiß-Soldat", wie ihn mir gegenüber ein russischer General nannte. Darüber hinaus gingen seine Fähigkeiten nicht. Er brachte für seinen exponierten Posten als fast unumschränkter Gebieter eines großen Reiches die besten Absichten mit, leider fehlten ihm zur Ausfüllung einer solchen, die größte Vielseitigkeit erfordernden Stellung die nötigen Eigenschaften. Wie höhere Offiziere und Beamte in Rußland häufig, so spricht Mischtschenko auch Deutsch, aber er macht davon nur ungern Gebrauch.

Mischtschenko hatte Japaner niederhauen und Rebellen über die Klinge springen lassen: er nahm auch den Kampf gegen den „Zivilisten" Pahlen auf und verwehrte ihm den Zutritt zu seinen Kanzleien. Es kam zu einem erregten Auftritt zwischen dem Generalgouverneur und dem Senator; der Erfolg davon war, daß fürs erste der Militär Sieger blieb und Graf Pahlen unverrichteter Sache nach St. Petersburg zurückkehren mußte.

Nicht alle Schuldigen hatte die Nemesis ereilt: eine ganze Reihe ungetreuer Beamter drohte dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu entgehen. Da zeigte sich die brüderliche Solidarität der turkestanischen Beamten: hatten sie im Glück gemeinsam gestohlen und betrogen, so sollte ihnen auch, nachdem ihr Stern erloschen, ein gleiches Geschick zuteil werden: diejenigen, die ihres Amtes entsetzt oder eingekerkert waren, hatten nichts Eiligeres zu tun, als ihre Kollegen, die genau so viel auf dem Kerbholz hatten wie sie, sich aber noch der goldenen Freiheit erfreuten, in St. Petersburg zu denunzieren. Da häuften sich denn die Beschwerdeakten so, daß die Regierung sich genötigt sah, eine zweite Revision

in Turkestan anzuordnen. Zu ihrem Leiter wurde wiederum Graf Pahlen ernannt, der sich aber weigerte, nach Zentralasien zu gehen, wenn er nicht vom Kaiser den direkten Befehl erhielte, auch in den Bureaus des Generalgouverneurs zu revidieren. Der Kaiser gab diesem Wunsch nach, nicht weil die Regierung auch bei dem Generalgouverneur Unregelmäßigkeiten vermutete — vor diesem Verdacht schützte den General sein rechtschaffener Charakter —, aber sie mußte es des Prinzips wegen tun, um auch dem höchsten Beamten des Landes gegenüber die Autorität des Staates zur Geltung zu bringen. So reiste denn Graf Pahlen im März 1909 wieder nach Taschkent. Mischtschenko, der einen Rückzug vor dem Zivilisten mit seiner militärischen Ehre nicht für vereinbar hielt, verschloß wiederum dem Senator die Türen seiner Bureaus. Graf Pahlen wandte sich umgehend nach St. Petersburg und der Kaiser enthob Mischtschenko telegraphisch seines Amtes.

Zur Zeit, als Graf Pahlen seine zweite Revision begann und Mischtschenko von seinem Posten entsetzt wurde, befand ich mich gerade in Turkestan. So wurde ich Zeuge einer Szene, die auch nur in Rußland möglich ist. Ich hatte kurz vorher in Taschkent den Generalgouverneur kennen gelernt, als ich mich wegen Besorgung eines Passes an ihn wandte. Um Russisch-Zentralasien zu bereisen, bedarf es nämlich einer besonderen Erlaubnis von seiten der Regierung in St. Petersburg. Der deutsche Botschafter Graf Pourtalès hatte mir zwar den turkestanischen Paß verschafft und an den Generalgouverneur nach Taschkent geschickt; er war auch angekommen, aber verlegt worden und nicht mehr zu finden. Da ich ohne ihn nicht abreisen durfte, bat ich Mischtschenko in einer Audienz, mir einen neuen Paß zu besorgen. Der Generalgouverneur sandte auch in liebenswürdigster Weise ein Diensttelegramm an den Kriegsminister nach St. Petersburg und nach vierundzwanzig Stunden hatte ich bereits die Erlaubnis zum Bereisen Turkestans in Händen.

Eine Zeitlang war ich mit meiner Frau im Lande umhergereist und wir gedachten nun von Samarkand mit der Mittelasiatischen Bahn nach Merw zu fahren. Auf dem Bahnhof der herrlichen Stadt Tamerlans, wo die Wunderwerke aus Samarkands Glanzzeit Märchenbilder aus „Tausendundeiner Nacht" hervorzaubern, herrschte großes Leben. Man erwartete den tags zuvor abgesetzten General Mischtschenko. Die gesamten Truppen der Garnison hatten auf dem Bahnsteig in Paradeuniform Aufstellung genommen; um den Militärgouverneur der Provinz Samarkand scharte sich ein glänzendes Gefolge; im hellen Sonnenlichte funkelten und leuchteten die bunten Uniformen und glitzernden Ordenssterne. Jetzt lief der Zug langsam ein, so langsam, daß man die Fortbewegung der Lokomotive kaum wahrnehmen konnte. Die Soldaten präsentierten die Gewehre, die Militärkapellen spielten, die Offiziere salutierten, die Offiziersdamen knixten und ‚Hurras' aus Tausenden von militärischen Kehlen schallten unaufhörlich durch die Luft. Der Zug stand und Mischtschenko entstieg seinem Salonwagen. Er versammelte die Offiziere bis zum Hauptmann herab um sich,

hielt eine Ansprache an sie und verabschiedete sich dann, indem er jeden auf beide Wangen küßte. Inzwischen hatten die Damen der Frau Generalgouverneur a. D. einen mächtigen Blumenstrauß überreicht. Als der Zug im Schneckentempo den Bahnhof wieder verließ, wiederholten sich die brausenden Hurras.

Das glänzende Schauspiel, das wir soeben betrachtet, war etwas mehr als die Ehrung eines verdienten Offiziers durch seine Untergebenen: es war ein regelrechter Protest gegen die Regierung, es war eine Militärdemonstration großen Stils. Der Generalgouverneur, der höchste Vertreter des Militärs in dem ganz militärisch verwalteten Turkestan, war der Zivilgewalt unterlegen und nun rächte sich das Militär, indem es den abgesetzten Generalgouverneur wie einen siegreichen Feldherrn aus dem Lande geleitete.

Das bunte Bild vom Bahnhof in Samarkand wiederholte sich in allen Städten, in denen eine Besatzung lag; da wir in demselben Zug fuhren wie der scheidende Triumphator, so hatten wir das Vergnügen, das interessante Schauspiel alle paar Stunden zu genießen. Selbst des Nachts um 12 Uhr weckte uns in Tschartschui am Amu-Darja das Spiel der Militärkapellen.

Inzwischen waltete Graf Pahlen seines Amtes. Natürlich bleiben auch dem Reisenden die Mißstände nicht ganz verborgen. Die in Turkestan wohnenden Deutsch-Russen und Deutschen wußten von ihren eigenen Erlebnissen auf diesem Gebiete so viel zu erzählen, daß man ganze Seiten damit füllen könnte. Auch löste wohl zuweilen der Wein die Zunge eines Beamten oder Offiziers, und er plauderte dann Dinge aus, die gerade nicht geeignet waren, unsere Achtung vor ihm und seinen Kameraden zu erhöhen. Diese Zustände, an die man sich indessen allmählich gewöhnt, brachten uns zuweilen in eigenartige Situationen. Wir hatten z. B. Empfehlungen an den Verwalter des „Kaiserguts" in Bairam-Ali, Exzellenz J. Es ist das eine großartige, in der Nähe der alten Ruinenstadt Merw gelegene Musterwirtschaft, die hauptsächlich Wein, Obst und Baumwolle hervorbringt, einen Flächenraum von über 120000 Hektar umfaßt und an Vollkommenheit der landwirtschaftlichen Instrumente und technischen Einrichtungen kaum übertroffen wird. Das Wasser wird ihr durch ein riesiges Kanal-, Schleusen- und Stauweihersystem, ein wahres Wunderwerk der Ingenieur- und Wasserbaukunst, aus den Ausläufern des Hindukusch zugeführt. Als wir nach Bairam-Ali kamen, um Exzellenz J. unsere Aufwartung zu machen, fanden wir den Gesuchten nicht mehr vor: er war kurz vorher großer Unregelmäßigkeiten wegen weggejagt und gezwungen worden, sein glänzendes Palais, in dem er fern von der Zivilisation und doch von allen Raffinements der Kultur umgeben, wie ein kleiner Fürst gelebt hatte, an einen anderen abzutreten. Als wir uns, nichts ahnend, plötzlich Herrn v. S. und nicht Herrn J. gegenübersahen, mußten wir schnell unsere Rolle ändern, da es vielleicht keine gute Einführung gewesen wäre, wenn wir uns auf Empfehlungen an seinen Vorgänger berufen hätten. Diese Vorsicht — so etwas lernt man in Turkestan — stellte sich denn auch als berechtigt heraus, als wir hinterher die Ursache des plötzlichen Beamtenwechsels

kennen lernten. So aber fanden wir denn auf dem „Kaisergut" eine sehr gastliche Aufnahme. Ein anderes Mal ließ sich eine Exzellenz, eine der höchsten im ganzen Gebiete zwischen dem Kaspischen Meer und dem hohen Gebirgswall, der Rußland von China trennt, verleugnen, als wir sie, mit reichen Empfehlungen ausgestattet, aufsuchten. Der Herr ging uns auch während unseres ganzen Aufenthalts in der Stadt scheu aus dem Wege. Den Grund für dieses auffällige Benehmen erfuhren wir erst später: man hatte in seiner Kanzlei große Unterschlagungen entdeckt; ob er selbst an ihnen beteiligt war, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, jedenfalls hatte er den ungetreuen Beamten gedeckt und die Angelegenheit zu vertuschen gesucht. Die Sache war für ihn sehr unangenehm, denn sie drohte ihm das Amt zu kosten; da wollte er uns also nicht unter die Augen kommen. Als wir einige Wochen später wiederum jene Stadt berührten, stand der hohe Herr uns in der entgegenkommendsten Weise zur Verfügung, bemühte sich um uns, wo er konnte, kurz, war die Liebenswürdigkeit selbst. Warum? Das drohende Ungewitter war an ihm vorübergegangen; er hatte seinen Posten behalten und war nun wieder obenauf. Die ganze Angelegenheit schien vergessen: an derartige Kleinigkeiten denkt man in Turkestan nicht lange.

Daß Beamte, die wegen Amtsvergehens aus dem Dienst entlassen sind, oft schon wenige Monate später wieder angestellt werden, ist nichts seltenes. Es finden sich immer wieder Vorgesetzte, die sich der armen Sünder annehmen; nicht etwa aus christlicher Nächstenliebe, sondern offenbar, weil irgendein inneres Verhältnis die beiden Ehrenmänner miteinander verbindet. Welcher Art dieses ist, kann man unschwer erraten. Zwei derartige Fälle sind mir allein aus Merw bekannt. Der wegen Fälschung und Verschleuderung amtlicher Gelder weggejagte Pristaw Kutateladse in Merw wurde kurze Zeit nachher in derselben Stadt wieder als Pristaw angestellt. Noch toller ist ein anderer Fall: er bietet das typische Beispiel für die Zähigkeit dieser Musterbeamten. Im Mai 1905 entließ man den Pristaw Borrow wegen grober Pflichtvergessenheit. Wenige Monate später finden wir ihn als Pristawgehilfen in Aschabat, der Hauptstadt der Provinz Transkaspien, und ein Jahr darauf wiederum als Pristaw in Merw. Damit war aber der Ehrgeiz des Mannes noch nicht gestillt: ihn lockte die Stellung eines Kreischefs. Da dieser Posten aber besetzt war, so schreckte er nicht vor dem Versuch zurück, den derzeitigen Inhaber mittels eines kleinen Attentats aus dem Wege zu räumen. Zum Glück schlug der hinterlistige Anschlag fehl.

Unvergeßlich in der Erinnerung ist mir ein Erlebnis, das besser als alle anderen die ganze moralische Minderwertigkeit und die verbrecherische Energie dieser beamteten Gauner beleuchtet. Wir waren an einem schönen Tage mit unseren Samarkander Gastfreunden ins Hissargebirge gefahren, um im idyllischen Dörfchen Agalyk asiatisches Landleben zu genießen. Hier haben die wohlhabenden europäischen Bewohner von Samarkand kleine Villen, Datschen genannt,

UNIV... OF CALIFORN...

in denen sie unter dem Schutz der schneebedeckten Bergriesen die Sommermonate verbringen, wenn die wahnsinnige Hitze Turkestan in einen riesigen Glutofen verwandelt. Eine zweistündige Wagenfahrt brachte uns auf einer uralten Karawanenstraße, die schon Alexander der Große nach Samarkand benutzt hatte, an unser Ziel. Ungefähr halbwegs durchschneidet ein viele Jahrtausende alter Kanal die weite Steppe. Das Wasser hat sich tief in den Lößboden hineingegraben und so ist hier im Laufe der Zeit eine mächtige, höhlenreiche Schlucht entstanden, über die eine alte Brücke, die „Teufelsbrücke", hinüberführt. Als wir uns ihr bei unserer Rückkehr im Dämmerlicht näherten, wurden unsere Gastfreunde unruhig, sie ließen die Wagen halten und nun warteten wir, bis sich noch eine Reihe anderer Gefährte eingefunden hatte. Voll Spannung passierten wir dann gemeinsam die Teufelsschlucht. Den Grund für diese aufregende Behutsamkeit erfuhren wir erst, als wir die furchteinflößende Schlucht im Rücken hatten. In ihr halten sich nämlich zuweilen Räuber auf, die vom sicheren Versteck aus die Vorüberkommenden überfallen und berauben. Diese Wegelagerer sind nun nicht etwa einheimische Verbrecher, sondern — Herren der besten Samarkander Gesellschaft, uniformierte Stützen von Thron und Altar, die hier mit Masken vor den Gesichtern den Reisenden auflauern. Besonders haben sie es auf die wohlgefüllten Börsen der Führer von Kamelkarawanen abgesehen, die nach Verkauf ihrer Waren in der Stadt zu ihrer Heimat, Buchara, Afghanistan oder Indien, zurückkehren. Dies habe ich von hochangesehenen Russen gehört, die seit fast zwanzig Jahren in Samarkand wohnen und daher mit allen Verhältnissen der Stadt aufs genaueste vertraut sind. Man erlebt hier also das beschämende Schauspiel, daß russische Beamte als ganz gemeine Straßenräuber die Eingeborenen überfallen, und das dicht vor den Toren einer der größten und blühendsten Städte des ganzen Landes, deren mächtiges Beamtenheer und deren starke Garnison die „Kulturträger im Barbarenlande" spielen und als Hüter der staatlichen Ordnung berufen wären, das Prestige des russischen Imperiums aufrecht zu erhalten.

Hat man von diesen Beispielen einer verrotteten Beamtenwirtschaft noch nicht genug, so lese man den offiziellen Bericht des Grafen Pahlen über seine Revision in Turkestan, der vor kurzem veröffentlicht worden ist. Aus ihm ergibt sich, wie die „St. Peterburger Zeitung" schrieb, „die wahrhaft erschütternde Charakteristik eines unter brutaler Beamtenwillkür seufzenden großen Landesteils". Sehen wir von allen anderen Behörden ab und greifen wir nur den Bericht über die Tätigkeit der Polizeimeister heraus, so bringt uns die Menge der Fälle von unrechtmäßigem Erwerb, Bestechlichkeit, Unterschlagung, Kompetenzüberschreitung und Ignorierung amtlicher Pflichten und ministerieller Anordnungen zu der Überzeugung, daß dem gesamten Polizeiorganismus des Landes der Hang zum Verbrechen vollständig in Fleisch und Blut übergegangen ist. Wie sich die Beamten Turkestans den Verfügungen aus St. Petersburg gegenüber zu verhalten pflegen, zeigt sehr deutlich ein Beispiel aus Aschabat: den Befehl

des Kriegsministers an den Gouverneur der Provinz Transkaspien, keine Darlehne aus den amtlichen Fonds zu geben, beantworteten sie mit einer förmlichen Plünderung der Landschaftskasse. Transkaspien scheint überhaupt eine Brut- und Pflanzstätte für ungetreue Beamte gewesen zu sein. Der Gouverneur, General Karzew, ging mit gutem Beispiel voran. So ließ er einmal einen Hausbesitzer widerrechtlich einsperren. Auf die Frage der Untersuchungskommission, wie er zur Anwendung einer so ungesetzlichen Maßregel gekommen sei, erwiderte er: „Ich wußte, daß ich zur Verhängung der Strafe kein Recht hatte, aber der Mann war frech gegen den Pristaw gewesen, daher wollte ich ein Exempel statuieren und hielt es für angebracht, meine Machtbefugnisse zu überschreiten."

Überhaupt die Gefängnisse! Sie erschienen den Polizeimeistern als höchst erfreuliche Einrichtungen, gaben sie doch bei richtig angewandter Methode eine sehr einträgliche Erwerbsquelle ab. In der Fertigkeit, sich die Gefängnisse nutzbar zu machen, legten die Herren eine anerkennenswerte Vielseitigkeit an den Tag. Wohlhabende Eingeborene sperrte man wegen irgendeines fingierten Verstoßes gegen eine Verfügung, die nicht einmal existierte, ein und gestattete ihnen dann großmütig, sich loszukaufen. Von dem Gedanken ausgehend, daß für Gefangene Seife und Licht entbehrliche Luxusgegenstände bedeuten, ließen die Polizeimeister das für diese und andere derartige Dinge angewiesene Geld in ihre Taschen fließen. Und indem man die Insassen der Gefängnisse zuweilen kleinen Hungerkuren unterzog — wohl in der menschenfreundlichen Absicht, sie bei ihrem Mangel an Bewegung vor Fettsucht und Podraga zu bewahren — oder sie auf halbe Rationen setzte, konnte man die Bestände der eigenen Küche bequem ergänzen. Daß es den Gefängnissen niemals an den nötigen Insassen fehlte, dafür wurde schon gesorgt. Gründe zur Arretierung waren billig wie Pistazienkerne. Man holte die Leute einfach von der Arbeit weg; wagten sie dann in vollständig berechtigtem Ärger auch nur ein Wort des Mißfallens oder Unmutes, so sperrte man sie ein: wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt. Die geringste Nichtbefolgung der egoistischen Wünsche des Polizeimeisters hatte Haft zur Folge. Sogar die ehrwürdigen eingeborenen Richter wanderten ins Gefängnis, wenn ihr Urteil dem Polizeigewaltigen nicht paßte oder dem Interesse eines von ihm in Schutz Genommenen zuwiderlief.

Damit waren aber die Mittel zur Erhöhung der Einnahmen noch nicht erschöpft. Ganz praktische Herren steckten die amtlichen Gelder einfach direkt in die Tasche. Eine Buchführung oder Rechnungsablage existierte meist nicht einmal dem Namen nach. Belege, Dokumente und Schriftstücke, die sich auf irgendwelche Mißbräuche bezogen, verschwanden spurlos von der Bildfläche. In einer einzigen Kanzlei fehlten, wie die Kommission feststellt, allein über zweitausend Papiere, darunter solche von großer Wichtigkeit. Postanweisungen an die Einheimischen kürzten die Pristaws zu ihren Gunsten, wobei sie sich nicht allzu großer Bescheidenheit befleißigten: so bekam z. B. ein Mann statt der ihm gesandten 1500 Rubel nur — 150! Ein anderer Ehrenmann, Esersha mit Namen,

erhob von jedem Bewohner des Bezirks zu seinem Besten eine neue Steuer in Höhe von 6 Rubel, die er später auf 8 Rubel 50 Kopeken erhöhte. Die Staatssteuer und diese „direkte Steuer" trieb er zusammen ein und steckte ihre Beträge — der Einfachheit halber — zusammen in die Tasche. Sein Kollege in Andishan wiederum zahlte mittels gefälschter Kreditbillette.

Auch die Bestätigungen und Besetzungen von Ämtern bildeten eine ergiebige Einnahmequelle für die Beamten. So hatte die Bestätigung der Gemeindeältesten eine feste Taxe im Betrage von 600 Rubeln.

Zum Schluß noch ein letzter Pinselstrich zu dem eigenartigen Bilde, das sich hier entrollt: der bereits erwähnte Kutateladse berichtete im Jahre 1907, daß bei einem Attentat auf ihn sein Fuhrmann Aliew tödlich verwundet worden sei. Wie sich bei der Revision herausstellte, beruhte das ganze Attentat auf Erfindung. Der Pristaw hatte sich über seinen Fuhrmann geärgert und ihn im Zorne derartig geprügelt und mißhandelt, daß er an den Folgen gestorben war.

Die bevorstehende Revision jagte den Behörden begreiflicherweise einen nicht geringen Schreck ein, doch war man nicht mutlos, sondern sann auf Gegenmaßregeln. Als sehr praktischer Mann erwies sich wiederum der eben genannte Esersha. Er verbot den Eingeborenen unter Strafandrohung ganz einfach, sich mit irgendwelchen Klagen an die Kommission zu wenden. Andere gingen nicht so weit, unterließen aber nicht, die armen, eingeschüchterten Menschen auf die Folgen einer Beschwerde aufmerksam zu machen und rieten ihnen wohlmeinend von einer solchen ab, da sie sich der Gefahr aussetzten — nach Sibirien verbannt zu werden. Der Polizeimeister von Taschkent verlangte, daß ihm alle Gesuche an den Senator vorher zur Begutachtung vorgelegt würden, und in Pekent suchte man die Beschwerden der Einwohner dadurch zu vereiteln, daß man ihnen sagte, die Revisoren hätten nur einen Jagdausflug unternommen, sie seien hier Gäste und würden keine Schriftstücke entgegennehmen.

Doch genug hiervon! Graf Pahlen hat mit anerkennenswerter Energie und rühmlicher Unparteilichkeit seines wenig erfreulichen Amtes gewaltet und jeden zur Rechenschaft gezogen, dessen Weste selbst für russische Anschauungen zu auffällige Schmutzflecke aufwies. Wollte man allerdings alle Beamten anklagen, an deren Fingern gelegentlich einmal eine Kopeke fremden Geldes kleben geblieben ist, so würde man im weiten russischen Reich kein Gerichtslokal finden, das sie aufzunehmen imstande wäre. Daher hat man sich, wie verlautet, auf zweihundert beschränkt.

Ob es jetzt in Turkestan besser wird? Für kurze Zeit vielleicht. Eine vollständige Gesundung der traurigen Verhältnisse wird aber erst eintreten können, wenn sich die russische Regierung entschließt, die ganze Verwaltung des Landes von Grund aus umzugestalten und vor allem die vielen Militärbehörden durch Zivilbehörden zu ersetzen. Ehe das nicht geschehen ist, werden alle Senatorenrevisionen doch nur Palliativmittel bleiben — denn das System ist falsch.

3)

Der Austauschprofessor

Humoreske

Von Wilhelm Poeck-Eutin

Der ungetreue Nikodemus war durch den plötzlichen Überfall des Sachkenners so überrascht worden, daß er sofort statt der unechten echte Sachen holte und dabei murmelte: es kämen so viele fremde Herrschaften, und so viel ‚alte' Kostüme, wie die haben wollten, könnte er beim besten Willen nicht beschaffen.

Miß Alice war hocherfreut. Ja, die Postwirtin hatte recht. Doktor Jerum war wirklich ein furchtbar kluger Mensch.

Nun sollte es weiter gehen nach Altpoggenfiel. Eddelbüttels alter Wallach sollte angespannt werden. Aber es stellte sich heraus, daß er auf seiner Streu längelang ausgestreckt und durch keine Macht der Erde wieder auf die Beine zu bringen war.

Er war nämlich tot.

„A—ouh," sagte Miß Alice zu Doktor Jerum, „was sollen wir nun machen?"

„Begraben," sagte Jerum. „Und auf seinen Grabstein schreiben wir: ‚Er starb in seinem Beruf'."

„Dat stimmt aber eegentlich nich," bemerkte der Kutscher. „Dat mutt heeten: er starb an seinen Beruf."

„Sie sind ein guter Mensch," sagte Miß Alice (sie meinte nicht den Kutscher, sondern Doktor Jerum), „Sie haben Mitgefühl für Tieren. — Aber wir wollen ihn nicht selbst begraben, wir wollen weiter. Wo bekommen wir ein Pferd?"

„Wi könnt ja den Postweert sinen Voß nehmen," meinte der Kutscher.

„Aber nicht kaufen," warnte Jerum.

Es wurden noch einige bewegte Worte wegen des schnellen und unerwarteten Todes des Wallachs gewechselt. Dann kam des Gastwirts Fuchsstute vor den Wagen, und man brach auf.

Die Fuchsstute hatte drei Tage faul im Stall gestanden, und sie stach der Hafer. Sie tanzte wie ein junges Mädchen den gepflasterten Damm entlang, und Schmied Augustins Droschke sprang wie eine grimmige alte Großmutter hinter ihr her.

Alles ging gut.

Als aber die Stute mit einem kühnen Satz von dem gepflasterten Weg in die knupperigen Gleise des ungepflasterten Dammes hineinfegte, ging der alten Großmutter der Atem aus. Die Räder lösten sich von ihren Achsen, und der obere Teil sank mit kläglichem Seufzen in sich zusammen.

„Gott sei Dank," rief Alice, nachdem sie mit Hilfe des Kutschers und Jims aus dem Droschkenkasten frei geworden war.

„Ja, Gott sei Dank, daß Ihnen nichts passiert ist," fügte Doktor Jerum hinzu.

„So meine ich es nicht. Ich sage Gott sei Dank, denn nun hab' ich kein, gar kein trouble mehr wegen Verkaufen."

„Wat maakt wi nu?" fragte der Kutscher, indem er sich den Kopf kratzte. „Wi könnt dat Schiet hier doch nich liggen laten. Dat sparrt ja den ganzen Damm to."

„Das will ich Ihnen sagen," sagte Doktor Jerum. „Sie laden die Räder in den Kasten hinein, schleifen den Kram nach Schmied Puttfarken in Kruslak und bestellen: es wäre ein Geschenk von einer amerikanischen Dame. Nicht wahr, Miß Alice? Vielleicht fügen Sie Ihre Visitenkarte bei."

Das wollte Miß Alice nicht, war aber sonst mit Doktor Jerums Verfügung über ihre ‚fahrende' Habe einverstanden.

Jim erhielt den Befehl, in der Kruslaker Post auf die Rückkehr der Herrschaften zu warten. Die Karawane ging ab.

„Jetzt fahren die Räder auf dem Kasten," sagte Doktor Jerum. „Vorhin ist der Kasten auf den Rädern gefahren. So geht es oftmals in der Welt."

Dabei dachte er mit innerem Seufzen an den Umschwung seiner eigenen Verhältnisse. Und Miß Granton dachte, ohne daß er es wußte, dasselbe.

Es hatte gefroren. Die Sonne schien mit hellen Strahlen auf die blänkernden Eisflächen der Gräben und der übergelaufenen Wiesen. Die Arme der ‚tauben Elbe' schlängelten sich in malerischen Windungen durch die Wiesengelände dahin; schwärzliche Weidenstämme reckten ihre sperrigen Köpfe in die klare Luft; hinter gestutzten kahlen Lindenbäumen senkten die Bauernhäuser die Walmen ihrer Dächer vor wie Stiere, die den Kopf zum Stoß geneigt haben. Die Gartensteige leuchteten vom gelben, frisch geharkten Kies, der Buchsbaum der Blumenbeete ließ seine grün-blanken Blätter erglänzen, die letzten Georginen standen wie Purpur und Gold in den Gärten, und in der Mitte der Beete vereinzelt noch blühende Rosen. Auf den dunklen Reetdächern saß das grüne Moos, aus ihren Schornsteinen stieg der blaue Rauch und kräuselte sich, vom Windhauch gedrückt, den Dachfirst entlang und durch die geschnitzte schwanenartige Giebelverzierung in die Luft hinaus. Kinder spielten vor den Türen, Hähne krähten, von fern her läutete eine Kirchenglocke.

Es war Sonntag, es war Friede.

„Doktor," sagte Miß Alice, „wie ist es schön heute. Geben Sie mir Ihren Arm. So. Und nun erzählen Sie mir ein wenig von diesen Häusern

und diesem Land und diesen Menschen. Alles sieht hier aus wie in Holland. Sind sie nicht aus Holland gestammt? — Oder nein, erzählen Sie mir ein wenig von Ihnen selbst. — Es ist so feierlich und still hier, ich fühle mir besser, ich fühle ein anderer Mensch. — Wissen Sie etwas? Wir wollen zuerst gehen nach der Kirche. Mir ist in mein Herz, wie soll ich sagen, so fromm. Ich freue mich so, daß ich Sie getroffen habe, ich höre so gern zu, wenn Sie sprechen. Sie sind so lustig und so poetical und zugleich von ein so gutes Gemüt. — Ich tadelte, daß Sie nicht sagten die Wahrheit, weil Sie sagten, alle Bauern hießten Pöttfärken, aber ich habe in mein Leben auch schon gelügt — sogar heute ... Erzählen Sie von Ihr Leben. Sie müssen nicht machen so ein krause Stirn. Sie müssen nicht denken an böse Stunden und böse Briefe heute, wo Sie gehen spazieren mit mir. — Sie wollen nicht. Sie sind böse zu mir. — Ich denke, Sie lieben amerikanische Damen nicht so gern wie die deutschen ...?"

Sie war allerliebst in diesem Augenblick, ihre Augen lächelten, ihre Wangen waren in ein zartes Rot getaucht, und Doktor Jerum dachte: Sie ist zum Küssen.

Und zum Anpumpen, kam ein zweiter Gedanke hinterher.

Aber Doktor Jerum schlug ihn tot wie eine häßliche Schmeißfliege. Es reizte ihn plötzlich, auch seiner hübschen Partnerin ein wenig ins Gewissen zu reden, wie sie es vorhin bei ihm getan hatte, und er sagte:

„In der Tat, die deutschen Mädchen und Frauen sind mir angenehmer als die amerikanischen. Nicht in allen Dingen. Aber in manchen. Die Amerikanerinnen sind ja so selbständig. Welche Dame würde z. B. allein, wie Sie es getan haben, durch ein fremdes Land reisen."

„O, ich bin nicht allein gereisen, Mr. Jerum," sagte Miß Granton erzürnt.

„Nein, mit einem Nigger. Die Amerikanerin ist wie ein halber Mann. Aber die deutschen Frauen sind weicher, hingebender, anschmiegsamer, sind nicht so emanzipiert, kauen kein chewing-gum ..."

In Miß Alices Augen waren Tränen des Zorns getreten.

„Wie sprechen Sie gegen mir. Ich kaue kein chewing-gum. Keine Lady in Amerika kaut chewing-gum. Aber deutsche Damen rauchen in Cafés Zigaretten. Und deutsche Herren rauchen in Restaurationen Zigarren, ohne Rücksicht wegen Damen."

„Und amerikanische Herren kauen Tabak und spucken Damen, hinter denen sie sitzen, über die Köpfe weg, und legen die Füße auf den Tisch und spielen Poker in Hemdsärmeln."

„O, Mr. Jerum, wie sprechen Sie schlecht von meine countrymen."

„Seien Sie mir nicht böse. Daß Sie kein chewing-gum kauen, weiß ich. Aber an Ihnen hat mir etwas anderes nicht gefallen. Warum kauften Sie heute morgen Pferd und Wagen. Welche Verschwendung. Wie viel arme Leute (Doktor Jerum wurde sentimental) hätten Sie mit dem Gelde glücklich machen können, wenn Sie bis morgen gewartet hätten."

„Weil ich nicht warten kann wegen steamer, Mr. Jerum," erwiderte Miß Granton gereizt. „Nein, ich will nun nichts mehr wissen wegen Ihre Erlebnisse, wenn Sie so denken über mich. Und ich bin nicht allein gereisen durch Deutschland, ich bin gereisen mit mein Bekannter Mr. Johnstone und seine Mutter die ganze Tour, wir wollten zusammen zurückfahren mit Lloydsteamer von Bremen. Da habe ich sie gelassen und bin nach Hamburg und nach hier gefahren, weil mir der deutsche Pastor erzählt hat von den Vierdörfern und weil . . ."

Miß Granton schien noch etwas hinzusetzen zu wollen, brach aber plötzlich ab und wischte sich mit dem Taschentuch die Tränen aus den Augen.

„Seien Sie mir nicht böse," bat Doktor Jerum nochmals und griff nach Alices Hand. Sie zog sie weg. „Ich wollte Sie nicht kränken. Sie haben mir heute morgen auch allerlei Unangenehmes gesagt. Wenn ich gewußt hätte, daß Sie in freundschaftlicher Begleitung Deutschland bereist hätten . . ."

„Nicht so freundschaftlich," sagte Miß Granton sanfter. „Wir haben uns gezänkt. Manchmal."

„Also bitte ich Sie um Entschuldigung."

Er griff wieder nach ihrer Hand. Diesmal ließ sie sie ihm.

Nach einer Pause:

„Doktor, Sie haben recht. Ich hätte nicht sollen gekaufen das cab und das Pferd. Und die deutschen Mädchen sind — es klingt so hübsch — sie sind ‚änschmiegsamer' — hieß es nicht so? — als die amerikanischen. — Sie hatten Brummschädel, und doch habe ich so hart zu Ihnen gesprochen."

„Also begraben wir den Tomahawk. — Und dort, Miß Granton, ist die Kirche. Wir müssen uns zwecks Besichtigung an den Pastor loci wenden."

„Well," sagte Miß Granton vergnügt. „Und hier müssen Sie meinen Arm loslassen."

Doktor Jerum tat es und dachte:

„Also sie haben sich ‚gezänkt'. Dann ist dieser Mr. Johnstone sicher der präsumptive — oder noch wahrscheinlicher der wirkliche — Verlobte dieser jungen Dame.

Ein Geistlicher in Amtstracht kam aus der Kirchhofspforte.

Miß Granton trat auf ihn zu.

„Ich bin Miß Granton aus New York. Sie sind Herr Pastor Lozi, nicht wahr?"

Der Geistliche griff an seine Mütze und sagte, sich vorstellend:

„Pastor Lehmann."

Miß Granton warf Doktor Jerum einen strafenden Blick zu, der sagte: „Nun hast du schon wieder geschwindelt", und fuhr fort:

„Ich komme, um die alte Kirche zu sehen. Ist das erlaubt?"

„Gewiß," sagte der Pastor. „Allerdings habe ich in einer Viertelstunde eine Trauung . . ."

„O, das tut nichts. So werden wir zuerst die Kirche besehen und dann die Trauung."

Der Pastor machte eine Verbeugung, begrüßte sich mit Doktor Jerum, den er kannte, und lud dann zum Betreten der Kirche ein. Er selbst entschuldigte sich: er habe noch mit dem Memorieren der Traurede zu tun.

„O, wie wonderful!" rief Miß Granton beim Betreten des Gotteshauses. „O, das ist — entzückend! So eine Kirche, so eine Dorfkirche haben wir nicht in Amerika. Solche Kirche hat man nur in Europa. Wenn ich wohnte in Altpoggensiel, so ginge ich nicht nur jeden Sonntag in diese Kirche, auch jeden Wochentag. Wie muß diese Kirche voll sein von Menschen jeden Sonntag. Nicht wahr?"

„Da schneiden Sie sich," erwiderte Jerum. „Zwei bis drei Dutzend, wenn's hoch kommt."

„Sind denn die Menschen nicht fromm hier?"

Doktor Jerum ergriff Miß Grantons Hand, küßte sie und dachte: Ja, wenn sie alle so wären wie du, dann würde Pastor Lehmann wohl mehr Freude an seiner Kirchengemeinde haben. Und er sagte:

„Es gibt auch eine Herzensfrömmigkeit. Und dann haben die Leute so schrecklich viel auf dem Lande zu tun, daß sie des Sonntags lieber ausschlafen."

Schräge Sonnenstrahlen fielen vom Westen her in das kleine Gotteshaus und leuchteten über das Gestühl und vergoldeten den Altar. Das Gestühl war in verschiedenen Abstufungen von Blau gehalten, dem ein leiser Ton Rot beigemischt war. So wirkte es warm und anheimelnd. Die Eingangstüren zu den Stühlen waren mit köstlichen alten und neuen Intarsien bekleidet, die allerältesten mit Holzschnitzwerk. Auf den Bänken lagen uralte, mit seidener Kreuzstichstickerei von vornehmster Farbengebung verzierte Tuchkissen. Über ihnen waren ebenso alte schmiedeeiserne Huthalter der mannigfaltigsten Formen angebracht. Im Mittelgange stand ein bronzenes Taufbecken mit geschnitzter Holzkrone. Die Kirche war ein Museum alter Bauernkunst, so reich, farbig, stilgerecht, anheimelnd, wie man sie selten und in Norddeutschland nur einmal findet.

Doktor Jerum erklärte nun seiner Begleiterin die Technik der Intarsienkunst, die einzelnen Muster nach ihrer Entwicklung und ihrer Ornamentik, er erzählte, daß wohl einmal — vielleicht aus dem Süden — ein fremder Schmiedegeselle hierher gekommen sei nnd den ersten Huthalter angefertigt haben möge, dessen Form die ansässigen Schmiede dann weiter ausgebildet hätten, er zeigte ihr die über den Fenstern aufgehängten alten Totenkronen und vieles andere.

Aber Alice sagte:

„Erklären Sie nicht so viel. Ich will nur sehen. Nicht wie ein Kunstkenner mit seine Brille sieht, nein, wie ein Mensch mit sein Herz sieht. O, eine solche Kirche kann man nur in Deutschland finden, nur in Deutschland. Meine Großeltern von mütterliche Seite waren auch Deutsche — o, Mr. Jerum, ich habe manchmal eine große, so große Sehnsucht für Deutschland, und eine so

große aversion gegen Amerika, wo alles ‚business' und ‚make money' ist. — Ich will später lesen in Bücher von dieser Kirche. — — — Aber heute habe ich einen Wunsch. Ich möchte . . ." Sie stockte, sah Doktor Jerum mit einem ganz unamerikanischen, hilfeflehenden Blick an und fuhr fort: „Ich möchte wohl, wenn die — die — Trauleute kommen — — — die Orgel spielen. O, ich kann, wenn ich ein music-book habe, sehr gut Orgel spielen, ich spiele sie in unser Kindergottesdienst in New-York jeden Sonntagnachmittag." Sie legte die Hand auf seinen Arm: „Wollen Sie bitten Herr Pastor Lozi, daß er mir gibt permission?"

Hierbei war nichts zu machen. Jerum bat, Noten waren da, Pastor loci-Lehmann erlaubte, das Brautpaar kam, Alice spielte, der Stern drehte sich, die Zuschauer staunten, und Miß Granton sagte nach Beendigung der Feierlichkeit zu den beiden Herren:

„Nun habe ich zusammen mit einen deutschen Pastor ein deutsches Brautpaar getraut. Das ist mein höchstes Triumph in mein ganzes Leben. — Aber nun muß ich zum Tänzmeister, zu sehen, ob er meinen Brief bekommen hat."

Man ging zum Tanzmeister.

Draußen war's warm geworden. Der Wind fast stürmisch. Dicke Wolken saßen am Himmel, Regen in der Luft.

Doktor Jerum sagte:

„Wenn wir nur trocken wieder nach Hause kommen. Denn wenn dieser Altpoggensieler Deich sich in seine Bestandteile auflöst . . . Ich will nicht wünschen, daß Sie ihn in seinem autochthonen Zustande kennen lernen. Einer hat mal von ihm geschrieben:

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Und vor dem Tiger wird man bleich;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken:
Das ist der Poggensieler Deich.

Also stimme ich dafür, daß wir möglichst bald nach Kruslak aufbrechen. Dort bekommen wir vielleicht für Bergstädt 'nen Wagen. Hier nicht."

Miß Granton sagte, sie wolle nicht nur die hier ansässigen Tanzkünstler, sondern auch noch die Intarsienkünstler in ihren Werkstätten aufsuchen, möge der Deich sein, wie er wolle.

Darauf schwieg Doktor Jerum. Er wollte ja selbst gern das Beisammensein mit diesem frischen, kernigen Menschenkind bis zur äußersten Sekunde hinausziehen. Aber er dachte dabei: Mir graut vor der Götter Neide . . .

Man ging zum ‚Tanzmeister' Herrn Beenke. Der wohnte in einer ziemlich verfallenen Baracke. War aber nicht zu Hause. — Wo er denn sei, fragte Doktor Jerum die alte Mutter. — „Mit dem Rad los, um so'n Stücker acht Paar gute Tänzer nach Hannes Puttfarken seinem Salon zusammenzutrommeln. Allens in Kostüm." Denn 'ne amerikanische Dame hätte sich angemeldet. „Un de Amerikaners sünd ja rein verrückt op so wat." Und was es kosten täte,

wolle sie bezahlen. Täte aber aasig was kosten. Aber die Amerikaners hätten ja den vielen Geld.

Nun weiter. Die Intarsienkünstler waren ausgegangen und hatten ihre Werkstätten zugeschlossen. Man genoß eine Zeitlang die wunderschöne Elbaussicht (denn der Altpoggensieler Deich bildet den Abschluß der Vierdörfer gegen die Oberelbe). Die prächtige Geesthachter Bucht und die dunklen blauen lauenburgischen Hügelhänge zeigten in der wechselnden Beleuchtung wunderbare Töne und erregten Miß Grantons ganzes Entzücken.

„O, wie schön, wie wunderschön ist dies, Mr. Jerum. Hier möchte ich im Sommer wohnen und — wie die deutschen Damen — Gedichte in mein Tagebuch schreiben. Machen Sie auch Gedichte? O sicher, so tun alle Deutschen. Mr. Johnstone tut es nicht, weil er es nicht kann. Er freut sich auch nicht an der Natur. Er denkt nur an seinen Geschäften. Sehn Sie, darum haben wir uns manchmal gezänkt. Aber sonst ist er ein guter, ein sehr guter Mensch."

Es wurde dämmerig. Man ging nach Hannes Puttfarkens Salon. Die Musikanten und die meisten der bestellten Paare waren schon da. Die Männer in dunklen Jacken und ebensolchen, an den Hüften weitgeschnittenen Kniehosen, neun große massiv silberne Knöpfe an jedem Ärmel, einundzwanzig am Vorderteil, vierundzwanzig an der Unterjacke, fünf große und vierzehn kleine an jeder Büx. Auf den Köpfen himmelhohe Zylinder. Und die Deerns sahen aus! Bunt wie die Pagelunen, mit strohgeflochtenen Hüten von der Form einer umgekehrten Bratpfanne, darunter unterm Kinn zugebundene Mützen mit riesigen ‚Nettels'schleifen daran, die aussahen, als ob sie mit den Köpfen wegfliegen wollten, mit gold- und silberplattstichgestickten Miedern, schneeweißen Hemdärmeln, dicken, bis zur halben Wade reichenden Tuchfaltenröcken von einer menschenunmöglichen Fasson, weißen Strümpfen und tief ausgeschnittenen Schuhen.

Das war ein Anblick nach Miß Grantons Herzen. Der Tanzmeister war auch schon da, empfing die Amerikanerin mit einigen Bücklingen nach der Serenissimusetikette und begann ihr über Kostüme und Tänze einen längeren Vortrag zu halten. Doktor Jerum ließ allerlei Getränke: ‚Gröck', Bier und andere Feuchtigkeiten anfahren, besonders für die Musik. „Denn", sagte er zu Miß Alice, „'ne Musikantenkehle, die ist als wie ein Loch, und überhaupt ist mit ‚Temperenz' hier nichts zu machen, sonst laufen sie uns weg." Die fehlenden Paare kamen an, drängelten sich durch die Schar der allerdings nicht geladenen Zuschauer (die Kunde von den bevorstehenden Kostümtänzen hatte sich wie ein Lauffeuer durch Altpoggensiel verbreitet), und die Sache konnte losgehen.

Sie ging los. Herrn Beenkes Aufgebot tanzte alle nur tanzbaren Tänze herunter: Walzer, Schottschquadrille, Kegelquadrille, Windmühle, Englisch, Fandango, Hanax, Tempête, Française, Ekossaise mit Kompliment, Hoppskontra oder Kontra achterüm, Dreetritt, Sönnros' (Sonnenrose), Lusti und Polnisch u. a. m. Sie tanzten, daß die Jacken- und Rocknähte krachten, der Fußboden zitterte und die Kronleuchter klirrten und ihnen der Schweiß von Gesicht und Händen

herunterleckte. Dazu spielten die Musikanten, daß die Wände wackelten und der Sturm draußen aus Konkurrenzneid immer stärker zu heulen begann. Miß Granton rief unausgesetzt: „O these whirlers, these whirlers!“ (amerikanischer Ausdruck für flotte Tänzer), Doktor Jerum sund die Zuschauerschaft klatschten aus Leibeskräften und befeuerteu die Tanzbeine zu immer neuen Anstrengungen, bis ihre Besitzer erklärten, nun könnten sie nicht mehr. Dann wurde eine Tafel hergerichtet, getrunken und gesungen:

Glück to! Compeers, kommt nööger her
Un lat de Glöser klingen!
Ick will joo hier de nee Swier*)
Von ganz Veer-Dörpland singen —

und viele andere schöne plattdeutsche Lieder.

Aber der Sturm draußen sang mit.

„Miß Granton,“ sagte Doktor Jerum nach beendigter Vorstellung, „ich weiß vieles. Aber eins weiß ich nicht: wie wir wieder nach Bergstädt kommen sollen. Es ist ein Sturm draußen, daß die Häuser wackeln, und der Deich hat sich in seine Bestandteile aufgelöst. Der reine Schlamm. Drei von unseren Parforcetänzern haben schon dringelegen.“

„Wegen Gröck,“ sagte Miß Alice. „Also was tun? Wir nehmen einen Wagen.“

„Eine gute Idee. Aber leider nicht ausführbar. Ich habe den Wirt gefragt. Es gibt nur eine Kutsche in Altpoggensiel und die ist nach Bergstädt.“

„So nehmen wir einen Bauerwagen.“

„Glauben Sie, daß ein Poggensieler Bauer bei diesem grauenhaften Wetter und diesem noch grauenhafteren Deich Wagen und Pferde hergibt, um uns nach Bergstädt zu ziehen?“

„So gehen wir zu Fuß.“

„Auf diesem Deich? Danke vielmals.“

„So werde ich allein gehen.“

„Sie sollten hier übernachten und morgen früh fahren.“

„Geht nicht wegen steamer.“

„Miß Alice, Sie sind ein . . .“

„Nun, was bin ich? Sagen Sie es nur.“

„Ein Dickkopf.“

„Danke. Also ich — ich werde gehen.“

„Dann geh' ich natürlich mit,“ sagte Jerum.

„Ich denke, Sie fürchten sich wegen Sturm und Deich.“

„Fürchten? Nicht gerade. Aber ich halte es für richtiger, einen Bogen Papier zu besorgen, damit wir vorher unser Testament machen.“

*) Ausgelassene Festlichkeit.

„Besorgen Sie lieber eine Laterne. — Und wegen Testament: wenn ich auf dem Poggenstieler Deich umkomme, so sollen Sie mich beerben."

„Das ist 'n Wort," sagte Jerum und dachte: das wäre für mich und meine Göttinger Tretphilister so übel nicht.

Die Laterne kam, und Miß Granton und Doktor Jerum machten sich unter den Segenswünschen Hannes Puttfarkens und seiner Gäste auf den Weg.

Es ist unbeschreiblich, wie Miß Granton und Doktor Jerum bereits nach zehn Minuten aussahen. Tapire im Schlamm waren nichts gegen die beiden. Die Laterne war schon nach zwei Minuten ausgeweht. Ab und zu sagte Miß Granton hinter Doktor Jerum etwas. Aber der konnte nicht hören, ob sie A—ouh! gerufen hatte oder ob einer ihrer Füße aus dem Schlick herausgezogen wurde. Glücklicherweise schien den beiden Kämpfern gegen die Sturm- und Schlickgeister eine Art Götterdämmerungslicht durch die Wolkenjagd. Sonst hätten sie vielleicht, wie früher die auf dem Schlachtfelde erschlagenen Germanen, den Weg nach Walhalla antreten müssen! (Schluß folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 18. Juni 1910.

Der Notenwechsel zwischen Preußen und dem Vatikan um die Borromäus-Enzyklika — Landtagsschluß — Ersatzwahlen.

Die durch die Borromäus-Enzyklika verursachte Bewegung hat zu einem bedeutungsvollen Ergebnis geführt. Als wir vor acht Tagen an dieser Stelle die Lage schilderten, stand die Antwort der Kurie auf die vom preußischen Gesandten überreichte Protestnote noch aus. Inzwischen ist sie eingegangen und der ganze Notenwechsel in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht worden. Die entscheidende Frage ist nun: Hat das Vorgehen der preußischen Regierung einen wirklichen Erfolg gehabt? Hat es etwas genutzt? Die Frage wird verschieden beantwortet, und es ist deshalb notwendig, sich die verschiedenen Antworten näher anzusehen. Einige Stimmen sind unzufrieden, von dem Ausgang der Sache enttäuscht. Da wird vor allem zu fragen sein, was man denn eigentlich erwartet hat. Es liegt auf der Hand, daß dabei eine ganze Reihe von Erwartungen untergelaufen ist, die aus einer ernsthaften, sachlichen Betrachtung von vornherein auszuscheiden sind. Es gibt Menschen, die in jedem Streitfall auf diesem Gebiet eine Gelegenheit wittern, das Problem des Verhältnisses von Staat und Kirche im Handumdrehen zu lösen oder über das Wesen, die Beziehungen und die Zukunft der christlichen Bekenntnisse ein allgemein gültiges, abschließendes Urteil zu fällen. Wir haben nicht die Neigung, denen, die von solchen Gedanken erfüllt, ja vielleicht auch ehrlich begeistert sind, auf diesem Wege zu folgen. Solche Gedanken mögen ihre individuelle Berechtigung haben, für manche mögen sie auch unzertrennlich von ihrer Weltanschauung, ihren religiösen und ethischen Bedürfnissen sein; vom politischen Standpunkt aus gesehen sind sie Utopien. Wir haben vielmehr mit

der Tatsache der konfessionellen Spaltung zu rechnen und mit den Folgerungen, die wir daraus für unser nationales Leben zu ziehen haben. Wir müssen ferner die geschichtlichen Realitäten nehmen, wie sie sind; selbst dann, wenn wir etwa den Wunsch oder sogar die Absicht haben sollten, etwas daran zu ändern, müßten wir doch immer von der Tatsache ausgehen, daß es zurzeit doch eben in Wirklichkeit anders ist. Daraus folgt, daß von vornherein mit allen den Forderungen nichts anzufangen war, die darauf ausgingen, die Sache zu einem großen Siege oder einer großen Niederlage einer bestimmten Konfession zu stempeln. Ebenso war es ein falscher Gesichtspunkt, daß der preußische Staat als Vertreter evangelischer Interessen auftreten und die Gelegenheit benutzen sollte, dem Papsttum eins auszuwischen. Und endlich der Papst selbst! Er ist für die preußische Regierung in zweifacher Weise zu berücksichtigen, einmal als religiöses Oberhaupt der katholischen Preußen, die zwar eine Minderheit innerhalb der Gesamtbevölkerung darstellen, aber einzeln ihren evangelischen Mitbürgern vollkommen gleichberechtigt sind, — ferner als ein von allen Mächten völkerrechtlich anerkannter auswärtiger Souverän. Das sind nicht zu beseitigende Tatsachen, die auch von denen anerkannt werden müssen, die sich vielleicht darüber ärgern.

Man hat nun gesagt, die preußische Regierung hätte bei der evangelischen Protestbewegung gegen die päpstliche Enzyklika alsbald vorangehen müssen. Es wurde getadelt, daß die Protestnote erst überreicht wurde, als die Interpellationen im Abgeordnetenhause bereits eingegangen waren. Die Regierung hatte den formellen Entschuldigungsgrund, daß sie zunächst einmal in den Besitz des amtlich beglaubigten Wortlauts der Enzyklika im lateinischen Urtext gelangen mußte, ehe sie weitere Schritte tun konnte. Wir meinen aber, daß auch ohne diesen formellen Grund die Regierung erst vorgehen durfte, als sie einen richtigen Maßstab dafür gewonnen hatte, in welchem Grade die Enzyklika in evangelischen Kreisen als Beschimpfung der evangelischen Kirche, als herausfordernder Angriff auf den Schatz ihrer Überlieferungen und Überzeugungen, und somit als ein Einbruch in den konfessionellen Frieden empfunden wurde. Denn das war der eigentliche Rechtsgrund, der den Staat zwang, Verwahrung einzulegen. Es war Sache der evangelischen Kirche und der evangelischen Bevölkerung allein, im Kampf der Geister und Gewissen den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen; den Staat ging das nichts an. Wohl aber mußte der Staat von der tatsächlichen Wirkung Notiz nehmen, daß die Bevölkerung durch einen von so bedeutungsvoller Seite kommenden Akt nun wieder in zwei Heerlager auseinandergerissen wurde, die sich, falls die Ursache der Erbitterung fortwirken sollte, bald wieder in haßerfülltem Kampf gegenüberstehen mußten. Hier war ein politisches Interesse des Gesamtstaats im Spiel, und von diesem Gesichtspunkt aus mußte die preußische Regierung an die Stelle herantreten, von der der Unfriede ausgegangen war, und Rechenschaft fordern.

Es ist nun weiter bemängelt worden, daß Herr v. Bethmann in der Note, die er durch den Gesandten v. Mühlberg beim Vatikan überreichen ließ, eine zu matte Sprache geführt habe. Dazu ist folgendes zu bemerken: Der Papst ist, wie schon erwähnt, in bezug auf den politischen Charakter seiner Stellung für unsre Regierung nichts andres als ein auswärtiger Souverän, bei dem sie diplomatisch vertreten ist. Der amtliche Verkehr mit dem päpstlichen Stuhl muß daher auch in den Formen geschehen, die für die Diplomatie die Richtschnur bilden. Es hat sich hier eine eigne Sprache, eine besondre Begriffsskala herausgebildet, die dem Nichteingeweihten anders erscheinen mag, als ihre eigentliche Bedeutung ist. Die diplomatischen Aktenstücke sind Formen, deren Inhalt nicht durch den grammatisch

betrachteten Wortlaut, sondern durch die Konvention bestimmt wird. Es kommt darauf an, daß sie an der Stelle verstanden werden, wo man den Schlüssel zu ihrem Inhalt hat, nicht daß sie auf die breite Masse wirken, die eine andre Sprache redet. Es sei auf eine Analogie hingewiesen. Zwei vornehme, feingebildete Leute können einen Streit führen, in dem jedes Wort wie ein vergifteter Dolch wirkt. Ein Straßenkehrer könnte vielleicht dabeistehen, ohne zu merken, daß die Herren sich streiten. Er wird es nicht begreifen, daß man sich streiten kann, ohne zu schimpfen. Und doch drücken jene Herren in ihren Blicken und gewählten Worten genau dasselbe menschliche Gefühl aus, dem der Straßenkehrer nur in einer Flut von gemeinen Schimpfworten Ausdruck geben könnte. Es wird hiernach zu verstehen sein, daß die preußische Note nicht danach beurteilt werden muß, wie ihr Wortlaut auf ein naives Gemüt wirkt, das vielleicht in diesem besondern Fall ein sehr lebhaftes subjektives Bedürfnis hat, „recht grob" zu werden. Suchen wir darin nicht die „Grobheit" im landläufigen Sinne, sondern die Stelle, die sie in der Skala diplomatisch gefaßter Vorhaltungen einnimmt, so wird uns jeder Kundige sagen, daß die preußische Note sehr scharf und ernst gefaßt war, vor allem deshalb, weil der Ausdruck „Verwahrung" gebraucht war, der nach feststehendem Gebrauch die entschiedenste und weitgehendste Form der Vorstellung bezeichnet, und ferner weil trotz Vermeidung einer Drohung doch der Hinweis auf den Abbruch der diplomatischen Beziehungen für den Fall nicht ausreichender Genugtuung sehr deutlich darin enthalten war.

Was konnte nun nach dieser Note als Antwort erwartet werden? Die Unzufriedenen sagen: Jedenfalls mehr, als geleistet worden ist. Aber wenn auch die Antwortnote der Kurie mit viel Bitterkeit und Ärger kritisiert wird, so gewinnt man doch kein klares Bild, was nun eigentlich sonst hätte geschehen können und sollen. Theoretisch läßt sich ja die radikalste Lösung konstruieren, nämlich eine Zurücknahme der päpstlichen Enzyklika. Möglich wäre das nur dadurch gewesen, daß der Papst dem ersten Runderlaß einen zweiten folgen ließ, worin er jenen für ungültig erklärte. Ein solcher Akt des Oberhauptes der katholischen Kirche hätte an mindestens neun Zehnteln von den Stellen, für die er bestimmt war, überhaupt kein Verständnis gefunden. Es fehlt dort die Geschichtskenntnis, die Völkerkenntnis, die dazu erforderlich gewesen wäre, um die Gründe einer solchen Selbstkorrektur der höchsten kirchlichen Gewalt würdigen zu können. Man hätte das um so weniger begriffen, als ja die Verdammung des Protestantismus weder etwas Neues ist, noch mit dem katholischen Dogma im Widerspruch steht. Der Mehrheit der katholischen Christenheit wäre es gar nicht klar zu machen gewesen, daß es die brutal beschimpfende Form war, die in einem Volke gemischten Bekenntnisses, in dem Mutterlande der Reformation Anstoß erregen und durch die Verschärfung des konfessionellen Gegensatzes politische Folgen auslösen mußte. Man hätte an die Kirchengewalt die Frage gestellt, ob das ein ausreichender Grund gewesen wäre, um dieser Wirkungen willen den materiellen Inhalt der Enzyklika auch da zu verleugnen, wo in der Form kein Anstoß gefunden werden konnte, die Anschauungen selbst aber allen längst geläufig und unbestritten waren. Überlegt man sich, unabhängig von konfessionellen Stimmungen und Empfindlichkeiten, die wirkliche Lage der Verhältnisse, so wird man erkennen, daß die Zurücknahme der Enzyklika praktisch nicht in Frage kommen konnte. Wir konnten nur fordern, daß die Kurie Schritte tue, um den deutschen Katholiken zu ermöglichen, diese Enzyklika als nicht existierend anzusehen. Geschah dies, dann war tatsächlich alles erreicht, was die verhängnisvollen Wirkungen des Rundschreibens beseitigen

konnte. Gewiß, auch so wird der Inhalt des Schriftstücks den deutschen Katholiken und Protestanten bekannt bleiben. Beiden wird dieser Inhalt nichts Neues sein, und sie werden ihre Konsequenzen daraus ziehen. Die Katholiken werden sich damit gegen Glaubensüberzeugungen wappnen, die ihnen als Irrtümer erscheinen müssen; die evangelischen Deutschen werden sich des Aufschwungs und der Aufrüttelung erinnern, die sie dem Zorn über die Antastung ihrer Heiligtümer von Rom her zu verdanken haben. Aber Verlauf und Ausgang der Sache wird für beide Teile eine Mahnung sein. Die Katholiken werden sie aus dem Verhalten der Kurie unmittelbar entnehmen können; die Protestanten werden um die Erfahrung bereichert sein, daß ein Emporraffen aus der gewohnten Gleichgültigkeit und ein festes, einmütiges Eintreten für Ideale und Überzeugungen keineswegs den Streit verschärft, sondern auch den Gegner zur Selbstbesinnung zwingt.

Zweifellos ist, daß alle wirklichen Kenner der Lage von der Kurie weniger erwartet hatten. Sollte die Enzyklika für die deutschen Katholiken offiziell nicht existieren, so mußte gefordert werden, daß sie nicht auf dem üblichen Wege von den Kanzeln und in den kirchlichen Amtsblättern veröffentlicht würde. Man glaubte nicht, daß sich die Kurie zu diesem Schritt verstehen würde, sondern daß sie versuchen würde, sich mit dem Ausdruck des Bedauerns zu begnügen. Aber die feste Haltung der preußischen Regierung, die Stärke der evangelischen Protestbewegung und das entschiedne Auftreten des katholischen Königs von Sachsen sowie katholischer Regierungen zeigten dem Vatikan, was die Stunde geschlagen hatte. Die Kurie verbot die Veröffentlichung der Enzyklika in Deutschland und übte damit einen Schritt des Entgegenkommens, der nach bekannten Grundsätzen der vatikanischen Politik eigentlich über das hinausging, was dort sonst als zulässig gilt. Denn wenn es sich bei einem päpstlichen Rundschreiben auch nicht um eine dogmatische Erklärung ex cathedra handelt, so bedeutet doch das Verbot der Veröffentlichung in einem bestimmten Lande der Wirkung nach so viel wie eine partielle Zurücknahme, und diese Zurücknahme gilt immerhin einem Akt, der nicht eine Äußerlichkeit des Kirchenregiments, nicht eine Entscheidung in einem Einzelfall, sondern eine allgemeine Äußerung des Papstes in seiner Eigenschaft als Oberhaupt der katholischen Kirche betrifft. Ein Nachgeben in einer solchen Frage gegenüber einer weltlichen Macht ist bisher noch nicht dagewesen. Und — was wohl zu beachten ist — dieses Nachgeben kommt nicht in einem Wort, sondern in einer Tat zum Ausdruck, die nicht wegzuschaffen ist und nicht umgedeutet werden kann. Es ist nicht recht zu verstehen, daß dies von manchen evangelischen Kritikern verkannt wird und daß einigen Verlegenheitsphrasen des „Osservatore Romano", womit die unbequeme Wahrheit umwickelt werden soll, mehr Wert beigelegt wird als den offenkundigen Tatsachen.

Es kann also gar keinem Zweifel unterliegen, daß Herr v. Bethmann einen großen und ungewöhnlichen Erfolg in der Enzyklika-Angelegenheit errungen hat. Es ist in erster Linie eine Pflicht der Gerechtigkeit und Wahrheit, das festzustellen. Es ist noch mehr eine Pflicht, die durch die Sache selbst gefordert wird. Denn durch die selbstquälerische Überkritik, in der man nörgelnd den Papst als Sieger im Streit hinstellen möchte, wird die Wunde, die das vatikanische Selbstgefühl davongetragen hat, nicht geschlossen, aber es wird der Lehre, die Rom diesmal empfangen hat, das Warnungszeichen für die Zukunft genommen. Man könnte dort sagen: die Sache hat nichts auf sich; die Evangelischen haben zwar gesiegt, aber sie verstehen ja nicht einmal, daß sie gesiegt haben!

Hinter dieser Unzufriedenheit verbirgt sich auch weniger ein sachliches Urteil, als eine grundsätzliche Lust, den Riß zwischen den Konfessionen offen zu halten,

und außerdem auch der leidige politische Parteigeist, der einem Staatsmann, den man aus parteipolitischen Gründen bekämpft, auch sonst nichts gönnen will. Das ist überaus engherzig und kurzsichtig. Was aber den Krieg zwischen den Konfessionen betrifft, den einzelne unbedachtsam schüren wollen, oder wenigstens den Bruch mit dem Vatikan, der manchen als erwünschtes Ziel erscheint, so sind sich vielleicht wenige darüber klar, daß sie damit gerade denen in die Hände arbeiten, in denen sie selbst ihre bittersten Feinde erkennen würden. Es ist das keine konfessionelle, sondern eine politische Frage. Die guten Leute und schlechten Musikanten müßten sich nur einmal alle diese Leute ansehen, die sich die Hände reiben würden, wenn es zu einem politischen Krach zwischen der preußischen Regierung und dem Vatikan käme. Vielleicht sähen sie da manches anders an als durch die konfessionelle Brille.

Dieser Tage ist nun auch der preußische Landtag geschlossen worden. Nach dem Scheitern der Wahlrechtsvorlage ist noch fleißig gearbeitet worden. Die Arbeit am Etat brachte bemerkenswerte Erörterungen; daneben wurden Vorlagen über Wohnungsgeldzuschüsse, Mietsentschädigungen, Reisekosten, Gerichtskosten und Gebühren verabschiedet. Die Erhöhung der Zivilliste wurde genehmigt und eine große Zahl kleinerer Vorlagen durchberaten. So ist es trotz des Mißerfolgs in dem politisch bedeutsamsten Gesetzeswerk dieser Tagung doch noch ein fruchtbarer Arbeitsabschnitt geworden.

Es hat sich gefügt, das gerade in den letzten Monaten mehrere wichtige Reichstagswahlkreise erledigt wurden. Die Neuwahlen erregen bei der eigentümlichen Lage der Parteien besonderes Interesse. Leider bleibt das gemeinsame Kennzeichen die Erbitterung der ehemaligen Blockparteien gegeneinander. Die letzte und schlimmste Erfahrung ist, das der Wahlkreis Usedom-Wollin in der Stichwahl den Sozialdemokraten zugefallen ist. Wir werden noch Gelegenheit haben, auf diese Verhältnisse zurückzukommen.

Während der Niederschrift obiger Zeilen wird auch die Neubesetzung zweier Ministerien veröffentlicht. Wir wollen heute noch nicht in die Erörterung der Tagespresse darüber eingreifen, sondern nur den Herrn Ministerpräsidenten zur Wahl seiner Mitarbeiter beglückwünschen. Ohne uns der einen oder andern Persönlichkeit gegenüber festlegen zu wollen, freuen wir uns darüber, daß das preußische Staatsministerium um zwei tatkräftige Männer bereichert worden ist.

Die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Prinzen Friedrich Karl von Preußen (herausgegeben von Wolfgang Foerster, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) sind erschienen. Eine hervorragende deutsche Zeitung sagt von ihnen, sie wären ein Dokument von hoher geschichtlicher Bedeutung, das den in mancher Beziehung bisher nicht ganz richtig eingeschätzten Prinzen von einer ganz neuen Seite zeige. Für die große Allgemeinheit gewiß, nicht aber für diejenigen, die ihm im Leben näher getreten waren. Diesen bringen die Denkwürdigkeiten keine Überraschung. Sie haben es stets beklagt, daß dem Prinzen das allgemeine Urteil wenig oder gar nicht gerecht wurde. Hochmütig, schroff ablehnend, selbstsüchtig ist er noch über das Grab hinaus gescholten worden. Er schien es freilich oft wirklich zu sein. Aber die rauhe Außenseite verbarg nur, daß er in Wahrheit ein Mann von edlem, tiefem Empfinden war, der mit sich selber wohl am schärfsten ins Gericht ging. Er starb mit den Worten „Gott sei mir armem Sünder gnädig". Das war kein Angstschrei der Todesstunde, sondern ein Ausfluß seiner Denkweise von dem Augenblick an, als er über sich selber Rechenschaft zu geben vermochte. Woher sonst auch das hohe Maß der Verehrung,

das ihm von allen entgegengebracht wurde, die ihn näher kannten? Nicht der Prinz, der hochgeborene Herr, nötigte sie ihnen ab, sondern das edle Menschentum, das sich im Verkehr mit ihm offenbarte.

Ein jüngerer Offizier, der im Feldzug gegen Frankreich dem Oberkommando des Prinzen Friedrich Karl angehört hatte, war nach dem Friedensschluß als Hauptmann in die Front zurückgekehrt. Als der Prinz wenige Jahre später das Regiment besichtigte, bei dem jetzt der junge Hauptmann stand, und beim Herunterschreiten der Front an dessen Kompagnie kam, da hieß er ihn rechts von sich gehen, um ihn dann mit den Worten um die Taille zu fassen: „Nun, notre bon Rüster, zeigen Sie mir Ihre Leute.“ Und so gingen Feldmarschall und Hauptmann wie treue Freunde vereint selbander die Front der 9. Kompagnie des 64. Regiments hinunter. Deren Mannschaften sollten sehen, was ihr Hauptmann ihm, dem Prinzen, war, und wie nahe sie ihm selber durch ihren Hauptmann standen. „Notre bon Rüster“ pflegte er aber den früheren Adjutanten und nunmehrigen Kompagniechef in Erinnerung an ein früheres Mitglied seines Geschlechts zu nennen, das der königlichen Familie einst gute Dienste geleistet und bei Hofe aus irgendeinem Grunde Jahre lang so geheißen hatte.

Weit vor der Zeit ist Prinz Friedrich Karl gestorben und seine letzten Jahre sind freudlos dahingegangen. Den Rastlosen hatte es gekränkt, daß man ihn durch die mehr dekorative Stellung, die ihm nach dem Feldzug gegen Frankreich zugewiesen worden war, so gut wie zur Untätigkeit verurteilt hatte. Dann hat ihn aber auch sichtbar die bei vielen Gelegenheiten immer wieder gemachte Wahrnehmung geschmerzt, daß er fast von allen verkannt wurde. Erst heute, wo er sich in den Denkwürdigkeiten an das allgemeine Urteil wenden kann, wird man des Irrtums gewahr. Sogar vor einem Jahre war ein Teil der deutschen Presse noch gegen sein Andenken ungerecht. Damals wurde aus den „Erinnerungen Christoph von Tiedemanns“, der unter Bismarck sechs Jahre die Reichskanzlei geleitet hat, bekannt, daß die unseren Heerführern und anderen hervorragenden Generälen nach dem letzten Kriege für ihre Verdienste um das Vaterland angebotene Dotation vom damaligen deutschen Kronprinzen, dem späteren Kaiser Friedrich, ausgeschlagen, vom Prinzen Friedrich Karl aber angenommen worden war. Noch nachträglich wurde es diesem verdacht, daß er nicht so wie der Kronprinz gehandelt habe. Aber beider Standpunkt war richtig gewesen.

Der Kronprinz hatte nach Tiedemanns „Erinnerungen“ die Ablehnung der Dotation mit den Worten begründet, es sei für die übrigen Generäle schon schlimm genug, daß die Prinzen ihnen die hohen Kommandostellen und den Ruhm wegnähmen, und nun sollten sie auch noch dadurch geschmälert werden, daß ihnen die Dotationen vorenthalten, bezw. gekürzt würden. Er wisse es selber am besten, daß er kein Feldherr sei und keine Schlachten gewonnen habe, sondern für ihn sein Chef des Generalstabes während zweier Feldzüge, der spätere Feldmarschall Blumenthal. Er hat es auch schon aus dem Grunde nicht zu großen militärischen Erfolgen bringen können, weil das Militärische ihm nicht recht „lag“. Ihm erging es wie seinem Onkel, dem König Friedrich Wilhelm IV., den Kunst und Wissenschaft weit mehr fesselten, als der Dienst im Heere und die Kriegsgeschichte. Das schloß aber nicht aus, daß er sich namentlich Offizieren gegenüber ganz von der Seite des Offiziers und des Kameraden zeigte und so im Fluge die Herzen aller eroberte. Aber für einen glänzenden Soldaten konnte er nicht gelten. Und daß er es selber wußte und danach auch handelte, das muß ihm hoch angerechnet werden. Vor gar nicht langer Zeit wurde in der Tagespresse nicht ohne eine gewisse Berechtigung auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die dem Staate daraus drohen,

daß hohe Herren ohne genügende Vorbereitung in die verantwortungsvollsten Stellen des Heeres gelangen und in Verkennung ihrer Befähigung für diese dort selber anordnen wollen, anstatt es den wirklichen Berufssoldaten zu überlassen. Solche Gefahren haben Preußen-Deutschland seitens des Kronprinzen niemals gedroht.

Ein glänzender Soldat ist aber Prinz Friedrich Karl gewesen. Napoleon pflegte von sich zu sagen, er wäre als Soldat zur Welt gekommen. Das gleiche hätte der Prinz Friedrich Karl von sich behaupten können. Und so ist es auch begreiflich, daß, von der Jagd und einiger Betätigung auf landwirtschaftlichem Gebiete abgesehen, der militärische Beruf sein ganzes Leben ausfüllte. Wer es aber mit Preußen-Deutschland gut meinte, konnte sich dessen nur freuen. Bahnbrecher ist er für die Ausbildung des Heeres gewesen. Mustergültiges leistete er in allen Stellungen. Mustergültig war vor allem seine Führung des III. Korps. Stets behielt er hierbei den eigentlichen Zweck des Heeres im Auge, sich auf den Krieg vorzubereiten, mochten auch die Gamaschiers unter den Generälen behaupten, er bildete nicht preußische Soldaten, sondern französische Zuaven aus, deren Disziplin damals nicht im besten Rufe stand. Mustergültig war der Prinz auch als Heerführer. Die Operationen gegen die dänische Armee 1864 kamen erst in Fluß, nachdem er für den „Papa Wrangel" den Oberbefehl übernommen hatte. Und die in den Feldzügen gegen Österreich und Frankreich unter seinem Befehl stehenden Armeen vermißten nicht einen Augenblick die Hand des ebenso besonnenen wie tatkräftigen Führers. Es ist dem Prinzen Friedrich Karl aber niemals genug gewesen, daß ihm eine gütige Vorsehung eine vortreffliche militärische Beanlagung mit auf den Lebensweg gegeben hatte. Unausgesetzt hat er an seiner Vervollkommnung gearbeitet. Somit ist es auch nicht wahr, daß er anderen Generälen die höheren Kommandostellen und den Ruhm weggenommen hat. Vielmehr wäre schwer gegen die Interessen des Heeres gefehlt worden, wenn ihm diese Stellen vorenthalten worden wären; wie ihm auch der Ruhm im vollsten Maße zukam, den er aus allen Feldzügen mit nach Hause gebracht hat. Wenn ein deutscher General eine Dotation beanspruchen durfte, so war er es; zumal er sich zu der Zeit, als er sie annahm, in einer keineswegs günstigen wirtschaftlichen Lage befand. In den jetzt veröffentlichten Denkwürdigkeiten sagt er uns auch, wie er sich den Edelmann vorgestellt hat. Da spricht er von dem mit Bescheidenheit gepaarten Bewußtsein vom eigenen Wert, das diesen kennzeichne. Das Bewußtsein vom eigenen Wert hat auch er besessen. Aber er ist auch so bescheiden gewesen, daß er niemals eine Anerkennung angenommen hätte, von der er nicht überzeugt gewesen, daß er sie verdient hatte.

Es ist schmerzlich, daß der Prinz Friedrich Karl erst jetzt durch die „Denkwürdigkeiten aus seinem Leben" in das ihm gebührende Licht gestellt worden ist. Wären ihm seine Zeitgenossen in der Mehrzahl in dem Maße gerecht geworden wie die wenigen, die in näherem Verkehr mit ihm standen, so hätten sich vielleicht wenigstens seine letzten Jahre freundlicher gestaltet, als es der Fall gewesen. Er ist viel zu sehr verkannt und viel zu spät erkannt worden.

Carl v. Wartenberg

Demokratische Arbeitverfassung. Den Schweden Gustaf Steffen — er ist jetzt Professor an der Universität Gotenburg — haben die Grenzbotenleser (im 4. Bande des Jahrgangs 1896 S. 458 und im 1. Bande von 1906 S. 314 und 426) als genauen Kenner und fesselnden Schilderer englischer Arbeiterzustände und englischen Lebens kennen gelernt. In seinen „Streifzügen durch

Großbritannien" sahen wir ihn auf Ruskins Pfaden wandeln. Er charakterisiert das industrielle England und seine Großstädte als abschreckend häßlich, findet das ganze Leben und Treiben dieser rastlosen Warenproduzenten völlig sinnlos, und erquickt sich nach der Qual, die ihm der Anblick all dieses Sinnlosen und Häßlichen verursacht hat, an dem Studium mittelalterlicher Bauwerke und an einem Besuche Irlands, dessen Bewohner selbst in dem Zustande der Verlumpung, in die sie englische Tyrannei hinabgestoßen, noch liebenswürdige und interessante Menschen geblieben seien. Nach solchen Vorläufern überrascht sein neuestes Buch einigermaßen (Lebensbedingungen moderner Kultur. Vom Verfasser bearbeitete (sol) Übersetzung von Margarethe Langfeld. Jena, Gustav Fischer). Hier bekennt er sich zu jenem Evolutionismus, dessen Vertreter den Ruskinismus als rückständige Romantik zu behandeln pflegen. Den Zustand des niedern Volks, der mit dem Ideal echten Menschentums in so grellem Widerspruch stehe, führt er auf die Unterdrückung und Ausbeutung zurück, die von Staat und Kirche geschützt und gestützt und mit der supranaturalen Weltanschauung gerechtfertigt werde. Diese sei vom Entwicklungswillen zu überwinden, der die Demokratie anstrebe. Gegen diese grundsätzliche Auffassung des Soziallebens hätte ich sehr viel einzuwenden, aber sie hat glücklicherweise so gut wie gar keinen Einfluß auf den praktischen Teil des Buches, in dem von Wohlstand, Staat, Kultur, Schule, Sozialpolitik, Arbeitvertrag, Finanzwirtschaft viel Gutes gesagt wird. Manches von dem, was der Fürsprecher der Arbeiter hier vorträgt, habe ich selbst ungefähr im Sinne des Verfassers, wenn auch nicht in seiner streng wissenschaftlichen Form, in den Grenzboten gepredigt. In den letzten Jahren schien es mir nicht mehr nötig, denn der wirtschaftliche Aufschwung hat uns von dem Massenelend erlöst, mit dem wir in der Zeit der langen Depression behaftet waren, Regierung und Reichstag haben im Gebiete der Sozialpolitik ihre Schuldigkeit getan, und die organisierten Arbeiter sind jetzt stark genug, ihre Interessen selbst mit Erfolg wahrzunehmen. Dem Ziele der sozialen Entwicklung — Zukunftstaat oder staatloser Gesellschaft — gegenüber bewahrt Steffen die dem Manne der Wissenschaft ziemende Zurückhaltung. Die Fortschrittsfähigkeit schließe nicht notwendigerweise die Fähigkeit ein, uns von dem Zustande, zu dem wir fortschreiten, eine deutliche und richtige Vorstellung zu machen; die Erfahrung lehre, daß alle Kulturideale, die sich der nach Vervollkommnung Strebende zu bilden pflegt, in hohem Grade mit Irrtümern behaftet seien. Andre gehn unbedenklicher drauf los, so Franz Oppenheimer in seinem Büchlein „Der Staat" (Rütten u. Loening in Franfurt a. M.). Er glaubt, daß sich der „Raubstaat zur Freibürgerschaft" entwickeln werde, die in Neuseeland nahezu erreicht sei. Nun, mit dem Urteil über die Gemeinwesen in Neuseeland und Australien wollen wir lieber noch einige Jahre warten. Im kleinen und kleinsten Umfange sind ja — allerdings nur sehr vereinzelt, auch im alten Europa mit der demokratischen Arbeitverfassung Versuche gemacht worden. Bedeutender als Freeses „konstitutionelle Fabrik" ist die Zeiß-Stiftung in Jena, die Schöpfung des großen Optikers und ebenso großen Idealisten Ernst Abbe, dessen Person, Wirken und Überzeugungen im 2. Bande des Jahrgangs 1907 der Grenzboten S. 502 ff. gewürdigt worden sind. Abbe hat bekanntlich die Angestellten und Arbeiter zu Eigentümern der von ihm geschaffenen weltberühmten optischen Werkstatt gemacht. Sein Ideal war: „Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn". Doch hatte er genug Erfahrung als Unternehmer, über den wirtschaftlichen Demokratismus nicht hinauszugehn. Die technische Organisation des Instituts blieb monarchisch, denn, sagte er: „Der dümmste Unternehmer ist immer noch der gescheitesten Genossenschaft überlegen". Abbe hat seine Stiftung auf das engste mit der Universität verbunden;

darum hat diese am 70. Geburtstage des Verstorbenen, am 6. Februar dieses Jahres, eine Gedächtnisfeier veranstaltet. Die Rede hielt der Prof. Dr. Eduard Rosenthal, was, da der Herr Jurist ist, die Wahl des Themas erklärt. Die Rede ist unter dem Titel: „Ernst Abbe und seine Auffassung von Staat und Recht" (bei Gustav Fischer in Jena, 1910) erschienen und solchen zu empfehlen, die Abbe und sein Werk wenigstens oberflächlich kennen lernen wollen. Der volle Ertrag des Schriftchens ist für das Ernst Abbe-Denkmal bestimmt. Carl Jentsch

Ein deutsches Anonymen-Lexikon. Das Inkognito hat sich seit undenklichen Zeiten in der Literatur eingebürgert. Schriftsteller, die sich nicht zu ihren Werken bekennen wollten, ließen sie anonym oder pseudonym erscheinen. In den ersten Jahrhunderten nach der Erfindung der Buchdruckerkunst war es mit großen Gefahren verbunden, sich als Verfasser zu erkennen zu geben. Nicht nur Bücher, auch Autoren haben ihre Schicksale. Gefängnis und Scheiterhaufen drohten Ketzern, die heterodoxe Ansichten verbreiteten. Luther, der stets mit offenem Visir gekämpft hat, hätte sicherlich das Schicksal von Huß und Savonarola geteilt, wenn man ihn nicht auf die Wartburg gebracht hätte. Aber auch politische, ja sogar wissenschaftliche Überzeugungen wurden rücksichtslos verfolgt. Ich brauche nur an Märtyrer wie Giordano Bruno und Galileo Galilei zu erinnern. Noch weit über das sechzehnte Jahrhundert hinaus mußten überzeugungstreue Männer ihre Mannhaftigkeit mit dem Leben büßen; erst im siebzehnten Jahrhundert begann man sich zuweilen mit milderen Strafen zu begnügen. Am gelindesten verfuhr man in Frankreich. Lafontaine mußte wohl wegen seiner leichtfertigen Contes einen Stachelgürtel anlegen, ehe ihm die Geistlichkeit Absolution erteilte, und Voltaire, der dieses Pseudonym aus seinem wirklichen Namen Arouet le Jeune gebildet hat, wurde auf den bloßen Verdacht hin, eine Satire auf die französischen Zustände geschrieben zu haben, in die Bastille geworfen; in den meisten Fällen ließ man es jedoch bei der Verbrennung des anstößigen Buches durch Henkers Hand bewenden, während der Verfasser straflos ausging oder entschlüpfen durfte. Man sah es nicht ungern, wenn er eine Maske anlegte, weil man ihn dann ignorieren durfte. Sintenis teilt in seinem in der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" erschienenen Vortrage über „Die Pseudonyme der neueren deutschen Literatur" (Hamburg 1899) folgende Tatsachen mit: „Durch Henkers Hand verbrannt worden sind folgende allbekannte Bücher: Voltaires Briefe über die Engländer; de la Mettries Naturgeschichte des Geistes; Helvetius' Buch De l'esprit; Rousseaus Emile; sogar das harmloseste der Bücher, Fénélons Télémaque, wurde lange Zeit unterdrückt, weil man es für eine Satire auf den französischen Hof hielt. Den Verfassern geschah nichts weiter, als daß sie etwa das Land verlassen mußten. Rousseau erlebte es sogar, daß er, im Begriffe, sich in Sicherheit zu bringen, den Häschern begegnete, die ihn wegen seines „Emile" verhaften sollten; sie grüßten ihn lächelnd und wanderten weiter nach Montmorency, ihn zu suchen; er aber entkam in die Schweiz."

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß Bücher religiösen, politischen und wissenschaftlichen, besonders naturwissenschaftlichen Inhalts oder Satiren mit persönlichen Beziehungen immer häufiger unter gar keiner oder unter falscher Flagge segelten und zugleich einen falschen Druckort auf dem Titel führten; denn auch Drucker oder Verleger konnten in Ungelegenheiten geraten. Auch unsere Klassiker sind anfangs zuweilen anonym aufgetreten: Klopstock mit den Oden, Wieland mit dem Oberon, Goethe mit Götz, Werther, später noch mit den Römischen Elegien und den Venetianischen Epigrammen, Schiller mit den Räubern. Seine Anthologie

vom Jahre 1782 führt als Druckort Tobolsk an. Ein Pseudonym legte sich keiner von ihnen bei, wenn wir davon absehen, daß Goethe, wie wir Sintenis entnehmen, in demselben Musenalmanach für 1799, in dem seine Euphrosyne und andere Gedichte mit seinem wirklichen Namen unterzeichnet sind, einige Gedichte als Justus Amman veröffentlichte.

Für den größten Teil der deutschen Schriftsteller bestand in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kein zwingender Grund mehr, mit dem Namen hinter dem Berge zu halten, und so wäre nach dem Vorbild der Klassiker die Anonymität im Grunde eigentlich entbehrlich geworden.

Die englische, französische, italienische, holländische und skandinavische Literatur besitzen bereits seit längerer Zeit ihre besonderen Anonymen-Lexika. Auch die deutsche Literatur kann jetzt auf ein solches Werk hinweisen, das an Gründlichkeit, Genauigkeit und Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig läßt und nicht nur für den Bibliothekar, sondern auch für den Gelehrten und die weiteren Kreise der Bücherfreunde von größter Wichtigkeit ist. Der durch eine geradezu verblüffende Gelehrsamkeit ausgezeichnete Wiener Germanist und Bibliograph Michael Holzmann und sein Kollege Hanns Bohatta, denen wir das mit großer Genugtuung und lebhafter Freude aufgenommene „Deutsche Pseudonymen-Lexikon" verdanken, sind die Verfasser und die rührige Gesellschaft der Bibliophilen übernahm die Herausgabe. Wie viel Fleiß und Schweiß an das Werk gewendet worden ist, erhellt sattsam daraus, daß es nicht weniger als gegen 80000 Nummern umfaßt und kein einziges Gebiet außer acht läßt. Getreu ihrem Grundsatze, möglichst Vollständiges zu bieten, sind die beiden Forscher bis zu den äußersten Umwandungslinien gegangen und haben alles in ihren Kreis einbezogen, was ohne Flagge segelt. Das umfangreiche, bisher auf fünf stattliche Bände angewachsene Werk füllt eine ungeheure Lücke aus, denn seit dem Jahre 1796, in dem J. S. Ersch' Register zu der vierten Ausgabe von Johann Georg Meusels „Gelehrtem Teutschland" abgeschlossen wurde, ist kein Werk erschienen, welches die Möglichkeit böte, die Verfasser, Herausgeber, Übersetzer und Bearbeiter der in den Ländern deutscher Zunge anonym veröffentlichten Bücher festzustellen. Die Titel sind, soweit dies für die bibliographische Feststellung nötig erschien, nach den Quellen wiedergegeben und diese sind, um eine Nachprüfung zu erleichtern, namhaft gemacht.

Das uns vorliegende Lexikon umspannt den Zeitraum von 1501 bis 1908. Ein Supplementband, der auch das alphabetische Register der Autoren enthalten wird, steht noch aus.

Von besonderem Interesse ist die im fünften Bande befindliche Rubrik: Bismarck. Der als Verfasser der meisten anonymen Schriften über den gewaltigen Reichskanzler ermittelte Hermann Robolsky präsentiert sich hier auch als Autor des in Berlin 1897 erschienenen Buches „Die Damenpolitik am Berliner Hof 1850 bis 1890". Der viel zu früh von hinnen gegangene Kronprinz Rudolph erweist sich als Verfasser der Schrift „Der österreichische Adel und sein konstitutioneller Beruf" (München 1878), der unglückliche Kaiser Maximilian der Erste von Mexiko als Autor von „Aus meinem Leben. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte" (2. Aufl. Leipzig 1867 bis 1868). Bernhard Münz

Wehrkraft und Sport

Es bricht sich jemand ein Bein, den Hals beim Rodeln oder Kraxeln, ein Ruderer oder Segler ertrinkt, ein Ballon wird verweht, ein Skiläufer verunglückt — und jedesmal erhebt sich ein, gelinde gesagt, etwas philisterhaftes Gebaren über die Unsitten und Auswüchse, über die bedauernswerten Opfer des Sports. Aber seine Gegenleistungen werden nicht gewertet: die Erziehung zu Mannesmut und Selbstbewußtsein, die Stählung von Körper und Blick, das Ablenken von den für die heranwachsende Jugend so üblen Zerstreuungen, Alkohol und Weib. Mit Freude begrüßt und fördert unser Heer das Umsichgreifen des Sports in Stadt und Land als ein mächtiges Mittel zur Hebung der moralischen Kräfte im Volk. Ein rechter Mann braucht als Lebensbedürfnis den Kampf. Wir Deutschen haben nun seit vierzig Jahren Frieden. Die Jagd, welche unsre Altvorderen in stillen Zeiten trieben, um dem Geiste den Wagemut, dem Körper die Gelenkigkeit zu bewahren, sie galt damals dem grimmen Ur, dem starken Bären, dem wehrhaften Keiler, heute — den harmlosen Häschen und Hühnern, und auch die hohe Jagd fordert vom Jäger nicht Mut, sondern nur List. Ein anderes Aushilfemittel der Alten, das Turnier, ist mit dem letzten Ritter zu Grabe getragen worden.

Um das Bedürfnis des Kämpfens befriedigen zu können, wendet sich der Jüngling dem Sport zu, er ist der ausgesprochene Wille zum Kampf: man will das Leben verschenken, um es aus eigener Kraft wiederzugewinnen. Unendlich mannigfaltig sind seine Gebiete, aber immer zeigt sich derselbe Zug des Kampfes; entweder mit den Elementen oder auch mit den Nebenmenschen, um zu zeigen: ich bin der Stärkere!

Keine Felsenspitze ist so steil und so wild verklüftet, der Kletterer versucht sie zu erklimmen, und ist ihm dies von einer Seite gelungen, so versucht er es von der anderen, noch gefährlicheren.

Wenn der Sturm die brausenden Seen dahinwälzt und der Fischer vorsichtig den schützenden Hafen anläuft, dann erst schwillt dem Segler das Herz, vertrauend auf sein treffliches Fahrzeug, das er selber zum Kampf und Sieg über die Wellen geworfen; vertrauend auf sein eigenes Können trotzt er den Elementen. Der Binnensegler, der keine Seenot zu fürchten hat, überladet sein kleines Boot mit Segeln, um mit seiner Geschicklichkeit das Boot durch die Böen zu führen. Der Autofahrer, sucht die steilsten, winkligsten Chausseen, um sie in vollster Fahrt zu passieren. Alle diese suchen den Kampf, die Gefahr, um sie zu besiegen.

Solche Kampfgelegenheit mit den Elementen erfordert Zeit und Mittel. Wem sie nicht zu Gebote stehen, der wählt den billigeren und ausgedehnten Wettkampf unter den Menschen als Sport. Früher war hier die Wertung des Lebens nur eine sehr geringe, denn was waren die alltäglichen Raufhändel des Mittelalters,

die sich bis spät hinein in die friderizianische Zeit erhielten, anderes als die Freude an der Gefahr, das Vertrauen zu sich selbst und der guten Klinge, die man führte!

In diesen raufluſtigen Zeiten wurden die Zweikämpfe trotz aller Aderläſſe des Krieges so häufig, ein solcher Sport, daß die strengsten Verbote nichts halfen. Im Gegenteil, die angedrohte Todesstrafe erhöhte nur den Kitzel der Gefahr, ja sogar die Androhung des sonst so gefürchteten und verachteten unritterlichen, schändlichen Todes am Galgen für ertappte Duellanten, sie hielt diese Sportliebenden nicht von ihrem Duellunfug ab, oft genug mußte der Henker einschreiten.

Heere, in denen ein so hoher Grad von Lebensverachtung vorhanden war, schlugen sich natürlich ausgezeichnet. Ich erinnere hier an das französische Heer zur Zeit der Bourbonen, die Landsknechte in ihrer besten Zeit, das japanische Heer, in das die Samurai die alte Rittersitte, das Bushido, mit seiner Geringschätzung des Lebens eingepflanzt haben. Als einen Typus solcher Draufgänger des Mittelalters möchte ich den streit- und reizbaren Ritter Hue de Caurellée hinstellen. Er wurde im Treffen von Aulroy 1634 zum Führer der Reserve bestimmt, empfand dies als eine schwer kränkende Zurücksetzung, als einen Mangel an Vertrauen zu seiner Tapferkeit und wollte, um sie zu beweisen, durchaus allein gegen das feindliche Heer losreiten. Erst flehentliche Bitten und Vorstellungen des Feldherrn, daß der Befehl über die Reserven ein Ehrenposten sei, vermochten ihn zum Nachgeben zu bewegen.

Heute sind die Zweikämpfe in den Kulturstaaten verboten. Nur mit dem verhältnismäßig ungefährlichen Speer des Studenten wird noch halb versteckt gefochten. Paukerei und Duell, sie sind beide vom Sport abgerückt und so gibt es heute auch keine notorischen Raufbolde mehr. Dies kann gleichzeitig allen denen zur Beruhigung dienen, die von dem Unwesen des Duells so viel hermachen. Durch die Bemühungen aller verantwortlichen Stellen ist das Duell heute so selten geworden, daß man sagen kann: es ist verschwunden. In den Ausnahmefällen, in denen es noch dazu kommt, sind derartig schwere Kränkungen die Ursache, daß die meisten Männer nur diese Sühne als berechtigt anerkennen werden.

Heute ist der Kampf, der Sport, das Besiegen der Mitbewerber bedeutend zahmer und gesitteter geworden. Man haut, sticht, schießt nicht mehr aufeinander, höchstens bort oder ringt man den Gegner nieder, aber auch das nur unter Berufskämpfern; heute reitet, läuft, rudert, segelt, schwimmt man schneller als der Gegner, spielt besser Fußball oder Polo, springt höher und weiter, klettert steiler hinauf, robelt steiler hinunter. Opfer gibt es dabei auch, aber nur selten, und im Verhältnis zu dem großen Wert, den der Sport als ein verbreitetes und kräftiges Gegenmittel gegen den verweichlichenden und verweiblichenden Zug unserer Zeit besitzt, sind sie nicht umsonst gebracht. Gewisse scheinbar übertriebene Leistungen und Wagehalsigkeiten sind dem Sport eben eigen und müssen es bleiben. Er läßt sich nicht reglementieren und einschrauben, denn in dem stets weiter gesteckten Ziel beruht ja gerade sein Wesen.

Je ernster und nachdrücklicher Leibesübungen und Kämpfe betrieben werden, um so wertvoller sind sie für Mensch und Volk. Und zwar nicht wegen der Leistung als solcher — ob jemand 100 Meter in $10^1/_5$ oder $10^2/_5$ Sekunden läuft, ist an sich ganz gleichgültig —, aber die Vorbereitung, das Training, die Durchführung solchen Kampfes, ob Laufen, Rudern, Fußball, sie erfordern, wenn man

einen Sieg über einen ernst zu nehmenden Gegner anstrebt, einen so erheblichen Aufwand an Willenskraft, Selbstzucht, Unterordnung, Hingabe an eine Sache, daß der Gewinn an Charakter und Selbstvertrauen ein hoher und reiner ist. Doppelt wertvoll in unsrer alle materiellen Werte so ungemein überschätzenden Zeit. Der Wille wird stärker, das Urteil klarer, der Standpunkt unbefangener.

Der Körper zieht aus solchen Übungen einen hohen Nutzen. Statt Stubenluft, Tabaksqualm und Biergenuß ein lebendiges Treiben in frischer Luft und Sonne, ein Durcharbeiten aller Muskeln zu wohltuender Ermüdung. Wie viel bekömmlicher ist dies dem Großstädter bei seiner erschlaffenden, meist sitzenden Lebensweise in dunkler Stube. Große Firmen und Banken kennen den Gewinn, den ihre Angestellten aus solchem sportlichen Leben schöpfen und schaffen ihnen Gelegenheit dazu, oft mit ganz erheblichen Kosten. Diese bringen sie bald ein durch die frischere Arbeitskraft, durch die Ablenkung von den ungesunden und erschlaffenden Zerstreuungen der Großstadt. Auch unsre heranwachsenden Schüler und die akademische Jugend wenden sich mehr und mehr vom Schoppen ab und dem Sport zu. Ein Gewinn, dessen ganze Höhe wir erst in der nächsten Generation spüren werden, wenn die Väter, die am eigenen Leib die Wohltaten des Sports erfahren haben, ihn mit ihren Kindern weiter treiben.

Mit dem Leib erstarkt der Wille. Die Freude am eigenen kräftigen Körper, an Leistungen, die das Äußerste an Zähigkeit, Ausdauer, Hingabe von ihm verlangen, stählt die Energie, das Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen. Der Sport erzieht Männer. Aber: „Ein Mann macht viele". So zieht den größten Vorteil vom Sport das Heer. Ein Volk, in dem ein weitverbreiteter Sport betrieben wird, z. B. Japan, ist unbedingt wehrhafter als ein behaglich dahinlebendes wie die Chinesen.

Hintansetzung des eigenen lieben Ich, Schätzung einer harten, starken Persönlichkeit bei sich oder anderen und vor allem Willenskraft sind Eigenschaften, die heute mehr als je die moderne Schlacht von dem einzelnen Kämpfer fordert. Nicht mehr als mechanisch bewegte Exerziermaschine kann dieser heute seine Schuldigkeit tun, Kopf und Herz müssen dauernd arbeiten; der Kämpfer wird um so mehr auf sich selbst angewiesen sein, je kritischer und brennender die Schlachtentscheidung heranrückt. In den letzten Augenblicken kann man die Schützenlinie, die Hauptträgerin des modernen Kampfes, nahezu als führerlos bezeichnen; jeder Kämpfer muß sein eigener Führer sein. Das Volk aber und damit das Heer, das zur Zeit der Krisis ein gewisses Mehr an Mut und Herz in die Wagschale zu werfen hat, das allein hat einen sicheren Bürgen des Erfolges für sich. Es wird und muß siegen; nur dadurch, nicht durch bessere Strategie, Taktik, Bewaffnung oder sonst etwas.

Die öffentliche Meinung — man kann auch sagen der Philister, der Stammtisch — verlangt „vernünftig" getriebenen Sport. Daß wir nicht Englands Sporthuberei nachmachen, davor schützt uns schon unser Mangel an Zeit und Geld. Immerhin muß man sagen, daß Englands materiell so bevorzugte Jugend wahrscheinlich längst im Genuß zugrunde gegangen wäre, hätte sie sich nicht durch selbstgewählten und ernst getriebenen Sport gesund und rein erhalten. Aber auch bei uns verlangt der Sport gewisse Gipfelleistungen. Denn an ihnen mißt der Strebende sein Können, ermuntert er sich zu neuer Arbeit. Der ist kein rechter

Sportsjünger, der nicht für außerordentliche Leistungen auch auf einem Nachbargebiet Verständnis und Bewunderung hätte und dadurch ein starkes Streben zu ähnlichen Taten in sich erwachen fühlte. Die Opfer, die der Sport — selten genug — hier und da fordert, sind wohl zu beklagen, aber es wäre vom männlichen Standpunkt aus durchaus zu bedauern, wenn man daraufhin nach guter deutscher Sitte „nach der Polizei" rufen wollte.

Man muß nicht alles in einen Topf werfen wollen. Junge Leute, die schimmerlos durch das Hochgebirge ziehen und dort verunglücken, kann man dem rechten Alpensport und seinen Jüngern nicht zurechnen — im Gegenteil, diese rücken weit ab von solchen planlosen Wagehälsen. Schaukelnde Sonntagsgondler, die mit ihrem Mietboot umschlagen und ertrinken, kann man nicht dem Wassersport zuschieben und darum hier die blauen Fluten, wie dort die hohen Alpengipfel in Bann tun. Sie sind nur denen gefährlich, die ihre Tücken nicht kennen, ihren Gefahren nicht zu begegnen wissen. Grade der rechte Jünger des Sports vermeidet alles, was in Mißkredit bringen kann. Aber er fürchtet allerdings die Gefahr nicht, weil er sie kennt; ja er sucht sie auf, weil er sie zu besiegen gelernt hat.

Unser Sport ist noch jung, er steckt in den Kinderschuhen. Deswegen soll man mit seinen Schwächen und Fehlern Nachsicht haben. Seine Verdienste um Volk und Heer sind so weitreichend für Frieden und für Krieg, für jung und alt, für Stadt und Land, daß sich alle möchten angelegen sein lassen, ihn zu hüten und zu pflegen, damit uns erstehe ein kräftiges und männliches Geschlecht.

W. Scheibert

Die
Neuen Militärischen Blätter
gegr. 1859
unterrichten zuverlässig und schnell über alle militärischen Vorgänge des In- und Auslandes. Sie seien daher allen Politikern warm als Informations-Organ empfohlen.
Abonnements Mk. 4,— vierteljährlich
bei allen Postanstalten, Buchhandlungen, Zeitungsgeschäften oder direkt bei der
Expedition der
Berlin SW. 11
Bernburgerstr. 22a/23.
Neuen Militärischen Blätter.

Bücherliste

Ernst, Paul. Ueber alle Narrheit Liebe. Lustspiel in drei Aufzügen. Insel-Verlag, Leipzig. M. 2.—.

Hutten, Dr.: Das schwarze Schuldbuch. Alfred Metzner, Verlag, Berlin. M. 1.—.

Wahl, Adalbert. Beiträge zur deutschen Parteigeschichte im 19. Jahrhundert. R. Oldenbourg, München. M. 1.50.

Studentisches Taschenbuch für die Universität in Leipzig, Sommer-Semester. Verlag und Druckerei für Bibliophilen, Berlin.

Lempp, Dr. Otto: Das Problem der Theodicee. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig. M. 9.—.

Verantwortlich: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. (Herr George Cleinow ist bis Mitte Juni verreist.) Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburger Straße 22a/23.
Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510. Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW. 19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

„Grenzboten"

das Abonnement zum III. Quartal 1910 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jeder Buchhändler und jeder Briefträger entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW. 11.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 87.

Elſaß-lothringiſche Fragen

Die Autonomie*)

Klar ſiehet, wer von ferne ſiehet,
Und nebelhaft, wer Anteil nimmt.
(Aus den Sprüchen des Lao-Tſe.)

ie diesjährigen Kaiſertage in Elſaß-Lothringen ſind wieder einmal vorüber, wieder einmal ſind dem Herrſcher des Deutſchen Reiches Huldigungen aller Art dargebracht worden; Girlanden, Blumen und Fahnen ſchmückten die Städte und Dörfer, die der Kaiſer beſuchte; patriotiſche Anſprachen ſind gehalten worden und wieder einmal hat der Kaiſer durch ſeinen berufenen Vertreter, den Statthalter, der elſaß-lothringiſchen Bevölkerung für ihre loyale Haltung kaiſerlichen Dank ausſprechen laſſen. — Und wiederum zu Pfingſten beim großen Sängerfeſte in Kolmar, iſt der Vertreter des Kaiſers mit ſeiner Gemahlin feſtlich empfangen, mit Blumen bedacht, mit Zurufen und patriotiſchen Reden begrüßt worden.

In welch ſeltſamem Gegenſatze ſtehen dieſe Vorgänge zu den Auftritten im kleinen elſaß-lothringiſchen Parlament während deſſen letzter Tagung, und zu den Denkmalsfeiern von Weißenburg und Noiſſeville; wie merkwürdig iſt der Widerſpruch zwiſchen der Haltung und den Reden gerade der bekannten Kolmarer Abgeordneten bei dieſen verſchiedenen Anläſſen!

Wie erklärt ſich dieſer Widerſpruch? Iſt wirklich aus Saulus ein Paulus geworden? Selbſt weniger ſkeptiſch veranlagte Leute werden das wohl bezweifeln. Oder iſt die „Bande von chenapans und bandits**)“, die

*) Vergl. auch Grenzboten Nr. 10 u. 17 von 1910.

**) Anläßlich der letzten Landesausſchußwahlen hat der Abgeordnete Oſtermeyer in Gebweiler vor der Wahl zu einem bekannten Fabrikanten, einem Vorſtandsmitgliede der liberalen Parteiorganiſation, geſagt, es ſei eines Elſäſſers unwürdig, für einen altdeutſchen Kandidaten und noch dazu für einen altdeutſchen Beamten einzutreten; die deutſchen Beamten ſeien eine Bande von Schnapphähnen und Banditen uſw. —

angeblich die elsaß-lothringische Bevölkerung bedrückt und aussaugt, aus dem Landesdienste entfernt und durch würdigere Elemente ersetzt worden, und hat diese Reform des Beamtenkörpers die veränderte Haltung der Bevölkerung und ihrer Vertreter herbeigeführt? — Auch das ist nicht der Fall.

So unerklärlich, wie es scheint, sind jene Widersprüche dennoch nicht. — Ein altes französisches Sprichwort sagt: „Ce n'est pas avec du vinaigre qu'on attrappe les mouches". Die in jüngster Zeit so auffallende Zurückhaltung in der Kritik der elsaß-lothringischen und Reichsregierung seitens der reichsländischen Rufer im Streit ist wohl zum guten Teil auf die Erkenntnis jener sprichwörtlichen Wahrheit zurückzuführen. Seit den verschiedenen Vorfällen, die nicht nur im Reichslande, sondern auch in Altdeutschland alle guten Deutschen schmerzlich berührten, haben ja jene Verhandlungen des Reichstags stattgefunden, in denen die Frage der Autonomie der Reichslande besprochen und seitens der Reichsregierung verheißungsvolle Erklärungen abgegeben worden sind. Dem süßen Trank, der in Berlin nach dem Rezept des elsaß-lothringischen Staatssekretärs gebraut werden soll, darf jetzt kein Tropfen Essig beigemischt werden, und so halten es die elsaß-lothringischen Politiker einstweilen wohl für angezeigt, das Gift ihres Hasses zunächst zurückzuhalten und dem Kaiser und seinem Statthalter Honigseim darzubieten. Um des schönen, großen, heißersehnten Zieles der Autonomie willen lohnt es sich schon, seine wahren Gesinnungen zeitweise zu verbergen; wenn es erst erreicht ist, wird man ja wieder etwas deutlicher werden können. Wie die Autonomie sein, welche Vorteile sie dem Volke (das ist nicht gleichbedeutend mit den politischen Schreiern) bringen wird, weiß freilich heute noch niemand. Wie sie sein und was durch sie erreicht werden soll — nach den Absichten der Herren Blumenthal, Preiß, Wetterlé und deren Gefolgschaft — wissen nur Eingeweihte; daß sie aber kommen wird und muß, daß Elsaß-Lothringen ein Recht darauf hat und das Reich die Pflicht, sie zu gewähren, daran zweifelt heute kaum noch der Geringste in Elsaß-Lothringen. Ob aber eine solche Änderung dem Reiche förderlich sein würde, fragt in Elsaß-Lothringen von Einheimischen kein Mensch und von ihrem Standpunkte aus haben sie auch vollständig recht; denn was ist ihnen das Reich? Aber gerade deshalb scheint es angezeigt, vor weiteren schwer wieder rückgängig zu machenden Schritten eingehend zu prüfen, ob ein Ausbau der staatsrechtlichen Stellung des Reichslandes im Sinne einer weiteren Förderung elsaß-lothringischer Unabhängigkeitsbestrebungen dem wahren Interesse sowohl der Elsaß-Lothringer (und nicht bloß einer kleinen Anzahl von Notabeln) als auch des Reiches entspricht. — Nach langem Schwanken scheint unsere Reichsregierung neuerdings dahin gelangt zu sein, diese Frage zu bejahen und die vom Chef des reichsländischen Ministeriums vertretene Auffassung, als berechtigt anzuerkennen. Ob das dem Straßburger Staatssekretär dadurch gelungen ist, daß er auch den Statthalter zu seiner Ansicht zu bekehren wußte, oder ob die jetzige Haltung der Reichsregierung auf eine Einwirkung des Kaisers zurückzuführen ist, mag

dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist von den Garantien, die die Reichsregierung erklärte von Elsaß-Lothringen fordern zu müssen, bevor die Autonomie gewährt werden könne, heute keine Rede mehr. Sind solche Garantien seitens der elsaß-lothringischen Notabeln inzwischen vielleicht gegeben worden oder werden sie nicht mehr für erforderlich gehalten?

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Entstehungsgeschichte des Reichslandes. Die das heutige Gebiet von Elsaß-Lothringen bildenden Departements Haut Rhin, Bas Rhin und Meurthe-et-Moselle waren zu französischer Zeit mit den übrigen französischen Gebietsteilen zwar gleich-, aber nicht sonderberechtigt gewesen; die Berücksichtigung ihrer Sonderinteressen war ihnen nur im Rahmen des Ganzen, wie allen übrigen französischen Departements, zugestanden worden. Sie hatten sich als Teile dieses Ganzen zu fühlen und — zu fügen. Der Begriff Selbstverwaltung war nahezu unbekannt. Die Gemeinden und Kommunalverbände unterstanden einer weitgehenden Aufsicht durch von der Zentralregierung ernannte Präfekten. Selbst bei den Wahlen zur Deputiertenkammer wußte die Regierung ihren Einfluß nachdrücklich geltend zu machen.

Erst mit der Annektion durch das Deutsche Reich erhob sich die Frage der staatsrechtlichen Stellung der annektierten Gebietsteile. Sie wurde schwierig durch die eigentümliche geschichtliche Entstehung und Verfassung des Reiches. Ein besonderes dem Reiche unmittelbar unterstelltes Staatsgebilde wurde geschaffen, das Reichsland.

Wir wissen heute, daß der geniale Schöpfer des Reiches und seiner Verfassung ursprünglich eine andere Lösung der Frage, was mit den eroberten Provinzen geschehen solle, geplant hatte, daß er aber mit Rücksicht auf dringendere Aufgaben schließlich den partikularistischen Rivalitäten der Bundesstaaten Rechnung trug und jenen Plan aufgab. Dabei mag auch der Gedanke, das Reichsland würde als gemeinsames Besitztum des Reiches gewissermaßen ein Bindeglied mehr zwischen den einzelnen Bundesstaaten bilden, den Verzicht auf die Einverleibung Elsaß-Lothringens in Preußen erleichtert haben. Jedenfalls war damals keine Rede davon, die Zahl der deutschen Bundesstaaten durch Schaffung eines neuen autonomen Staates Elsaß-Lothringen zu vermehren. Der Gedanke, daß Elsaß-Lothringen beanspruchen könnte, mit dem Reiche und den übrigen Bundesstaaten als gleichberechtigter Kontrahent zu verhandeln, wäre damals als groteske Anmaßung betrachtet worden. Elsaß-Lothringen sollte Provinz des Reiches sein, nicht anders als Hannover und Hessen Provinzen des Königreichs Preußen geworden waren. Die Elsaß-Lothringer sollten natürlich als vollberechtigte Reichsdeutsche die ihrer Zahl angemessene Vertretung im Reichstage, dem einen der beiden gesetzgebenden Faktoren des Reiches, erhalten; aber ihrem Lande Autonomie und damit eine wenn auch beschränkte Souveränität zu verleihen, die sie zu französischer Zeit nicht besessen hatten, war ebensowenig in der Geschichte des Landes als im Interesse des Reiches oder in verwaltungs-

technischen Erwägungen begründet. Die annektierten Provinzen hatten sich den Interessen des Reiches unterzuordnen. Auch in der folgenden dem Ausbau des Reiches gewidmeten Zeit blieb dieser Gesichtspunkt maßgebend. Die Übertragung der bis dahin vom Reichskanzler ausgeübten Verwaltungsbefugnisse und einiger kaiserlicher Hoheitsrechte auf einen vom Kaiser ernannten Statthalter änderte zunächst nichts wesentliches daran.

Erst nach Bismarcks Abgang wird das anders. Sonderbestrebungen der Bundesstaaten überwuchern den Reichsgedanken. Eigenbrödelei und Parteigezänk gewinnen die Oberhand. Sie lähmen ebensosehr die Stoß- und Werbekraft des Deutschtums im Reichslande wie die Reichsregierung selbst, die alle ihre Kräfte anspannen muß, um in mühseligen Kleinkämpfen mit wechselnden Mehrheiten wenigstens das Notwendigste zur Sicherung der wirtschaftlichen und militärischen Machtstellung des Reiches durchzusetzen. Befangen in der Sorge für die Bedürfnisse des Tages findet die Reichsregierung nicht mehr genügend Zeit und Kraft, auch die Aufgaben im Auge zu behalten und zu fördern, die in Elsaß-Lothringen des Reiches harren. An Stelle der anfänglichen weitausschauenden Fürsorge für die Wahrung dieser Reichsinteressen tritt müde resignierte Gleichgültigkeit. Elsaß-Lothringen wird seinem Schicksale überlassen. Die Wirkung zeigt sich bald. Die elsaß-lothringische Regierung, ohne Rückhalt bei der Reichsregierung, welche kaum der eigenen Schwierigkeiten der Reichspolitik Herr wird, verliert sich in den kleinen Forderungen des Tages. Sie versucht, mit dem Landesausschusse fertig zu werden, so gut oder so schlecht es eben geht. Dieser wiederum erkennt sehr bald die Vorteile, die aus der neuen Konstellation gezogen werden können. Besonders die inzwischen herangewachsene, zum Teil auf deutschen Universitäten geschulte junge Generation wird sich ihrer Macht bewußt und gebraucht sie in rücksichtsloser Weise. Anfänglichen mehr oder minder berechtigten Beschwerden über einzelne Mißstände und Mißgriffe der Verwaltung folgen bald Einmischungen in sämtliche Gebiete der Verwaltung überhaupt. Die Regierung weicht mutig zurück. Doch ihre Zugeständnisse können den Sturm nicht beschwichtigen. Im Gegenteil sie steigern noch die Begehrlichkeit der stimm- und lungenkräftigen, durch keinen überflüssigen Ballast an persönlichem und politischem Anstandsgefühl beschwerten jungelsässischen Politiker. Die schwache Haltung der Regierung gegenüber persönlichen Wünschen der Notabeln zeitigt noch eine weitere höchst bedauerliche Folge. In gleichem Maße, wie die Opposition gegen die Regierung von dieser mit Zugeständnissen auf allen möglichen persönlichen, oft rein geschäftlichen Gebiet belohnt wird, schwindet bei der Bevölkerung das Vertrauen in die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit der Regierung und es wächst der manchmal geradezu naive Glaube an die Macht der Landesausschuß- und Bezirkstags-Mitglieder. Diese ihrerseits suchen solchen Glauben möglichst zu stärken und ebensosehr gegen politische Gegner (d. i. die Mehrzahl der loyalen, ruhig denkenden Bevölkerung) wie gegen geschäftliche Konkurrenten auszunutzen. Die Politik wird, wenigstens

für einen Teil der Abgeordneten, ein Geschäft, der Landesausschuß der Tummelplatz nicht nur deutschfeindlicher Bestrebungen, sondern auch persönlicher Gehässigkeiten und geschäftlicher Rivalitäten. Das in drei Jahrzehnten mühsam angesammelte Kapital an Zutrauen und Autorität, das die Regierung sich trotz mancher Fehler durch eine zielbewußte und energische, aber doch gerechte Verwaltung erworben hatte, wird nach dem Abgange Puttkamers in wenigen Jahren schmählich vertan. Was aber die Regierung an Vertrauen einbüßt, verliert das Deutschtum als solches an Achtung. Bald ist es der verhältnismäßig kleinen, durch die Fehler der Regierung einflußreich und mächtig gewordenen Gruppe von Hetzpolitikern gelungen, die zahlreichen erfreulichen Ansätze zu friedlicher Verständigung und freundnachbarlichem Zusammenleben zwischen Einheimischen und Eingewanderten größtenteils zu zerstören. Die planmäßige Bearbeitung der dem Kampfe an sich abgeneigten Bevölkerung durch eine hetzerische Presse, die täglich von neuem predigt, daß der Deutsche der Feind der Elsaß-Lothringer sei, der immer und überall bekämpft werden müsse, daß die Notabeln allein die Männer seien, die furchtlos und unverzagt deutscher Anmaßung und Bedrückung Widerstand leisteten, daß jeder gute Elsässer ohne Rücksicht auf Stand, Konfession oder Beruf ihnen im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind Gefolgschaft leisten müsse — die ständige Wiederholung der gleißenden Phrase, daß es das gute Recht des elsaß-lothringischen Volkes sei, vom Reiche Autonomie zu erhalten, und daß nur die Bosheit und Niedertracht der altdeutschen Beamten im Lande die Anerkennung seiner heiligsten Rechte verhindere, verfehlen ihre Wirkung auf die Massen nicht. Heute ist selbst der gewöhnliche Mann auf dem Lande der festen Überzeugung, das goldene Zeitalter werde anbrechen, sobald dem Lande mit der Autonomie die ihm bisher freventlich vorenthaltenen Rechte und Freiheiten zurückgegeben würden. Einführung der Autonomie ist heute — genau wie vor etwa zwölf Jahren die Beseitigung des Diktaturparagraphen — das Schlagwort, unter dem sich jeder Ungebildete den Beginn einer neuen glücklichen Ära vorstellt.

Die derzeitige Lage in Elsaß-Lothringen ist hiernach, was die Gesinnung der Bevölkerung dem Deutschen gegenüber anbelangt, der der siebziger Jahre nicht unähnlich. Heute wie damals besteht in weiten Kreisen der Bevölkerung Unzufriedenheit mit den jetzigen Verhältnissen, Haß und Erbitterung gegen das Deutschtum, nur mit dem Unterschiede, daß in den ersten Jahren nach der Annektion die unter französischer Herrschaft an ein straffes Regiment gewöhnte, noch unter dem Eindruck des Kriegsschreckens stehende Bevölkerung dem Sieger Achtung entgegenbrachte, während wir jetzt durch eigene Schuld fast allen Anspruch auf Respekt eingebüßt haben.

Es gilt also gewissermaßen von neuem anzufangen. Wie soll das geschehen?

Ist die Grundlage, auf der wir versucht haben Elsaß-Lothringen dem Reiche einzugliedern, das ist die Schaffung eines besonderen staatsrechtlichen Gebildes des Reichslandes, von Grund aus falsch und muß sie durch etwas anderes

ersetzt werden, oder sind unsere Mißerfolge lediglich auf Fehler zurückzuführen, deren Vermeidung bei Beibehaltung und eventuellem gleichzeitigen organischen Ausbau dieser Grundlage in Zukunft bessere Resultate erhoffen läßt?

Hat die Erfahrung gezeigt, daß die elsaß-lothringische Frage (natürlich im Sinne der inneren Politik) nicht gelöst werden kann, solange Elsaß-Lothringen ein eigener Staat im Reiche bleibt?

Wenn dies der Fall ist, so wird man nicht zögern dürfen, den in blutigem Ringen erworbenen Provinzen eine andere staatsrechtliche Stellung im Reiche anzuweisen. Die rechtliche Zulässigkeit einer solchen Maßnahme ist unbestreitbar. Zweifelhaft scheint bei der gegenwärtigen politischen Lage ihre praktische Durchführbarkeit, nicht wegen des Widerspruchs, der sich in Elsaß-Lothringen gegen die Capitis diminutio erheben würde, welche dessen Einverleibung in Preußen oder dessen Aufteilung zwischen mehreren deutschen Bundesstaaten (Preußen, Baden Bayern) mit sich brächte, wohl aber wegen der Widerstände aus dem Reiche selbst. Wird doch heutzutage die bittere staatliche Notwendigkeit, die uns verwehrt hat, völlige politische Einheit zu erringen, geradezu als ein Vorzug deutschen Staatslebens gepriesen und der Partikularismus, der die Zusammenfassung der politischen Kräfte der Nation verhindert, als derjenige Zustand verherrlicht, der am besten deutscher Eigenart entspreche! Zudem stellen sich der oben angedeuteten Änderung der staatsrechtlichen Gestaltung der Reichslande nicht nur das bleierne Schwergewicht eines jetzt seit nahezu vierzig Jahren bestehenden Zustandes entgegen, sondern auch andere erhebliche Schwierigkeiten.

Werden sich die übrigen Bundesstaaten ohne weiteres damit einverstanden erklären, daß Preußen einen Machtzuwachs erhält, und werden sie nicht Kompensationen verlangen? Und, falls Elsaß-Lothringen zwischen Preußen, Bayern und Baden aufgeteilt werden sollte, wird es den zuletzt genannten Staaten gelingen, sich ihre neuen Gebietsteile zu assimilieren?

So viel Fragen, so viel Zweifel. Und doch stehe ich nicht an, die Zuteilung Elsaß-Lothringens zu Preußen a priori als diejenige Lösung zu bezeichnen, die nicht nur für das Reich selbst, sondern trotz anfänglich zu erwartenden Widerspruchs der Elsaß-Lothringer auch für diese die beste sein würde. Nur durch sie wird endlich der Bevölkerung von Elsaß-Lothringen das seit der Annektion entbehrte stolze und freudige Gefühl wiedergegeben werden, einem großen Kulturstaate anzugehören, nur diese kann die Möglichkeit schaffen, die zahlreichen Elsaß-Lothringer, die sich dem Staatsdienste widmen wollen, dem engen Bannkreis ihrer heimatlichen Verhältnisse zu entrücken. Nur sie gibt Gewähr dafür, daß die bisher gemachten Fehler in Zukunft unmöglich werden und daß das Zerrbild einer parlamentarischen Regierung, das Elsaß-Lothringen gegenwärtig bietet, verschwindet.

Die gegenwärtige politische Lage im Reiche läßt es freilich, wie schon gesagt, wenig wahrscheinlich erscheinen, daß die Reichsregierung den Mut und die Energie finden wird, die Einverleibung Elsaß-Lothringens in Preußen zu

betreiben und durchzusetzen. Wenn aber das Reich darauf verzichtet, die elsaß-lothringische Frage so zu lösen, wie es den Reichs- und den wahren elsaß-lothringischen Interessen sicher am besten entspräche, so muß wenigstens mit aller Entschiedenheit gefordert werden, daß die Lösung der elsaß-lothringischen Frage in einer Weise erfolgt, die nicht nur die Interessen der gesamten Bevölkerung des Reichslandes (also auch der zahlreichen Altdeutschen und der loyalen einheimischen Elemente, nicht bloß der verhältnißmäßig kleinen Gruppe der Notabeln) sondern vor allem auch die des Reiches im Auge behält. Hierzu ist erforderlich, daß vor allem die Frage des Wahlrechts zum Landesausschuß durch Reichsgesetz geregelt wird, und zwar vor oder gleichzeitig mit der Abänderung der Verfassung; denn wollte man dem Lande zuerst die Rechte eines selbständigen Bundesstaates geben und ihm überlassen, danach sein Wahlrecht selbst abzuändern, so würden zweifellos diejenigen Elemente, die zurzeit im Landesausschuß den Ausschlag geben, das Wahlrecht so gestalten, daß auf absehbare Zeit ihr eigener Einfluß erhalten und womöglich gestärkt werden würde. Das deutsche Interesse jedoch erfordert, daß vor allem — selbst auf die Gefahr hin, daß die Sozialdemokraten eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Mandaten eroberten — den Minderheiten im Lande die Möglichkeit gegeben werde, sich eine Vertretung im Landesausschuß zu sichern. Das deutsche Element im Lande beträgt heute ungefähr ein Fünftel der gesamten Bevölkerung. Zu ihm gehört die größere Hälfte der Gebildeten des Landes, die Professoren der Universität, die meisten höheren Reichs- und Landesbeamten, viele Ärzte, Anwälte und sonstige Vertreter der freien Berufe, auch ein namhafter Teil der Großindustriellen und Großkaufleute, ganz abgesehen von den Tausenden von Offizieren und Militärbeamten. Diese alle haben im Landesausschuß keinen einzigen Vertreter ihrer Interessen. Dabei wird man nicht behaupten können, daß die einheimischen Volksvertreter den Willen und die Fähigkeit besitzen, auch diesem Teile der Bevölkerung gerecht zu werden, oder daß das Land an einheimischen Intelligenzen reich genug sei. Das Gegenteil ist der Fall. Die Lücken in den gebildeten Kreisen des Landes, die nach dem Kriege durch Auswanderung entstanden sind und noch bis in die jüngste Gegenwart immer von neuem entstehen, sind eben zum größten Teil durch Altdeutsche, zum weit geringeren durch den Nachwuchs aus dem Lande selbst ausgefüllt worden.

Die leidigen Folgen dieser anormalen Zustände würden fast sämtlich verschwinden, wenn dem Lande ein vielleicht dem württembergischen Wahlrecht ähnliches Proportionalwahlrecht gegeben würde. Ein solches würde nicht nur dem deutschen Element zu einer Vertretung verhelfen, es würde noch einen weiteren Vorteil mit sich bringen, indem es den bedauerlichen Wahlkompromissen ein Ende bereiten würde, die jetzt zu Ergebnissen führen, die fast durchweg die wahre Gesinnung der Wähler keineswegs zum Ausdruck bringen. Überdies würde die Ersetzung des bestehenden indirekten Wahlmodus durch ein direktes Wahlsystem voraussichtlich das politische Interesse der Bevölkerung beleben.

Hinsichtlich der Verfassungsänderung selbst ist bereits angedeutet worden, daß wohl nur wenige unter denen, die das Verlangen nach Autonomie und nach Vertretung des Reichslandes im Bundesrat als willkommenes Agitationsmittel benutzen, sich selbst und der Masse der Wähler Rechenschaft darüber ablegen, welche Vorteile eine solche Änderung der Bevölkerung von Elsaß-Lothringen bringen kann. Erscheint es zum mindesten zweifelhaft, ob überhaupt eine Vertretung des Reichslandes im Bundesrate die Gewähr für eine wirksamere Wahrnehmung der elsaß-lothringischen Interessen bieten würde, so werden diese Zweifel noch erheblich verstärkt durch den Umstand, daß nicht die Volksvertretungen, sondern die Regierungen es sind, die ihre Vertreter in den Bundesrat entsenden und mit Instruktionen versehen. Eine Erweiterung der Rechte der elsaß-lothringischen Bevölkerung käme also nur dann in Frage, wenn Elsaß-Lothringen eine Republik mit einer ganz parlamentarischen Regierung wie in Frankreich werden würde. Diejenigen unter den elsaß-lothringischen Politikern, die sich der Tragweite dieser Frage bewußt sind, haben denn auch konsequenterweise alsbald die Forderung erhoben, Elsaß-Lothringen solle eine Republik werden. Es hätte jedoch nicht einmal der ironischen Einwendungen gegen diesen Vorschlag seitens des Landesausschusses selbst bedurft, um zu erkennen, daß diese Lösung augenscheinlich noch weniger Aussicht hat, zur Durchführung zu gelangen, als die Einverleibung Elsaß-Lothringens in Preußen.

Wenn aber Elsaß-Lothringen nicht zu einer Republik gemacht wird, so bleiben bloß zwei Möglichkeiten: entweder das jetzige System der Statthalterschaft wird weiter ausgebaut — etwa in der Form einer Statthalterschaft auf Lebenszeit (der Name tut nichts zur Sache) — oder Elsaß-Lothringen wird ein selbständiges Herzog- oder Großherzogtum unter einer erblichen Dynastie. Für die elsaß-lothringische Bevölkerung würde keine dieser Lösungen eine wesentliche Verbesserung gegenüber dem jetzigen Zustande mit sich bringen, da sie, wie gesagt, keinesfalls einen bestimmenden Einfluß auf die Haltung des elsaß-lothringischen Vertreters im Bundesrate erlangen würde. Die durch die ersehnte Autonomie erhofften Vorteile würden also in dieser Beziehung immer ziemlich platonischer Natur sein. Nahezu dasselbe gilt von dem weiteren Vorschlag, Elsaß-Lothringen mit den Segnungen einer Ersten Kammer zu beglücken, der die Aufgabe zufallen würde, bei der Verabschiedung von Landesgesetzen an die Stelle des Bundesrates zu treten. Nur in regierungstechnischer Beziehung würde eine solche Änderung gewisse Vorteile bringen, insofern als dann der Bundesrat, ohne dessen Zustimmung elsaß-lothringische Landesgesetze derzeit nicht zustande kommen können, durch die Erste Kammer ersetzt werden und somit die Verabschiedung elsaß-lothringischer Landesgesetze erleichtert und beschleunigt werden würde. Ob übrigens die Erleichterung der Gesetzgebung auch qualitativ bessere Gesetze im Gefolge haben würde als bisher, scheint immerhin zweifelhaft.

Vom deutschen Standpunkte aus ist es ziemlich gleichgültig, ob Elsaß-Lothringen, — wenn es schon aufhören soll, eine Provinz des Reiches zu sein,

was es im Grunde genommen schon jetzt nicht mehr ist, dabei aber doch nicht preußische Provinz werden soll, — ein selbständiger Bundesstaat unter einem lebenslänglichen Statthalter oder unter einem erblichen Herrscher werden würde. Nahezu ebenso gleichgültig ist es, ob in seiner Verfassung eine oder zwei gesetzgebende Körperschaften zur Verabschiedung von Gesetzen berufen würden, sofern nur derjenige, der jeweils das Land regiert, sich bewußt ist und bleibt, daß sich die elsaß-lothringische Politik unter allen Umständen nach der des Reiches richten muß, und schließlich sofern dem jeweiligen Haupt der elsaß-lothringischen Regierung oder besser noch dem Kaiser durch die neue Verfassung die Macht vorbehalten wird, Beschlüssen der Landesvertretung, die geeignet erscheinen, das Verhältnis des Landes zum Reiche zu lockern und dem Deutschtum in Elsaß-Lothringen Abbruch zu tun (z. B. in der Frage der Einführung des französischen Sprachunterrichts in den Volksschulen), sein Veto entgegenzusetzen.

Die letztere dieser beiden unbedingt notwendigen Voraussetzungen für eine vom deutschen Standpunkte aus ersprießliche Weiterentwicklung der Dinge in Elsaß-Lothringen ist leicht zu erfüllen. Größere Schwierigkeiten und Bedenken verursacht die Frage, ob Statthalterschaft oder erbliche Dynastie, und die weitere Frage, welches Fürstenhaus etwa zur Regierung des neuen Herzog- oder Großherzogtums berufen werden soll. Die bisherige Entwicklung der Dinge hat gezeigt, daß selbst eine von der Reichsgewalt wenigstens theoretisch noch abhängige Regierung in Elsaß-Lothringen, auf eigene Füße gestellt, nur zu leicht der Versuchung unterliegt, sich durch Konzessionen an die Schreier im Lande populär machen zu wollen, und in diesem Bestreben Gefahr läuft, Anfeindungen und Übergriffen der reichsfeindlichen Elemente nicht energisch genug entgegenzutreten. Diese Gefahr würde noch erheblich wachsen, wenn etwa z. B. ein Mitglied einer unserer zahlreichen mediatisierten Fürstengeschlechter zum erblichen Herrscher des Landes berufen würde. Es ist beinahe mit Sicherheit vorauszusehen, daß ein solcher Landesherr, der sich auf keine Tradition stützen könnte, in dem Bestreben, seine Dynastie im Lande zu festigen, gar bald auf den abschüssigen Weg gedrängt werden würde, ausschließlich elsaß-lothringische Politik — unter Außerachtlassung der berechtigten Ansprüche des Reiches — zu treiben. Die Schwierigkeiten der Reichsregierung, die fünfundzwanzig Bundesstaaten unter einen Hut zu bringen, würden dadurch noch erheblich vergrößert, die Möglichkeit zu Friktionen innerhalb des Reiches noch vermehrt werden. Bei einem lebenslänglichen Statthalter, zumal wenn das ein Mann, wäre wie der jetzige Statthalter es ist, mag diese Gefahr zwar etwas geringer sein, beseitigt wäre sie nicht. Ihr wirksam zu begegnen ist nur dadurch möglich, daß ein Mann zur Regierung berufen würde, der selbst oder dessen Nachkommen unter Umständen berufen sein könnten, die Geschicke des Reiches zu lenken, und dessen Interessen deshalb aufs engste mit denen des Reiches und der Vormacht im Reiche verknüpft sein würden, also nur ein Prinz des kaiserlichen Hauses.

Fassen wir das Ergebnis der vorstehenden Betrachtungen zusammen, so kommen wir hiernach zu folgenden Schlüssen:

1. Am besten — für das Reich wie für Elsaß-Lothringen selbst — wäre es, aus Elsaß-Lothringen eine oder zwei preußische Provinzen zu machen. Die auch in den Grenzboten vorgeschlagene Aufteilung Elsaß-Lothringens zwischen Preußen, Bayern und Baden empfiehlt sich nicht; sie entspricht weder dem Interesse Bayerns und Badens, noch dem derjenigen Gebietsteile, welche diesen Staaten zugeteilt werden würden.

2. Wenn die Zuteilung Elsaß-Lothringens zu Preußen nicht durchführbar ist, so mag man, schon um allen weiteren Agitationen das Wasser abzugraben, auf alle halben Maßregeln verzichten und Elsaß-Lothringen zu einem selbständigen Bundesstaate — Herzogtum oder Großherzogtum — machen.

3. Herrscher dieses Landes darf nur ein preußischer Prinz werden.

4. Vor oder mindestens gleichzeitig mit der Verfassungsänderung, als deren Bestandteil es gelten müßte, ist von Reichs wegen ein neues Wahlgesetz für den Landesausschuß zu erlassen, durch welches das proportionale Wahlsystem nach württembergischem Muster einzuführen ist.

5. Die Schaffung einer ersten Kammer als zweiten Faktors der Landesgesetzgebung ist vom elsaß-lothringischen Standpunkte aus ziemlich gleichgültig, vom reichsdeutschen Standpunkte unbedenklich, sofern diese Kammer, welche den Bundesrat als Gesetzgebungsfaktor ersetzen soll, durch ihre Zusammensetzung dafür bürgt, daß die elsaß-lothringische Gesetzgebung keine Bahnen einschlägt, die den Interessen des Deutschtums zuwiderlaufen.

6. Auf alle Fälle muß im deutschen Interesse gefordert werden, daß dem Kaiser ein uneingeschränktes Vetorecht gegen alle Beschlüsse der gesetzgebenden Körperschaften vorbehalten wird.

7. Unter diesen Voraussetzungen können Bundesrat und Reichstag als Faktoren der elsaß-lothringischen Landesgesetzgebung ausgeschaltet werden.

8. Wie das Verhältnis der Stimmrechte der Bundesstaaten untereinander und zur Gesamtheit, das natürlich im Falle der Zuteilung einiger neuzuschaffenden Stimmen an Elsaß-Lothringen verschoben werden würde, geregelt werden soll, mag dahingestellt bleiben; bei der Lösung dieser Fragen muß selbstverständlich gefordert werden, daß der Einfluß der größeren Bundesstaaten, insbesondere der Vormacht Preußen, nicht beeinträchtigt wird.

E. F. Clemens

Die Lyrik des siebziger Krieges

Von Victor Klemperer

Ganz Deutschland zählt kaum so viel Bajonette
In diesem Krieg als Kampf- und Siegeslieder,
Und jeder neue Tag bringt neue wieder;
Und immer länger wird die lange Kette.

Mit Versen stehn wir auf und gehn zu Bette,
Mit Versen strecken wir die müden Glieder;
Und schließen wir zum Schlaf die Augenlider,
Umsummen uns noch Stanzen und Sonette.

So beginnt Julius Sturms kleiner Versband: „1870. Kampf- und Siegesgedichte“, und schon ein flüchtiger Blick auf die lyrischen Schöpfungen des Kriegsjahres läßt erkennen, daß Sturms Sonett keine Übertreibung bedeutet. Eine Sammlung poetischer Broschüren, die im November 1870 von der Verlagshandlung Franz Lipperheide unter dem Titel: „Für Straßburgs Kinder! Eine Weihnachtsbescherung von Deutschlands Dichtern“ veranstaltet wurde, brachte es auf zweiundzwanzig Hefte, in denen man neben dauernden Namen wie Bodenstedt und Lingg verschollene wie Heinrich Pröhle und Christian Schad antrifft. Und die zweiundzwanzig Verfasser dieser Sammlung sind nur ein Teil der Dichter, die den deutsch-französischen Krieg besungen haben, ein verhältnismäßig kleiner Teil, wenn man neben den Herausgebern ganzer Gedichtbücher auch die Dichter einzelner Stücke in Betracht zieht, also etwa auch Heinrich Leuthold, den lange als bloßen Formdichter Abgestempelten, der an das siegende Deutschland die schöne Ode richtete:

. . . Nicht zu blenden, sondern als Leuchte trage
Deiner Bildung Fackel voran der Menschheit;
Führ' das Richtschwert, aber dem Schwert geselle
Stets sich die Wage!

So aufs neue nimm in der Weltgeschichte
Deine Stelle, walte des Amts mit Würde
Und den mühsalduldenden Völkern sichre
Frieden und Freiheit!

Es ist merkwürdig, aber doch begreiflich, daß sich so bald die unrichtige Meinung herausgebildet hat, der siebziger Krieg habe nur wenige dichterische Früchte getragen. Ich meine, hieran ist einmal schuld, daß sich die Literatur-

geschichte mit diesen Kriegsdichtungen wenig beschäftigte. Wohl hat der Freiherr Franz Wilhelm von Ditfurth die „Historischen Volks- und volkstümlichen Lieder des Krieges von 1870 und 1871" gesammelt, wohl gibt es einen gediegenen Vortrag Martin Wagners über die „Soldatenlieder aus dem deutsch-französischen Kriege", hat auch Max Jähns in seinem Buch „Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung" auf einigen Seiten der Lyrik des letzten deutschen Krieges gedacht; aber ein auch nur annähernd so umfassendes Werk, wie es etwa Christian Petzet der deutschen Revolutionslyrik widmete, ist nicht geschrieben worden. Ein tieferer Grund für die Vergessenheit, der diese Lyrik zum großen Teil anheimgefallen ist, dürfte in dem völligen Umschwung des Interesses zu suchen sein, der nach 1871 eintrat. Gewiß war auch nach dem Scheitern der Revolutionsbewegung um 1850 die politische Lyrik wie tot gewesen; man hatte sich aus dem unerquicklichen Hier und Heute fluchtartig ins Zeit- und Raumferne, in das Mittelalter und den Orient geflüchtet. Aber wie man in der Verbannung am innigsten der Heimat gedenkt, so war das Interesse an den Tagen der Gegenwart, und so auch an der politischen Lyrik, keineswegs erloschen gewesen. Nach der Reichsgründung aber lagen die Dinge im wesentlichsten anders. Jetzt war die politische Dichtung tatsächlich tot, denn ihre Sehnsucht war erfüllt. Und nicht von ihr fortgeflohen war man, sondern man hatte sich ganz an ein Neues hingegeben, an ihre Erbin: die soziale Dichtung.

Sind wir unter sicherm Dach
Glücklich erst geborgen,
Läßt für wohnliches Gemach
Sich schon weiter sorgen —

hatte Geibel „den Bauleuten bei Eröffnung des ersten norddeutschen Parlamentes" zugerufen. 1871 war man unter Dach, und nun galt alles Interesse in so hohem Maße dem Wohnlichmachen des neuen Hauses, daß man der Nöte wie des schließlichen Jubels der Bauleute einigermaßen vergaß — nicht aus Undank, sondern aus wahrhaftem Zeitmangel, denn noch einmal: nach 1870 hat man sich nicht ins Traumland geflüchtet, sondern mit heißem Eifer einer neuen Zeitdichtung ergeben.

Nun könnte diesen bisherigen Ausführungen wohl entgegengehalten werden, sie bedeuteten einen Kampf gegen Windmühlenflügel. Indem nämlich an der Menge der lyrischen Schöpfungen des siebziger Krieges niemand zweifle, oder indem es gar nicht darauf ankomme, über die Menge solcher Hervorbringungen überhaupt erst nachzudenken. Denn wenn Julius Sturm in jenem Einleitungssonett weiter sage:

. . . ich bitt' euch, nicht zu schelten
Der Lieder Menge, die ja nur bekunden,
Wie frisch das Herz des deutschen Volkes schlage —,

so sei das nur ein ehrenwert vaterländischer, allenfalls ein kulturhistorisch berechtigter Standpunkt; dem Ästhetiker habe das bloß Zahlreiche weder Freude noch Mißmut zu verursachen, er habe einzig nach dem künstlerisch Wertvollen

zu fragen, und an künstlerischen Hervorbringungen eben auf dem Gebiete der Lyrik sei der siebziger Krieg äußerst arm. Auch diese Meinung wird meine Skizze wenn nicht widerlegen, so doch wesentlich einschränken; sie wird aus vielem Gutgemeinten mancherlei Gutgelungenes zur Beleuchtung der einzelnen Themen herausgreifen können. Nur eines möchte ich von vornherein ausschalten, einen Vergleich, den man als kurzen, tödlichen Keulenhieb gegen die siebziger Lyrik zu führen pflegt, und der doch so ungerecht wie möglich, weil vollkommen falsch basiert ist. Es heißt immer, die Schwäche der Lyrik des siebziger Krieges ergebe sich ohne weiteres aus einer Vergleichung mit der Lyrik der Freiheitskriege. Ebensogut kann man eine Novelle verwerfen, weil sie nicht den umfassenden Gesichtskreis eines Romans besitze. Die Lyrik der Befreiungskriege gleicht in ihrer Gesamtheit der göttlichen Komödie Dantes; sie besitzt Hölle, Läuterungsstätte und Paradies. Die Dichter haben zu Anfang von der Unterdrückung und auch der Gleichgültigkeit ihres Volkes zu reden, sie klagen und zürnen. Dann hebt ein Ringen an, dessen bloßer Beginn den Freiheitssängern schon als Wendung zum Besseren gilt. Nun können sie hoffen, aber es mischt sich doch noch so viele Angst in diese Hoffnung. Der Ausgang des Kampfes ist ja ein völlig ungewisser. Napoleons Machtmittel und geniale Begabung sind nicht mit wenigen Schlägen niederzuwerfen, das Zusammenhalten der Verbündeten ist kein unbedingt festes, und wenn die Begeisterung des Volksheeres vielleicht auch den Sieg erzwingt, so wird ihn volksfremde Diplomatie womöglich wieder verscherzen. All das zittert in und unter den Versen der Freiheitsdichter. Und dann erst, nach solchem Höllen- und Fegefeuer, der Siegesjubel von Leipzig. Dagegen 1870. Da ist, um im Bilde zu bleiben, nur das Paradies zu malen. Von Anfang an ist man des Sieges gewiß. Macht, Genie, Einigkeit sind auf deutscher Seite, und daß Bismarcks Feder verderben sollte, was Moltkes Bajonette gut gemacht, kann auch dem Ängstlichsten nicht in den Sinn kommen. So bleibt nur die Zuversicht und Freude zu besingen übrig, nur das Paradies — und die menschliche Phantasie ist reicher im Ausmalen des Schmerzlichen als des Freudigen. So daß also die Lyrik des siebziger Krieges in doppeltem Nachteil gegen die Dichtung der Freiheitskriege ist: wo dieser eine Reihe von Empfindungen zu Gebote steht, verfügt jene nur über eine, und weiter: nur über die Wortsprödeste, nur über die Freude. Wer sich über die Kargheit dieses Bodens klar ist, wird seine mancherlei schönen Früchte erst so recht einzuschätzen wissen.

Aber Freude — und nun gar Freude als einziges Thema, wo es um die dichterische Behandlung eines ungeheuren Blutvergießens geht? Heißt das nicht, dem Dichter alle Menschlichkeit absprechen? Und es stimmt ja auch nicht. Freiligraths „An Deutschland“ vom Oktober 1870 beginnt mit bitteren Klagen.

Vieltausend Männer und Knaben,
Vieltausend Schar bei Schar,
Begraben, begraben, begraben
An Mosel, Maas und Saar.

O der Witwen und der Waisen,
O der armen Eltern nun!
Und immer noch darf das Eisen,
Das blutige, nicht ruhn.

Und dennoch ist es wahr, daß die Freude der Grundton aller Kriegsdichtung dieses Jahres ist. Freiligraths Gedicht geht sofort aus dem traurigen in einen mutvollen Ton, aus diesem in freudige Zuversicht über. Der Dichter spricht den Wunsch aus, der Krieg möge bis zum völligen Ende durchgeführt werden,

Daß aufs Geklirr der Waffen
Ein langer goldner Tag
Für der Freiheit fröhliches Schaffen
Den Völkern glänzen mag;
Daß thronend in aller Mitte
Du walten magst in Ruh
Des Rechts, des Lichts, der Sitte
Freieiniges Deutschland du!

Der sichere Lohn, den das Blutopfer des Einzelnen der deutschen Gesamtheit tragen muß, ist eben ein so großer, daß es der Dichter gewissermaßen für einen Undank gegen das Schicksal hält, lange beim Schmerz über den einzelnen Leidenden zu verweilen. So haftet seiner Freude denn auch nichts Unmenschliches, sondern etwas über das Persönliche hinausgreifend Großes an. Aber freilich, solch ein Darüberhinausgreifen bedeutet auch ein gewisses Aufgeben des Persönlichen, und dem Freudenausdruck Freiligraths muß die Freude der anderen Kriegsdichter mehr oder minder ähnlich sehen.

Es kommt noch ein anderes hinzu, das die persönliche Eigenart notwendig einschränken muß. Sonst verleihen die Stammesunterschiede der deutschen Dichtung ihren Farbenreichtum. 1870 betont man dagegen jubelnd die neue Einheit, das schlechthin Deutsche. Die Soldaten singen von der Überbrückung der sonst schroffsten Trennung:

Und der Pfarrer hat g'sagt,
Os müßt's lutherisch wer'n,
Der hat uns aufbund'n
An tüchtinga Bär'n.
Ob lutherisch, katholisch,
Wer fragt da dernach?
Der Feind kriegt katholisch
Und lutherisch sei Sach'.

Dies „Wer fragt da dernach?", dieses Hintanstellen süd- und norddeutscher Eigenart ist jetzt eine Ehrensache.

Ausnahmen bilden nur einige Deutschösterreicher, die im bewußten Gegensatz zu ihrer neutralen Regierung stehn, sich aber doch auch nicht mit zu den kämpfenden Deutschen rechnen dürfen. Alfred Meißner leiht seiner Empörung über diese Neutralität kräftige Worte. Man habe sich doch sonst „an der blauen, der schönen Donau" mit seinem Deutschtum gebrüstet.

Und nun, da unter Strömen Blutes
Ganz Deutschland kämpft ums höchste Ziel,
Seht ihr dem Ringen höchsten Mutes
Nur zu wie einem Schachbrettspiel?
Verboten ist's zu deutschen Siegen
Zu jauchzen, denn es kränkt zumal
Polacken, Tschechen und Jazygen —
Auch ist die Losung ja: neutral!

Alfred Klaar (der Literarhistoriker, den man als Dichter weniger kennt) versteht es, in volkstümlichem Ton die Bitterkeit um 1866 mit leidenschaftlich deutscher Parteinahme zu verschmelzen:

Wir sind in Geist und Herz bei euch,
Wenn auch nicht im Gefechte;
Wir sind nicht bei dem Deutschen Reich,
Doch mit dem deutschen Rechte.

Ihr habt ja selbst die Bruderhand
Geschlagen und gebunden,
Und zuckt sie, löst sich der Verband,
Dann bluten alle Wunden.

Doch zittert jeder Nerv in ihr,
Daß euch der Sieg ersprieße,
Zu schwach fürs Schwert und fürs Panier,
Winkt sie euch Siegesgrüße.

Auch Adolf Pichler, der Tiroler neben jenen beiden Deutschböhmen, trägt schwer an der Neutralität.

Te Deum laudamus! — doch leider muß
Beim Jubel ich heimlich grollen:
Nicht darf Tirol, den Brüdern zum Gruß,
Die Fahne Hofers entrollen.

Stärker noch kommt sein Deutschtum in dem schlichten Gedicht „Meinen Kindern beim Scharpiezupfen" zum Ausdruck.

So sind denn die reichsdeutschen Kriegsdichter in mehrfacher Hinsicht zu einiger Einförmigkeit gezwungen, wenn sie ihre Gewißheit des Sieges und der Zukunft, ihre Empörung über die Willkür des kaiserlichen Gegners, die Leichtfertigkeit des französischen Volkes in Verse fassen, wenn sie die einzelnen Waffentaten des deutschen Heeres besingen, wenn sie Anekdotisches erzählen, wenn sie kirchlich-fromme Gebete sprechen, an deren Erfüllung sie keinen Augenblick zweifeln.

Ein Unterscheidendes aber ist doch vorhanden: die Generations-Zugehörigkeit. Zwar der zweiundsiebzigjährige Karl von Holtei steht wohl einzig da. Er hat 1815 als Freiwilliger gegen den ersten Napoleon gefochten, er hat als Knabe die Bitterkeiten von 1806 miterlebt, und auf diese großen Erinnerungen zurückgreifend, weiß er seinen an sich nicht sonderlich klingenden Reimen, seinem „Seid einig!" einen mächtigen Stimmboden zu geben.

Vor vierundsechzig Jahren,
Von kindischer Wut durchbebt,
Hab' ich schon mit erfahren,
Hab' ich schon mit erlebt
Im teuren Heimatlande
Die Schmach, den tückischen Hohn,
Die nie vergessene Schande,
Die uns Napoleon
Voll Weltbezwinger-Wahn
Tyrannisch angetan,
Durch übermüt'ge Scharen,
So damals Herren waren.

Zwischen der Menge der siebziger Lyriker richtet sich als Grenzscheide das Jahr 1848 auf. Die einen haben es als Jünglinge und Männer kämpfend miterlebt, den anderen erregte es nur erst die Knabenphantasie oder ging es auch vorüber wie irgendein anderes Jahr. Und während nun sonst wohl die Jugend den höchsten lyrischen Ausdruck findet, stammt hier das Bedeutendste von den älteren Dichtern, von jenen eben, die achtundvierzig bewußt und tätig erlebten. Sie haben um die deutsche Zerrissenheit mehr gelitten als die Jungen; so finden sie denn auch vollere Töne für die schließliche Einigung.

Aus der Fülle großer und kleinerer Talente, die die Revolution herbeigesehnt und verherrlicht hatten, ragen zwei Namen mächtig heraus: Herwegh und Freiligrath. Die „Gedichte eines Lebendigen" und „Ça ira!" lassen den flüchtigen Betrachter auf sehr verwandte Verfasser schließen, und doch gibt es keinen größeren Gegensatz als den zwischen Herweghs und Freiligraths Wesen. Vernunftloser Starrsinn und lernbegierige Entwicklungsfähigkeit (aber wohlgemerkt! bei Festhalten des als wesentlich Erkannten, also nicht etwa Charakterlosigkeit) stehen sich gegenüber. Als Drei-, Vierundzwanzigjähriger bringt Georg Herwegh seine aufrichtig heißen, aber ungeklärten Freiheitswünsche in wunderschöne Verse. Und dann verstummt er, weil er nichts hinzulernen mag, weil er, verletzt in seiner persönlichen Führer-Eitelkeit, durch persönliche Verbitterung um die geringe Klarheit des Blickes gebracht wird, die er vielleicht als Jüngling besaß. Nur wenige schiefe Zeitbilder, mehr gehässige als kunstvolle Satiren bringt er in einem langen, tatlos vergrollten Leben hervor. In der Entwicklung der deutschen Dinge will er nichts als Schlechtes sehen. Preußen, das immer völliger zur führenden Macht wird, ist ihm ein despotisch regierter Sklavenstaat, „Herr Wilhelm" der schlimmste Tyrann.

Er kann, o Volk, wie einen Hund
Aufs Bajonett dich spießen,
Kann dich zusammenreiten und
Kann dich zusammenschießen.

Und so ist denn der siebziger Krieg und die Reichsgründung für Herwegh nur ein Sieg der Despotie, ein Erfolg des verhaßten Staates, von dem er sterbend zu seinem Sohn sagte: „Si tu assistais après ma mort à

l'anéantissement de la Prusse, écris sur la pierre de mon tombeau: réjouis-toi, mon père, la Prusse n'est plus!" Herwegh darf wohl den traurigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, als einziger deutscher Dichter die Ereignisse von 1870 in gänzlicher Verblendung beklagt zu haben. In seinem „Epilog zum Kriege" heißt es:

Schwarz, weiß und rot! um ein Panier
Vereinigt stehen Süd und Norden;
Du bist im ruhmgekrönten Morden
Das erste Land der Welt geworden:
Germania, mir graut vor dir!

Wie anders Freiligrath. Er beginnt abseits von aller Politik als Romantiker, als Verherrlicher des räumlich Fernen, des Bunten; er weiß dies Ferne klarer zu gestalten als Herwegh das Gegenwärtige, denn er sieht und malt, während Herwegh nur verschwommen fühlt und redet. Dann, da ihn das politische Interesse ergreift, drängt Freiligrath das Bedürfnis, in den Kampf einzugreifen, noch zurück; erst will er die Dinge erfaßt haben, ehe er von ihnen handelt, erst will er lernen, danach nur lehren. Sein erstes politisches Wort ist die Forderung, das Große, wo immer er es finde, unbefangen, parteilos würdigen zu dürfen. Der freisinnige Mann verklärt das Andenken eines Royalisten. Er verteidigt sein Tun mit dem viel umstrittenen Wort: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte als auf den Zinnen der Partei". Nun zwingt ihn die weitere Entwicklung der Dinge und seines eigenen Charakters dennoch Partei zu ergreifen, genau so links wie Herwegh, aber bei schärferer Einsicht, nach besserer Vorbereitung als dieser. Und so hält denn Freiligrath als Dichter auch länger und tapferer auf der Linken aus als der Lebendige. Der findet 1848/49 nur noch ein paar bitter satirische Verse, während Freiligrath sich zum eigentlichen Tyrtäus der Revolution, wenn die seltsame Zusammenkoppelung erlaubt ist, zu ihrem Tyrtäus und Rembrandt aufschwingt. Er malt die blutigen Kämpfe wie kein anderer, und wie kein anderer feuert er zum Kampf für die Freiheit an. Dabei läßt sich nicht sagen, ob seine Liebe mehr der Freiheit oder dem Vaterland gelte, denn er trennt die Begriffe Freiheit und Deutschland nicht. Nach dem Scheitern der revolutionären Bewegung schweigt er; aber es ist kein verbittertes Schweigen, sondern wieder ein stilles Lernen. In einem Briefe vom Jahre 1857 schreibt er: „Ich halte fest an meinen Überzeugungen und wirke für sie, nach dem Maß meiner Kräfte, wo ich immer kann, aber ich bin kein Fanatiker. Ich bin, eben weil ich die Freiheit will, tolerant. Wer das Gute und Rechte anstrebt, ist mir wert, auch wenn er es nicht auf meine Weise und auf meinem Wege anstrebt." So verfolgt er denn, zwar mit tiefem Mißtrauen, aber mit einem lerneifrigen unverbohrten Mißtrauen die Entwicklung der Dinge. Auch er sieht in Preußen einigermaßen das böse Prinzip, aber er kann sich doch der Bewunderung für das festgefügte, starkgeleitete Staatswesen nicht erwehren, und von solchem Bewundern zur Hoffnung für Deutschland ist nur ein Schritt. 1866 meint er noch, „die Erfolge

der preußischen Waffen" hätten ihn „nicht mit fortgerissen". „Ich bewundere die Tapferkeit des Heeres, aber ich perhorresziere die selbstischen Zwecke der Hohenzollern und ihrer Berater. Ich sehe Cäsarismus und Prätorianismus voraus. Nach außen mögen beide der Stellung Preußens und Deutschlands Respekt verschaffen, aber nach innen wird noch auf langehin an keine wahrhaft freiheitliche Entwicklung zu denken sein. . . ." Sobald sich dieser ruhige Beobachter davon überzeugt hat, daß die Zwecke der Hohenzollern nicht gar so selbstische sind, muß der Revolutionsmann von 1848 auf ihrer Seite stehen. Die nächsten Jahre bringen für ihn diese Fortentwicklung. Am 23. Juli 1870 schreibt er aus Stuttgart: „Ich hoffe und erflehe Sieg für Deutschland . . . daß ich mit jeder Faser meines Herzens deutsch bin und mich in aller Sorge stolz und gehoben fühle durch das einige, einheitliche Vorgehen Deutschlands, brauche ich dir nicht zu sagen. Es ist eine schwere, aber auch eine große Zeit, und ich hoffe zu Gott, daß Deutschland größer, stärker, herrlicher aus dem Kampfe hervorgehen wird, als es je zuvor gewesen!" Aus solcher Stimmung heraus erwachsen nun dem Sänger der Barrikaden seine unvergänglich schönen Kriegsstrophen. Daß er der Opfer gedenkt, ist bereits gezeigt worden. Auch sein balladisches Meisterstück „Die Trompete von Gravelotte" mündet in eine Totenklage, und schönste Menschlichkeit spricht aus den Versen „An Wolfgang im Felde", die Geleitgabe für seinen als Samariter tätigen Sohn:

. . . Verdien' dir deine Sporen,
Im Dienst der Menschlichkeit!
Rundum der Kampf aufs Messer: —
Lern du zu dieser Frist,
Daß Wunden heilen besser
Als Wunden schlagen ist!

Durch Sterbende und Tote
Geh deines Weges treu;
Halt hoch das Kreuz, das rote,
Ob Blut und Barbarei;
Laß Freund und Feind es scheinen
Auf deinem ernsten Gang —
Und fluche nur dem einen,
Der uns zum Schlachten zwang!

Aber wie jene Verse „An Deutschland" sogleich ins Heldische und Freudig-Zuversichtliche übergehen, so ist auch für Freiligraths gesamte Kriegslyrik die Freude an der gewaltigen Tat das Hervorstechendste. In der „Trompete von Gravelotte" überwiegt die Freude am balladischen Heldengeschehen, in „Hurra, Germania!" (dem dichterisch minder bedeutenden Stück) ist kaum etwas anderes als Jubel zu verspüren, in „So wird es geschehn!" herrscht biblische Zuversicht, biblischer Jubel über den sicheren Sturz des Gegners.

So nun wird es geschehn! Den Assyrer zerbrach,
Den Perser, den Hunnen ein einziger Tag;
Ihre Macht, ihre Pracht, sie verging wie ein Rauch —
Die Armada zerblies des Allmächtigen Hauch!

Es ist bezeichnend, daß Freiligrath den Kaiser der Franzosen, den er den „Zwingherrn" nennt, mit den größten Despoten der Weltgeschichte vergleicht. Nichts mag so sehr dazu beigetragen haben, den demokratischen Dichter von seiner Feindschaft gegen das preußische Königshaus zu heilen, nichts dürfte auch andere Demokraten (so Rudolf Gottschall, der 1848 „Barrikadenlieder", 1870 patriotischste Kriegsgedichte schrieb) so rasch und gründlich mit Preußen ausgesöhnt haben, als daß sich auf Frankreichs Thron eine wirkliche und völlige Despotie zu bequemer und lehrreicher Vergleichung mit anderen Regierungsformen, die man vordem auch wohl tyrannisch gescholten, in aller Nacktheit zur Schau stellte. Die Empörung über Napoleons Willkürherrschaft war ein Thema, das seit den fünfziger Jahren von den deutschen Dichtern behandelt wurde. Julius Grosse griff den Kaiser mit großem Pathos als einen zweiten „Macbeth" an, Ernst Dohm, der „Kladderadatsch"-Redakteur, verhöhnte ihn in formvollendeten Versen aufs schneidendste; kaum nötig hinzuzusetzen, daß denn auch beide Männer 1870 im Chor der Triumphsänger zu finden waren. Den treffendsten aber und dabei über das Politische und Einzelne hinaus ins rein Dichterische und Allgemeine erhobenen Ausdruck für den Cäsarismus Napoleons fand Emanuel Geibel 1859 in seinem „Gesang der Prätorianer":

Heil dem Gewalt'gen, Heil dem Kaiser,
Dem Herrn im blut'gen Kriegsgezelt!
Er gibt uns Gold und Lorbeerreiser,
Wir geben ihm dafür die Welt.
Denn scheu vor unsrer Adler Blitzen
Zu Boden fliegt der Völker Blick;
Wir tragen auf den Lanzenspitzen
Das Heil des Reichs, der Welt Geschick.
— — — — — — — — — — —
Mag knirschend ihn der Bürger hassen:
Er bangt und schweigt, das ist genug;
Der Pöbel jubelt auf den Gassen
Stets dem, der ihn in Ketten schlug.
Was ist das Recht? Ein Schreck der Zahmen,
Was ist die Freiheit? Wahn und Spott,
Was sind die Götter? Hohle Namen;
Der Kaiser ist auf Erden Gott. . . .

Für Geibel selber hätte es der französischen Willkürherrschaft nicht bedurft, ihn an die Seite der preußischen Regierung zu stellen. Er war immer ein Gegner der Revolution gewesen, obschon auch immer ein wahrhaft freiheitlich gesinnter Mensch. Die Liebe zur Antike, zum hellenisch Formschönen, zur Humanität und ein streng kirchliches Christentum bestimmten sein früh gereiftes Denken seit zeitigen Jünglingsjahren. Er umgrenzte derart seine mittlere Stellung:

Die Freiheit hab' ich stets im Sinn getragen,
Doch hass' ich eins noch grimmer als Despoten:
Das ist der Pöbel, wenn er sich den roten
Zerfetzten Königsmantel umgeschlagen.

Da mußten ihm die Wirrnisse des „tollen Jahres" entsetzlich sein, da mußte er es als Wohltat empfinden, daß in Preußen der „Nibelungenenkel" aufstand, den er in einem Sonett der vierziger Jahre herbeigesehnt hatte. Die Ausdauer und Zuversicht, mit der Geibel in den fünfziger Jahren an seinen deutschen Hoffnungen festhielt, haben etwas Rührendes, die Bestimmtheit, mit der er später den Fortschritt auf dem ins Ziel mündenden Weg erkannte, ist bewunderungswürdig. Der Krieg von 1870 brachte ihm keine Überraschung. Ein würdiger Jünger Ernst Moritz Arndts hatte er ja, was nun kam, unermüdlich vorausverkündet.

Einst geschieht's, da wird die Schmach
Seines Volks der Herr zerbrechen;
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Wird im Donner wieder sprechen.

Schlage, schlage dann empor
Läut'rungsglut des Weltenbrandes!
Steig als Phönix draus hervor,
Kaiseraar des deutschen Landes!

Sein Gedicht „Drei Vögel" vom Herbst 1869 malt schon, kaum verschleiert, die Weltlage, die den Krieg und die deutsche Einigung ergab. Man ist gewohnt, in Geibel einen sanften und milden Dichter zu sehen. Auf den politischen Sänger zum mindesten paßt das gar nicht. Wohl scheint dem nichts so schrecklich wie der Bürgerkrieg, aber den Krieg gegen den äußeren Feind fürchtet er keineswegs. Schon in den vierziger Jahren sehnte er ein einigendes Ringen gegen eine auswärtige Macht herbei: „Deutschland ist todkrank — schlagt ihm eine Ader!", danach, in den Sonetten „Für Schleswig-Holstein", predigte er leidenschaftlich den Krieg mit Dänemark, später fand er für Düppel jubelnde Dankworte, und auch die blutige Auseinandersetzung von 1866 hatte für den entschiedenen Parteigänger Preußens keine Schrecken, bot freilich dem Taktvollen auch keinen sonderlichen Liederstoff. Der siebziger Krieg, diese Erfüllung seiner lebenslangen Sehnsucht, macht ihn fast fühllos gegen das Leiden der Einzelnen. Er ist nun völlig der Priester der Gesamtheit. Er spornt sie an, er betet, er dankt und flucht für sie. Auch Freiligrath legt ein frommes Empfinden in seine Verse; aber er ist doch zumeist mehr der religiös gestimmte Laie neben dem eifernden Hohenpriester Geibel. Der singt den „Psalm wider Babel":

Es wird zertreten der Rächer
Die Stätten, da ihr sitzt,
Daß durch die krachenden Dächer
Hochauf die Lohe spritzt.

Und Heulen wird sein auf den Gassen
Und Hunger Haus bei Haus,
Indes die Wölfe prassen
Und die Geier am Schmaus. . . .

Er verkündet das Empfinden einer Gemeinde und ermuntert sie zugleich in dem „Kriegslied":

Wir träumen nicht von raschem Sieg,
Von leichten Ruhmeszügen,
Ein Weltgericht ist dieser Krieg
Und stark der Geist der Lügen.
Doch der einst unsrer Väter Burg,
Getrost, er führt auch uns hindurch!
Vorwärts!

Er spricht das Dankgebet aller „Am dritten September" („Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm!"), er ruft im Januar 1871 Deutschland, die „hohe Siegerin", zur „Hochzeitsfeier". Und das letzte Wort seiner „Heroldsrufe" bringt nichts als überschwänglichsten Dank gegen das Schicksal.

Preis dem Herrn, dem starken Retter,
Der nach wunderbarem Rat
Aus dem Staub uns hob im Wetter
Und uns heut' im Säuseln naht.

In Freiligraths Widmungsstrophen „An Deutschland" ist das Land die „bleiche Siegerin", in Geibels gleichbetiteltem Gedicht heißt es die „hohe Siegerin". Der Unterschied zwischen den beiden Dichtern ergibt sich ganz aus der Gegenüberstellung dieser zwei Adjektiva. Geibels Kriegslyrik übertrifft die Freiligrathsche an Einheitlichkeit der Stimmung, an Volltönigkeit des Weiheklangs, des Orgelrauschens; aber das leise Frösteln, das die Übermenschlichkeit — ich meine das über den Einzelnen Hinausgreifende des Gefühls — bei der Lektüre Geibels doch wohl gelegentlich verursacht, wird man bei Freiligrath nicht empfinden. Und dabei — ein Warnungszeichen für die Gefahren des Schlagworts! — heißt wohl der ganze Geibel „der Geiger süßer Lieder", der ganze Freiligrath „der Trompeter der Revolution".

In Herwegh, Freiligrath, Geibel sind die drei bedeutendsten Vertreter der Revolutionsdichtung, die 1870 wiederum zu Worte kamen, ausführlich gezeichnet worden. Andere, wie den schlichten und manchmal derb humoristischen Karl Simrock, der um 1848 etwa auf gleicher Linie mit Geibel stand, wie Wilhelm Jordan, der in den Frankfurter Tagen der Marineabteilung des Reichsministeriums für Handel angehört hatte und nun in den „Strophen und Stäben" an den damaligen Prinzen von Preußen bedeutende Erinnerungen aus jener unglücklicheren Zeit richtete — solche in diesem Zusammenhang minder markante Erscheinungen kann dieser Aufsatz nur andeuten. Und ebensowenig darf er bei Männern verweilen, deren Vaterlandsliebe hoch über ihr dichterisches Vermögen hinausragte, wie bei Oswald Marbach, dem Zensor in den Jahren des Vormärz, der 1870 „Das Halljahr Deutschlands" schrieb, bei George Ludwig Hesekiel, dem leidenschaftlichen Parteigänger der Rechten und Redakteur der „Kreuzzeitung" seit 1849, der seine Kriegslieder „Gegen die Franzosen" betitelte. In dem dichterischen Parlament, das in den vierziger Jahren in ganz Deutschland lange vor der tatsächlichen Frankfurter Versammlung tagte, ist eben die eigentliche Rechte nicht glücklich vertreten gewesen. Das einzige wahrhafte Genie,

das dort für sie sprechen durfte, das den Herwegh und Freiligrath reichlich die Wage hielt, wenn nicht überlegen war, oder doch überlegen hätte werden können — Graf Strachwitz —, wurde schon als ein Fünfundzwanzigjähriger im Dezember 1847 fortgerafft.

Stelle ich nun neben die achtundvierziger Dichter die damals noch schweigsamen, so muß ich bei einem beginnen, der mit Geibel fast genau gleichaltrig ist. Friedrich Karl Gerok, der 1815 geborene Württemberger, wirkte in den Revolutionsjahren als Diakonus in Böblingen und Stuttgart und ließ seine erste Gedichtsammlung erst 1857 erscheinen. Seine Zeitgedichte auf den siebziger Krieg nannte er „Deutsche Ostern". Näher als das gleiche Geburtsjahr rückt Gerok seine Frömmigkeit neben Geibel. Aber den mächtigen Schwung dieses Dichters erreicht er doch selten. Seinem religiösen Ausdruck haftet bisweilen etwas Berufsmäßiges an, er gibt eher eine — weder unschön noch gar würdelos — gereimte Predigt als ein völliges religiöses Gedicht. So im „Aufgebot an die Prediger":

Hört ihr die Posaunen schallen
Josuas vor Jericho,
Daß die Mauern donnernd fallen,
Daß der Heide heulend floh?
Hört in Midians Gezelten
Nächtlichen Drommetenton,
Daß der Schläfer Ohren gellten:
„Schwert des Herrn und Gideon!"

Geroks Hauptbegabung als Kriegsdichter scheint mir auf beschreibendem Gebiete zu liegen. Er ist ein einfacher Schilderer einzelner Vorgänge. Sein balladenähnliches Gedicht „Die Rosse von Gravelotte", seine hübsche Anekdote „Des deutschen Knaben Tischgebet" sind zu bekannt, als daß sie hier mit einigen Strophen belegt zu werden brauchten. Bedeutender vielleicht hinsichtlich der Darstellung des Tatsächlichen ist das Gedicht „Ein Schlachtfeld". Der Vollmond zeigt die fürchterliche Vernichtung „kalt in grausem Glanze". Der eine Tote lächelt wie im Schlaf.

Doch jener mit verzweifelter Geberde
Rang lang' im Todeskampf,
Und grub die blut'gen Nägel in die Erde
Im letzten Schmerzenskrampf.

Dort schlummert einer sanft, „sein Psalmbuch aufgeblättert" ...

Indes sein Nachbar, trotzig im Erblassen,
Mit eisenfester Hand,
Krampfhaft, als wollt' er's auch im Grab nicht lassen,
Sein treu' Gewehr umspannt.
Und dort abseits, — zu streifen bloß den Greuel,
Sträubt sich das Auge bang, —
Zerfetzter Glieder unlösbarer Knäuel,
Wo die Granate sprang.

Erst an solche noch weiter ausgedehnte Schilderungen schließen sich dann die wehmütigen Betrachtungen des Predigers an, die in den Glauben an göttliche Weltlenkung münden.

Ich faff' es nicht, wo nicht ob diesen Leichen
Ein Heer von Engeln schwebt,
Und zu des Himmels lichten Friedensreichen
Erlöste Seelen hebt.

Mit seinem Sinn für das Beschreibende stellt sich der fromme Gerok nahe neben den unkirchlich lustigen Julius Wolff. Wolff, der am Kriege als Landwehroffizier teilnahm und seine Eindrücke und Empfindungen in einem Versband „Aus dem Felde" sammelte, hat lange Zeit hohes Ansehen genossen. Jetzt kennt man von seinen Kriegsgedichten fast nur noch das Prunkstück: „Die Fahne der Einundsechziger." (Das gleiche Thema hat auch Gerok sehr viel schlichter behandelt.) Wolff schildert den Sturmangriff auf eine Fabrik, die von den Garibaldianern gehalten wird. Die kleine deutsche Truppe wird zusammengeschossen, ihre Fahne bleibt auf dem Schlachtfeld unter einem Leichenhügel.

Am andern Tag, so ließ Ricciotti melden,
Fand man die Fahne fest in starrer Hand,
Zerfetzt, zerschossen, halb verbrannt
Und unter Haufen toter Helden.

Wenn ich gegen das Gedicht Bedenken habe, so richten sich diese weniger gegen Unbeholfenheiten der Wortstellung, als dagegen, daß der Erzähler des Kampfes gern den schlichten und treffenden Ausdruck mit einer ihm poetischer scheinenden Phrase, mit einem abgegriffenen Bilde vertauscht. Der Fallende küßt mit bleichem Mund die Erde, die Wage schwankt in der Hand des Kriegsgottes. . . . Immerhin bietet das Gedicht eine durchgeführte lebendige Schilderung des Vorganges. Was dem Ruhm dieses Dichters inzwischen einigermaßen Abbruch getan hat, das dürften wohl die höheren Ansprüche sein, die der moderne Leser an die Schärfe und Kraft der Schilderung zu stellen gelernt hat. Genauer gesagt: Die später entstandenen Kriegsbilder Detlev v. Liliencrons haben den Beschreibungen Julius Wolffs und ähnlich gerichteter Darsteller von Scharmützeln, Belagerungsszenen und anderen Feldgeschichten gewissermaßen etwas von ihrer Daseinsberechtigung genommen. Solche späteren Kriegsdichtungen aber, also auch die Wildenbruchschen, in denen man vielleicht das Bindeglied zwischen Wolff und Liliencron sehen kann, fallen aus dem Rahmen einer der unmittelbaren Kriegslyrik geltenden Arbeit.

Kulturhistorisch sind Wolffs Verse vielleicht durch ihre häufige Lustigkeit am wertvollsten. Eigentlichen Humor besitzen sie kaum; dazu ist der Dichter nicht tief genug veranlagt. Aber gerade das ist für die Freude als Grundton der deutschen Kriegsstimmung so bezeichnend, daß dieser dichtende Offizier inmitten aller Schrecken und Gefahren so oft harmlos vergnügt und zum Scherz aufgelegt ist. Er ist nur einer unter vielen vergnügten Reimern; es fehlt im Heere nicht

an volkstümlichen lustigen Hervorbringungen. Zum Kutschkelied ist manches ähnliche Erzeugnis hinzugekommen. Die Soldaten politisieren:

Gambetta, halt' das große Maul!
Inwendig ist der Appel faul.

Sie spaßen:

Die Granate lag im Sande,
Und wir lauschten den Akkorden;
Und sie fühlt' sich nicht imstande,
Einen Menschen zu ermorden.

Auch die Daheimgebliebenen finden bei allem Ernst fröhliche Stimmungen, neben dem Pathos leichte Töne. Das „Kriegsgedenkbuch aus dem ‚Kladderadatsch'", das Johannes Trojan und Julius Lohmeyer gemeinsam veröffentlicht haben, zähle ich zu den literarisch wertvollen Schriften des siebziger Krieges. Neben durchaus ernsten Stücken, neben treffendem Witz und scharfer Satire ist hier auch mehrfach ein wirklicher Humor anzutreffen. So wird in Lohmeyers „Lyrischen Patronenhülsen eines gefühlvollen Landwehrmannes" anschaulich geschildert, „wie wir Metz erobern":

Es is eine schöne Jejend
Um diese Festung hier,
Und wenn's manchmal nich rejent,
Denn sieht man was von ihr.

Jewöhnlich rejnet's jräßlich
Und jießt daneben her,
Und is das Wetter häßlich,
Denn pladdert's noch viel mehr.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Das Enz'ge, was noch trocken,
Sind Kehle und Humor.

Kurz, dieser Heroismus
Is nich janz ohne Reiz:
Mich zieht der Rheumatismus
Fürs Vaterland durchs Kreuz.

Im Halse bin ich heiser
Doch seit verwichne Nacht:
So wird der Deutsche Kaiser
Im einzelnen jemacht.

Der Hinweis auf die kleinen Leiden, auf die stolzen Gefühle des namenlosen Einzelnen, der mitwirkt an der Reichsgründung, ist doppelt wertvoll, wo die Mehrzahl der Dichter den Einzelnen über der Gesamtheit aus dem Auge verliert. Wohl auch verlieren muß, denn Hingabe der Persönlichkeit an das Ganze zu predigen und darzustellen, Schilderer des Ganzen zu sein, ist ja die eigentliche Aufgabe des politischen Dichters. Deshalb wird man auch die vom Individuellen unbeirrten Kriegssänger Freiligrath und Geibel immer die Meister der siebziger Lyrik nennen müssen. Dem Herzen des modernen Lesers aber mag doch vielleicht ein Dichter näher kommen, der — ohne Verengung des Ideenkreises, nur bei geringerem Pathos — die Gefühle des Einzelnen bisweilen im Scherz und häufig im bittersten Ernst sehr nachdrücklich betonte. Ich

OF CALIFORNIA

meine Wilhelm Jensen, dessen wunderschöne „Lieder aus Frankreich" längst nicht mehr genügende Würdigung finden. Dies reiche Buch allein sollte eigentlich genügen, das Wort von dem geringen Wert der siebziger Poesie hinfällig zu machen. Wilhelm Jensen malt aufs schlichteste die Gefühle eines friedlichen Träumers im Heer. Sehnsucht nach den Angehörigen, Angst um deren Angst, Qual des Tötenmüssens, Mitleid mit dem Feinde als einzelnem Menschen kommen zu Worte. Dabei ist in diesem Träumer nichts kleinlich Enges und auch nichts Unmännliches.

Das fühlen wir tief innen:
Wir stehn hier als Soldat
Des Heiligsten, das drinnen
Im Herzen ein jeder hat!

Das ist's, das mit uns schreitet,
Das liegt mit uns auf Wacht;
Das ist's, das für uns streitet
Und mit uns zieht zur Schlacht!

Das Kraft gibt zum Vollenden,
Und wenn die Kugel traf,
Uns wie mit Mutterhänden
Die Augen schließt zum Schlaf.

So ist denn seine Freude über die deutschen Siege, die Eroberung des Elsaß, sein Haß gegen den Anstifter des Krieges nicht geringer als die der allgemeiner gerichteten Dichter. Und er empfindet auch jenes „Heiligste" nicht nur traumhaft; er überblickt auch mit Klarheit den Gang der deutschen Entwicklung. Er legt sich Rechenschaft ab von dem Preis des großen Blutopfers, er stellt Forderungen an die Krone, die man eben schmiedet. Nicht das alte Diadem soll es werden, das so „bittere Furchen in Deutschlands Angesicht gegraben", vielmehr:

Die Krone, die nicht Deutschlands Mark
In fremden Gauen verzehret;
Die nur die Heimat riesenstark
Gen fremde Gier bewehret!

Die, blutige Flammen lodernd, nicht
Dem Flug des Geistes wehret!
Die Krone, die mit heiligem Licht
Der Freiheit Saaten nähret!

Sieht man von dem tyrtäischen Pathos ab, das freilich zur weitreichenden Wirkung eines Kriegsliedes notwendig erscheint, so ist Wilhelm Jensen der reichste unter den siebziger Dichtern. Und gerade was ihn um jenes Pathos bringt, ist sein größter Reichtum: er kennt sich in der Vielfältigkeit der Einzelseele zu gut aus, als daß er dauernd das laute Pathos einer einzigen allgemeinen Stimmung bewahren könnte. In seinen Gedichten ist schon vieles einer neuen Zeit, viel betont Individuelles. Aber, wenn auch derart abgedämpft, so sprechen sie doch auch die gleiche Hingabe an das Allgemeine aus, die das Kennzeichen und den sittlichen Kern der gesamten siebziger Lyrik bildet.

Ein Reichsschatz für nationale Not

ie Hilfsbereitschaft und Opferfähigkeit des deutschen Volkes bei großen elementaren Unglücksfällen innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen ist weltbekannt. Unvergessen wird es bleiben, wie beim Untergang von Messina und Reggio das deutsche Volk in der Hilfstätigkeit wetteiferte und in wenigen Monaten sechs Millionen Mark zur Unterstützung der Unglücklichen in Sizilien und Kalabrien aufbrachte. Gleich darauf aber mußte für die Altmark und andere deutsche Landstriche gesammelt werden, die unter Überschwemmungen schwer gelitten hatten. Der Winter 1909/10 hat dann mit unaufhörlichen Stürmen und neuen Überschwemmungen nicht nur im Auslande, sondern auch in Deutschland und namentlich an den deutschen Küsten unabsehbaren Schaden angerichtet. Und jetzt sehen wir das blühende Ahrtal durch verheerende Wolkenbrüche furchtbar heimgesucht. Gleichzeitig beklagen Bayern, die Schweiz und Ungarn verwüstete Ernten, zerstörte Dörfer und verlorene Menschenleben. Auch jetzt wieder setzt die Hilfsarbeit ein, Ausschüsse bilden sich, Aufrufe werden erlassen und die Liebesgaben werden auch zweifellos reichlich fließen.

Dieses periodische Aufflackern der werktätigen öffentlichen Hilfsbereitschaft aus Anlaß verderblicher Naturereignisse ist gewiß ein Beweis für das gute Herz und die Selbstlosigkeit vieler deutscher Männer und Frauen. Es hat aber auch große Schattenseiten und führt zu unverkennbaren Ungerechtigkeiten. Ebenso wie es meist stets dieselben Männer und Frauen sind, die die Hilfsausschüsse bilden und die Aufrufe unterzeichnen, so sind es auch immer ungefähr dieselben Leute, die zu den Sammlungen für die Notleidenden beisteuern. Will es nun das Unglück, daß kurz nacheinander wiederholt Verheerungen durch Wasser, Feuer, Erdbeben, schlagende Wetter usw. sich ereignen, so ist es nur natürlich, daß in diesen opferfähigen und opferbereiten Kreisen bald eine gewisse Erschöpfung eintritt. Während daher z. B. bei Unfällen, die das öffentliche Mitleid durch besonders schreckliche Umstände ungewöhnlich erregen, oft sehr bedeutende Summen für eine verhältnismäßig geringe Zahl von Hilfsbedürftigen aufkommen (Radbod!) oder übergroße Summen ins Ausland fließen (Ischia, Martinique, Aalesund, Messina!), bleiben für andere bald darauf ebenso oder noch mehr durch Naturereignisse Geschädigte in Deutschland selbst weit weniger Mittel aus privater Hilfsbereitschaft verfügbar. Vom Auslande vollends fließen stets nur sehr dürftige Summen nach Deutschland, wenn einmal hier ein größeres Unglück große Hilfsmittel erfordert. Charity begins at home! Alle anderen Völker verfahren nach diesem, vielleicht hartherzig klingenden, den eigenen Landsleuten gegenüber aber nur gerechten Grundsatz.

Ist es ferner nicht sehr traurig, daß die von einem elementaren Unglück Betroffenen sich noch freuen müssen, wenn gleichzeitig recht viele Leidensgenossen in dieselbe Notlage geraten? Denn nur dann wird die Öffentlichkeit zu großen

Sammlungen angeregt, und dann haben die Geschädigten auch Aussicht auf Ersatz eines Teiles des Verlustes. Bei minder umfangreichen Unglücksfällen aber, wie sie mindestens jeden Monat irgendwo im Deutschen Reiche vorkommen, wenn z. B. nur ein Dutzend Familien durch eine Explosion, ein Eisenbahnunglück, einen Bergwerksunfall den Ernährer verliert, wenn nur einige Dörfer überschwemmt werden oder nur einige Häuser abbrennen, von Lawinen verschüttet werden u. dgl., da bleibt die Erregung des opferfreudigen Mitleids weiterer Kreise aus, denn das ist ja eben etwas Alltägliches. Die Betroffenen selbst aber tragen an dem Unglück doch genau so schwer, als wenn sie noch Hunderte von Leidensgenossen hätten, ja eigentlich noch schwerer, denn ihnen fehlt obendrein der Trost, „socios habuisse malorum.“ Sie empfinden daher die Unzulänglichkeit, die darin liegt, daß den ununterbrochen sich wiederholenden Heimsuchungen gegenüber eine Hilfstätigkeit nur in vereinzelten Fällen einsetzt.

Endlich ist es ein großer Übelstand dieser Sammlungen von Fall zu Fall, daß stets Wochen und Monate vergehen, bevor die gesammelten Gelder den Bedürftigen ausgehändigt werden können, wenn sie sich nicht gar — wie im Falle Messina — unterwegs zum großen Teile verkrümeln. Dabei ist aber in solchen Fällen elementarer Verwüstung gerade schnelle Hilfe doppelte Hilfe.

Diese Erwägungen, deren Richtigkeit wohl niemand bestreiten wird, führen ganz von selbst zu dem Vorschlag, an Stelle der einmaligen Sammlungen ad hoc bei jeweiligem Eintritt eines größeren Unglücks lieber Einrichtungen zu treffen, um dauernd aus allen Volksschichten Mittel für einen großen Reichsnotschatz zu sammeln, der von einem ständigen Ausschusse zu verwalten und aus dessen Vorräten bei allen größeren Notständen nach festen Grundsätzen sofortige, wirksame Hilfe zu gewähren wäre, aber stets nur an Bewohner des Deutschen Reiches und an Deutsche im Auslande. Der Reichsnotschatz würde nicht nur im Frieden bei Naturereignissen, sondern vermöge seiner ausgebreiteten Organisation im ganzen Lande auch in Kriegszeiten berufen und befähigt sein, die durch den Verlust des Ernährers hervorgerufene Not in Tausenden von Familien zu lindern und unzählige Tränen zu trocknen. Die Schaffung des Reichsnotschatzes gehört zu den von der Menschlichkeit geforderten Vorbereitungen zum Kriege mit Naturgewalten und äußeren Feinden!

Wenn die Idee des Reichsnotschatzes von allen denjenigen Gesellschaftskreisen und Personen, die bisher die Hilfsausschüsse bildeten oder deren Protektorat übernahmen, aufgegriffen, wenn sie von den deutschen Regierungen und Behörden im wohlverstandenen Interesse der gesamten Bevölkerung gefördert und von der — in dieser rein menschlichen Frage vielleicht einmal einigen — Presse aller Parteien nachdrücklich unterstützt würde, dann würde der Reichsnotschatz in überraschend kurzer Zeit seine segensreiche Wirksamkeit entfalten können; er könnte sogar bald eine echt volkstümliche Einrichtung werden.

Denn die bisher regelmäßig mit hohen Beträgen an den Spenden sich freiwillig beteiligenden — zum Teil auch aus allerhand Rücksichten zur Beteiligung

genötigten — Kreise würden sicher noch viel lieber alljährlich eine bestimmte, angemessene Summe zu dem Notschatz zeichnen, wenn dafür die meist unerwartet, oft unbequem kommenden wiederholten Einzelsammlungen wegfielen. Es würde aber auch bald unter den Kaufleuten, Landwirten, Fabrikanten, Offizieren, Beamten usw. gute Sitte werden, sich mit einem Jahresbetrag an den Spenden zu beteiligen; es ist zu erwarten, daß die deutschen Fürsten mit bestem Beispiel vorangehen, daß die Reichs- und Landesregierungen Beihilfen zum Reichsnotschatz in den Etat einstellen, daß größere Firmen, Banken, Aktiengesellschaften usw. einen kleinen Prozentsatz des Reingewinns alljährlich dem Schatz überweisen würden. Erblasser würden den Schatz mit Vermächtnissen bedenken, bei Hochzeiten, Jubiläen und ähnlichen Veranlassungen würden Stiftungen dem Schatz überwiesen, Neujahrsglückwünsche, Kranzspenden, Illuminationen usw. durch Gaben für den Schatz abgelöst werden.

Da alle deutschen Landesteile an der zweckmäßigen Verwaltung und der gerechten Verwendung des Reichsnotschatzes dasselbe Interesse haben, so würde der Verwaltungsausschuß des Schatzes aus Vertretern aller Bundesstaaten zusammenzusetzen und in bezug auf seine Geschäftsführung der Beaufsichtigung durch den Bundesrat zu unterstellen sein, der auch die allgemeinen Grundsätze für den Umfang und die Art der Unterstützung Hilfsbedürftiger festzusetzen hätte. Jeder Bundesstaat hätte einen ehrenamtlichen Vertreter in den Verwaltungsausschuß zu entsenden. Daneben müßten in allen Landesteilen Unterausschüsse gebildet werden, die ebenfalls ehrenamtlich zu besetzen wären und Hand in Hand mit den Organen der Selbstverwaltung zu wirken hätten. Als Sammelstellen würden wie bisher bei den Einzelsammlungen gewiß alle Postanstalten, Banken usw. der Sache unentgeltlich dienen.

Der Verwaltungsausschuß hätte u. a. auch ein etwa zweimal monatlich erscheinendes Nachrichtenblatt herauszugeben, in dem über alle Spenden Quittung erteilt und über die Verwendung der Mittel berichtet würde. Dieses Blatt wäre zugleich eine Sammelstelle für alle Nachrichten über größere Unfälle und deren wirtschaftliche Folgen; es würde eine Lücke im Zeitungswesen ausfüllen. Das Blatt müßte auch aus der Erfahrung sich ergebende Vorschläge zur Verhütung und Verringerung der Folgen von Naturereignissen bekannt machen. Aus den Bezugsgeldern und aus dem Anzeigenteil des Blattes erwüchsen weitere Einnahmen für den Schatz.

Aus dem Notschatz könnten auch vorschußweise an Gemeinden Mittel bewilligt werden zu schleunigen Abwehrmaßnahmen gegen drohende Naturereignisse, wenn solche Mittel anderweit nicht schnell genug beschafft werden können.

Jeder Unterausschuß hätte nicht nur Gelder zu sammeln, Schäden festzustellen und Unterstützungen zu verteilen, sondern auch ein Lager von Kleidungsstücken, Betten, Verbandzeug und Vorräten aller Art zu unterhalten, die erfahrungsgemäß bei plötzlich eintretenden Notständen am dringendsten gebraucht werden. Das Lager würde teils durch Ankauf, teils durch Naturalspenden ergänzt.

Um es auch den minderbemittelten Volkskreisen zu erleichtern, sich ohne fühlbare Opfer an dem großen sozialen Hilfswerke zu beteiligen, müßte der Verwaltungsausschuß Notschatzmarken etwa zu 2, 5 und 10 Pf. in künstlerischer Ausführung herausgeben. Der Gebrauch dieser Marken würde sich schnell einbürgern, da ihre Verwendung äußerst mannigfach ist. Auf Briefen und Postkarten, auf Einladungen, Verlobungs- Vermählungs- und Geburtsanzeigen, auch auf Tischkarten usw. wäre die Notschatzmarke nicht nur ein Schmuck, sondern auch der Beweis, daß man der notleidenden Volksgenossen gedacht hat. Man sage nicht, daß das nichts einbrächte: wenn jeder und jede erwachsene Deutsche in jedem Monat nur eine einzige Marke zu 2 Pf. verwendete, kämen schon über 10 Millionen Mark im Jahre heraus!

Außer der dauernden Anregung durch das Nachrichtenblatt, aus dem ja auch die übrige Presse vieles entnähme und weitergäbe, würden die unausbleiblichen, sich stets wiederholenden großen Unglücksfälle und Verheerungen die Gebefreudigkeit des deutschen Volkes stets von neuem erwecken, so daß man über das dauernde Fortbestehen des Notschatzes nicht in Sorge zu sein brauchte. Schon im Hinblick auf seine sehr volkstümliche Bestimmung im Kriegsfalle würden viele Spenden dauernd und alljährlich wiederholt fließen.

Außer in der praktisch überaus wertvollen Hilfe, die der Reichsnotschatz zu jeder Stunde sofort und wirksam gewähren kann, liegt seine Bedeutung auch in dem unverkennbaren sozialen Fortschritt, daß große Schäden durch die Selbsthilfe des Volkes, ohne Anrufen des Staates, gemildert würden. Der Reichsnotschatz wäre aber auch eine große Beruhigung für alle Bevölkerungskreise, da diese sich für den Fall plötzlicher Not wenigstens vor den schlimmsten materiellen Folgen der Naturereignisse usw. nach Möglichkeit geschützt wüßten.

Gerade jetzt pocht die Not wieder vernehmlich an viele Türen, wer hilft sie für die Zukunft bannen durch freudiges Eintreten für Schaffung eines Reichsnotschatzes? Hermann Ehrhard, Oberinspektor im Reichspostamt

4)

Der Austauschprofessor

Humoreske

Von Wilhelm Poeck-Eutin

Der Sturm wurde schließlich so stark, daß Miß Alice nicht mehr weiter konnte. Sie war naß von oben bis unten. Noch nasser war Doktor Jerum, denn sein — übrigens noch nicht bezahlter — Paletot war ja kein fohlenlederner Panzer, wie ihn seine Gefährtin trug. Sein Hut hatte sich — man darf den Ausdruck in diesem Falle wohl gebrauchen — verflüchtigt. Doktor Jerum hatte

den Versuch gemacht, ihn festzuhalten, dabei war ihm die Laterne aus der Hand gefallen und den Deich hinuntergetrudelt. So, nun war man ganz hilflos. Sie hatte zwar nicht gebrannt, aber ihre Gegenwart war doch tröstlich gewesen.

Die beiden verschnauften eine Weile. Dann ging's weiter. Doktor Jerum mußte seine Freundin ziehen. Schauer auf Schauer peitschte der Regen mit fürchterlicher Wut daher. Bisher war wenigstens der halb aus Sand, halb aus Lehm bestehende Fußweg stellenweise einigermaßen passierbar gewesen. Das hörte nach fünf Minuten auf. Der ganze Deich war eine einzige große „Peit" — so ist nämlich der landesübliche Ausdruck für „Pfütze". Bald watete man im Wasser, bald im Schlamm. Es war fürchterlich.

Doktor Jerum fühlte, wie Miß Grantons Kräfte mehr und mehr erlahmten.

„Teure Lady," schrie er, „ich fürchte, wir müssen die Waffen strecken. Wir kommen nicht durch."

„U—u—ufff!" stöhnte Miß Alice und blieb wieder mal stehen.

„Wir wollen zu Pastor Lehmann gehen und ihn um ein Nachtquartier bitten," grölte Jerum.

Miß Granton antwortete nicht. Sie stand einige Augenblicke an Doktor Jerum angelehnt. Ihr Busen wogte von der Erschöpfung auf und ab. Dann sagte sie mit knirschenden Zähnen:

„So, nun kann ich wieder!"

Alle Wetter, dachte Jerum, die ist noch zäher als ihr Automantel.

Weiterer fünfminütlicher Kampf gegen Sturm, Regen, „Peiten", Schlamm. — Stillstand.

Jetzt ging auch Alices Kopfbedeckung über den Deich. Sie war in Autmütze gekommen, und die Brillengläser hatten ihr Gesicht wenigstens einigermaßen geschützt. Die hatte sie ein wenig gelüftet, worauf der Sturm nur gelauert zu haben schien. Denn er packte mit fürchterlicher Faust ihr Haar und hätte ihr auch das vom Kopf gerissen, wenn es nicht so gut festgewachsen gewesen wäre. Nun flatterte es wie eine lange Notflagge in die Nacht hinaus.

„A—ouh, Mr. Jerum, mein Köpf, mein Haar. Halten Sie — —"

Miß Granton war ohnmächtig geworden.

Da stand nun Doktor Jerum, seine Walküre im Arm, in Schlamm, Nacht, Sturm, Regen auf dem Altpoggenfieler Deich und wußte nicht aus noch ein.

Da näherte sich ein plumpes viereckiges Etwas mit zwei feurigen Augen. Ein Wagen. Alle Götter Persiens und Germaniens seien gepriesen!

„Ha—a—alllt!" rief Doktor Jerum, in genau derselben Tonart wie heute morgen Sergeant Bumke. Er hatte das Brüllen auch beim Kommiß gelernt.

Der Wagen stand. Ein Break. Mit drei illuminierten Bauern im Kasten und einem halbwegs nüchternen Kutscher auf dem Bock.

Ob der Wagen sie mitnehmen wolle. — Ja, wohin denn? — Nach Kruslak. — Nee, dahin führe er nicht. Aber nach'm ‚Spieker'. (Das war eine große Gastwirtschaft zwei Stunden elbabwärts). Bis nach dem Kruslaker Damm aber

könnten die Herrschaften mitfahren. — Gottlob, ein Lichtblick, dachte Jerum. Denn der Kruslaker Damm war zum größten Teil gepflastert, und, da er rechtwinklig vom Poggensieler Deich abbog, so würde man den Südweststurm halb im Rücken haben. Dann segelte man ganz von selbst bis zur Kruslaker Post. Und falls man dort kein Fuhrwerk bekam, würde man wenigstens übernachten können.

Miß Alice tat Doktor Jerum und den Insassen des Break den Gefallen, aus ihrer Ohnmacht zu erwachen. Denn sonst hätte man sie mit vereinten Kräften durch den Schlamm in den Wagen tragen müssen. Und wer weiß, ob die Bauern das fertig gekriegt hätten.

Doktor Jerum und Miß Alice hatten die Empfindung, als seien sie statt in ein Break in den Himmel gekommen. Die drei Männer betrachteten bei dem Schein einer im Break aufgehängten Stallaterne die von Doktor Jerum in eine Ecke gesetzte und dort zusammengesunkene Amerikanerin und meinten, das wär 'ne smucke Deern. Im übrigen benahmen sie sich sehr anständig. Es war 'ne kreisende Pulle ‚Alter Bergstädter Doppelkümmel' im Wagen. Sie wurde den beiden verunglückten Wanderern angeboten. Miß Alice trank einen tüchtigen Schluck. Dann noch einen. Aus der Flasche. Und sagte, sich aufrichtend:

„So, nun kann ich weiter gehn."

Jetzt wurde im Wagen Toilette gemacht. Doktor Jerum zog seinen ellenlangen, klitschenassen seidenen Schal vom Leib und band ihn so geschickt und so fest um Miß Grantons Haar und Kopf, daß auch ein Sturm von Stärke 12 ihn nicht wieder losgekriegt hätte. Die Bauern sahen zu. Und der Mond sah durch eine Ritze des Breakplans auch zu. Der Himmel klärte sich etwas auf und der Sturm ließ ein wenig nach. Im Kutscherfitz fand sich eine alte Soldatenmütze, die wurde Doktor Jerum überreicht mit den Worten: zurückzuschicken brauche er sie nicht, sie gehöre einem durchgebrannten Knecht.

„A—ouh! — Mr. Jerum," sagte Miß Granton, nachdem sie den Wagen verlassen und in den Kruslaker Damm eingebogen waren, „an diesen ‚Spaziergang' auf dem alten Poggensieler Deich will ich denken mein ganzes Leben. — Wie fühlen Sie?"

„Kreuzfidel!" war die Antwort.

Doktor Jerum hatte nämlich auch ein gutes Quantum ‚Alten Bergstädter' im Leibe und hätte jetzt für Miß Alice gegen Löwen und Drachen kämpfen mögen.

Durch den vorgelagerten Deich und die am Damm liegenden Häuser wurde die Gewalt des Windes gebrochen. Er drückte das Paar sanft vorwärts. Nur in den Kronen der hohen Erlen und Eschen brauste, sauste und sang es. Die Luft war fast frühlingswarm geworden. Der Mond leuchtete, und die Bauernhäuser sahen mit freundlichen Augen zu den beiden nassen Wanderern herüber, als wollten sie sagen: kommt herüber, hier ist eine behagliche Döns, hier brummt der dicke holländische Kachelofen. Hier gibt's Altwierländer Zeug zum Umziehen,

Tee, Kaffee, Grog, Wein, Bier zur Erfrischung. In uns ist's gut sein; seid unsere Gäste!

„Wie behaglich sehen diese Häuser aus," sagte Miß Granton zu ihrem Begleiter. „Auch solche Häuser haben wir nicht in Amerika. Und nun müssen Sie mir sagen, Mr. Jerum, warum sind Sie ausgewandert, ich wollte sagen: ausgereisen aus ein solches Land nach Persien?"

„Ausgerissen, meinen Sie? Ja, das bin ich auch mal. Ist aber schon lange her. — Warum ich gerade nach Persien ging. Nun, ich hatte mich schon als Schüler ein wenig mit persischer Sprache und Literatur beschäftigt. Haben Sie von Firdusi gehört? Von Mirza Schaffi und Hafis?"

„O ja, ich habe."

„Und von Sobeida, der Gemahlin Harun al Raschids? Die soll Täbris, die Handelsmetropole Persiens, begründet haben, und von dort aus hab ich fast ein Jahr lang Persien durchstreift, bald zu Pferd, bald zu Kamel. So persische ‚Tschapars', so hartgaloppierende Postgäule müßten Sie mal reiten, vierundzwanzig, ja sechsunddreißig Stunden hintereinander, wie ich's mal bis Teheran gemacht habe, dann würden Sie erkennen, daß es noch unangenehmere Touren gibt, als unsere kleine Irrfahrt von heute auf dem Altpoggenfieler Deich."

„Schon als Schüler haben Sie Persisch gelernt. Wie kam das?"

„Ich wollte, oder vielmehr ich sollte eigentlich Kaufmann werden. Unser Haus — ich meine das Geschäft meines Vaters — arbeitete nach Persien. So ging ich zu unserm Agenten in Täbris. Aber zum Koofmich hatte ich doch nicht die rechte Lust. Dann studierte ich ein paar Semester und ging wieder ein Jahr auf Reisen, mehr als globe-trotter, wissen Sie. Na, bei der Gelegenheit lernte ich auch Sie kennen."

Doktor Jerum schwieg, aber Miß Granton drängte weiter:

„Und dann? Sagen Sie, was haben Sie dann gemacht? Ich bin zu neugierig, wie Sie gekommen sind von Persien nach Bergstädt."

„Dann — studierte ich weiter. Mein Fach war Geographie. Ich wollte mich als Privatdozent auftun, wissen Sie, um später . . ."

„Professor zu werden," ergänzte Miß Granton, „an eine deutsche Universität. O, Sie wären ein guter, ein sehr guter Professor geworden, und wenn ich in Amerika in meine deutsche Zeitung hätte gelesen Ihren Namen als ein neuer Professor von Geographie, ich wär' gekommen herüber, um zu studieren Geographie bei Ihnen. Warum sind Sie es nicht geworden?"

„Ich — —" sagte Doktor Jerum, „ich kriegte — hm — auf einmal — Heimweh nach meiner Heimat. Nach Hamburg. Nach meiner eigenen Jugendzeit, wissen Sie. Ich habe so richtige Jungens immer riesig gern gehabt. Und da dachte ich: wie schön muß es sein, statt ausgewachsener junger Leute — denn die wissen ja doch immer alles besser als man selbst — wie schön muß es sein, kleine Jungen zu immer größeren Jungen zu erziehen — und zu belehren.

Darum ließ ich meinen Privatdozenten schwimmen. Und ging nach Bergstädt. Und ich muß sagen, wenn ich so vor meiner Sexta sitze —"

O, Mr. Jerum, wie furchtbar können Sie lügen, dachte Miß Granton, und sagte:

„Aber Mr. Jerum, von die Sexta können Sie niemals werden berühmt. Lieben Sie gar nicht den Ruhm? Ich meine nicht den Ruhm für Gröck, sondern den Ruhm für Unsterblichkeit. Wenn ich ein Mann wäre wie Sie, ich setzte mir nicht auf den Stuhl für die Sexta, ich setzte mir auf den Stuhl für die Wissenschaft. Ja, so täte ich. Surely. Und ich bin wirklich unzufrieden mit Ihnen. Ich weiß, bis man ein berühmter Mann wird, muß man haben — wie sagt man? — einen Hinterhalt. Denn man gewinnt nicht viel, außer Ruhm. Aber Sie sind aus ein so großes Geschäftshaus — so erzählten Sie mir vor fünf Jahren — und Sie haben so vielen Geld . . . Nicht wahr, Sie haben ihn doch?"

„Geld wie Heu," sagte Doktor Jerum.

„Nun also. Sonst, wenn Sie nicht hätten, Sie könnten heiraten ein deutsches Mädchen wegen Geld . . ."

„Pfui Deibel!" sagte Jerum. „Damit ich mir dann nachher, wenn wir uns mal zankten, von ihr sagen lassen müßte: Du hast mich ja nur des Geldes wegen genommen."

„Nun fluchen Sie schon wieder. Und zänken muß man sich nicht mit seiner Frau —"

„Sondern das M — den Mund halten," sagte Doktor Jerum, dem die Wendung des Gesprächs schmerzlich und peinlich zugleich war. „Gott sei Dank, in zehn Minuten haben wir die Post."

„Au! — O—o—o—ohhh!" schrie Miß Granton plötzlich auf und sank zusammen.

„Was ist?" rief Jerum erschrocken.

„O, Mr. Jerum. Ich habe mir gestießen. Ich habe gestießen mein Fuß gegen einen Stein, oder Wurzel von ein Baum. O—o—ohh! das tut ganz furchtbar schrecklich weh. O, ich fürchte, ich kann nicht stehn auf und nicht gehen weiter. Fassen Sie mein Hand. Thanks. — Nein — es geht nicht. — Quite impossible."

„Welch ein Unglückstag," sagte Doktor Jerum. „Hoffentlich ist nichts gebrochen."

„Nein, nicht gebrochen. Bloß — wie nennt man es — verstäucht. Ich werde bleiben hier, Sie müssen holen einen Wagen."

Da nahm Doktor Jerum, ohne erst lange um Erlaubnis zu fragen, die zusammengebrochene Miß auf den Arm und sagte: „So werde ich Sie bis zur Post tragen."

„Können Sie däs?" fragte Miß Granton. „O, das ist noch viel, viel besser als Wagen."

Doktor Jerum konnte es. Er war groß und stark und Miß Granton klein und zierlich. Sie hielt die Arme um seinen Hals geschlungen. Ihr Kopf lehnte an seiner Soldatenmütze, und Jerum dachte unwillkürlich:

's ist eine von den schönsten Himmelsgaben,
So ein lieb Ding im Arm zu haben — — —

Dummes Zeug! — Er hatte sie ja nicht im Arm, sondern auf den Armen, und Miß Granton war kein Gretchen, sondern eine Amerikanerin.

Beide schwiegen und fühlten, wie ihre Pulse miteinander klopften.

Plötzlich sagte Miß Granton, indem sie den Druck ihrer Arme über Doktor Jerums Nacken um eine winzige Dynamoeinheit verstärkte: „Mr. Jerum. — ‚Änschmiegsam'. — Hieß es nicht so?"

„Ja. — — So hieß es. — — Aber, Miß Alice, Sie können einem warm machen."

„So setzen Sie mich hin. — O, Doktor, ich kann auf einmal wieder stehn. Gänz gut. — Und auch gehn. Gänz gut. — Und da ist die Post. Nun werden wir bekommen einen Wagen, und unsere Expedition ist zu Ende. Sie waren ein guter, ein sehr guter Führer. Nun sollen Sie haben mein Dank. Einen sehr guten Dank, wie ich ihn noch niemals gegeben habe einen anderen, zum Gedächtnis, daß Sie nicht sollen vergessen mir und diesen Tag, wenn ich erst wieder bin in Amerika."

Und Miß Granton zog den Kopf ihres Ritters zu sich herunter und küßte ihn herzlich auf den Mund.

Das war zu viel für den ehemaligen Persienforscher. Er legte die Arme um Miß Grantons Fohlenledernen und preßte sie an sich, um die Zärtlichkeit zu erwidern. Unwillig bog sie den Kopf zurück. Aber Jerum war stärker. Miß Granton empfing den Kuß mit dreifachem Nachdruck zurück — und beide fühlten durch Fohlenleder, Paletot und Zubehör zwei Sekunden lang ihre Herzen aneinander schlagen.

Dann aber wand Alice sich los und sagte zornig: „O, Mr. Jerum, dieser zweite Kuß war nicht gerecht. Ich bin böse gegen Ihnen und will niemals wieder fahren und gehen mit Ihnen nach Altpoggensiel. Kein amerikanischer gentleman würde tun gegen eine Dame, wie Sie haben getan gegen mir. Ich werde nicht mehr sprechen zu Ihnen heute abend, und ich werde niemals schreiben mehr an Ihnen ein Wort. Und morgen abend werde ich zurückreisen mit steamer nach Amerika."

Miß Granton hielt ihr Wort.

Man kam bei der Post an. Man bekam einen Wagen. Es war ein offner sogenannter Stuhlwagen, wie man sie auf dem Lande vielfach hat. Den Kutscherplatz rechts auf dem ersten Quersitz kriegte Posthalters Krischan, in die Mitte kam der Kutscher von Schmied Augustins verflossener Droschke zu sitzen, links Miß Grantons Nigger-Groom. Auf dem Rücksitz saßen Miß Alice und

Herr Doktor Jerum. Des Postwirts Fuchsstute wurde vorgespannt, und dann ging's heidi! rattattattah! nach Bergstädt.

Miß Alice sprach unterwegs kein Wort.

Die Unterhaltung wurde ausschließlich von den Droschkenkutschern bestritten, die sich in der Zwischenzeit bei des Postwirts Getränken mächtig angefreundet hatten.

Als man in Bergstädt eintraf, leerten sich gerade die Kneipen. Oberpostsekretär Krause mit Frau und Tochter Mali, Professor Graunzer, Deichinspektor Lühmann, Mühlenbesitzer Klokfnut, sämtlich mit Gattinnen, verabschiedeten sich gerade vor dem Tor von ‚Stadt Hamburg', um nach Hause zu gehen — da kam des Kruslaker Postwirts Stuhlwagen daher.

Auf dem Vordersitz der Automobilneger von heute morgen! Auf dem Rücksitz Doktor Jerum mit einer alten Soldatenmütze auf dem Kopf, neben ihm die durch einen Schal dick vermummte unbekannte Dame!

Hm, hm, hm, hm! Ei, ei, ei, ei!

So ähnlich dachte auch Doktor Jerums Direktor, der vom Bahnhof kam, und Polizeisergeant Bumke, der auf der Bahnhofstraße Patrouille ging.

Hm, hm! — Ei, ei! — Hm, hm!

Am Bahnhof verabschiedete sich Miß Granton mit einigen konventionellen Worten von Doktor Jerum, verabfolgte ihm seinen Schal, befahl ihrem Jim, sofort das Aut für Hamburg anzuheizen, — und begab sich ins Bahnhofshotel.

Da stand nun Doktor Jerum, naß und halb erfroren, vorm Bahnhofshotel und dachte über seine Erlebnisse nach. Er wollte zuerst nach Hause gehen, ging dann aber lieber nach ‚Stadt Hamburg'. Hier war's, wie er's sich gedacht hatte, ziemlich leer. Nur seine Freunde, Assessor Weißnix, Buchhändler Regenschwert und Dr. Ing. Viola, waren noch da und stritten sich — selbstverständlich — über Zeppelin.

„Donnerwetter — Jerum!" rief der Assessor.

„Und in Uniform", fügte Doktor Viola hinzu. (Doktor Jerum hatte nämlich nicht an seine Soldatenmütze gedacht.)

„Nu vertellen S' man mal, oll Fründ", sagte Buchhändler Regenschwert.

„Mit Ihnen, das ist ja — das ist ja — der reine Roman."

„Leihbibliotheksroman," lachte der Assessor, „was für Sie, Regenschwert." Regenschwert hatte nämlich auch eine Leihbibliothek.

Jerum erzählte aber nicht sehr viel. Er trank nur so viel Grog, als sein durchfeuchteter Zustand erforderte, und ging dann nach Hause.

* * *

Den Sonnabend darauf — er hatte sich inzwischen bei seinem Direktor und anderen Leuten einigermaßen befriedigend herausgelogen — saß Doktor Jerum, etwa um die achte Abendstunde, wieder mit seinen Kumpanen beim Dämmerschoppen.

Den Göttinger Tretbrief hatte er zu den Akten gelegt (in Gedanken wenigstens, denn trotz allen Suchens hatte er ihn nicht wiederfinden können). Miß Alice Granton wähnte er längst auf der Fahrt nach Amerika und heuchelte seinen Gefühlen ihr gegenüber Gleichgültigkeit, obwohl der vergangene Sonntag und ihre Küsse wie ein süß-schmerzliches Feuer in seiner Seele fortbrannten.

Da kam der Postbote, brachte einige Briefe für ‚Stadt Hamburg' und drückte auch Doktor Jerum zwei für ihn bestimmte Briefe in die Hand.

Der eine kam aus Göttingen und enthielt eine in den überschwenglichsten Dankestönen abgefaßte Quittung des Tretphilisters über neunhundertsoundsoviel Em.

Der andere kam aus Hamburg, datiert vom Hotel ‚Hamburger Hof', und lautete:

„Lieber Doktor,

mein Fuß wurde schon Montag so schlimm, daß ich nicht konnte abreisen. Dazu kam ein Schnupfen-Fieber. So habe ich gehüten vier Tage den Bett und zwei Tage das Diwan, und meine Gedanken haben mir geholfen dabei.

Ich muß Ihnen machen ein confession. Solange ich war zu Bett mit Fieber, ich war zornerlich auf Ihnen, wegen — nun, Sie wissen schon was. Aber auf Diwan war ich ruhiger und habe gedacht, ich war Sonntag nicht in Amerika, sondern in Deutschland. Und Sie haben mir nicht — Sie wissen schon was — getan nach amerikanischer Sitte, sondern nach deutsche, weil ich hatte vorher gesagt zu Ihnen: ist das ‚schmiegsam'? Denn wenn Sie so getan hätten als Amerikaner, ich hätte Ihnen müssen verachten. So hatte es mir doch im Grunde gefallen sehr gut. Nicht wegen — Sie wissen schon was —, sondern wegen Ihre Person. Sie sind ein so guter und so kluger und so lustiger Mann, und so poetical. So glaube ich wenigstens. Meine Landsmänner sind sehr gute ‚businessmen', aber poetry kennen sie nicht. Darum habe ich heute morgen Telegramm geschickt an Mr. Johnstone. Er wollte heiraten mir, aber ich telegraphte an ihn, ich könnte es nicht. O, es tut mir so leid wegen ihn, er ist ein so guter, sehr guter Mensch.

Das ist die confession, Ich Ihnen machen wollte. Und nun kommt ein proposition.

Ich habe telephoniert mit dem Botschafter in Berlin heute morgen. Ich habe ihm gesagt, Ich habe getroffen einen Mann wie Sie, ein guter Professor für eine von unsere Universitäten in Geographie mit die besten Zeugnisse. Ob wir nicht Sie können rufen. Er meint, wir können.

Lieber Doktor. Kommen Sie morgen mittag zu mir, damit wir können besprechen das. Montag reise ich ab mit steamer. Am liebsten nähme Ich Ihnen gleich mit. Aber ich glaube, das ist für Ihren Geschmack zu amerikanisch. Deutsche Mädchen würden das nicht tun. Sie sind nicht so emanzipiert wie die Amerikanerinnen. Sie lieben es mehr, der Mann soll tun, und sie wollen sich lehnen an ihm. Sie sind ‚anschmiegsam'. Aber ich kann es auch und wenn ich es nicht kann, will ich versuchen es zu lernen. Wir müssen beide

ein wenig tauschen unsere Ansichten. Ich muß werden ein bißchen mehr deutsch, und Sie ein bißchen mehr amerikanisch. Wollen Sie?

Aber ich bin auf andere Seite wieder schlecht. Ich habe gelügt und gestohlen. Ich habe der Landlady gesagt, Sie hätten gearbeiten solange und habe einen Brief von Ihnen genommen von die Erde, und das andere hat mir erzählt die Landlady.

So nun wissen Sie alles.

Ihre

Alice S. Granton.

P. S. Ich schäme mir, zu senden diesen Brief an Sie. Aber Ich sende ihn doch. — Und Ich muß Ihnen sagen noch eins. Ich habe geweinen, geweinen die ganze Sonntagnacht so schrecklich viel, weil ich Ihnen gesagt hatte, ich wollte sprechen kein Wort zu Ihnen. Und Sie hatten mich doch getragen durch Wind und Schmutz und alles."

Als Doktor Jerum diesen Brief zu Ende gelesen hatte, wußte er zuerst nicht, wie ihm geschah. Beim zweitenmal war ihm, als hörte er die Engel im Himmel singen, und beim drittenmal drückte er die Hände vors Gesicht. Zwei große Tränen rannen durch seine Finger und leckten in das Spatenglas hinunter.

„Donner, Jerum, was ist Ihnen?" fragte der Assessor erschrocken. „Schlechte Nachricht?"

„N—nein," sagte Jerum. „Es scheint — ich werde eine Berufung bekommen — nach Amerika — als eine Art — Austauschprofessor."

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 25. Juni 1910.

Der Ministerwechsel in Preußen — Die Enzyklika-Bewegung.

Die Veränderungen im preußischen Staatsministerium haben sehr merkwürdige Wirkungen mit sich gebracht. Wie diese Veränderungen gemeint waren, darüber kann bei Leuten, die nicht immer nur an Parteiangelegenheiten denken, sondern sich nüchternen Sinnes zunächst einmal über das rein Tatsächliche zu unterrichten suchen, eigentlich kein Zweifel sein. Als Herr v. Bethmann Hollweg an die Stelle des Fürsten Bülow trat, behielt das preußische Ministerium in der Hauptsache seine Zusammensetzung. Schließlich aber hat der Ministerpräsident in dem Zeitraum von einem Jahre die Erfahrung machen müssen, daß das Regierungsprinzip, nach dem Fürst Bülow damals dem König bestimmte Männer als seine Mitarbeiter vorgeschlagen hatte, notgedrungen ein andres geworden ist, nicht weil Herr v. Bethmann es so gewollt hat, sondern weil das Verhalten der Parteien ein Weiterarbeiten auf der vom Fürsten Bülow gelegten Grundlage völlig unmöglich gemacht hat. Herr v. Bethmann hat die Blockpolitik Bülows liquidiert, nicht aus freier Entscheidung, sondern weil er es mußte, wenn ihm Auflösungen der parlamentarischen Körperschaften nicht als geeignete Mittel erschienen, um die Lage nach seiner Überzeugung besser zu gestalten. An sich bedeutet aber dieses notgedrungene Verlassen der Blockpolitik in der Praxis noch keine Unterwerfung unter die neue Parteigruppierung im Reichstage und Landtage. Herr v. Bethmann hat, wie man sein Verhalten auch sonst kritisieren mag, unzweifelhaft Anspruch darauf, daß wenigstens wahrheitsgemäß berücksichtigt wird, was er gesagt und als seine eigne Absicht bezeichnet hat. Auf dieser Grundlage mag denn eine gewissenhafte Kritik frei ihres Amtes walten. Der Reichskanzler hat offen erklärt, daß er bei der Verwirrung und Verhetzung, die zwischen den Parteien nach der verunglückten Reichsfinanzreform Platz gegriffen hat, vor der Hand für unmöglich hält, sich auf bestimmte Parteien zu stützen, daß er aber versuchen will, durch ein über den Parteien stehendes Regiment — also, wenn man so sagen darf, durch sachliche Tüchtigkeit und praktische Leistungen — die Regierungsgeschäfte über die Zeit der Schwierigkeiten und Wirren hinwegzuführen, so daß wieder Beruhigung und Vertrauen eintreten kann. Es ist in diesem Zusammenhange nicht der Ort zur Erörterung der Fragen, ob dieser Gedanke — an den praktischen Möglichkeiten gemessen — richtig war und ob die bisherige Ausführung der Absicht entsprach. Wir wollen hier nur versuchen, dem Reichskanzler gerecht zu werden. Geglückt ist Herrn v. Bethmann die Ausführung seiner Absichten in der inneren Politik zweifellos bisher nicht, und darüber ist er sich selbst natürlich vollkommen klar. Er hat die Erfahrung machen müssen, daß er doch immer wieder in das parteipolitische Getriebe hinabgezogen wurde, ja noch schlimmer, daß die neue parlamentarische Mehrheit in höherem Grade, als es je zuvor denkbar schien, die Regierung zu beherrschen und nach ihrem Gefallen fortzutreiben schien. Um so mehr muß man anerkennen, daß Herr v. Bethmann den Versuch, an seinem eignen Programm festzuhalten, nicht aufgegeben hat. Unerschüttert durch die Mißerfolge und die Verwirrung der Parteiverhältnisse legte er sich die Frage vor, ob er denn auch für seine Ziele die geeigneten Mitarbeiter habe, ob die Ressortminister wirklich Männer seien, die durch die Art ihrer Geschäftsführung, durch die Rührigkeit in der Erfüllung der praktischen Aufgaben ihrer Verwaltung, durch das sichtbare Hervortreten eines besondern Maßes von Arbeitskraft, Erfahrung und eignen Ideen fähig seien, das öffentliche Interesse von dem reinen, unfruchtbaren Partei-

gezänk einigermaßen abzulenken und dadurch die Möglichkeit für das Einlenken in die Bahnen einer ruhigeren politischen Entwicklung zu schaffen.

Wenn man sich diesen Gedankengang vergegenwärtigt und sich daraufhin sowohl die ausgeschiedenen als auch die neuernannten Minister näher ansieht, braucht man, wie wir meinen, nach dem Schlüssel zu der Bedeutung dieses Ministerwechsels nicht lange zu suchen. Es ist vollkommen müßig, nach Meinungsverschiedenheiten in besonderen Einzelfragen zwischen dem Ministerpräsidenten einerseits und den Herren v. Moltke und v. Arnim anderseits zu forschen. Gänzlich fern liegt es uns, verdienstvollen und hochbegabten Männern etwas anhängen zu wollen; wir wissen sehr wohl, daß Persönlichkeiten sich in der verschiedensten Art betätigen können und daß gelegentlich als besonders glückliche Veranlagung gelten kann, was in einer andern Lage als Mangel empfunden wird. Wer aber jemals in der Lage gewesen ist, sich ein Bild von der Persönlichkeit der beiden ausgeschiedenen Minister zu machen, und damit die Anforderungen vergleicht, die wir vorhin als ungefähr den Ideen des Ministerpräsidenten entsprechend umschrieben haben, dem wird ohne jede parteipolitische Inspiration ohne weiteres klar sein, warum sich Herr v. Bethmann von den Herren v. Moltke und v. Arnim getrennt hat.

Der Parteigeist stellt solche Überlegungen nicht fest, weil sie allerdings aus dem Rahmen dessen herausfallen, wofür sich Parteien allein zu interessieren pflegen. Statt, wie es *richtig* ist, — wir übernehmen die volle Verantwortung für diesen Ausdruck, — den Ministerwechsel als einen neuen Versuch des Herrn v. Bethmann anzusehen, sein Programm gegenüber der Herrschaft des schwarz-blauen Blocks zur Geltung zu bringen, gibt man dem Ereignis die Bedeutung einer Kapitulation vor dem schwarz-blauen Block. Bei der Beweisführung geht es freilich ohne Verrenkungen und sogar Fälschungen der Tatsachen nicht ab. Wir werden plötzlich belehrt, daß Herr v. Moltke eigentlich beinahe ein liberaler Mann gewesen sei. Für die blöde und dumme Parteiverhetzung, die den Urteilslosen und Unerfahrenen einzureden versucht, ein Konservativer müsse immer ein beschränkter Kopf sein, ist es natürlich eine leichte Arbeit, einen Mann von hoher Intelligenz und anerkannt vornehmem Charakter zu einem Liberalen zu stempeln, sobald er nicht in allen Fragen die Vorurteile zeigt, die man bei einem Konservativen voraussetzt. Herr v. Moltke hatte in seiner Persönlichkeit vieles, was eine vermittelnde Wirkung auf Parteien ausüben konnte, die ohnehin zur Verständigung geneigt waren; darum wurde er auch unter Bülow Minister, obwohl sich schon damals zeigte, daß seine Neigungen im Grunde reaktionärer waren, als es sich mit den Absichten der Gesamtregierung vertrug. Wenn aus der überaus matten und lahmen Verteidigung, die er dem Wahlrechtsgesetzentwurf zuteil werden ließ, jetzt gefolgert wird, er habe mit den liberalen Bestrebungen sympathisiert, so ist das ganz willkürlich. Man macht ihn sogar zu einem Anhänger des geheimen Wahlrechts, obgleich das notorisch falsch ist. Logischer ist die Folgerung des Ministerpräsidenten, der sich sagte, diesem Minister sei nicht die genügende Aktivität eigen, um der Regierung durch den starken Eindruck fachmännischer Tüchtigkeit über eine schwierige Zeit hinwegzuhelfen.

Ähnlich lag die Sache bei Herrn v. Arnim. Hier hat man direkt zur Lüge gegriffen, um die Person des ausgeschiedenen Ministers gegen den Ministerpräsidenten auszuspielen. Herr v. Arnim soll bei der Durchführung seiner Polenpolitik auf den Widerstand des Herrn v. Bethmann gestoßen sein. Also eine Wiederholung der unwahren und längst widerlegten Ausstreuung, Herr v. Bethmann habe dem Grafen Aehrenthal die Nichtanwendung des Enteignungsgesetzes zugesagt. Es ist über alle Maßen frivol, wie hier die Haltung des Herrn v. Bethmann in der Polenfrage in ihr Gegenteil verkehrt wird.

Noch bezeichnender für die Tendenz, die bei der Beurteilung des Ministerwechsels verfolgt wird, ist das Urteil über die neuen Männer. Die Ernennung der Herren v. Dallwitz und v. Schorlemer wird als Zeichen dafür angesehen, daß der Reichskanzler sich ganz dem schwarz-blauen Block verschreiben wolle. Denn Herr v. Dallwitz ist ja ein Konservativer, der seinerzeit im preußischen Abgeordnetenhause als Mitglied der konservativen Fraktion saß und sogar zu den „Kanalrebellen" gehörte. Ja, wen sollte denn aber Herr v. Bethmann dem König zum Minister vorschlagen? Können denn die unzufriedenen Kritiker einen geeigneten Mann nennen? Wir begreifen vollkommen, daß die liberalen Parteien mit Unwillen auf die Tatsache verweisen, daß es in Preußen unter den für hohe Verwaltungsposten in Frage kommenden Männern keine liberalen mehr gibt; wir begreifen, daß sie sich rühren wollen, um das zu ändern. Aber erstens ist zu bedenken, daß es sich hier um die selbstverschuldeten Folgen alter Sünden der liberalen Parteien handelt, und zweitens kann man doch nicht in diesem Augenblick von dem Ministerpräsidenten verlangen, daß er Früchte von einem Baum pflückt, den man rechtzeitig zu pflanzen unterlassen hat. Soll er etwa seine Vertrauensmänner unter den liberalen Parlamentariern wählen? Abgesehen davon, daß es auch unter diesen wohl kaum eine geeignete Persönlichkeit geben dürfte, hieße das doch eine geradezu unsinnige Politik treiben. Man kann die Minister aus einer parlamentarischen Mehrheit wählen, man kann in ruhigen Zeiten als Übergang ein sogenanntes Koalitionsministerium bilden, man kann endlich die parlamentarischen Verhältnisse ganz ignorieren und sich ganz fern von parteipolitischen Erwägungen halten. Aber man kann nicht in Zeiten, in denen die Parteien völlig miteinander verkracht sind, ausgesprochene Parteimänner einer Minderheit zu Ministern machen. Herr v. Bethmann konnte sich bei der Wahl seines Kollegen nicht nach der Parteistellung, sondern nur nach der Persönlichkeit und der Art ihrer Leistungen richten. Er wählte einen Mann, den er nach seinen Leistungen für den besten unter den verfügbaren Verwaltungsbeamten halten mußte und der, obwohl früher einmal konservativer Parlamentarier, inzwischen in einem selbständigen Verwaltungsamt — nämlich als anhaltischer Minister — den allgemein anerkannten Beweis geführt hat, daß er über den Parteien zu stehen und mit allen Parteien umzugehen versteht. Wir heben das hervor, nicht um Herrn v. Dallwitz vor der Zeit herauszustreichen, — denn wir wissen nicht, ob er uns nicht vielleicht enttäuscht, — sondern um zu zeigen, wie die abfällige Kritik dieser Wahl offenbar nicht sachlichen Gründen, sondern einem unverkennbaren Übelwollen gegen Herrn v. Bethmann entspringt. Nun bleibt es ja jedem unbenommen, ein so scharfer Gegner des jetzigen Reichskanzlers zu sein, wie er es für richtig hält, und auch wir behalten uns das Recht zur Kritik jederzeit vor, aber in der Praxis sollte man nicht ganz an der Frage vorbeigehen, was man eigentlich erreichen will und kann. Es kann einem schärfer Nachdenkenden, auch wenn er Herrn v. Bethmann manches vorzuwerfen hat, nicht entgehen, daß vieles, was man diesem Reichskanzler persönlich auf das Kerbholz schreibt, von den Parteien selbst und den Verhältnissen verschuldet wird. Man kann überzeugt sein, daß das auch an den Stellen, auf die es ankommt, richtig erkannt wird. Eine positiv gerichtete, geschlossene Opposition könnte ja vielleicht einen Kanzlerwechsel herbeiführen, aber was sich jetzt als gewaltige Opposition gebärdet, ist ja nur ziellose, kraftlose Mißstimmung, die gerade stark genug ist, um allerlei Gefahren zu bergen und allerlei Unheil anzurichten, die aber ein positives Ziel niemals erreichen und mit der kein Kanzler, er heiße wie er wolle, etwas anfangen kann.

Was nun den neuen Landwirtschaftsminister, Herrn v. Schorlemer, betrifft, so ist natürlich das Verlangen groß, den gläubigen Katholiken, den Sohn des

einstigen berühmten Zentrumsführers als einen Beweis dafür auszuspielen, daß Herr v. Bethmann nicht nur den konservativen, sondern auch den klerikalen Flügel des schwarz-blauen Blocks an sein Herz drücken will. Leider geht das nicht so einfach. Denn Herr v. Schorlemer ist bekanntlich dem Zentrum tief verhaßt, weil er der Partei ablehnend gegenübersteht und sich für die nationalkatholische Bewegung und die deutsche Vereinigung interessiert, und das noch dazu, ohne daß es möglich ist, ihn als bloßen „Taufscheinkatholiken" zu verdächtigen. Aber es läßt sich schließlich alles machen, und so hat man denn die Wendung gefunden, Herr v. Schorlemer sei zum Minister ernannt worden, um ihn dem Zentrum zu Gefallen aus der Rheinprovinz zu entfernen. Diese Behauptung ist perfide und blödsinnig zugleich, aber es gibt nichts, was dumm genug ist, wenn es nur den nächsten Zweck erfüllt, den Reichskanzler als einen Sklaven des schwarz-blauen Blocks hinzustellen. Wer sich noch einen Rest von Überlegung bewahrt hat, wird erkennen, daß dem Zentrum damit gar nicht gedient sein kann, wenn sein Gegner aus einer überwiegend katholischen Provinz in eine Zentralstelle befördert wird, die einen größeren Einfluß auf die Staatsregierung gestattet und mit wichtigen Aufgaben der Polenpolitik betraut ist. Das Zentrum selbst ist wieder einmal klüger als seine Gegner. Nachdem sein führendes Blatt zuerst offen seine unangenehme Überraschung hatte durchblicken lassen, hat es sich auf die bewährte Taktik besonnen, an einer unabänderlichen Tatsache zunächst einmal das Gute anzuerkennen; es erklärt sich befriedigt, daß einmal ein gläubiger Katholik Minister geworden ist. Statt dieses durchsichtige Spiel richtig zu bewerten, sekundieren die zentrumsfeindlichen Organe ihren Gegner, indem sie das Verlegenheitslob für bare Münze nehmen.

Eine ähnlich, dem Zentrum günstige Wirkung wird erreicht, wenn jetzt auch aus dem Verlauf der Enzyklikabewegung dem Reichskanzler ein Strick gedreht werden soll. Daß die Protestbewegung nicht abflaut, sondern weiter anschwillt, hat ja eine erfreuliche Seite. Es zeigt sich, daß das evangelische Deutschland für die Beschimpfungen seines Bekenntnisses ein lebhaftes Empfinden hat. Das zeugt von dem spontanen Hervorbrechen idealer Gesinnung und wird auch in billig denkenden katholischen Kreisen verstanden und gewürdigt werden. Nebenher gehen bedauerliche Erscheinungen. Wenn in vatikanischen Organen und in der Zentrumspresse der Rückzug der Kurie zu vertuschen und zu beschönigen, ja mit geradezu zynischen Ausführungen zu leugnen gesucht wird, so gab es auf evangelischer Seite nur eine Antwort. Sie lautete: „Hier haben wir die amtliche, förmliche Erklärung der im Namen und im Auftrage des Oberhaupts der katholischen Kirche sprechenden Behörde; sie ist für uns allein maßgebend, und wir sehen aus dem direkten Verbot der Veröffentlichung der Enzyklika in Deutschland, daß man dort den begangenen Fehler einsieht und den Frieden will. Ihr angeblichen Verfechter der Sache der katholischen Kirche seid es, die im Widerspruch mit dem Wort und der Tat eures Oberhaupts den Streit wieder aufrührt und, um das zu erreichen, euch nicht scheut, eure höchste Autorität des Wortbruches, der Doppelzüngigkeit, der nichtswürdigsten Verletzung von Treue und Glauben zu zeihen. Nicht wir tun das, aber ihr wollt es so, und danach werden wir uns richten". Das wäre eine angemessene Antwort gewesen. Aber dann hätte man ja anerkennen müssen, daß Herr v. Bethmann etwas erreicht hätte und daß es nicht darauf ankommt, daß die Konfessionen sich gegenseitig totschlagen, sondern ihre Rechte abgrenzen. Das durfte beileibe nicht geschehen. Und darum hieb man auf die eigene Regierung los und tat den klerikalen Hetzern den Gefallen, sie als siegreiche Herren der Lage hinzustellen. Auf die bloße Behauptung des Gegners

hin bekennt man sich freiwillig geschlagen und verraten, verraten von der eigenen Regierung. Warum? Ja wie sollte man sonst das heilige Recht des deutschen Staatsbürgers, unzufrieden zu sein, in diesem Falle geltend machen? Und schließlich nimmt man ja mit dem magersten Gaul vorlieb, wenn man nichts anderes vor den Parteikarren zu spannen hat.

Berühmte Väter. Das pathetische Wort von Jean Jaques Rousseau: „Wenn ich so unglücklich wäre, als Prinz geboren zu sein ..." fällt mir unwillkürlich ein, wenn ich an die heimliche Tragik der Söhne berühmter Väter denke. Sie erscheinen als die natürlichen Schüler des Meisters, als die berufenen Hüter des Erbes, oftmals auch des geistigen Erbes. Was andere nur erträumen oder mit eigener Kraft erzwingen müssen, ist ihnen mühelos beschert; sie haben den Platz an der Sonnenseite des Lebens inne. Es frägt sich aber, ob dieser scheinbare Segen für die glücklichen Erben berühmter Väter nicht doch ein Verhängnis ist. Die Geschichte bestätigt diese Annahme, als bekanntes Beispiel wird Goethes Sohn genannt. Noch eindringlicher sprechen die zahlreichen sichtbaren Fälle aus den Reihen der Lebendigen. Der Sohn tritt in die Fußtapfen des berühmten Vaters, die Wege sind für ihn geebnet, der Lorbeer soll auch des Sohnes Stirne kühlen. Die volle Sonne des Ruhmes ruht auf der überlebensgroßen Gestalt des Vaters, der Schatten fällt auf die anderen. Von dem Sohn des Genius wird womöglich noch Größeres verlangt. Er wird mit einem ungeheuren Maßstab gemessen, der nicht der seinige ist. Seine Persönlichkeit hat kein Recht auf sich. Die Tradition lastet zu schwer auf ihm. Wenn der seltene Fall sich ereignet, daß er wirklich mit den ungewöhnlichen Gaben des Vaters ausgerüstet ist, so hat er selbst dann noch schwer zu tragen und schwer zu kämpfen, um sich frei zu machen. Frei von Vorurteilen, frei vom Epigonentum. Gibt er sich unabhängig, so fällt seine natürliche Kleinheit, die erst des geistigen Wachstums bedarf, neben dem Riesenpapa auf, und er ist von vornherein geliefert. Setzt er das Werk seines Vaters fort, wird er zum Nachahmer gestempelt, während es den Fremden nicht zum Vorwurf gereicht, wenn sie als Schüler aus den Lorbeeren des Meisters ihren eigenen Siegerkranz flechten. Ist das Genie nicht der Gipfelpunkt der Entwicklungslinie einer Generation? Wirkt hier nicht ein geheimnisvolles Naturgesetz, das kein Aufwärts mehr gestattet? Jeder andere würde mit dem Durchschnittstalent, das dem Sohne zufällt, Wucher treiben können und damit Erfolge und Ehren einheimsen. Für den Sohn aber ist dieses kärgliche Pfund zu wenig. Gut für ihn, wenn der enttäuschte Ehrgeiz und die verletzte Eitelkeit ihn nicht mit Kleinmut und Erbitterung erfüllen, wenn ihn sein Schicksal nicht aus dem glänzenden Hause des Ruhmes fortgescheucht, in die Dunkelheit eines verächtlich bemitleideten Daseins. Ach, wenn ich so unglücklich wäre, als Sohn eines berühmten Vaters geboren zu sein ...

Die menschliche Tragödie reckt sich vor uns auf, riesengroß. Der Nachkomme, zur Ehrfurcht erzogen, sieht sich plötzlich in den geistigen Kampf gegen seinen Vater gedrängt. Er will bestehen, er will sich selbst behaupten, will sich betonen, will schaffen, will Werke hervorbringen, die Zeugnis von ihm ablegen. Einer steht ihm im Wege, der große Vorgänger, der sein Vater war, und dessen Name nur mit zärtlicher Verehrung ausgesprochen wird. Und nun erscheint ihm dieses göttliche, geliebte Haupt hassenswert, ein unbarmherziges Götzenbild, das ihm den Weg versperrt, und dem er, einem finsteren Schicksal zufolge, sein Dasein opfern müßte. Um Sieger in dem ungleichen Kampf zu bleiben, müßte er, der

Sohn, diesen Götzen stürzen, die Ehrfurcht aus den Herzen der Nachwelt reißen, das Andenken vernichten, und auf dem Trümmerfeld des väterlichen Ruhmes seine neuen Altäre errichten, auf denen er selbst dereinst thronen würde, ebenso geliebt und gehaßt, wie sein eigener Vater von ihm erfahren. Aber er ist nur der Sohn des großen Mannes, und sein Arm, der den Hammer führen soll, sinkt schlaff nieder ... Andere werden den Streich vollbringen!

Ein Dichter hat sich dieses Stoffes bemächtigt. „Die törichte Welt" (Verlag von Schuster u. Löffler, Berlin), so heißt der Roman, darin Walter von Molo das Schicksal dieser ruhmlosen Helden behandelt. Es ist kein Schlüsselroman, sondern ein ernstes, um seiner selbst willen geschaffenes Kunstwerk; wenn man aber will, dann kann man zu seinen Gestalten Parallelen im wirklichen Leben der Gegenwart finden. Diese tragischen Naturen treten im Werk sehr zahlreich auf; aus allen freien Berufen, die auf Persönlichkeit und Begabung gegründet sind, begegnen wir in dem Buch einem Repräsentanten, der mit diesem heimlichen Fluch beladen ist. Die Witwe des großen Komponisten Heltberg verwaltet das Andenken des verewigten Meisters und verteidigt es selbst gegen die eigenen Söhne, von denen der eine, Tom, Skeptiker und Philosoph wird und sich in den aussichtslosen Kampf nicht einläßt, wogegen der willensschwache Bruder Ludwig als Komponist den Ruhm des Vaters auf sein eigenes Haupt sammeln will. Der Erfolg der Oper ist fast schon gesichert, da gibt die Mutter selbst das Zeichen des Mißfallens, und das Schicksal des jungen Komponisten ist besiegelt. Wir lernen den großen Chirurgen Lorenz Rothe kennen, er ist ein edelmütiger Helfer der Menschheit, er verdient Millionen und verausgabt sie für Kunstwerke und Wohltätigkeit. Er hinterläßt seinem nachstrebenden Sohn nicht einmal das Amt, denn er hat dessen Schwäche erkannt, und will die Kranken nicht seinem Messer ausliefern. Man komte bei ihm an den amerikanischen Milliardär Carnegie denken, der den Satz vertritt, daß Reiche arm sterben sollen, daß sie all ihr Vermögen bei Lebzeiten anwenden mögen, und daß ein Geschäft nicht dem Sohn, sondern dem besten Gehilfen übergeben werden müsse, wenn es florieren soll. Professor Rothes bester Gehilfe war Assistent Reimann, der einzige geniale Kopf unter der jüngeren Nachfolgerschaft. Aber der junge Rothe begeht Ideendiebstahl an ihm und schwingt sich mit unlauteren Mitteln zum Nachfolger des großen Vaters auf. Allein ihm fehlt der göttliche Funke, und das wird seine Tragödie sein. Alice Sören, die Tochter eines erblindeten Künstlers, ist Malerin. Sie scheint das Talent des Vaters geerbt zu haben. Dieser hatte seinem brennenden Künstlerehrgeiz sein Lebensglück geopfert, sein Weib ist daran zugrunde gegangen; erst die Blindheit macht ihn sehend, er hat das Größte hingegeben für das bißchen Ruhm und Eitelkeit, und er sehnt sich vergebens nach dem verlornen Lebensglück. Wird Alice das Rechte ergreifen? Sie ringt hart mit der Kunst: Ich lasse dich nicht, es sei denn, du segnest mich! Vergebens, sie wird es nicht zwingen. Sie legt Hand an sich. Wieder genesend, findet sie ihre Liebe zu Tom Heltberg, und damit das wahre Glück, an dem sie beinahe blindlings vorbeigegangen wäre. Hier ist ihr Ziel und innerer Halt, alles andere war Torheit. Der edle Graf Hazze ist ebenfalls angegriffen von dem Weltgift des Zweifels und der Unzufriedenheit. Seine Vorfahren haben auf den Schlachtfeldern Ehren eingeheimst; sehnlichst wünscht er den Krieg, und muß im Frieden faulen. In einem Wirbelwind treiben die Menschen umher, einem imaginären Ziele nach, das die Ehrsucht, die Eitelkeit und schlimmere Instinkte ihnen gestellt haben; das Glück steht dicht dabei mit vollen Gaben, aber es ist eine törichte Welt, sie geht anderen Idealen nach als denen der guten Menschlichkeit. So sehen wir überall Helden und Märtyrer mit

einem leisen Stich ins Komische oder Verächtliche, manche Fratze und Karikatur, wie die emanzipierte, dünkelhafte Gelehrte Eva Melbourn, das Leben schafft eben manchmal, oder vielleicht allzuoft, Fratzen und Karikaturen. . . . Dann aber steigert sich das Komische zur tragischen Wucht, die Mitleid erweckt und erschüttert, wie in dem Augenblick, wo die Witwe Heltberg, die Hüterin des Erbes, das Mutterherz entdeckt, und aus Leibeskräften Beifall klatscht, mitten in dem Hohngeschrei der Niederlage, die sie selbst herbeigeführt hatte. Von schlichter, ergreifender Größe ist die Erscheinung des Chirurgen Lorenz Rothe. Die Gesellschaftsbilder sind scharf gesehen, mit satirischer Kraft gezeichnet, die Form des Romans ist impressionistisch, lebendig, beweglich, voll huschender Lichter und tiefernster, bedeutsamer Hintergründe. Ich habe einen starken Eindruck davongetragen und freue mich über dieses hervorragende Werk des ernst strebenden Dichters.

Joseph Aug. Lux

Wippermanns Geschichtskalender. Der zweite Band des Jahrgangs 1909 dieses bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erscheinenden, allen Politikern und Zeitungsredaktionen unentbehrlichen Nachschlagebuches hat wieder eine Menge wichtiger Ereignisse und Vorkommnisse zu verzeichnen. Wir finden da u. a. die Stimmungsäußerungen nach dem Rücktritt Bülows, die erneute Diskussion über die „Daily Telegraph"-Affäre vom November 1908, die Fusionsbestrebungen der liberalen Linken, die Erörterungen der eben vollzogenen Finanzreform im Schoße der konservativen Partei, die zur Gründung einer konservativen Vereinigung und eines Deutschen Bauernbundes führen, die Kölner Osterversammlung katholischer Fanatiker, denen der sozialpolitische Trimborn, der konziliante Julius Bachem mit seiner „Kölnischen Volkszeitung" und das Gros der Zentrumspolitiker nicht katholisch genug sind, was wieder einmal den Streit darüber erneuert, ob das Zentrum eine konfessionelle oder eine politische Partei sein solle; das erste Auftreten des neuen Reichskanzlers und die Urteile der Presse über ihn, die Wahlniederlage der Konservativen im Königreich Sachsen und daran sich knüpfende Betrachtungen der „Grenzboten". Welterschütternde Ereignisse sind ja im vorigen Sommer nirgends vorgekommen, doch hat man immerhin Veränderungen wie den Ersatz Clemenceaus durch Briand, Mauras durch Moret, den Wechsel auf dem belgischen Throne, die Marine- und Militärunruhen in Athen sich zu merken, und aus dem einem Steuerbukett entsprungenen Konflikt des englischen Unterhauses mit den Lords kann sich eine Neugestaltung der englischen Verfassung entwickeln, die weit über die Grenzen des britischen Weltreichs hinaus wirken würde.

Carl Jentsch

Die Grundlagen des Papsttums. Es ist noch nicht solange her, daß man sich in Broschüren und öffentlichen Wortgefechten um die Frage stritt, ob Petrus, nach katholischer Überlieferung der erste römische Bischof, überhaupt in Rom gewesen sei. Heute gilt, wie z. B. Harnack in seiner Kaisergeburtstagsrede „Katholizismus und Protestantismus" (1907) hervorgehoben hat, die Anwesenheit des Petrus in Rom allgemein als eine wohlverbürgte Tatsache. Dagegen ist man noch weit entfernt von einer Einigung darüber, welche Stellung der Bischof von Rom in der Kirche der ersten Jahrhunderte eingenommen hat. Die bedeutendste und wichtigste Quelle sind die Äußerungen des Bischofs Cyprian von Karthago (248 bis 258). Aber gerade sie sind sehr verschieden gedeutet worden. Die einen finden, Cyprian habe einen Vorrang in der Rechtsprechung, einen Jurisdiktionsprimat Roms anerkannt, andere erklären ihn für den Vertreter einer reinen

Episkopalverfassung, also eines Nebeneinander ebenbürtiger Bischöfe mit Ausschluß jedes realen und aktiven Primates, und zwischen diesen beiden sich schroff gegenüberstehenden Gruppen gibt es noch eine dritte, mittlere Richtung. Wenn auch diese Gruppen nicht konfessionell geschieden sind, herrscht doch bei den Katholiken das Bestreben vor, „den ältesten Stimmen über das Ansehen der römischen Kirche einen möglichst vollen Klang und weiten Umfang zu geben" und nach dem beliebten Schema zu verfahren: Der Papst hat laut Dogma den Jurisdiktionsprimat, den Universalepiskopat und die Unfehlbarkeit. Also muß er sie von Anfang an gehabt haben und die Kirche muß sich dessen bewußt gewesen sein. Also sind auch jene Stellen oder Vorgänge in diesem Sinne zu verstehen.

Von solcher „Überwindung der Geschichte durch das Dogma" hält sich die neueste, peinlich abwägende und sorgfältig prüfende Untersuchung frei, die Hugo Koch, katholischer Professor der Theologie am Lyzeum Hosianum in Braunsberg, vor kurzem veröffentlicht hat („Cyprian und der römische Primat" in den „Texten und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur", herausgegeben von Harnack und Schmidt).

Indem Koch, wie es die wissenschaftliche Methode fordert, nicht vom Dogma ausgeht, sondern die Quellenstellen unbefangen prüft und daraus die dogmengeschichtlichen Schlüsse zieht, findet er, daß Cyprian ohne Schwanken und Unsicherheit Episkopalist vom Scheitel bis zur Sohle ist und einen Primat, ein Papsttum weder in der Dogmatik noch im Rechte kennt. Das Bischofsamt, die Fortsetzung der apostolischen Gewalt, ist nach ihm vom Herrn eingesetzt und zunächst (Matth. 16, 18 f.) dem Petrus allein übertragen worden. Später wurde es auf die übrigen Apostel ausgedehnt, die dadurch gleichstehende Kollegen Petri wurden. Petrus wurde nur darum zuerst bevollmächtigt, um deutlich zu zeigen, daß die Kirche eins sein soll. An die Stelle des einen ist nachher ein Kollegium von Amtsträgern getreten. Von Über- und Unterordnung, Oberbischof und Unterbischöfen kann keine Rede sein. Jeder Bischof hat eine ‚Portio gregis', einen Teil der großen Herde Christi, und ist für die Verwaltung nur Gott verantwortlich. Dem römischen Bischof kommt keine Ausnahmestellung zu. Nicht der Anschluß an ihn oder die römische Kirche entscheidet für die Rechtmäßigkeit und Katholizität, sondern der zur Einheit verbundene Episkopat. „Katholisch ist nicht römisch, sondern katholisch ist — wirklich ‚katholisch', d. h. allgemein." Der römische Bischof hat nur die Auszeichnung, daß er der Nachfolger des ersten Bischofs ist. Aber so wenig Petrus Primatrechte in Anspruch genommen hat, so wenig besitzt sie sein Nachfolger. Der Bischof ist — politisch veranschaulicht — Souverän seiner Gemeinde. Souverän der ganzen Kirche aber ist ‚der Episkopat', die Zneinsfassung der Gemeindesouveräne. Eine sichtbare oberste Spitze, ein Papst wird von Cyprian als Verzerrung des Katholizismus, als Anmaßung und Verfassungsbruch empfunden.

Cyprian aber ist in diesem Falle die abendländische Kirche. „Er verrät vom kirchlichen Leben seiner Zeit mehr als ein anderer Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte, er redet wiederholt programmatisch von der Kirche und ihrer Verfassung, vom Episkopat, seiner göttlichen Stiftung und seiner Stellung in der Kirche, und er enthüllt von seinem Kirchensystem gerade genug, um uns erkennen zu lassen, daß ein Rechtsprimat der römischen Kirche, ein ‚Papst', ein einziges sichtbares Oberhaupt darin keine Stelle hat. Und er hat dies Programm nicht bloß theoretisch entwickelt, sondern auch praktisch konsequent durchgeführt."

Koch hat keinen Anstand genommen, die geschichtlichen Konsequenzen zu ziehen. Das Dogma, daß Christus das Papsttum eingesetzt und daß es darum von Anfang an in der Kirche einen Rechtsprimat und Universalepiskopat, der von Petrus auf

den Bischof von Rom übergegangen sei, gegeben habe, steht mit der Geschichte in unversöhnlichem Widerspruch. Das Papsttum ist nicht von Christus und nicht vom Teufel (wie Luther wetterte) gestiftet, sondern ist ein Produkt der Geschichte, eine Schöpfung der Zeitverhältnisse und starker Persönlichkeiten. Die Anfänge des tatsächlichen Primates reichen weit zurück. Schon Cyprian zeichnet mehr das ideale, theoretische, rechtliche und dogmatische Verhältnis der Bischöfe als das wirklich vorhandene. An geistigen und materiellen Machtmitteln, an Intelligenz und Energie, an Leistungen und Verdiensten hatte die römische Kirche schon damals die andern überflügelt. Die Zukunft mußte ihr gehören. „Rom ist", wie Harnack sagt, „in der Geschichte der Kirche aus einer Schwester eine Mutter geworden, weil Rom allein Kraft und Mut besessen hat, andern Gemeinden zu sagen: Das müßt ihr tun.... Nicht aus Fälschungen entstehen Rechte, sondern aus der Kraft und der treu erfüllten Pflicht." Und Koch fügt hinzu: „Tatsachen gehen voran, Theorien hinken nach und müssen das Geschehene rechtfertigen, befestigen und ausbauen. Wer die Macht hat, der findet bald auch Rechtstitel, Beweise, Dokumente — Schriftstellen." — „Der Episkopalismus Cyprians hatte keine Zukunft, weil die Cypriane selten waren und beim Untergange der alten Welt und der alten Kultur ausstarben." Die Anfragen über kirchliche Gebräuche, Zeremonien, Disziplin mehrten sich und gingen naturgemäß nach Rom, der Hauptstadt der abendländischen Welt, dem Sitze des abendländischen Patriarchen, wo das reichste kirchliche Archiv war und die Kontinuität der Überlieferung am besten gewahrt werden konnte. Das war die Geburtsstunde der päpstlichen Gesetzgebung, der Dekretalen. Durch die Gründung von Konstantinopel und die Verlegung des Schwerpunktes der Reichsregierung nach dem Osten erstand zwar im Patriarchen von Neu-Rom ein Rivale, aber dafür bekam der römische Papst die Hände frei und konnte die kirchlichen Verhältnisse selbständig regeln, während der „Kaiserpapst" am Bosporus die Kirchenregierung selbst besorgte. „Als dann die junge Germanenwelt ihren trotzigen Nacken vor dem Kreuze beugte, war der Sieg des Papsttums entschieden. Denn sie empfing unter seiner Ägide die Güter des Glaubens und der Zivilisation zugleich und vergalt diese Wohltat jahrhundertelang mit dem Zoll echt germanischer Anhänglichkeit und Treue." „Auf den Trümmern der alten Welt und der alten Kultur hat das Papsttum seinen kirchlichen und weltlichen Thron errichtet und das ‚Imperium Romanum' fortgesetzt. Klug wußte es Segel und Wind zu nutzen. Der Fortgang war nicht immer so ehrlich wie der Anfang. Auch das, was der Franzose ‚corriger la fortune' nennt, ist ihm nicht fremd geblieben. Aber nicht gefälschten Dokumenten verdankt das Papsttum in der Hauptsache seinen Höhengang, sondern kraftvollen Vertretern seiner großen Idee."

Dieser kurze Bericht muß hier genügen, um auf die ehrliche und freimütige Arbeit aufmerksam zu machen. „‚Melius est, ut scandalum oriatur quam ut veritas relinquatur' hat der Heil. Bernhard und vor ihm Gregor der Erste gesagt. Wer das offen ausspricht, was er im ernsten Antlitz der Vergangenheit geschaut, was sich ihm in stillen Stunden der Arbeit als Überzeugung aufgedrungen hat, entgeht dem furchtbarsten Anathem, das es gibt, — dem Anathem der beleidigten Wahrheit und des gequälten Gewissens." So schließt Koch sein Vorwort. Das ‚Scandalum', der Konflikt mit seinen kirchlichen Behörden, wird ihm allerdings wohl nicht erspart bleiben. L.

Bücherliste

Luise, Königin von Preußen. Ein Lebensbild in Briefen und Aufzeichnungen der Königin und ihrer Zeitgenossen. Zusammengestellt von Paul Gärtner und Paul Samuleit. Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Ein ungemein lebensvolles Bild der unvergeßlichen Königin und deutschen Frau entrollt sich auf den Seiten dieses in blauer Seide geschmackvoll gebundenen Bandes. Sie ist es selbst, die zu uns spricht, in Briefen und Tagebuchaufzeichnungen. Die Verfasser haben nur den einleitenden und verbindenden Text geschrieben, die tages- und weltgeschichtlichen Ereignisse eingefügt, im übrigen aber aus den Briefen und Aufzeichnungen der Zeitgenossen, unter ihnen Goethes, das Bild der edlen Frau sich widerspiegeln lassen. Man gewinnt fast ein persönliches, unmittelbares Urteil, indem man die Königin gleichsam mit eigenen Ohren plaudern und sich anvertrauen hört, von der Brautzeit, durch die schweren Prüfungen hindurch, bis an das allzu frühe Ende. Und man erkennt, über alle Schätzung der Charakterzüge und der echten Menschlichkeit dieser Frau hinaus, welch eine vorzügliche, immer natürliche und freundwillige Briefschreiberin sie war.

Webberg, Dr. Hans: Sind die Aussprüche der Gebrüder Mannesmann nach Treu und Glauben in vollem Umfang zu rechtfertigen? J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 0.60.

Pudor, Dr. Heinrich: Deutsche Qualitätsarbeit. Felix Dietrich, Gautzsch bei Leipzig. M. 1.50.

Fiedler, Wilhelm Ernst: Die Maske herunter, Monismus! Oswald Mutze, Verlag, Leipzig.

Sonnenschein, Dr. Carl: Kann der moderne Student sozial arbeiten? Volksvereins-Verlag, München-Gladbach.

Sonnenschein, Dr. Carl: Die sozialstudentische Bewegung. Ferdinand Schöningh, Paderborn. M. 0.20.

Dienstag, Dr. Paul: Soziale Tendenzen im deutschen Studentenleben. Bavaria-Verlag, München.

Kullnick, Dr. Max: Theodore Roosevelt, Staats- und Lebenskunst. Karl Curtius, Berlin. M. 3.—.

„Mozart-Briefe." Karl Curtius, Berlin. M. 2.—.

Weinel, Prof. Heinrich: Ist das „liberale" Jesusbild widerlegt? J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 1.60.

Rickert, Prof. Heinrich: Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 2.50.

Münsterberg, Oskar: Chinesische Kunstgeschichte. 1. Band. Paul Neff Verlag, Eßlingen. M. 20.—.

Wielands Werke in drei Bänden. Bong & Co. Deutsches Verlags-Haus, Berlin. M. 6.—.

Seeliger, Ewald Gerhard: Zurück zur Scholle, Roman. Georg Müller, Leipzig. M. 5.—.

Laverrenz, Victor: Wir von der Kavallerie! Verlags-Anstalt „Kosmos", Berlin. M. 1.—.

Caroffa, Hans: Gedichte. Insel-Verlag, Leipzig. M. 2.50.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

„Grenzboten"

das Abonnement zum III. Quartal 1910 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jeder Buchhändler und jeder Briefträger entgegen. Preis 6 M.

Verlag der **Grenzboten** G. m. b. H. Berlin SW. 11.

Stellennachweis.

(Aus der Tages- und Fachpresse.)

Anfragen zu richten unter Beifügung von Rückporto an die Geschäftsstelle der „Grenzboten", Berlin SW. 11.

A. Für Akademiker.

1. **Pfarrstelle** (3600—7200 M.) Gemeinde Lüdenscheid.
2. **Hilfspredigers,** Nähe Braunschweigs.
3. **Hauslehrer,** Land, Mecklenburg.

B. Für pensionierte Offiziere.

4. **Bürgermeister** (3300 M.) Croppenstedt, Provinz Sachsen.
5. **Revisor** (2400 M.) Minden, Westfalen.
6. **Sekretär** (2300 M.) Wanne, Bez. Dortmund.

C. Für Damen.

7. **Erziehungsgehilfin,** Stettin.
8. **Lehrschwestern für Rotes Kreuz,** Lübeck.
9. **Erzieherin,** Land, Sachsen-Weimar.
10. **Kindergärtnerin** (für zwei kleine), Hameln.

Stellen-Gesuche.

Bis zu 8 Zeilen 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Dr. phil. („mit Auszeichnung") sucht dauernde Verwendung im **Schul- oder Bibliotheksdienst oder in der Presse.** Anfragen unter B. B. 819 an die „Grenzboten", Berlin SW. 11.

Ein gewandter, gut empfohlener Feuilleton-Redakteur für den 2. Platz sucht Anstellung. Anfragen unter H. K. 708 an die „Grenzboten", Berlin SW. 11.

Russischen Sprachunterricht erteilt wissenschaftlich geprüfte Dame. Anfragen unter J. G. 714 an die „Grenzboten", Berlin SW. 11.

Sachverständiger Rat in Bergwerks- und Berggerechtsams-Angelegenheiten, Gutachten, Rentabilitätsberechnungen, Revisionen usw. durch höheren Staatsbeamten a. D. Anfragen unter F. R. 711 an die „Grenzboten", Berlin SW. 11.

Hauser, Otto: Weltgeschichte der Literatur. 1. Band. Bibliographisches Institut, Leipzig. M. 10.—.

Huch, Ricardo: Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri, Roman. Insel-Verlag, Leipzig. M. 4.50.

Rodionow, J. A.: Unser Verbrechen. Aus dem Russischen von Victor von Rautenfeld. Jonck & Poliewsky Verl., Riga.

Zacher, Dr. Albert: Römisches Volksleben der Gegenwart. Julius Hoffmann, Stuttgart. M. 3.—.

Schneider, Dr. Karl: Jahrbuch über die deutschen Kolonien. G. D. Baedeker Verlag, Essen. M. 5.—.

Willkomm-Köhne, Bilder-Atlas des Pflanzenreichs. 5. Auflage. J. F. Schreiber Verlag, Eßlingen. Je M. 0.50.

Samassa, Paul: Der Völkerstreit im Habsburgerstaat. Dieterich'sche Verlags-Buchhandlung, Leipzig. M. 2.50.

Roll, Oberstleutnant Georg: Praktische Winke für den Pferdekauf. Schickhardt & Ebner, Stuttgart. M. 1.—.

Tausend und ein Tag. 4. Band. Insel-Verlag, Leipzig. Komplett in vier Bänden. M. 16.—.

Esebeck, Frhr. H. A. von: Unsere Pferde. Heft 41. Schickhardt & Ebner, Stuttgart. M. 1.80.

Kyser, Hans: Medusa. Tragödie in fünf Akten. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Kyser, Hans: Der Blumenhiob, Roman. S. Fischer, Verlag, Berlin. M. 3.50.

Stern, Maurice Reinhold von: Wilhelm Jordan. Ein deutsches Dichter- und Charakterbild. Hans Lüstenöder, Frankfurt a. M. M. 2.—.

Rylander, John William: Seevolk. Georg Merseburger Verlag, Leipzig. M. 2.50.

Huysmans, Karl Joris: Durchs Kloster in die Welt zurück. Deutsch von Dr. Albert Sleumer. Franz Borgmeyer, Hildesheim. M. 3.50.

Galton, Francis: Genie und Vererbung. Übersetzt von Dr. Otto Neurath. Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig. M. 8.50.

Schönenberger, Dr. med. Franz: Lebenskunst — Heilkunst 1. und 2. Band. Graphische Kunstanstalt, Förster & Borris, Zwickau. M. 14.—.

Achter Geschäftsbericht des Hilfsvereins der deutschen Juden. Hilfsverein der deutschen Juden, Berlin.

Krafft, Major: Die Aufgabe der Aufnahmeprüfung 1910 für die Kriegsakademie. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin. M. 1.50.

Wette, Hermann: Pfingstblaumen, Westfälische Gedichte. Fr. Wilh. Grunow, Leipzig. M. 1.—.

Der Rhein im Bild. Kunstausstellung in Mainz 1910. Mai—Juli. M. 0.50.

Matzdorf, Paul: Wander- und Spielbüchlein. Verlag Arwed Strauch, Leipzig. Ausg. A M. 0.10, Ausg. B M. 1.20.

Verantwortlich für den politischen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitischen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Das Heft 25 der

„Neuen Militärischen Blätter"

zeichnet sich durch einen für eine wöchentlich erscheinende Zeitschrift ungewöhnlichen Reichtum an interessantem Inhalt aus und bringt hierdurch Zweck und Ziel des Blattes, nämlich den deutschen Offizier über die verschiedensten Gebiete des militärischen Lebens in der ganzen Welt unterhaltend zu belehren und ihn über alle bemerkenswerten Neuerungen im Heerwesen aller Staaten dauernd auf dem Laufenden zu erhalten, besonders deutlich und erfolgreich zum Ausdruck. Wir beschränken uns darauf, zum Beweise vorstehenden Urteils kurz eine Inhaltsangabe des neuen Heftes zu geben:

Ewiger Frieden (Schluß). **Vom Berge Avala bei Belgrad. Das niederländische Offizierkorps.** (Von einem holländischen Offizier.) **Das englische Mittelmeerkommando. Der Tag des amerikanischen Soldaten. Zweijährige Dienstzeit, Jugendausbildung und Einjährig-Freiwillige in Italien. Neuerungen im Heeresetat 1911. Änderungen im Exerzierreglement der deutschen Feldartillerie. Neues vom französischen Heer. Reorganisation des rumänischen Heeres. Sport im belgischen Heer. Gegen die „Rage du nombre". Militärische Nachrichten** (Deutschland, Belgien, Brasilien, Frankreich, Großbritannien, Japan, Vereinigte Staaten von Amerika usw.). **Bücherbesprechungen.**

Verlag und Expedition: Berlin SW. 11.

Anzeigen-Annahme für diesen Teil beim **Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11,** Bernburger Straße 22a/23.

Fernsprecher: Amt VI, Nr. 6510. Telegramm-Adresse: Grenzboten, Berlin.

Für vorstehende Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

YD 11455

AP2
G1
L692
202778